This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

1351
21

Per. 1202 e. 31
21

Mittheilungen

und

Nachrichten

für die

evangelische Kirche in Rußland,

begründet

von

Dr. K. Chr. Ulmann,

Bischof, Vice-Präses des evang.-luth. General-Consistoriums in St. Petersburg,

herausgegeben

von

Dr. C. A. Berkholz,

Consistorialrath, Oberpastor zu St. Jacob in Riga, Assessor des Livl. evangel.-luth. Consistoriums.

Einundzwanzigster Band. Neue Folge: Zwölfter Band.

Jahrgang 1865.

Riga,

Verlag von **Nicolai Kymmel's Buchhandlung.**

Druck von W. F. Häcker in Riga. 1865.

Inhalt des einundzwanzigsten Bandes.

(Neue Folge: Zwölfter Band.)

Erstes Heft.

I. Abhandlungen und Aufsätze: Seite

1) Ueber Kirchen-Verfassung ꝛc., ein Votum von Pastor Kügler . . . . . 1.

2) Ueber Verkauf des Bauerlandes der livl. Pastorate, von Pastor Schwartz . . . . . 34.

3) Ueber Fürbitte für Verstorbene, von Superintendent Dr. Poelchau . . . . . 47.

II. Zur Literatur . . . . . 62.

Tholuck, Geschichte des Rationalismus ꝛc. — Palmer, Evangel. Hymnologie. — Kliefoth, das Buch Ezechiels.

III. Nachrichten . . . . . 74.

Merkwürdig. Mönche in der anglik. Kirche. Untersuchungen über das Alter des Menschengeschlechts. Vorstudien zur Philosophie auf Gymnasien empfohlen. Theoretische Erörterungen über das Kirchenregiment. Abendmahlsstreit in Pommern. Beneficien zur Gemüthlichkeit. Bischof Martin zu Paderborn. Falsche Nachrichten aus Livland in Berlin. Reiche Prälaten. Encyklika und Syllabus. Dito. Dito. Amtliche und private Aeußerungen. Cardinal Andrea. Türkisches Aufklärungsbudget. Wieder Syllabus. Mecklenburger Rekruten. Protestantenverein. Döllinger's bedenkliche Reden. Rom spricht. Israels und der Erlanger Theologie Zukunft in Kliefoth's Nachtgesichten.

Nachschrift . . . . . 95.

Zweites Heft.

I. Abhandlungen und Aufsätze:

1) Ist es jetzt an der Zeit? Zur Kirchenverfassungsfrage, von Pastor Hollmann zu Rauge . . . . . 97.

2) Die erste Synode zu Jerusalem, von Pastor A. Haken zu Tambow . . . . . 125.

3) Propst Wellig, eine Lebensskizze, von Pastor F. Tiling zu Bickern . . . . . 146.

4) Welche Geltung haben unsre Synodalbeschlüsse? Von Pastor Brasche zu Bartau . . . . . 156.

II. Zur Literatur . . . . . 161.

Hundeshagen, Beiträge zur Kirchen-Verfassungsgeschichte 1. Band.

III. Nachrichten . . . . . 168.

Dr. Ullmann und die Studien und Kritiken. Der päpstl. Syllabus. Prof. Messner's „Neue Evang. Kirchenzeitung", sehr zu empfehlen. Die kathol. Klöster in England. Ueber-

Seite

all große Bewegung schneidender Gegensätze. Heidenmission. Zur Judenfrage auch ein Votum. Die aggressiven Leistungen der röm. Kirche und die kath. Prälaten. Der Kirchenstreit zwischen Prof. Huschke in Breslau und seinen aufsässigen Pflegebefohlenen. Das Vorwort der Evangel. Kirchenzeitung für dieses Jahr. Kliefoth gegen Hofmann und die Erlanger Theologie.

Drittes Heft.

I. Abhandlungen und Aufsätze:
1) Ueber natürliche und offenbarungsmäßige Erkenntniß Gottes, von Past. adj. Marpurg in St. Petersburg 197.
2) Ueber die Baptistenfrage, von Pastor Rottermund in Libau . . . . . 213.
3) Ueber Dr. Rothe's „Zur Dogmatik", von Past. Brückner in Bessarabien . . . . . 230.
4) Fleischliche, seelische und geistliche Menschen . . . 248.
II. Zur Literatur . . . . . 252.
Unerquickliche Zustände. — Die Arbeiterfrage und das Christenthum, von v. Ketteler. — Caterina von Siena, von Dr. K. Hase. — Pietismus und Christenthum im Spiegel der äußeren Mission, von Langhans. — Die Vorbereitung auf das geistliche Amt, in Hengstenberg's Evangel. K.-Ztg.
III. Nachrichten . . . . . 268.
Theilnahme und Nichtwissen. Wallfahrten nach Trier. Neue Bearbeitungen des Lebens Jesu. Münkel's Zeitblatt. Mangel an Predigern in der Schweiz. Klöster in der anglik. Hochkirche. Die separirten Lutheraner und Prof. Huschke. Genf und sein neuer Bischof. Dr. Pichler's Buch in Rom verboten. Transparente in Rom. „Der Staat ohne Gott" und die Toleranz. Es bleibt beim Alten. Baur's Nachfolger in Tübingen und seine Anschauungen.

Viertes Heft.

I. Abhandlungen und Aufsätze:
Ueber christlichen Glauben und wissenschaftliche Bildung, von Consistorial-Rath Dr. Frommann . . . . 277.
II. Zur Literatur: . . . . . 359.
Palmer, Evangelische Casualreden. — Blume, Trost und Mahnung. — Krankheit und Heilung. — Bender, Alttestamentliche Lebensbilder. — Vorträge über die Propheten.
III. Nachrichten: . . . . . 372.
Wir hören, lesen und schreiben. Hofprediger Schwarz, Thesen mit Randbemerkungen. Pastor Knak's überflüssige Adresse. Ein dito „süße christliche Lust" und Prof. Guericke in Halle seufzt. Auch die Meffner'sche Neue Ev. K.-Ztg. legt gegen Knak Protest ein und wir sagen dazu Amen. Secte der Freidenker. Die theol. Facultät in München. Hegel in London. Klöster in Neapel. Populäre Vorträge

Seite

von Kahnis ꝛc. in Leipzig. Mehr als abgeschmackter Unsinn. Attestat über Prof. Dr. Baumgarten.

Fünftes Heft.

I. Abhandlungen und Aufsätze:
1) Zur kritischen Richtung unserer Zeit, von Pastor G. Brasche . . . . . 381.
2) Ueber die Prüfungen der Candidaten zum geistlichen Amt, vom Herausgeber . . . . . 396.
3) Einige Externa unserer Kirche, von Pastor Rottermund in Libau . . . . . 426.

II. Zur Literatur, vom Herausgeber . . . . . 439.
Deichert, Epistel-Predigten. — Nitzelnadel, Das Wissenswürdigste aus der Culturgeschichte. — Bender, Alttestamentl. Lebensbilder. — Schmid, Christliche Sittenlehre. — Fr. Arndt, Die Wiedergeburt.

III. Nachrichten, vom Herausgeber . . . . . 451.
Prof. Hofmann's Schriftauslegung. Neue Secte in Berlin. Selbstcommunion. Falsche Nachrichten. Sinaitischer Bibel-Codex. Neutralität der Aerzte in Kriegszeiten. Methodisten. Aus Mecklenburg. Schenkel-Streit. Pariser Madonnen-Cultus. Warum keine Monster-Proteste gegen das Duell? Die Vorschläge des „Protestantentages" und ihre Achillesferse. Aus der Schweiz. Des Franzosen Urtheil über die vielen Feste in Deutschland. Die Halben und die Ganzen. Past. Harms beurtheilt die Proteste. Einladung nach Rom. Urtheil über Baur's Kirchengeschichte des 19. Jahrh. Die projektirte Union. Die Genügsamkeit vor 300 Jahren. Das Herrnhuter-Muster im Schwarzwalde. Die klugen Leute. Das Lateinreden der Theologen in Sachsen. Die Conferenzen. Die Urtheile über den Altenburger Kirchentag. Aus Zürich. Wiseman und die Puseyiten. Die Breslauer separirten Lutheraner.

Sechstes Heft.

I. Abhandlungen und Aufsätze:
1) Der Theolog und der Christ, von Propst Döbner . 477.
2) Was hat eine Revision des lettischen Bibeltextes ins Auge zu fassen? von Pastor Bielenstein . . . 496.
3) Dialog über die baptistische Lehre, von H. Wendt 509.
4) Veranlaßte Bemerkungen über Predigen und Kirchenzucht, vom Herausgeber . . . . . 530.

II. Zur Literatur, vom Herausgeber . . . . . 545.
Dr. Pichler, Geschichte der kirchl. Trennung II. Bd. — Grau, Semiten u. Indogermanen. — Bluntschli, Alt-Asiatische Gottes- und Weltideen. — Der Beweis des Glaubens, Monatsschrift ꝛc.

III. Nachrichten . . . . . 557.
Correspondenz aus London von Ed. M—n.
Anzeige des Missionsblattes, herausgegeben von Hansen und Vogel.

I.

Abhandlungen und Aufsätze.

1.

Auch ein Votum über Kirchen-Verfassung, namentlich über die Ausgestaltung der Synode.

Vortrag auf der Livl. Provinzialsynode zu Fellin 1864, gehalten von Pastor **Kügler** zu Salisburg.

Die Frage über eine zweckmäßige und selbstständige Organisation der Kirche ist namentlich in unserer Zeit eine Lebensfrage geworden. Doch ist sie nicht die Lebensfrage, zu der sie Viele machen wollen, namentlich Solche, die aus der neuen Form das neue Leben erwarten. Denn die Kirchenverfassung kann nie und nimmer die Heilsordnung überbieten, die Verfassung nicht selig machen. — Wir wissen, daß die Schäden, welche in unseren Gemeinden vorhanden sind, in ihrem tiefsten Grunde nicht durch irgendwelche Maßnahmen der Menschen, nicht durch äußere Formen der Verfassung geheilt werden können. Wir wissen, daß es nur der Herr im Himmel ist, der heilend und helfend wirken kann und wird zu der Zeit und Stunde, welche er in seiner Weisheit hat zuvor ersehen. Wir wissen, daß die Lebensströme Gottes fließen in seinem heiligen Worte und Sakrament, und daß der Segen nicht ausbleiben kann, wenn wir verordnete Diener des Amts selbst in richtiger

Stellung zu Chriſto ſtehend, in voller Hirtentreue gegen die uns anvertrauten Gemeinden ihm uns ganz zu Gebote ſtellen. Tüchtige Paſtoren ſind die beſte Kirchenverfaſſung. — Unſer Herr Jeſus Chriſtus hat wohl eine klare Lehre für alle Zeiten gegeben, aber nicht für alle Zeiten maßgebende Beſtimmungen über die Verfaſſung und ihre Ausgeſtaltung. Die Kirche Chriſti iſt nicht gebaut auf dieſe oder jene Verfaſſungsform, ſondern auf den ewigen Fels Jeſus Chriſtus. — Es iſt wohl ein göttliches Gebot, die ganze Wahrheit zu verkündigen, denn davon hängt das Heil der Seelen ab, aber es hängt wahrlich nicht das Heil der Seele davon ab, daß, wie es jetzt erſtrebt wird, ſämmtliche Gemeindeglieder und vollends die noch Unbekehrten und Unbewährten, ja die Zuchtloſen und Widerſprecher des Glaubens zu Regierern über die Predigt des Glaubens und die Verwaltung der Sakramente gemacht werden.

Die lutheriſche Kirche hat daher kein ausgebildetes Dogma über die Verfaſſung. Auf dieſem Gebiete hat ſie die Freiheit und die Zweckmäßigkeit herrſchen laſſen. — Und die innere Lebensgeſchichte der lutheriſchen und reformirten Kirche beweiſt, daß nicht nothwendig Presbyterien und Synoden das wahre Leben ſchaffen. Denn viele Gemeinden ſind in tiefem geiſtlichen Schlafe geblieben, auch da, wo Presbyterial-Verfaſſung war. Der Name Presbyter und Diacon blieb in vielen Fällen nur Titulatur ohne Inhalt. Die Perſönlichkeiten voll Geiſt und Leben ſchaffen Leben.

Doch ſoll damit nicht geſagt werden, daß die Verfaſſung etwas **Beliebiges** oder **Gleichgültiges** wäre. Denn, kann ſie auch nicht ſelig machen, ſo kann ſie doch dazu **beitragen**, daß der Weg zur Seligkeit erſchwert wird; ſie kann die Lebensſtröme theils hindern, aber auch dazu

helfen, daß ſie fröhlicher in alle Lebensgebiete fließen. — Daher wird gewiß bei der Entſcheidung für eine neue kirchliche Verfaſſung die Frage von größter Bedeutung ſein, ob dieſe die Erhaltung reinen Worts und Sakraments zu befördern, ja die Wirkſamkeit dieſer Heilsmittel im Leben der Kirche zu unterſtützen geeignet ſei.

Daher iſt denn auch die Verfaſſungsfrage nicht ohne Grund in den Bereich unſerer Synodal-Aufgaben aufs Neue aufgenommen worden.

Auf der letzten Synode haben ſich zwei Richtungen geltend gemacht, die von P. Kauzmann repräſentirte; er nennt ſie die loyale, ich erlaube mir, ſie die radikale zu nennen, namentlich in ihrem Prinzip; und die von Hörſchelmann und von v. Dettingen repräſentirte: die conſervative, das Beſtehende ausbauende.

Kauzmann wünſcht allmählich eine totale Umgeſtaltung der Kirchen-Verfaſſung auf Grund des Gemeindeprinzips; er klagt über die Octroyirung unſeres Kirchengeſetzes, über die Bureaukratie des Conſiſtoriums, über die Einſeitigkeit und Halbheit der Synode, die völlige Unterdrückung der Gemeinde. Er wünſcht und fordert, die Gemeinde ſolle endlich zu ihrem Rechte kommen, denn ihr gebühre das Regiment, in ihr liege der Schwerpunkt. Sie ſoll ſich daher neu conſtituiren und zwar fürs erſte loyal von dem Kirchen-Convente aus durch Beſchickung frei gewählter Paſtoren und Laien-Deputirten in der gemiſchten Synode, auf der dann auch das Conſiſtorium zu wählen ſei u. ſ. w. Und damit dies geſchehe, ſollen wir im Verein mit der rigaſchen Synode an den Kaiſer petitioniren, daß er die Kirche ſich frei entwickeln laſſe.

v. Dettingen und Hörſchelmann warnen, daß wir uns hüten möchten vor Umwälzungen nach doctrinären oder

revolutionären Idealen; zeigen, daß es unſere Aufgabe ſei, in das hiſtoriſch Gegebene Leben zu bringen, die Verfaſſung auszubauen und zu entwickeln. — Auch ſie geben zu, daß in der lutheriſchen Kirche das gemeindliche Element noch durchaus nicht durchgängig zu der ſo wünſchenswerthen Entfaltung gekommen ſei, und ſtimmen darin überein, daß die Gemeinde zu lebhafterer Betheiligung an kirchlichen Angelegenheiten herangezogen, daß ihr noch mehr Gelegenheit gegeben werde, ihre desideria auszuſprechen und in geordneter Weiſe ihre etwaigen Beſchwerden geltend zu machen. Doch halten ſie die jetzt beſtehenden kirchlichen Ordnungen keineswegs dem Weſen der Kirche ſo widerſprechend, daß ſie den von unten zu bildenden Organen des Gemeindelebens nothwendig müßten zum Opfer gebracht werden. Namentlich weiſt Oettingen nach, wie bereits die Laien ihre Vertretung in dem Kirchen-Regimente in den angrenzenden Gebieten, ſowohl im provinziellen kirchl. Leben, als auch in der Local-Gemeinde haben. Beide ſind auch darin in der Hauptſache einig, daß das ſynodale Leben entwickelt werden und die Gemeinde daran ihre Betheiligung haben und exerciren ſolle. Sie differiren nur darin, ob aus den gegenwärtigen Synoden, die im Grunde nur provinzielle Paſtoral-Conferenzen ſeien, auf organiſchem Wege Elemente einer eigentlichen Synodal-Verfaſſung hergeſtellt werden können, oder ob neben ihnen gemiſchte Synoden von geiſtlichen und weltlichen Deputirten angebahnt werden ſollen.

Es ſei mir geſtattet, ehe ich mich über dieſe Frage entſcheide, mich erſt ein wenig über ſie auf Grundlage des Worts und der Geſchichte zu orientiren. Auf erſchöpfende Darſtellung mache ich natürlich keinen Anſpruch. —

Kirche und Gemeinde.

...n über die Heilsamkeit eines kirchl. Instituts, wie ...node ist und ihre Zusammensetzung, ihre Compe... ...rtheilt werden soll, so ist gewiß zuerst auszugehen ...n dem Begriff der Kirche, auf Grundlage des Wortes und unserer Bekenntnisse. —

Die Kirche ist nach den Erklärungen der Schrift (Eph. 2, 21; 1 Tim. 3, 15; Ebr. 12, 22 ff.) und nach den Bekenntnissen (August. c. VII.) nicht etwa nur Gesellschaft, wie sie K. S. 5. nennt, sondern die Gemeinschaft der Gläubigen und Heiligen (ὁ λαὸς τοῦ θεοῦ, οἶκος θεοῦ, ἔθνος ἅγιον) und zwar mit dem sehr wichtigen Zusatze, in welcher das Evangelium rein gelehrt und die Sakramente richtig verwaltet werden. Die Kirche ist nicht Hierarchie, im Sinne des Katholicismus, sondern die gesammte Christenheit, die vom Glauben erfüllt ist. Der Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen sind alle Verheißungen Gottes gegeben. Die Kirche ist der Leib Christi (σῶμα Χριστοῦ), den er als das Haupt durch seinen heil. Geist erfüllt und regiert. Der heil. Geist, den die Welt nicht sieht, noch kennt (Joh. 14, 17), ist das Band, das die Erlösten an ihr Haupt und unter einander verbindet. Insofern ist allerdings auch der heil. Geist der Geist der Gemeinde. Der heil. Geist ist aber nicht Zeitgeist, steht im Gegentheil oft im geradesten Gegensatze zu diesem.

Dagegen ist die Kirche des Gemeindeprinzips wohl auch eine Versammlung, eine tausendköpfige, aber ob von Gläubigen oder von Ungläubigen, darnach darf nicht gefragt werden. Die große Masse in ihrer äußerlichsten, nach geographischen oder statistischen Merkmalen bestimmten Seite, sie mag die Taufe mißachten oder nicht, Gottes Wort

revolutionären Idealen; zeigen, daß es unſere Aufgabe ſei, in das hiſtoriſch Gegebene Leben zu bringen, die Verfaſſung auszubauen und zu entwickeln. — Auch ſie geben zu, daß in der lutheriſchen Kirche das gemeindliche Element noch durchaus nicht durchgängig zu der ſo wünſchenswerthen Entfaltung gekommen ſei, und ſtimmen darin überein, daß die Gemeinde zu lebhafterer Betheiligung an kirchlichen Angelegenheiten herangezogen, daß ihr noch mehr Gelegenheit gegeben werde, ihre desideria auszuſprechen und in geordneter Weiſe ihre etwaigen Beſchwerden geltend zu machen. Doch halten ſie die jetzt beſtehenden kirchlichen Ordnungen keineswegs dem Weſen der Kirche ſo widerſprechend, daß ſie den von unten zu bildenden Organen des Gemeindelebens nothwendig müßten zum Opfer gebracht werden. Namentlich weiſt Oettingen nach, wie bereits die Laien ihre Vertretung in dem Kirchen-Regimente in den angrenzenden Gebieten, ſowohl im provinziellen kirchl. Leben, als auch in der Local-Gemeinde haben. Beide ſind auch darin in der Hauptſache einig, daß das ſynodale Leben entwickelt werden und die Gemeinde daran ihre Betheiligung haben und exerciren ſolle. Sie differiren nur darin, ob aus den gegenwärtigen Synoden, die im Grunde nur provinzielle Paſtoral-Conferenzen ſeien, auf organiſchem Wege Elemente einer eigentlichen Synodal-Verfaſſung hergeſtellt werden können, oder ob neben ihnen gemiſchte Synoden von geiſtlichen und weltlichen Deputirten angebahnt werden ſollen.

Es ſei mir geſtattet, ehe ich mich über dieſe Frage entſcheide, mich erſt ein wenig über ſie auf Grundlage des Worts und der Geſchichte zu orientiren. Auf erſchöpfende Darſtellung mache ich natürlich keinen Anſpruch. —

Kirche und Gemeinde.

Wenn über die Heilſamkeit eines kirchl. Inſtituts, wie es die Synode iſt und ihre Zuſammenſetzung, ihre Competenz geurtheilt werden ſoll, ſo iſt gewiß zuerſt auszugehen von dem Begriff der Kirche, auf Grundlage des Wortes und unſerer Bekenntniſſe. —

Die Kirche iſt nach den Erklärungen der Schrift (Eph. 2, 21; 1 Tim. 3, 15; Ebr. 12, 22 ff.) und nach den Bekenntniſſen (Auguſt. c. VII.) nicht etwa nur Geſellſchaft, wie ſie K. S. 5. nennt, ſondern die Gemeinſchaft der Gläubigen und Heiligen (ὁ λαὸς τοῦ θεοῦ, οἶκος θεοῦ, ἔθνος ἅγιον) und zwar mit dem ſehr wichtigen Zuſatze, in welcher das Evangelium rein gelehrt und die Sakramente richtig verwaltet werden. Die Kirche iſt nicht Hierarchie, im Sinne des Katholicismus, ſondern die geſammte Chriſtenheit, die vom Glauben erfüllt iſt. Der Kirche als Gemeinſchaft der Gläubigen ſind alle Verheißungen Gottes gegeben. Die Kirche iſt der Leib Chriſti (σῶμα Χριστοῦ), den er als das Haupt durch ſeinen heil. Geiſt erfüllt und regiert. Der heil. Geiſt, den die Welt nicht ſieht, noch kennt (Joh. 14, 17), iſt das Band, das die Erlöſten an ihr Haupt und unter einander verbindet. Inſofern iſt allerdings auch der heil. Geiſt der Geiſt der Gemeinde. Der heil. Geiſt iſt aber nicht Zeitgeiſt, ſteht im Gegentheil oft im geradeſten Gegenſatze zu dieſem.

Dagegen iſt die Kirche des Gemeindeprinzips wohl auch eine Verſammlung, eine tauſendköpfige, aber ob von Gläubigen oder von Ungläubigen, darnach darf nicht gefragt werden. Die große Maſſe in ihrer äußerlichſten, nach geographiſchen oder ſtatiſtiſchen Merkmalen beſtimmten Seite, ſie mag die Taufe mißachten oder nicht, Gottes Wort

lieben oder haſſen, iſt ihr die Gemeinde des Herrn. Es ſoll in ihr wohl gepredigt werden, aber wie weit rein oder unrein, wie weit Evangelium oder Menſchengedanken, darüber muß Freiheit herrſchen. Es werden in ihr auch die Sakramente gereicht, aber ob laut der Einſetzung des Herrn oder im Widerſpruch mit ihr, darauf kommt es weſentlich nicht an. Nach dieſer Anſchauung iſt der jedesmalige Geiſt, der eben zufällig in der Geſellſchaft waltet, auch der heil. Geiſt, der in alle Wahrheit leitet, ohne an das Wort Gottes gebunden zu ſein. —

Die Kirche iſt aber auch nach der Schrift *Gnaden- und Heils-Anſtalt* (der Weinberg Chriſti, der Schaafſtall (Matth. 20, 1; Apoſt. 20, 28 ff.). Sie hat die Gläubigen durch Lehre, Seelſorge, Zucht und Cultus weiter zu führen im Glauben, Hoffen und heiligen Leben. Aber ſie ſoll auch, da in ihr die Welt mit ihrem Afterwaizen (Matth. 13, 38) iſt, ſich Heuchler und Unbekehrte in ihr finden, *Mittel und Werkſtätte der Wirkſamkeit* des heiligen Geiſtes zur Bekehrung ihrer todten Glieder ſein. Die Kirche iſt daher nicht blos *geſammelte* Gemeinde, ſondern auch fort und fort *ſammelnde*, für Chriſtus werbende Anſtalt. Sie ſoll auch die ſegenſpendende, erziehende, nährende Mutter ſein. Dies iſt ſie dadurch, daß der lebendige Chriſtus ſelbſt in ihr und über ſie waltet durch ſein Leben ſchaffendes und Leben erhaltendes Wort, und durch ſeinen heil. Geiſt, der die Gläubigen in alle Wahrheit leitet. Denn die Kirche iſt kein Sprechſaal der verſchiedenſten religiöſen Anſichten, ſondern *Inhaberin der geoffenbarten Wahrheit*. Sie hat und weiß, was ſie zu predigen und zu glauben hat.

Die evangeliſche Kirche hat ferner die fröhliche Zuverſicht, daß der heil. Geiſt das, was Grund und Gegen-

ſtand des Glaubens iſt, ſowie den Heilsweg aus dem ewigen untrüglichen Worte für alle nach Wahrheit Hungernden klar und wahr gelehrt und in dem kirchlichen Bekenntniß hat niederlegen laſſen. Sie genießt die mit Blut erworbene Errungenſchaft und die heiße Arbeit der Glaubensväter, und hat daher (wie Harleß ſagt), keine Penelope-Arbeit. Sie weiß wohl, daß das Bekenntniß in der Zeit einen adäquateren Ausdruck erhalten kann, wehret daher keineswegs die Fortarbeit der theolog. Wiſſenſchaft. Aber im Großen und Ganzen ſteht es ihr feſt, und ſie mißt nach dieſem Bekenntniß Alles, was in ihr und an ihr geſchieht. —

Wie anders lehrt dagegen die Kirche des Gemeinde-Prinzips. Nach ihr iſt das, was die Gemeinde jetzt lehrt und glaubt, in ſtetem Fluß begriffen. Sie weiß nicht, ob ſie ums Jahr das noch glaubt und lehrt, was ſie jetzt glaubt und lehret. Dr. Schenkel lehrt jetzt, was er im Jahre 1848 als Irrlehre verworfen und weswegen er in ſeinem Sentiment dem Bremer Senate den theol. Rath giebt, den ungläubigen Prediger Dulon abzuſetzen. — Die Fluctuationen der Zeitmeinungen, die geſammte Culturentwickelung unſerer Zeit haben zu entſcheiden, was die Prediger zu lehren haben. An die Stelle der ehrwürdigen kirchl. Bekenntniſſe treten dort wechſelnde Majoritätsbeſchlüſſe. — Denn woher kommt der Wunſch und das Streben, die Bekenntnißſchriften abzuſchaffen? Scheinbar und im Vorwande, weil man ſich nicht an Menſchenwort, ſondern an das Schriftwort binden will. Das iſt aber eben nur Schein. Denn nicht Gebundenheit an die Schrift, ſondern Losgebundenheit von ihr erſtrebt man. Man fordert ausſchließliches Anſehen der Schrift, weil man dieſe nach der rationaliſtiſchen, pantheiſtiſchen und wer weiß, welchen An-

ſchauungen umdeuten zu können vermeint, was die ſcharfen trockenen Beſtimmungen der ſymboliſchen Bücher nicht zulaſſen. Die Aufrichtigeren kommen auch klar mit der Sprache heraus, denn ſie erklären geradezu, daß ſie nur den Geiſt der Schrift gelten ließen.

Gemeinde und Paſtor in ihrem gegenſeitigen Verhältniſſe.

Der Herr hat ſeiner Gemeinde große Schätze, herrliche Perlen und koſtbare Privilegien geſchenkt, ihr aber auch heilige Pflichten auferlegt. — Denn er hat ihr ſein heiliges reines Wort und die heiligen Sakramente anvertraut. Er will daher, daß Jeder ohne Ausnahme in den freien vollen Beſitz dieſer reichen Gnadengüter trete. Dieſer darf keinem Individuum durch irgendwelche Autorität geſchmälert werden. Die Gemeinde iſt ein prieſterliches Volk. Die Hierarchie hat daher keinen Raum in der Kirche Chriſti. Jeder Chriſt, der die Salbung des heil. Geiſtes empfangen hat, hat daher in ſeiner Stellung das Recht und die Pflicht, Chriſti Hand und Mund zu ſein und nach dem Worte mitzuarbeiten an den Mauern Zions. —

Jeder hat aber ebenſo das heilige Recht und die Pflicht, ein Wächter der heilſamen Lehre zu ſein (Matth. 7, 15.); Jeder das vollkommene Privilegium, alle Lehre zu prüfen nach dem Worte, ſowie jede dem Worte Gottes zuwiderlaufende Inſtitution in der Kirche auf Grund dieſes Wortes, aber nicht nach ſubjectivem Glauben zu verwerfen. Alſo nicht der ſubjective Glaube, der Herzensglaube an ſich (wie K. meint), hat zu entſcheiden, denn der kann, ſo wohl er immer gemeint iſt, doch ein ſehr irrender ſein; ſondern der Glaube, ſoweit er aus dieſem Worte herausgewachſen iſt und das Wort zu ſeiner Grundlage und zu ſeinem Quelle hat.

Das ſind die heiligen Rechte und Pflichten der Gemeinde. Aber ſie bedarf, wenn auch göttliches Inſtitut, doch einer Ordnung und Leitung von menſchlicher Seite. Daher hat der Herr das heilige Predigt- und Hirten- und Biſchofs-Amt eingeſetzt. — Bruder K. weiß in ſeinem Aufſatze kaum von ihm, außer im polemiſchen Sinne. Er drückt ſich faſt barbiſtiſch aus. Wir ſind Alle Brüder, ſo ruft er. Das iſt wahr, ſo lange wir im Glauben ſtehen, hebt aber darum das Predigtamt nicht auf. Hat der Herr ſeiner Gemeinde nicht mancherlei Gaben und Kräfte gegeben? Hat er mit den Gnadenmitteln nicht auch das Amt gegeben, dieſe Mittel zum Heile Aller zu verwalten? Giebt es denn keine *διαχονία τοῦ λόγου*? Das Amt iſt ja nicht von der Gemeinde aus Gründen der Zweckmäßigkeit eingerichtet oder nach allgemeinen ſittlichen Geſetzen der Ordnung; ſondern es iſt der poſitive Befehl Gottes, beſteht jure divino. (cf. Apoſt. 20, 28.) Es ſteht als ſolches, ſo lange es das Wort Gottes rein predigt und das Amt im Gehorſam Chriſti verwaltet, als Gott gewollte und Gott geheiligte Ordnung über der Gemeinde. Den Predigern iſt die Verwaltung der Geheimniſſe Gottes anvertraut. Sie ſollen Hirten der Gemeinde Gottes und Wächter Zions ſein. Sie ſind verantwortlich für die ihnen anvertrauten Seelen. Ohne vom Amtsſchwindel ergriffen zu ſein und ohne den bekannten Streit wieder aufregen zu wollen, iſt doch gewiß, daß alle rechtſchaffenen Prediger vom Herrn ins Amt gerufen ſind (ob direct oder indirect, iſt dabei nicht weſentlich); ebenſo, daß ſie, nachdem ſie bewährt und erprobt erfunden, heilig bei ihrer Ordination durch das Kirchenregiment darauf verpflichtet ſind, Gottes reines Wort ohne Anſehen der Perſon zu predigen und die Gemeinde nach dem Befehle Gottes zu weiden und zu

hüten; — und daß ſie, von der Local-Gemeinde berufen, vor dem heil. Altare Gottes gelobt haben, Gottes Wort, wie ſolches in den Bekenntnißſchriften gefaßt iſt, zu verkündigen, und ſie zu leiten nach den ewigen Vorſchriften des Evangeliums, aber nicht nach dem Belieben der Local-Gemeinde, und wie ihr die Ohren jucken.

Mithin ſind Gemeinde und Paſtor Chriſto gehorſam, Chriſto verantwortlich. Beide ſtehen unter der Auctorität des Wortes, nicht aber ihrer Subjectivität. — Wir bilden uns nicht ein, Apoſtel zu ſein, und wiſſen wohl, daß wir nicht Herren der Gemeinde ſind. Aber ebenſo wiſſen wir auch, daß wir ministri verbi divini ſind und nicht an die Willkür der ſouveränen Gemeinde gebunden ſind. Nirgends findet ſich in der heil. Schrift eine Spur, daß die Gemeinde ſich ſelbſt geleitet, daß ſie ſtatt mit den Dienern des Wortes, über denſelben und wohl gar gegen ſie eine Entſcheidung gethan hat.

Das iſt überhaupt eine krankhafte Anſchauung der Zeit, die von manchen Seiten noch dazu recht genährt wird, als hätten Gemeinde und Paſtoren verſchiedene Tendenzen. Wie in der apoſtoliſchen Gemeinde ein lebendiges organiſches Zuſammenwirken der Aelteſten mit der Gemeinde ſtattfand, ſo ſoll es jetzt auch ſein. Wie bei der Liturgie (um mit Stahl zu reden) der Liturg der eine Ausrichter des Gottesdienſtes iſt, dieſer aber erſt vollſtändig wird durch die Reſponſorien und das wiederholte Amen der Gemeinde, beide jedoch nicht ein Werk gegen einander, ſondern ein ungetheiltes Werk verrichten, ſo ſoll auch alles Bauen in der Gemeinde ein gemeinſames ſein. Die gläubige Gemeinde iſt nicht nur ein berechtigter, ſondern ein nicht zu entbehrender Factor des kirchlichen Lebens, und zwar nicht

nur in der Local-Gemeinde, ſondern auch an der Kirche im Großen und Ganzen, wie im eigenen Vaterlande.

Iſt es ſo, ſo iſt nicht zu leugnen, daß in der luther. Kirche die Gemeinde noch lange nicht die Stellung einnimmt, die ihr nach evangeliſchen Prinzipien zukömmt. Da iſt noch viel zu wünſchen, aber auch zu arbeiten, daß ſie aus der nur empfangenden Katechumenen-Stellung herausgehoben und ſich ihrer heiligen Pflichten und Rechte bewußt wird. —

Das Kirchenregiment.

In welchem Verhältniß ſteht das Kirchenregiment zur Gemeinde?

Nach katholiſcher Anſchauung iſt das Kirchenregiment nur beim Klerus. Die Gemeinde iſt der λαὸς. Gegen dieſe Lehre haben ſich einmüthig die Reformatoren erhoben. Nach der Auffaſſung unſerer luth. Kirche ſteht das Kirchenregiment bei der ganzen Kirche; — doch nicht bei der Maſſe, die zu allen Zeiten ſelbſt noch größtentheils der Erziehung und Regierung bedarf, ſondern bei ihren dazu befähigten Repräſentanten. Luther war nicht Sanguiniker, ſondern eine durch und durch praktiſche Natur, der ſich nicht Illuſionen machte und ideale apoſtoliſche Zuſtände träumte. Er zog die Gemeinde qua Maſſe nicht in das Kirchenregiment. Dieſe ſollte erſt gründlich im Katechismus unterrichtet, bekehrt und belehrt werden, erſt klare Einſicht in die Kirche und ihre Bedürfniſſe erhalten. Ich habe die Leute noch nicht dazu — ſo ſchrieb er, und ſeine Anſicht theilten ſeine Freunde und Mitarbeiter. Es geht daher durch alle Zeugniſſe der luth. Kirche die Anſicht, daß, da die Kirche ein gegliederter Organismus iſt, auch den verſchiedenen kirchlichen Ständen (der chriſtlichen Obrigkeit, dem Amte des Worts und der Gemeinde) Jedwedem

ſein beſonderer Antheil an dem Kirchenregimente zukomme. — Doch ruht die Legitimität der Gewalt nicht auf dem Willen des einen oder des andern ordo, ſondern auf der Uebereinſtimmung mit dem Worte Gottes und dem Bekenntniß der Kirche.

Der Herr Chriſtus iſt ſeiner Gemeinde König und regiert ſie nach ſeinem im Worte geoffenbarten Willen. Lehre, Kultus, Disciplin ſind daher nach dieſer ewigen Norm zu beſtimmen. Dies ſchließt alle Willkür auch beim Kirchenregiment aus. Was dem Geiſte und dem Weſen des Evangeliums widerſtrebt, darf von dieſem nicht eingeführt, dagegen ſoll und kann mit Fug und Recht von jedem, auch dem geringſten Gemeindegliede, proteſtirt werden.

Eine Theilnahme der Gemeinde am Kirchenregimente iſt in der luth. Kirche prinzipiell immer anerkannt, doch ſelten recht durchgeführt worden. In den Conſiſtorien und Oberconſiſtorien ſollten allerdings die Stände repräſentirt ſein, denn ſie waren aus bewährten Geiſtlichen und probis doctisque viris der Gemeinde zuſammengeſetzt.

Alle Aenderungen in der Liturgie, alle Fragen, die Lehre betreffend, wurden gewöhnlich erſt bewährten und in der Lehre geſunden theolog. Profeſſoren oder auch den Conſiſtorien zur Prüfung vorgelegt, ehe ſie in der Gemeinde eingeführt wurden. Dieſe hatte ihre evang. Freiheit und ihren evang. Widerſpruch gegenüber dem Kirchenregimente zu behaupten. Sie war nicht Subject der Kirchengewalt, wie in der reformirten Kirche, aber immer ihre heilſame Schranke. Sie hat nicht unterthänigſt, wie in der kath. Kirche, nur im blinden Gehorſam die Befehle der Kirchen-Obern entgegen zu nehmen. Ihr kommt die Zuſtimmung oder Ablehnung zu, aber allerdings nicht aus ſubjectiven, will-

kürlichen Gründen, ſondern wiederum nur aus objectiven, im Worte Gottes liegenden.

Bekannt iſt es ja nun reichlich aus der Geſchichte der luth. Kirche, wie oft dieſe Theorie vom ſtaatlichen und bureaukratiſchen Abſolutismus und vom päpſtl. Orthodoxismus und Rationalismus untertreten worden iſt. — Und zu verwundern iſt es nicht, wenn unſre Zeit, die einmal allem Abſolutismus nicht mit Unrecht abhold iſt, die in dem Worte begründeten Rechte der Gemeinde und ihrer rechtlichen Vertretung wieder mehr betont und geltend macht. Die faſt gänzliche Quiescirung des ordo tertius hat ganz natürlich die Reaction hervorgerufen. Ohne Kampf und Reibungen wird es daher nicht abgehen, wenn dieſer ordo tertius mithandelnd eintritt. Doch müſſen die treuen Glieder der Kirche jedes Standes ſich nur nicht furchtſam zurückziehen, ſondern überall ſich auf dem Platze finden laſſen, Alles zum Beſten kehren und die etwaigen neuen Formen mit dem rechten Inhalte zu erfüllen und ſo in den geheiligten Dienſt der Kirche zu ſtellen ſuchen.

Die Synode.

Doch es handelt ſich zunächſt bei uns um die Synode, und namentlich um Zuziehung des ſogenannten Laien-Elements zu derſelben. Es ſchien das bisher Geſagte nicht überflüſſig, denn es ſollte grundlegend erſt das richtige Verhältniß der Gemeinde zum Worte und dem Verkündiger deſſelbigen, zu dem Prediger, und des Kirchenregiments zur Gemeinde darſtellen, und wird durchaus mitbeſtimmend auf die Anſicht über die Synode, deren Compoſition und Aufgabe ſein.

Wenn es nun, wie bereits Bruder Hörſchelmann uns in der vorigen Synode (ſ. Dorpater Zeitſchrift 1864, 1. Heft.)

trefflich entwickelt hat, das Hauptproblem in der Verfaſſung iſt, zu finden, wie man möglichſt das Zuſammenwirken der beſten Kräfte im Lehrſtande und in der Gemeinde und in der dem beiderſeitigen Berufe entſprechenden Art ſichere, — ſo kann ich auch nur ihm und v. Oettingen beiſtimmen, wenn ſie die Synode, in der die organiſche Einheit der Kirche in der Vielheit ihrer Glieder zu gemeinſamem organiſchen Zuſammenwirken für kirchliche Intereſſen zur Erſcheinung kommen ſoll, — beſonders hervorheben.

Br. Hörſchelmann hat in ſeiner Abhandlung bereits eine Geſchichte der Synode von den Zeiten der Apoſtel bis auf die neueſte Zeit gegeben und als Reſultat hingeſtellt, daß, wo ſonſt die Bedingungen zu einem geſunden kirchlichen Leben vorhanden ſind, die Entwickelung des Synodal-Inſtituts ſich als Fortſchritt in dem Verfaſſungsleben der Kirche darſtellt. Er ſtimmt für gemiſchte Synoden, denen er den ganzen Bereich kirchlicher Thätigkeit als Arbeitsfeld zu überweiſen ſcheint. Br. Kauzmann wünſcht, die gemiſchte Synode ſolle wenigſtens die Befugniß haben, Geſetzesvorſchläge zu geben, ſie ſolle nicht nur die Mitglieder des Conſiſtoriums wählen, ſondern auch eine beſſere, dem Gemeindegeiſte mehr entſprechende Wahl der Glieder des General-Conſiſtoriums vorbereiten. Ob er ſolcher gewünſchten Synode ſpäter nicht auch legislatoriſche Rechte eingeräumt wünſcht, hat er nicht ausgeſprochen, möchte aber als Conſequenz ſeiner Anſchauungen erſcheinen. v. Oettingen nennt es das wünſchenswerthe zu erſtrebende Ziel, eine vollkommen ausgeſtaltete, das ſogenannte Laien-Element in ſich aufnehmende Synodal-Verfaſſung. Fürs Erſte wünſcht er, daß allen weltlichen Mitgliedern unſerer kirchlichen Adminiſtrativ-Behörden das Recht zugeſtanden werde, an der Provinzial-Synode als ſtimmberechtigte

Glieder Theil zu nehmen. Es ſei mir geſtattet, erſt eine kleine Nachleſe zu liefern und dann meine Anſicht über die gemiſchte Synode auszuſprechen. —

Das läßt ſich aus dem Neuen Teſtamente nicht heraus-exegeſiren, daß die erſte Gemeinde, wie es die katholiſche Kirche will, keinen actuellen Antheil an dem Synodal-Leben genommen habe. Aber ebenſowenig die Anſchauung der reformirten Kirche, nach der das von Gott geordnete Amt unter dem λαὸς und πλῆθος ſteht. Eine Anſicht, der die moderne, des ſogenannten Gemeinde-Prinzips ſehr nahe verwandt iſt, nur daß ſie weit darüber hinausgeht. Der echt apoſtoliſche, in der göttlichen Stiftung der Kirche gegründete, Charakter der Synode iſt es, daß ſie ein Zuſammentritt des Hirtenamtes iſt, das aber allerdings unter Beitritt und Zuſtimmung und Anerkennung der Gemeinde beſchließt und ordnet.

Zur Begründung deſſen diene ein Blick auf die erſte apoſtoliſche Synode (Apoſt. 15.). In Antiochien war Streit ausgebrochen über die Beſchneidung. Chriſten und Juden bekämpfen die Lehre Pauli und Barnabä. Sie dringen auf die Beſchneidung als nothwendige Bedingung des Chriſten-Namens. Die Apoſtel entſcheiden, obwohl ſie ihrer Sache ſicher und gewiß ſind, nicht durch ihre bloße Autorität. — Es gilt ihnen, den hiſtoriſchen Faden nicht zu verlieren und nicht ein willkürlich Neues hinzuſtellen, das noch keine Probe beſtanden hat. Sie ſchreiben daher ein Concil aus in Jeruſalem, der Mutterkirche. Hier treten die Apoſtel und Presbyter und die Gemeinde zuſammen. Der Lehrſtand ergreift die Initiative, Petrus und Jakobus treten nach einander auf und begründen ihre Anſchauung theils aus der Schrift, den Propheten, theils aus der Geſchichte. Ihnen räumt die Gemeinde

tiefere Einſicht, die größere Erfahrung, die ruhige würdige Entſcheidung ein. Denn ſie haben mit der Gemeinde Gottes überall gelebt, ſie in die Verhältniſſe der Kirche tief hineingeblickt. — Aber die Apoſtel entſcheiden nicht rückſichtslos und befehlen nicht herriſch dem λαὸς. Sie treten vielmehr gewiſſermaßen vor das Forum der Gemeinde und ihrer Vertreter und legen dieſen ihre Entſcheidung zu definitiver Beſchlußnahme vor. — Und endlich erlaſſen ſie ein Circularſchreiben an die Univerſalkirche, das mit den Worten beginnt: es hat dem heil. Geiſte und uns gedäucht. — Und obwohl ſie feſt an dem Dogma sola fide halten, ſo verfahren ſie doch nicht radical ſtürmiſch, ſondern laſſen bis auf gewiſſe Zeiten manches als indifferent ſtehen, hoffend auf die mächtige, Alles neu ſchaffende Wirkſamkeit des heil. Geiſtes. — Das ſind Winke für unſer Synodal-Leben. Jede Verſammlung mußte die Abſicht haben und das Bewußtſein in ſich tragen, daß ſie unter dem heil. Geiſte ſteht, und zweitens, alle Beſchlüſſe müſſen dem Worte Gottes conform ſein, dies den Ausſchlag geben. Doch dürfte die Stimme der Geſchichte und Erfahrung keineswegs zu unterſchätzen ſein. Der Lehrſtand ergreife als der mit dem gottgeordneten Amte betraute, die Initiative, aber erhebe nichts monarchiſch zum Beſchluß, ohne erſt die Gemeinde in ihren Vertretern gehört zu haben. So war es in der Urkirche. — So haben auch ſpäter die confessores bei allen Entſcheidungen in kirchlichen Dingen ein gewichtiges Wort in die Wagſchale gelegt. Selbſt Cyprian, in dem das Amtsbewußtſein nicht eben ſchwach war, ſagt, ſein Grundſatz ſei von Anfang ſeiner biſchöflichen Amtsführung geweſen: nihil sine consensu plebis gerere.

Br. Hörſchelmann hat weiter gezeigt, wie jedoch in der kathol. Kirche, jemehr die Hierarchie überhand nahm,

die Laien in der Synode verſtummten, wie höchſtens noch die niedere Geiſtlichkeit zugezogen wurde. —

Dem möchte ich noch in Beziehung auf die heutige kath. Kirche hinzufügen, daß das kathol. Concil nur in außerordentlicher Lage zur Entſcheidung und Feſtſtellung und zwar nur aus der höchſten Geiſtlichkeit berufen wird.

Wie anders die reformatoriſche Kirche! Luther, und das iſt ſehr weſentlich in dieſer Frage, dachte nicht daran, eine neue Kirche zu gründen, aus der alten kathol. Kirche auszutreten. Er ſchloß ſich daher an das Beſtehende an, ſoweit es das Evangelium nur geſtattete, und hätte auch den Biſchöfen gern das Regiment überlaſſen, wenn ſie nur dem Evangelium Eingang geſtattet hätten. Als dies aber nicht geſchah und Niemand neue Biſchöfe einſetzte, ſo kam das Regiment allmählich in die Hände der chriſtlichen Obrigkeit, die nur zu bald ihre chriſtliche Schutzpflicht in ein Regierungsrecht über die Kirche verwandelte. —.

Auch dem Concile, ſo ſehr man ſich im Anfange darauf berief, ſchrieben die luth. Reformatoren keine unbedingte Auctorität zu und ſetzten ihre Hoffnung nur auf die innere Macht der Wahrheit. So ſchreibt Luther: Wir für uns haben keines Concils begehrt, unſere Kirche zu reformiren. Denn Gott, der heil. Geiſt, hat durch ſein heiliges Wort unſere Kirche längſt geheiligt, ja vielmehr alle päpſtliche Abgötterei ausgefegt, daß wir Alles, Gott Lob, rein und heilig haben.

Wie anders die Schweizer! Sie dachten bald an eine gänzliche Trennung und totale Umgeſtaltung auch der Verfaſſung. — So iſt auch die Synode bei ihnen von ganz anderer Bedeutung als in der luth. Kirche. Denn ſie iſt die oberſte entſcheidende Macht in der Kirche. Sie

iſt noch mehr als das kath. Concil. Denn ſie iſt ſtändiges Organ der Geſetzgebung und der oberſten Aufſicht; und zwar iſt ſie dies als Repräſentantin der ganzen Gemeinde.

Eine ſolche mitregierende oder gar allein regierende Synode im Sinne der reformirten Kirche iſt mithin der Anſchauung der deutſchen Reformatoren völlig fremd. — Dieſe kennt überhaupt nicht zweierlei Aelteſte wie die reformirte. — Ob mit Recht oder Unrecht, dazu möchte die Bemerkung Rothe's aus früheren Jahren intereſſant ſein. Er ſchreibt: Vitringa hat mit ſiegreicher Gründlichkeit das Phantom der apoſtol. Laien-Aelteſten aus dem Felde geſchlagen.

Die neueſte Zeit hat die Synode aus Urwahlen beſtens empfohlen und hofft von ihr das Jeruſalem der Zukunft. In Heſſen, in Braunſchweig, faſt überall, wo nur die deutſche Zunge klingt, haben liberale Kammern und Bürger-Vereine Presbyterial- und Synodal-Verfaſſung votirt und dabei die gemiſchte Synode aus Urwahlen als das Rechte hingeſtellt. Jeder, der nur bürgerlich unbeſcholten iſt, kann in die Synode gewählt werden, Jeder ſich mit an das Kirchenruder ſetzen, wohl auch Steuermann werden.

Ehe ich dazu etwas bemerke, wollen wir uns Rothe's früher gedrucktes Wort aus ſeiner Ethik anmerken. Er ſchreibt: Wenn heutigen Tages die Majorität derjenigen, die ſich zur Kirche zählen, über den Glauben, die Lehre und den Gottesdienſt derſelben, überhaupt über ihr ganzes Thun und Laſſen zu decretiren bekommt, ſo wird die nach ihrem Sinne eingerichtete Kirche, wenn ſie überhaupt eine ſolche zu Stande bringt, wohl wenig mehr von einer chriſtlichen Kirche an ſich haben. — Ich denke, man kann jedes

Wort des damaligen Rothe von ganzer Seele unterſchreiben. —

Das πρῶτον ψεῦδος dieſer ganzen neueren demokratiſchen Anſchauung iſt: daß man mit Begriffen conſtruirt, und den Blick gegen das Leben, wie es jetzt leibt und lebt, verſchließt. Man trägt ganz unterſchiedlos die Eigenſchaften der apoſtol. Gemeinden auf die jetzigen von Unglauben und Halbglauben durchzogenen und durchfreſſenen über und nennt es Unglauben, wenn man eben nicht Freudigkeit hat, ſolchen Maſſen die Perlen und Geheimniſſe des chriſtlichen Glaubens, des Cultus und der Lehre zu überlaſſen, was doch nur Thorheit wäre. Was für das Kirchenregiment heilige Pflicht iſt, Wahrung des Bekenntnißſtandes und der reinen bibliſchen Lehre, ſoll nun einer Allerweltsſynode preisgegeben werden.

Ebenſowenig entſpricht ſolche aus Urwahlen hervorgehende Verfaſſung der Presbyterial-Verfaſſung der reformirten Kirche Englands und Schottlands. Denn die Grundlagen jener reformirten Verfaſſungen (die ſchon von dem Begriff einer heiligen Gemeinde ausgehen) bildet das ſtrengſte Gebundenſein an das Wort Gottes, ſowie an die kirchlich reformirten Bekenntniſſe. Dazu iſt das Wahlverfahren ein durchaus ariſtokratiſches, durch die ſtrengſte, von unſeren Modernen ſo gehaßte Disciplin und Bekenntnißtreue geſichertes. Denn der Nerv aller reformirten Verfaſſung iſt die Kirchenzucht, die durch das Presbyterium geübt wird.

Daß aber die klaren Vertreter ſolcher demokratiſchen Wahl das gerade Gegentheil davon wünſchen, beweiſen unter andern zwei Aeußerungen des Redacteurs der proteſt. Kirchenzeitung bei Gelegenheit der hannoverſchen Synode. Ein Paragraph in derſelben lautet nämlich: die Geſetz-

gebung der Landeskirche ist nicht zuständig, den Inhalt der Lehre zu ändern. Durch diesen Paragraph sieht sich Dr. Krause zu dem Ausrufe veranlaßt: ich wollte die beste Kirchen-Verfassung nicht um diesen Preis. Ein anderer Paragraph lautet: jedes Mitglied der hannoverschen Landessynode muß vor seinem Eintritt das Gelöbniß ablegen: ich gelobe vor Gott, daß ich als Mitglied der Synode gehorsam dem göttlichen Worte in Treue gegen den Glauben der luth. Kirche u. s. w. Dazu macht genannter Redacteur die Bemerkung: das heißt nichts anderes, als der evangelischen Kirche den Strick der Bekenntnisse um den Hals werfen und ihr zumuthen, daß sie sich daran erhänge. — Man sieht, worauf es diesen Herren eigentlich ankommt, auf Abschaffung der Symbole und Einschmuggelung der Falschmünzerei ihrer verschwemmenden Theologie. Der Abfall von Gottes Wort sucht in solchem Synodalwesen Organisation und Concentration. —

Es fällt mir nicht ein, mich auf den Richterstuhl Gottes zu setzen und herrnhutisch über die Herzensheiligkeit oder Unheiligkeit zu entscheiden, ebensowenig das Unkraut aus der Kirche auszurotten. Im Gegentheil, die Kirche muß selbst vor einem Judas knieen und ihm die Füße waschen; aber es ist doch ein Unterschied, ob Jemand den Dienst der Kirche für seine Seele beansprucht, oder den Dienst in und an der Kirche, d. h. ob Jemand an der Vertretung und Regierung der Kirche Antheil nehmen will. Da reichen negative oder bürgerliche Bestimmungen nicht aus. Hier müssen in Beziehung auf die Fähigkeit und Willigkeit positive kirchliche Garantieen gefordert werden, Garantieen, wie sie das in dem Jugendalter mit oft so geringer Selbstständigkeit abgelegte Confirmanden-Bekenntniß und Gelübde nicht darbietet. Ich kann mich daher

nur dem Urtheile Höfling's anſchließen, der ſagt: Aufrufung der Gemeinden zur Selbſtregierung kann ohne Gefahr nur dann ſtattfinden, wenn ſie mit einer ſtrengen Kirchenzucht oder mit Beſchränkung des activen Gemeinde-Bürgerrechts auf ſolche, welche ſich als sancti et credentes darſtellen, Hand in Hand geht. — Ob die Deputirten, wie Oettingen will, auf den luth. Katechismus verpflichtet, oder etwa, wie in Hannover, mit dem Gelöbniß, gehorſam dem göttlichen Worte in Treue gegen den Glauben der luth. Kirche — möchte nicht von weſentlicher Differenz ſein.

Doch iſt die Wahl auf geſunden kirchlichen Prinzipien geſchehen, ſo iſt allerdings die Hoffnung als begründet anzuerkennen, daß auch eine ſolche gemiſchte Synode der Kirche zu großem Segen gereichen kann. So lange man aus lauter zarter Fürſorge für ihre Schwächen den Gemeinden Alles verſchweigt, was zu ihrer Beſſerung dienen könnte, ſo lange man alles Nachdenken ihnen erſpart und alles Ausſprechen mit denen verſchließt, welchen berufsmäßig die Förderung kirchl. Wohlergehens zuſteht, ſo lange werden die Gemeinden im Großen auch gleichgültig gegen kirchliche Fragen bleiben. Höfling hat wieder Recht, wenn er ſagt: es iſt eine Unnatur, daß die Gemeindeglieder nicht auch Gelegenheit und Veranlaſſung finden, über die wichtigſten Angelegenheiten nachzudenken und ſich auszuſprechen. —

Freilich, es iſt zu fürchten, daß dadurch auch ſo manches Heilſame verzögert, ja gar vereitelt wird. Aber es iſt ebenſo wahr, daß auch manches vielleicht zu raſche und unzeitige Vorgehen der Geiſtlichkeit dadurch gehindert wird. — Einleuchtend iſt, daß ſchon die Ausſicht auf offene ehrliche Verſtändigung eine heilſame Wirkung auf die ſogenannte Laienwelt ausüben kann und manche unentſchieden

Unklare ganz für die Kirche und ihre Anſchauungen gewonnen werden. Zu vergeſſen aber vor Allem ſcheint das nicht, daß auch ſo erſt der ganze reiche Schatz innerer Heilserfahrungen, den die gläubige Gemeinde in ſich birgt, erſt recht flüſſig und Allen zugänglich gemacht wird, wenn ſie in größere Activität gezogen wird. — Denen aber, die da fürchten, daß durch Hinzuziehen mehr negativer Elemente die Kirche zerſtört werde, könnte man vielleicht das Wort entgegen halten: wenn es ans Bauen geht, beſinnt man ſich zweimal, ehe man niederreißt. — Der Weg zur Verhütung gewaltſamer revolutionärer Ausbrüche auch auf kirchlichem Gebiete iſt immer der Weg der rechtzeitigen Reform.

2.

Nach dieſen Vorbemerkungen gehe ich 2) auf den praktiſchen Theil unſerer Frage über, indem ich zeigen möchte, wie bei uns unter Anſchluß an das hiſtoriſch Gegebene das ſynodale Leben einer geſunden Fortentwickelung entgegengeführt werden könnte.

Ich wiederhole meine früher ausgeſprochene Anſicht, daß in dem Evangelium und den Gnadenmitteln der Kirche die Schätze anvertraut ſind, die nur gebraucht werden dürfen, um ein freies, friſches, geſundes Leben in Chriſto in der Gemeinde und Kirche hervorzurufen. Der Strom, der unter dem Altare hervorbricht, befruchtet Alles. Und doch iſt es wahr, dieſer Strom bedarf der Kanäle, um jedem Hauſe zum Leben zu werden. — Der Paſtor, als der von Gott verordnete Diener des göttlichen Wortes, bedarf der Gehülfen im Amte der Seelſorge, der Erziehung und Leitung der Gemeinde. — Dazu haben wir in Livland, wenn auch noch nicht Alles im normalen Zuſtande, doch wenigſtens in den Anfängen und im Prinzip. Wir haben be-

reits, was man in Deutſchland erſt erſtrebt und z. B. in Hannover erſt jetzt bekommen hat. Die alte ſchwediſche Kirchenordnung hat bei uns ſegensreich vorgearbeitet. Wir haben in unſerem Kirchen-Vormünder- und Kirchen-Aelteſten-Inſtitute bereits ein Inſtitut, das, wenn es nur lebendig iſt und richtig von dem Prediger geleitet und verwendet wird, die pfarramtliche Thätigkeit außerordentlich unterſtützen kann und bereits unterſtützt. Der Kirchen-Vorſtand hat ſich ja nicht blos um die Ziegeln und den Kalk zu kümmern, ſondern auch darum, daß die Kirche aus lebendigen Steinen erbaut werde. Die Kirchenvormünder ſind unſer Auge, unſer Mund. Sie haben bereits officiell ein Aufſichtsrecht über das ſittliche und religiöſe Leben der Gemeinde. Sie werden mit Gebet und dem Worte Gottes in der Kirche in ihr Amt eingeführt. Sie haben bei Predigerwahl, wo ihnen noch nicht mehr eingeräumt wird, doch entſchieden das Veto auf geſetzlichen Gründen; ſie haben die Gemeinde zu vertreten auch vor der kirchlichen Obrigkeit, falls der Prediger ihr ſtatt des lebendigen Brodes Steine böte. Sollte es ſo ſchwer ſein, auch in den Städten einen ſolchen Kirchenrath zu erhalten? — Dieſem Aelteſten-Inſtitute zur Seite ſtehen die Vorſteher der Kinderkirche der chriſtlichen Kirchenſchule, das geſammte Lehrerperſonal mit ſeinen Schul-Aelteſten und Schulrichtern; und hinter ihnen im großen Chore alle die betenden Hausväter und ſingenden Hausmütter, die die heilige, Gott gegebene Aufgabe haben, als Prieſter des Herrn im Hauſe des Altars zu pflegen und von der Hauskanzel durch das Wort Groß und Klein dem Herrn und ſeinem Reiche zu erziehen in chriſtlicher Gottesfurcht und Sitte. — Wenn nur die ganze ſo organiſirte Gemeinde thut, ein Jeder in ſeiner Stellung, was er thun ſoll nach dem Sprüchlein

Luthers: ein Jeder lerne seine Lection, so wird es wohl im Hause stohn — so wird der heil. Geist sich schon bauen eine Gemeinde Christi in aller Stille nach seiner heiligen Gottesordnung.

Aber, Gott Lob, wir haben noch mehr. Wir haben bereits unsere Local-Gemeinde-Conferenzen mit den Kirchenvormündern und Schulmeistern, und unsere Convente. Letztere haben freilich weniger den Charakter einer Gemeinde-Synode, da sie sich mehr mit den äußeren Angelegenheiten des Kirchenwesens beschäftigen. Aber gehören Kirchen- und Schulbauten, Aufbau von Krankenhäusern und Hospitälern, Rechnung-Ablegen nicht auch im weiteren Sinne zur Erhaltung des Gemeindewesens? Liegt es überhaupt nicht sehr an uns, daß auch diese Angelegenheiten im Sinne und Geiste Christi getrieben werden? Und trägt die Schulsache, die auf ihnen besprochen wird, nicht gewaltig bei zur Heranbildung eines bessern Geschlechts? — Doch außer diesen Conventen haben viele Brüder seit Jahren außerordentliche Conferenzen mit Kirchenvormündern und Schulmeistern. Möchten bei der Einrichtung derselben die begabteren Brüder den schwächeren stärkend unter die Arme greifen! Es ist ja wahr, bei der Wahl des Kirchenvorstandes und der Kirchenvormünder geben nur zu oft sociale Verhältnisse, äußerliche Stellung, Reichthum und Ansehen den Ausschlag. Es ist wahr, es sind nicht immer Männer des Geistes, die den Fußstapfen des Märtyrers Stephanus nachfolgen, und es ist leichter gesagt, als gethan: mache aus deinen Kirchenvormündern geistlich gesinnte, kirchliche Männer, das heißt das Gewissen des Pastors belasten mit unerträglichen Lasten. Aber das bleibt doch wahr, wir haben die Ansätze zu einer geordneten Gemeinde-Verfassung. Wir haben in dem Institut unserer Kirchenvormünder, un-

ſeres Kirchenrathes in mancher Stadt, ein Seminar, in dem ſich allmählich Organe bilden können, die mit ſelbſtſtändigem Urtheile und praktiſchem Geſchick kirchliche Dinge geiſtlich zu behandeln lernen. — Wollen wir Prediger dies Inſtitut nur recht pflegen und ausbilden, auch verſuchen, unſere deutſchen Kirchenvorſteher zu unſeren Conferenzen hinzuziehen, auch manchen Freiwilligen aus der Gemeinde, dem das Reich Gottes am Herzen liegt; der Segen von Oben wird nicht ausbleiben.

Wenn wir ſo arbeiten, daß in der Lokal-Gemeinde Chriſto die Thüre überallhin geöffnet wird, ſo wäre meines Erachtens jetzt noch beſonders die Preſſe zu benutzen, damit in dem Gros der Gemeinde auch richtige kirchliche Anſchauungen und Grundſätze verbreitet werden. Möchten wir doch auch darin von den Kindern der Welt die rechte Klugheit lernen und von unſerer Sprödigkeit ablaſſen, kirchliche Fragen nur intra parietes in ſtreng theologiſchen Zeitſchriften zu behandeln. Die Preſſe beſpricht einmal, ohne uns um Erlaubniß zu fragen, offen kirchliche Angelegenheiten, giebt allerlei Rathſchläge und Vorſchläge. — Im Reiche Gottes geht es oft wunderlich und wunderbar zu. Da muß ſelbſt ein Voltaire dazu beitragen, daß die evangeliſch Geſinnten Freiheit ihres Cultus erhalten. Daher gilt es meines Erachtens, den Leuten, welchen ſonſt nicht leicht nahe zu kommen iſt, durch Zeitſchriften und Zeitblätter, die einmal die Bibel der Neuzeit für Viele ſind, den Herrn Chriſtus und ſeine Wahrheit ins Haus zu bringen. Die praktiſchen Engländer bringen auf offener Straße den Tauſenden, die nicht wiſſen, wie es in einer Kirche ausſieht, das Wort Gottes nahe.

Darum ſchenke der Herr ſeinen Dienern das rechte Salz und eine gewandte Feder, freimüthig, feſt und klar

zu reden und zu ſchreiben zur Ehre des Herrn und zum Heile der Seelen, wie es noth thut. Die in Riga und Dorpat erſcheinenden Kirchenblätter möchten vielleicht dazu geeignet ſein, die Gemeindeglieder für kirchliche Fragen der Gegenwart zu intereſſiren.

Ich berühre noch einen Gegenſtand. Vielleicht wird es uns möglich, ein Gebiet wieder zu erobern, das jetzt ſeit dem Verfalle des Glaubenslebens in die Hände der bürgerlichen Obrigkeit und der örtlichen Gemeinde-Gerichte übergegangen iſt, ich meine die kirchliche Verſorgung der Armen und Kranken. Einige Brüder in Städten und auf dem Lande haben ſich bereits auch darin mit Segen von Oben verſucht. Wir wollen indeß, bis auch das Diaconen-Amt kirchlich organiſirt iſt, den Dienſt der Freiwilligen in der Gemeinde nicht ſcheel anſehen. Wie wir uns ja nur freuen können, daß auf dem Lande und in den Städten allerlei chriſtliche Vereinigungen zur Förderung chriſtlicher Erkenntniß durch Herausgabe von geeigneten Schriften und Bildern, zur Erziehung verwahrloſter Kinder, zur Errettung von gefallenen Mädchen in Magdalenen-Aſylen u. ſ. w. unter entſchiedenem Segen des Herrn arbeiten. Das meines Wiſſens noch recht im Argen liegende Gefängnißweſen wird zu ſeiner Zeit auch noch barmherzige Samariter erwecken, die ſich dieſer Gebundenen um Chriſti Willen annehmen. Ich führe dies Alles nur kurz an, zum Beweiſe, daß es bei uns gar nicht ſo faul und ſo todt und arm ſteht, daß die Kanäle und Schleuſen bereits geöffnet ſind, um die Lebensſtröme des Evangeliums Allen zugänglich zu machen; daß wir keiner ſo radikalen Umgeſtaltung unſeres kirchlichen Verfaſſungslebens bedürfen, daß im Gegentheile die Bedingungen und die Möglichkeit geboten ſind, daß unſere Gemeinden direct oder indirect

thätigen Antheil an dem Bau der Kirche nehmen können und Gott Lob bereits nehmen.

Unſere Provinzialſynode und ihre Ausgeſtaltung.

Gehen wir ſchließlich auf die zunächſt vorliegende Frage: die Geſtaltung unſerer Provinzial-Synode über, ſo muß ich mich ganz entſchieden dafür ausſprechen, daß unſere Synode das bleibe, was ſie bisher war, nämlich eine Prediger-Conferenz der Paſtoren des Landes. Als ſolche hat ſie den Zweck, der Geiſtlichkeit wechſelſeitig wiſſenſchaftliche Anregung und Förderung zu gewähren, die Bedürfniſſe und Mängel der kirchlichen Zuſtände zu ermitteln und zur Kunde des Kirchenregiments zu bringen. Sie iſt alſo durchaus nicht legislativer Natur. Wer vermöchte den großen Segen dieſes uns durch die Kirchenordnung von 1832 geſchenkten Inſtituts für uns und die ganze Kirche Livlands auch nur annähernd zu würdigen? Und ich meine, daß ſie darum in dieſer Compoſition bleibe, wie ſie war. Mit Freuden wollen wir alle Die als Mitglieder und Mitarbeiter und Mitbeter begrüßen, welchen durch das Geſetz und usance der Zutritt gewährt iſt. Doch da prinzipiell kein Unterſchied da iſt zwiſchen den weltlichen Mitgliedern der kirchlichen Adminiſtrativ-Behörden, ſo iſt freilich nicht einzuſehen, warum nicht auch die weltlichen Glieder des Ober-Kirchenvorſteheramtes und der Schulverwaltung ebenſo Zutritt haben ſollen, wie die des Conſiſtoriums — ſo es ihnen gefällt. — Doch eine andere Frage iſt, ob ſie in dieſer paſtoralen Synode ſtimmberechtigt ſein können.

Aber die gemiſchte Provinzial-Synode? Daß dieſe nach richtigem Wahlmodus componirte und in geſunder Weiſe geleitete auch für die Entwickelung unſerer Kirche einen Segen haben könnte, möchte ich gewiß und gern

hoffen. Als Bindeglied zwiſchen der Local- und General-Synode ſcheinen ſie ſogar nothwendig. Prinzipiell kann man alſo nicht gegen ſie ſein. Doch verarge man den conſervativ Bedächtigen nicht, wenn ich erſt noch einige Fragen Eurer Begutachtung vorlege. Es kann ein Inſtitut an ſich recht gut ſein, ohne daß es ſchon überall und auch hier paßt; zeitgemäß muß es ja auch ſein. Zu verhüten iſt entſchieden, daß wir unſerer Kirche nicht anſtatt des Brodes einen Stein darreichen, oder durch unzeitiges Experimentiren großen Schaden leiden und anrichten. Unſer diesjähriger Landtag hat dieſe Frage auch, nachdem ſie, durch einen Antrag angeregt war, einer Commiſſion zur Beprüfung übergeben. Wollen wir daher erſt ihre Reſultate abwarten und ihre Vorſchläge berückſichtigen. Es läßt ſich nicht denken, daß der Landtag in einer ſo wichtigen kirchlichen Angelegenheit ohne die Kirche vorgeht. Ueberſtürzung thut namentlich bei uns und in den jetzigen Verhältniſſen bei dieſer Verfaſſungsfrage eben nicht Noth, da, wie geſagt, der lieben Laienwelt die Möglichkeit geboten iſt, ſich in kirchlichen Fragen auszuſprechen und ihre desideria vorzulegen. Ringt ſich doch auch der Bauernſtand erſt allmählich zu einem ſolchen mühſam empor. Sollte er als ein ſehr bedeutender Factor unſeres kirchlichen Gemeindelebens keinen Antheil an gemiſchten Synoden haben? Würden wir ihm aber den Zutritt nicht abſchneiden durch Feſtſetzungen, die in einer Uebergangsperiode, in der wir leben, entſtanden ſind. Doch drei Fragen ſcheinen mir nothwendig auch bei uns der Erwägung zu bedürfen: 1) wozu ſoll die gemiſchte Synode gehalten werden? 2) wie und namentlich in welcher Zuſammenſetzung? und 3) mit welcher Competenz?

1) Wozu? Wie kann man ſo erſt fragen? So werden

ſanguiniſche Kirchenzukunftsbauer mir zurufen. Wie viel giebt es nicht zu thun?

Gewiß, ſagen wir mit ihnen. Aber iſt dies auch die Arbeit einer gemiſchten Synode? Wenn man ſich erſt beſinnen muß, wozu eigentlich die Synode berufen iſt, ſo iſt es gewiß nicht an der Zeit, ſie zu berufen.

Thut man es aber, ſo müſſen die Fragen auch gehörig vorbereitet ſein. Denn ein Tummelplatz unruhiger Leute, denen es in der Kirche zu eng wird, die ſelbſt nicht wiſſen, wohinaus, ſollen die Synoden denn doch wohl nicht werden.

Jede Kirchenverſammlung ruht auf dem Worte Gottes und auf ihren Bekenntniſſen. Dieſe ſelbſt können ihr alſo nie fraglich, nie ein Gegenſtand der Unterſuchung einer gemiſchten Synode werden, ſo gern die Kirchenzerſtörer auch gerade danach ihre Hände ausſtrecken und die Synode mißbrauchen möchten. Rein exegetiſch-dogmatiſche Erörterungen gehören nicht vor ein ſolches Forum. Vor dies Forum gehören nur Fragen praktiſcher Bedeutung. Exegetiſche oder dogmatiſche und hiſtoriſche Erörterungen werden alſo nur dann nöthig ſein, wenn und ſo weit ſie zur Löſung praktiſcher Fragen dienen.

Liegen bei uns jetzt brennende, der Löſung harrende praktiſche Fragen vor? — Etwa im Liturgiſchen. Das liturgiſche Comité wollte ſich im vorigen Jahre ſelbſt begraben, und einer der Amtsbrüder meinte, Alles thun zu müſſen, daß es doch ja nicht wieder aufwache.

So viel ſcheint gewiß, die Einführung einer neuen Liturgie iſt nicht zu erwarten, ebenſo nicht die eines Landes-Geſangbuchs.

Die Kirchen-Ordnung bedürfte, namentlich was das Ehegeſetz und die Eheſcheidungen betrifft, einer durch-

greifenden Reviſion. Aber unſer Ehe-Comité hat ſeit Jahren keinen Lebenston von ſich gegeben, ſeit Bruder Carlblom auch ſeine Arbeit, nebſt der Beurtheilung der Knüpfferſchen Vorſchläge dem Druck übergeben hat. — Das iſt aber allbekannt, daß über dieſe Fragen die Acten in dem Lager der luth. Theologen und Juriſten auch noch nicht in der deutſch-evangeliſchen Kirche geſchloſſen ſind. Doch ich gebe zu, daß auf dieſem Felde wohl von einer tüchtigen Synode, der auch kirchlich geſinnte Juriſten beigeordnet wären, manches Förderliche zu erwarten ſtünde.

Die Paragraphen der Kirchen-Ordnung, das Verhältniß zur griechiſchen Kirche betreffend, bedürften allerdings einer totalen Reviſion und Reformation auf Grund des Worts und der ſeit Jahrhunderten privilegirten Stellung unſerer Kirche. Hier wäre gar mancher Paragraph, der ſchwerlaſtend auf der Bruſt jedes gewiſſenhaften evangel. Paſtors ruht, zu ändern. — — — Das Patronat, wogegen Br. Kauzmann ſich ſo ereifert, halte ich für kein ſo großes Unglück, beſonders wenn es in den Händen gottesfürchtiger Männer liegt, die ein Herz für die Kirche haben und für ihre Glaubensbrüder, und mit Freuden bereit ſind, die Stimmung der Gemeinde vor der Vocation eines Seelſorgers zu hören und zu berückſichtigen.

Die Schulſache auf dem Lande iſt nach der Agrar-Verordnung Sache der Bauer-Gemeinde. Die ſcheint daher einer gemiſchten Synode nicht zu competiren! Doch Anregungen für ſie dürften nicht zu verachten ſein.

Die Bibel- und Miſſionsſache wird bereits überall Gemeindeſache und Gemeindeſorge, wo der Paſtor ein warmes Herz für ſie hat. So lange wir uns an die deutſche Mutterkirche anſchließen und noch keine eigenen

Miſſionshäuſer und Miſſionsſtationen haben, möchte es ſchwer ſein, von einer gemiſchten Synode mehr für die Hebung der Miſſionsſache zu erwarten, als jetzt, wo wir Prediger unſeren Gemeinden fortgehende Berichte über den Stand der Miſſion geben und ſie für die heilige Gottesſache zu erwärmen ſuchen. Etwaige Deſiderien von Seiten der Gemeinde über die Verwendung der Gaben nimmt jetzt ſchon jeder Prediger entgegen.

Dies nur Einiges. Doch an Stoff würde es auch nach dieſer kurzen Betrachtung nicht fehlen.

Die zweite Frage, wie ſoll die Zuſammenſetzung der gemiſchten Synode ſein? Ich denke, es wäre natürlich und ſelbſtverſtändlich, wenn Männer zuſammentreten ſollen, die vor dem Herrn zu berathen haben, was der Kirche frommt, daß dann vor allen Dingen ſolche erwählt werden, die ſich bereits in dem Dienſt der Kirche bewährt, die bereits öffentliche Approbation ihrer Befähigung erlangt haben, die nicht blos den beſten Willen, ſondern auch die beſten Kenntniſſe und Kräfte dazu beſitzen. Daß daher für eine kirchliche Synode bewährte Kirchenmänner und zwar kirchliche Kirchenmänner gewählt würden, müßte ſich von ſelbſt verſtehen, wenn nicht die unkirchliche Partei das Mißtrauen gerade gegen dieſe in den Gemeinden zu ſchüren wüßte. Doch da ich hoffe, ſo weit meine Kenntniß der Gegenwart reicht, daß bei uns hier zu Lande der Gottesgeiſt über den Weltgeiſt ſiegen wird, ſo bin ich auch der Zuverſicht, wenn es zu einer Wahl käme, daß außer bewährten Paſtoren, geeigneten Kirchenpatronen und Kirchenvorſtehern, theolog. Profeſſoren, kirchlich geſinnten Juriſten auch noch andere probi et vere credentes laici zum heil. Werke des Ausbaues des Domes unſerer Livländ. Kirche erwählt werden würden. — Geſchieht es nicht, ſo iſt

der entschiedene offene Protest Pflicht jedes Freundes der Kirche.

Die dritte Frage, die Competenz dieser Synode. Auch sie muß feststehen, ehe die Synode berufen wird, damit nicht Verwirrungen entstehen und Uebergriffe veranlaßt werden. Da auch diese Synoden nicht kirchenregimentlicher Natur sein können, so versteht es sich von selbst, daß sie auch nur das Recht der Antragstellung und Begutachtung kirchlicher Gesetze haben können und unter dem eigentlichen Kirchenregiment stehen. Darüber läßt sich conferiren, ob sie nach einer bestimmten Zeit wieder zusammenberufen werden sollen, oder ob dies von dem Ermessen der kirchlichen Obrigkeit abhängen solle. Ich möchte für das Erste stimmen.

Durch diese beiderlei Synoden, nämlich die theologische jährliche Prediger-Conferenz und die gemischte Provinzial-Synode, die natürlich nicht wider, sondern mit einander in einem Geiste, mit Kelle und Schwert arbeiten, würde entschieden die General-Synode aufs Beste vorbereitet. Ihr werden dann die gemeinsamen Arbeiten zu weiterer Beprüfung, Begutachtung und zu weiterer Aus- und Einführung vorgelegt.

Natürlich müßte, damit die gesammte vaterländische Kirche ihre Stimme abgeben und mitarbeiten könnte, dies Institut der gemischten Synoden nicht blos in Livland, sondern auch in den andern Nachbarprovinzen, sowie auch in dem Petersburger und Moskauer Consistorialbezirk eingeführt werden.

Der Treu'sche Vorschlag endlich, einen evangelischen Kirchentag ins Leben zu rufen für Alle, die da lieb haben unsern Herrn Jesum Christum, hat fürs Erste einen sehr lockenden Klang. Und doch kann ich mich nach reiflicher

Ueberlegung ihm nicht mit Begeiſterung hingeben. Wir kennen die Geſchichte des evangeliſchen Kirchentages in Deutſchland; er vegetirt mühſelig fort; während doch dort reiche Kräfte von allen Seiten ihm zuſtrömen könnten. — Vor 30 und mehr Jahren, als die Gläubigen aus allen Confeſſionen ſich auf Golgatha die Hände zum großen Bruderbunde reichten in unklarer Gefühlsſtimmung, waren dergleichen mehr an der Zeit. Jetzt aber, ſeit, Gott Lob, das confeſſionelle Bewußtſein nach allen Richtungen mehr erſtarkt iſt, möchten nur zu bald Störungen zu befürchten ſein. Das Prinzip, die da lieb haben unſern Herrn Jeſum Chriſtum, iſt viel zu unbeſtimmt und würde am Ende auch Katholiken und Sektirer umſchließen müſſen. — Der deutſche Kirchentag wird namentlich durch die Beſtrebungen der ſogenannten inneren Miſſion getragen und gehalten. Wünſchenswerth erſcheint es wohl, wenn auch bei uns die vereinzelten Arbeiten auf dieſem Gebiete einen gemeinſamen Mittelpunkt fänden. Doch ſind dieſe Beſtrebungen hier noch ſehr vereinzelt und möchte der Schmelz der ſtill arbeitenden chriſtlichen Liebe leicht verwiſcht werden, wenn über dies Wirken, was nur zu leicht geſchieht, zu viel geſprochen würde. — Die Arbeit der Freiwilligen in der Gemeinde wollen wir indeß mit unſerem Gebet begleiten und wichtige Zeitereigniſſe abwarten, bis etwa der Herr, ſo es ihm gefällt, uns, wie die Brüder in Deutſchland im Jahre 1848, zu einem gemeinſamen Kirchentag zuſammenruft. —

2.

Kann das Bauerland der Livländiſchen Paſtorate verkauft werden?

Vortrag auf der Livl. Provinzial-Synode zu Fellin 1864, gehalten von

Paſtor Schwartz zu Pölwe.

Nach § 18 der Bauer-Verordnung können auf Kirchen- oder Paſtorats-Gütern Frohnablöſungs-, (d. h. Verkaufs-) oder Converſions-, (d. h. Geldpacht-) Verträge nur auf desfalſigen Antrag des örtlichen Predigers durch die Kirchenvorſteher unter Genehmigung des Oberkirchen-Vorſteher-Amtes abgeſchloſſen werden. — Vom Geſetz wird demnach die Möglichkeit geboten, Paſtorats-Bauerland zu verkaufen; der wirklichen Ausführung aber ſtehen ſehr große Schwierigkeiten und Bedenken entgegen.

Kirchengut darf nicht geſchmälert werden, und da das Paſtorats-Bauerland Kirchengut iſt, ſo werden alle Perſonen und Autoritäten, deren Obhut das Vermögen der Kirche anvertraut iſt, beim Verkauf ſolchen Landes vor allen Dingen darauf zu ſehen haben, daß die Einkünfte des Paſtorates durch eine ſolche Operation für die Zukunft nicht verringert werden, wenn auch der gegenwärtige Inhaber deſſelben aus irgend welchen, vielleicht ſehr menſchenfreundlichen Gründen zu einer Einbuße bereit ſein ſollte. Es wird demnach das aus dem Verkauf gelöſete Geld ſo verwendet werden müſſen, daß dieſer Bedingung genügt werde.

Dieſes Geld für das Paſtorat fruchtbar zu machen, giebt es allerdings vielerlei Wege. Es könnte in irgend einem induſtriellen Unternehmen angelegt werden; dieſes iſt aber ein ſo unſicherer Weg, daß Niemand ihn wird

befürworten wollen. Oder es könnte auf den Ankauf eines anderen Grundstückes verwendet werden. Dieses dürfte doch aber nicht wieder Bauerland sein, weil solches ein nichtssagender Tausch wäre, durch welchen der Zweck — möglichst viele Bauern zu Grundeigenthum zu verhelfen — ganz verfehlt würde. Das anzukaufende Grundstück könnte daher nur schatzfreies Hofsland sein; dazu möchte sich aber so selten eine, für die Bewirthschaftung des Pastorates bequeme Gelegenheit finden, daß solches allenfalls hier und da geschehen, aber nicht als eine allgemeine Maßregel empfohlen werden könnte. Ja selbst wenn die Ritterschaft zur Beförderung solcher Maßregel von ihrem Vorrechte abstehen und zugeben wollte, daß mit dem Erlös aus dem Bauerlande vieler Pastorate zusammen einige Rittergüter angekauft würden, aus deren Revenüen die Pastorate jährliche, den Einkünften von ihrem verkauften Bauerlande entsprechende, Zahlungen erhielten: so würde dieses neue Kirchen-Eigenthum durch mangelhafte Beaufsichtigung, unvortheilhafte Verwaltung u. d. gl. oder auch durch gleich anfangs verfehlte Berechnung beim Ankauf so vielen Gefahren ausgesetzt sein, daß die Pastorate sehr häufig ihre Quoten nicht in vollem Betrage erhalten möchten. Demnach wäre dieses von allen oben besprochenen Wegen der empfehlenswertheste, weil Grundeigenthum die beste Garantie für alle Zukunft bietet; doch bleibt dieser Weg gesperrt, da der Adel allein das Recht hat, Landgüter zu besitzen.

Zur Fruchtbar-Machung der, aus verkauftem Pastorats-Bauerlande erwachsenen Capitale scheint daher die Begebung derselben auf Renten als einziges Mittel übrig zu bleiben, und hier giebt es wieder zwei Wege: — entweder dasselbe auf Privat-Hypotheken anzulegen oder in öffentlichen Kassen.

Bei einem Capitale, welches für ewige Zeiten feſt und ſicher auf Zinſen angelegt werden ſoll, iſt die Begebung auf Privat-Hypotheken — ſei's auf ſtädtiſche Immobilien, ſei's auf Landgüter — ſehr mißlich, theils weil im Laufe der Zeit doch hier und da Concurſe ausbrechen, wo das Capital, wenn es auch nicht verloren geht, doch Jahre lang keine Zinſen zahlt, theils weil nicht ſelten Kündigungen vorfallen werden, die dann immer wieder eine neue Geldoperation nöthig machen. Wer ſoll dieſe Geldoperalionen machen? Prediger ſind in der Regel keine erfahrene Geſchäftsleute; die Kirchen-Vorſteher ſind dazu wenig geeignet, weil ſie ihr Amt oft nur ganz kurze Zeit verwalten, wo der Wechſel des Perſonals leicht gerade in die Zeit falten kann, da die gefährliche Lage eines Capitals die ganze Aufmerkſamkeit eines tüchtigen Mannes fordert; und das Conſiſtorium ſowohl als die Ober-Kirchen-Vorſteher-Aemter ſind keine ſolche Behörden, von denen die Beſorgung bedeutender Geldgeſchäfte gefordert werden darf. Daß aber dieſes Geſchäft ein ſehr bedeutendes werden muß, wenn der Verkauf des Bauerlandes ſämmtlicher Paſtorate in Livland als letztes Ziel angeſtrebt wird, iſt in die Augen fallend. Von ſämmtlichen Paſtoraten Livlands ſind 77 Paſtorate im Haken-Anſchlag, und das Bauerland dieſer Paſtorate beträgt in Summa 118 Haken*); und wenn dieſes zu dem

*) Das durch die Demarcationslinie als einziehbar bezeichnete Bauerland, welches wohl kein Paſtorat verkaufen darf, möchte von obiger Hakenſumme in Abrechnung zu bringen ſein, iſt aber in gegenwärtigem Entwurf unberückſichtigt geblieben, damit weitläufige Erörterungen vermieden würden. — Uebrigens iſt im Auguſtheft der baltiſchen Monatsſchrift dieſes Jahres das Bauerland der Paſtorats-Widmen auf 137 Haken angeſchlagen, und weiß ich nicht, worauf dieſe Annahme ſich gründet; denn aus dem Regierungspatent vom

Durchschnitts-Preise von auch nur 8000 Rubel für den Haken verkauft würde, so erwüchse daraus ein Capital von 944,000 Rubel. Ein so bedeutendes Kirchen-Vermögen könnte weder von dem Consistorium noch von den Ober-Kirchen-Vorsteher-Aemtern neben ihren bisherigen Hauptgeschäften als kleine Neben-Arbeit verwaltet werden; sondern es müßte dazu nothwendiger Weise eine besondere, ständige und gut besoldete Verwaltungs-Behörde niedergesetzt werden, welche die nach und nach einfließenden Capitale sicher unterbrächte, die etwaigen Concurs-Processe führte, gekündigte Capitale wieder anlegte und aus den Interessen jedem Pastorate jährlich seine Quote ausreichte. Eine solche Einrichtung möchte allerdings einige Garantien bieten, aber ohne Gefahr wäre sie dennoch nicht, und die bedeutenden Verwaltungs-Kosten würden die, den Pastoraten zukommenden Quoten nicht wenig schmälern.

Um dieser Uebelstände willen möchten wohl die Meisten dafür stimmen, die Capitale lieber in öffentliche Kassen zu geben, also entweder durch Ankauf von Staatspapieren in die Kasse des Staates, oder durch Ankauf von Pfandbriefen in die des Credit-Vereins. Beides aber bietet wieder besondere Nachtheile dar. Der schwankende Cours der Staatspapiere macht diese für unseren Zweck ganz unbrauchbar; die Pfandbriefe aber, welche nur 4½ Procent abwerfen, würden es nöthig machen, das Bauerland zu sehr hohem Preise zu verkaufen, damit aus dem verkauften Bauerlande bei dem geringen Zinsfuß dieselben Einkünfte

---

19. Septbr. 1862, Nr. 97 (wo sämmtliche, zur Lieferung der Postirungsfourage verpflichtete Grundstücke Livlands mit ihrer Hakenzahl verzeichnet stehen) ergiebt die Addition der Pastorats-Haken nur die Zahl 118.

bezogen würden, welche bei beſſerem Zinsfuße ein kleinerer Kaufſchilling abwürfe. Ueberdieß würde, wenn eine ſolche Maſſe von Pfandbriefen angekauft werden müßte, der Preis der Pfandbriefe in die Höhe gehen und daher das hohe Aufgeld dem Geſchäfte ſehr nachtheilig werden. — Vielleicht aber würde die Ritterſchaft, um die gute Sache zu fördern, bei ihrer Credit-Kaſſe die Einrichtung treffen, daß die Verwaltung dieſer ihrer Kaſſe zugleich die Verwaltung jenes Kirchenvermögens nicht allein koſtenfrei beſorgte, ſondern auch etwas höher, zu etwa 5 Procent verzinſete. Das würde die Sache für die Gegenwart allerdings ſehr fördern; da aber kein Menſch zukünftige Conjuncturen vorauswiſſen kann, und da es daher ganz unmöglich iſt, dem eingelegten Capitale die Zuſicherung zu geben, daß es den gegenwärtig zugeſtandenen vortheilhaften Zinsfuß auch in der fernſten Zukunft noch genießen ſolle: ſo könnte mit einem gegenwärtig vortheilhaften Geſchäfte unſeren Nachfolgern großer Schade geſchehen, da ſie bei etwa ſinkendem Zinsfuße ſich vielleicht mit vier oder gar drei Fünftheilen von dem begnügen müßten, was wir gegenwärtig genießen.

Wenn es aber auch möglich ſein ſollte, alle obigen Bedenken zu beſeitigen, ſo bliebe immer ein Nachtheil unvermeidlich, welcher aus der Verwandlung des Bauerlandes in ein Geldcapital entſtehen müßte, der Nachtheil nämlich, daß das Geld nach Verlauf einiger Jahrzehente nicht mehr ſo viel werth iſt als jetzt. Im Laufe der Zeit hat ſich das Verhältniß des Geldes zu den Lebensbedürfniſſen, welche mit Geld erkauft werden müſſen, fortwährend geändert, ſo daß eine jährliche Geldeinnahme, bei welcher eine Familie in früheren Zeiten beſcheidenes Auskommen hatte, gegenwärtig nicht mehr dazu hinreicht; und ſo wird auch unſtreitig in ſpäteren Jahren zur Beſtreitung der Lebensbe-

dürfniſſe eine größere Geldeinnahme erforderlich ſein, als in unſeren Tagen. Wenn daher das Bauerland eines Paſtorates zu einem Preiſe verkauft wird, welcher nach dem gegenwärtigen Verhältniß des Geldes zu den aus dem Bauerlande gewonnenen Revenüen bemeſſen iſt: ſo wird der gegenwärtige Prediger durch die Zinſen des dadurch gewonnenen Capitals dieſelben Einnahmen genießen, die er bisher durch das Bauerland erhielt, ſein Nachfolger aber nach etwa 50 Jahren wird allerdings dieſelben Zinſen beziehen, mit ihnen jedoch nicht daſſelbe Auskommen haben, weil dann alle Lebensbedürfniſſe und zu beſoldenden Dienſtleiſtungen mehr Geld koſten werden, während das Bauerland, wenn es unverkauft bliebe, ihn hinſichtlich ſeines Auskommens mit dem gegenwärtigen Prediger gleichſtellen würde, weil die Pacht und jede Einnahme von dieſem Lande in demſelben Verhältniß wie alle anderen Dinge im Geldwerth ſteigen würden. Nie und in keinem Lande bleiben die urſprünglich feſtgeſetzten Geldbeſoldungen der Beamteten für ewige Zeiten dieſelben, ſondern ſie werden überall von Zeit zu Zeit erhöht, weil mit dem früheren Etat nicht mehr durchzukommen iſt; durch den Verkauf des Bauerlandes aber würde ein bedeutender Theil der Prediger-Beſoldung auf die Zinſen eines unveränderlichen Capitals angewieſen und daher niemals erhöht werden können. Die Durchführung ſolchen Verkaufes würde daher nur den gegenwärtigen Predigern zu Gute kommen, indem dieſelben dadurch mancher Sorgen überhoben würden und ihre Beſoldung auf bequemere Art in fertigem Gelde erhielten; aber nach 50 Jahren ſchon würden unſere Nachfolger ſich über nichtzureichende Beſoldung beklagen müſſen und in noch ſpäterer Zukunft würde die Kirche viele ihrer Diener in den drückendſten Nahrungsſorgen ſehen.

Geſetzlich iſt demnach der Verkauf des Paſtorats-Bauerlandes wohl geſtattet; ſoll aber die Subſiſtenz der Prediger für immer geſichert bleiben, ſo darf ſolches durchaus nicht geſchehen. — Und dennoch drängt Alles darauf hin. — Es iſt der wohlwollende und ernſte Wille unſeres Kaiſers, daß die Bauern — wie im ganzen Reiche, ſo auch in Livland — Grundbeſitz erhalten, und unſere Ritterſchaft beſchäftigt ſich aufs Angelegentlichſte mit Einrichtungen, damit dieſer kaiſerliche Wille auf den Landgütern des Adels durchgeführt werde. Schon ſind hier und da nicht wenig Bauer-Grundſtücke wirklich verkauft; ſchon giebt es mehrere Güter, auf denen dieſe Maßregel vollſtändig durchgeführt iſt, und ſehr viele Gutsbeſitzer treffen alle die Vorbereitungen, die dazu nöthig ſind, um mit ihrem Bauerlande daſſelbe thun zu können. Es ſoll dahin kommen, daß auf allen Gütern des Adels — mit Ausnahme der Majorate — ſämmtliches Bauerland im erblichen Beſitz der Bauern ſei. Ob die Majoratsgüter ſich dieſer allgemeinen Maßregel werden lange entziehen können, wollen wir hier nicht erörtern; wohl aber müſſen wir auf das arge Mißverhältniß aufmerkſam machen, welches in einer nicht fernen Zukunft ſtattfinden wird, wenn ein kleines Paſtorat mit ſeiner unbeſitzlichen Bauerſchaft als häßliche Ausnahme mitten in einem Kirchſpiele daſtehen wird, deſſen Bauern ſämmtlich glückliche Grundbeſitzer ſind. Ein ſolches Verhältniß würde gewiß auch auf die amtliche Stellung des Predigers zu ſeiner Gemeinde nachtheilig einwirken. Es würde auch wie ein Gewiſſensdruck auf dem Predigerſtande laſten, daß das, was er ſelbſt als heilſam erkennt, was er allen ſeinen Gemeindegliedern in chriſtlicher Liebe und mit menſchenfreundlichem Herzen wünſcht, überall um ihn her ausgeführt iſt und nur in dem kleinen, ſeiner unmittelbaren

Verwaltung angehörigen Kreiſe aus ökonomiſchen Rückſichten unausgeführt bleibt. Auch von Seiten der Staatsregierung könnte dieſem Mißverhältniſſe nicht auf die Dauer nachgeſehen werden. Sie würde ſich verpflichtet fühlen, dem abzuhelfen und dazu von ſich aus Anordnungen zu treffen; und wenn der Predigerſtand die Sache nicht ſelbſt in die Hand nimmt und nicht durch allſeitige Erörterung die Mittel ſucht, wie die nothwendige Neuerung am zweckmäßigſten ausgeführt werden könne: ſo möchte die Regierung bei den, für dieſen Zweck zu treffenden Anordnungen nicht alle lokalen Verhältniſſe und Einzelheiten zu berückſichtigen und alle bei der Neuerung möglichen Verluſte abzuwenden im Stande ſein. Wenn dagegen die Prediger die Initiative ergreifen und mit eingehender Berathung der wichtigen Angelegenheit, mit Berückſichtigung der Gegenwart und Zukunft, mit Ermittelung der zweckmäßigſten Einrichtung und aus eigenem menſchenfreundlichen Antriebe die Bauern ihrer Paſtorate zu Grundeigenthümern machten: ſo würden ſie dadurch nicht allein Nachtheile abwendend am beſten für ſich und ihre Nachfolger ſorgen, ſondern auch zur Zufriedenheit ihres wohlwollenden Monarchen handeln. Es ſcheint mir daher für die Berathungen der Prediger dieſe Angelegenheit gegenwärtig eine der allerwichtigſten zu ſein, und wenn ich in Obigem gezeigt habe, wie großer Schade der Kirche aus dem Verkauf des Bauerlandes der Paſtorate erwachſen würde und wie dennoch dieſer Verkauf eine gar nicht abzuweiſende Nothwendigkeit iſt: ſo erlaube ich mir, folgenden Vorſchlag der Beurtheilung meiner Amtsbrüder vorzulegen, durch welchen ich etwas dazu beitragen möchte, damit ein Weg gefunden werde, um jene beiden Gegenſätze mit einander zu verſöhnen.

Das Bauerland muß verkauft werden. — Um aber

dem Uebelstande zu entgehen, welchem Geldcapitale unter-
worfen sind, werde der Verkaufspreis des Bauerlandes
nicht in Geld angesetzt, sondern in irgend einem Landes-
produkt, welches zu allen Zeiten von gleichem innerem
Werthe bleibt. Das geeignetste dazu möchte bei uns der
Roggen seyn. — Anstatt also das Bauerland für so und so
viel Rubel zu verkaufen, verkaufe man es für so und so
viel Lof Roggen, und anstatt Geldcapitale zum Besten der
Pastorate auf Zinsen anzulegen, vergebe man das entspre-
chende Roggenquantum auf Zinsen. Wenn dann ein Pastorat
durch den Verkauf seines Bauerlandes ein Capital von z. B.
1000 Lof Roggen erworben hat, welches auf 5 Procent
Zinsen ausgegeben ist, so wird der gegenwärtige Prediger
daraus an Zinsen jährlich 50 Lof Roggen beziehen und
seine spätesten Nachfolger werden ebenfalls jährlich 50 Lof
Roggen bekommen, welches Korn dann vielleicht an Geld
noch einmal so viel als gegenwärtig werth ist, dessen in-
nerer Werth aber dem gegenwärtigen gleich ist und welches
zu allen übrigen Lebensbedürfnissen in demselben Verhältniß
wie jetzt stehen wird; so daß dadurch die Besoldung des
Predigers für alle Zeiten dieselbe bleibt.

Soweit wäre Alles in guter Ordnung; die Schwierig-
keit ist nur die, daß es nirgends eine Kasse oder ein Ma-
gazin oder ein Institut giebt, welche bei sich Capitale in
Naturproducten auf Renten anlegen lassen. Und da ein
solches Institut sich wohl schwerlich möchte schaffen lassen,
so muß das Capital (der Roggen), welches für das ver-
kaufte Grundstück zu entrichten ist, in den Händen des Ver-
käufers und Käufers bleiben und von ihnen verzinset und
für alle Zeiten fruchtbar gemacht werden. Folgendes Bei-
spiel erläutere diese Idee.

Ein Paſtorat von der Größe eines Hakens habe 10 Bauer-Grundſtücke (Geſinde), jedes im reviſoriſchen Anſchlage von 8 Thalern, alſo in Summa für 80 Thaler Bauerland, welches verkauft werden ſoll.

Der Preis, der für dieſes Landſtück zu fordern iſt, kann hier nicht beſtimmt werden, da er ſich nach der Localität bald höher, bald niedriger ſtellen wird. Ich glaube aber, daß man bei Anſetzung des Preiſes die bisherigen wackenbuchsmäßigen Leiſtungen nicht gar zu genau in Anrechnung bringen darf und mit einem möglichſt billigen Verkaufspreis zufrieden ſein muß, theils weil die Jahresrenten, welche derſelbe abwerfen ſoll, in unfruchtbaren ſowohl als in fruchtbaren Jahren ohne Mühe gewonnen werden, während die bisher benutzten Arbeitstage doch ſelten vollſtändig verwerthet wurden; theils weil der Verkäufer von allen Sorgen für die Baulichkeiten, für mancherlei Bedürfniſſe oder Unglücksfälle des verkauften Geſindes befreit wird. Nach den Verhältniſſen, die in meiner Gegend beſtehen, ſcheint es mir ein für beide Theile billiger Preis zu ſein, wenn ein Thaler Landes für circa 120 Rubel verkauft wird, und ich nehme daher in dieſer Berechnung an, daß 65 Lof Roggen (nach dem gegenwärtigen Preiſe von 180 Kop. pro Lof, gleich 117 Rubel) für jeden Thaler Landes gefordert werde.

Demnach wird der Paſtorats-Bauer, deſſen Geſinde auf 8 Thaler veranſchlagt iſt, als Kaufpreis deſſelben 520 Lof Roggen zugeſtehen müſſen. Von dieſem Kaufpreiſe zahlt er aber nur $\frac{1}{10}$ wirklich ein und läßt $\frac{9}{10}$ für immerwährende Zeiten auf ſeinem Geſinde als erſte Ingroſſation ſtehen. Nun ſtellt ſich die Rechnung für den Verkauf dieſes Geſindes folgendergeſtalt:

Der Bauer entrichtet dem Prediger bei Abſchluß des Contracts entweder in natura oder auch in Geld nach einem übereingekommenen Preiſe . 52 Lof Roggen.
Der Bauer bleibt ſchuldig und hat à 5 Procent zu verzinſen . . . . . 468 „ „

Summa 520 Lof Roggen.

Damit iſt der Bauer erblicher Beſitzer ſeines Geſindes geworden, muß aber als Rente ſeines ſchuldig gebliebenen Capitals dem Prediger jährlich 23⅖ Lof Roggen entrichten. Ob er dieſe ganz in Roggen oder zum Theil auch in anderen Naturalien oder in Geld liquidirt, bleibt für alle Zeiten der freien Vereinbarung zwiſchen ihm und dem Prediger überlaſſen. Gewiß wird man ſich in den meiſten Fällen auf eine Geldzahlung (als einfachſte Liquidation) vereinbaren und, um nicht jährliche Weiterungen zu haben, etwa von 5 zu 5 Jahren neue Preisbeſtimmungen feſtſetzen. — Für den Fall, daß der Bauer das Geſinde ſelbſt wieder verkaufen will, darf es natürlich nur unter der Bedingung geſchehen, daß die Schuld von 468 Lof Roggen als erſte Ingroſſation auf dem Geſinde haften bleibe.

Auf dieſe Art wird den Paſtorats-Bauern der Ankauf ihrer Geſinde leicht gemacht, aber auch dem Prediger und allen ſeinen Nachfolgern eine immer gleichen Werth behaltende Einnahme geſichert. Denn werden alle 10 Geſinde dieſes Paſtorats nach ſolchem Modus verkauft, ſo wird ihm dadurch ein für alle Zukunft verzinsliches Capital von 4680 Lof Roggen geſchaffen, aus welchem der jedesmalige Prediger jährlich als Rente 234 Lof Roggen oder deſſen Werth erhält.

Was nun die erſte der obengenannten Quoten, die 52 Lof Roggen betrifft, welche der Bauer bei Abſchluß des

Contractes wirklich zu entrichten hat und welche der Prediger für ſich und ſeine Nachfolger fruchtbar machen ſoll: ſo möchte ſelbige folgendermaßen zu verwenden ſein:

Von den 10 Bauern zuſammen bekommt der Prediger, wenn ſämmtliches Bauerland verkauft wird, 520 Lof Roggen oder deſſen Werth in Geld (jetzt etwa 936 Rubel.) Dieſes legt er nach eigenem Ermeſſen zu ſeinem Nutzen an, entweder in vortheilhafter Vergebung auf Zinſen oder in wirthſchaftlichen Einrichtungen und Verbeſſerungen oder ſonſt, wie er's für nützlich achtet, jedoch ſtets mit dem Bewußtſein, daß dieſes ein bleibendes Vermögen des Paſtorates iſt und daß er ſeinem Nachfolger den Werth von 520 Lof Roggen zu hinterlaſſen habe. Tritt dann ſpäter ein Nachfolger ein, ſo wird derſelbe in den meiſten Fällen an Vieh, Saaten und anderem Inventarium gern ſo viel empfangen, als 520 Lof Roggen dann werth ſein werden; ſollte er ſolches aber nicht bedürfen, ſo vergleicht er ſich auf Geld oder ſonſt in anderer Weiſe, doch ſo, daß das Paſtorats-Vermögen, welches ein Prediger dem anderen hinterläßt, immer mit 520 Lof Roggen ausgedrückt wird.

Auf dieſe Weiſe wird dieſer zehnte Theil des aus dem Verkauf des Bauerlandes erhaltenen baaren Capitals zu ſehr großem Nutzen aller nachfolgenden Prediger verwendet, indem jedem neu eintretenden Prediger der Antritt ſeines Hausſtandes und ſeiner Wirthſchaft ſehr erleichtert und der große Uebelſtand beſeitigt wird, der ſchon ſo manchem Prediger ſein ganzes Leben verbittert hat, nämlich der, daß zum Antritt der Wirthſchaft große Schulden gemacht werden müſſen, aus denen man ſich ſobald nicht, mitunter auch nie herausarbeiten kann. — Um aber dieſes Paſtorats-Vermögen, das einem Manne auf Lebenszeit eingehändigt wird, nicht ohne Controle zu laſſen, werden Propſt und Wittwen-

Kaſſen-Verwaltung — welche beide gewöhnlich bei Prediger-Wechſeln ordnend beſchäftigt ſind, wohl einen Modus zu finden wiſſen, durch den verhütet werden kann, daß dieſes Vermögen nicht etwa durch falſche Verwendung verloren gehe.*)

Das hier gegebene Beiſpiel ſoll nur die Grundzüge des Weges angeben, auf welchem ich glaube, daß das Bauerland ſämmtlicher Paſtorate Livlands verkauft werden könne, ohne daß den Predigern einer ſpäteren Zeit dadurch Schaden geſchehe. Natürlich macht der hier angeſetzte Preis nicht Anſpruch darauf, als Norm zu gelten und natürlich werden noch mancherlei feſtere Nebenbeſtimmungen getroffen werden müſſen, z. B. wenn bei einem großen Paſtorate von etwa 5 Haken eine zu große Summe als bleibendes Vermögen des Paſtorates nicht ohne Gefahr dem beliebigen Gebrauche für die ganze Lebenszeit eines Mannes überlaſſen werden kann, daß dann das Zuviel in der Sprengels-Wittwen-Kaſſe oder ſonſt wo ſicher und fruchtbringend untergebracht werden müſſe; — oder wenn es ſcheinen ſollte, daß die vom Bauergute zu zahlenden jährlichen Renten dadurch zu wenig geſichert ſind, daß der Bauer nur $\frac{1}{10}$ des Kaufſchillings wirklich abträgt, ſo könnte dazu ja noch ein zweites oder drittes Zehntheil gefordert, dieſe aber nicht

*) Da es ſo ſehr wichtig iſt, daß dieſes, den Händen des Predigers übergebene Paſtorats-Vermögen für alle Zukunft ſicher geſtellt werde: ſo werden dazu natürlich noch beſondere Vorſchriften feſtzuſetzen ſein, etwa die, daß der jedesmalige Inhaber dieſes Vermögens für die entſprechende Summe in die Lebens-Aſſecuranz eintrete oder ſonſt wie volle Sicherheit gewähre; — in gegenwärtigem Aufſatze aber durften ſolche, in alle Einzelheiten eingehende Beſtimmungen nicht aufgenommen werden, weil ich mit dieſer kleinen Arbeit nicht konnte ein fertiges, definitives Statut geben wollen.

dem Paſtorats-Inhaber übergeben, ſondern anderswie fruchtbar gemacht werden. Und ſo möchte an dieſem meinem Vorſchlage noch manches Andere einer zweckmäßigeren Beſtimmung bedürfen, was ich der beſſeren Einſicht umſichtigerer Männer gern überlaſſe; denn ich habe mit dem Obigen nur eine Idee anregen wollen, welche vielleicht für den Predigerſtand ebenſowohl als für deſſen Bauerſtand eine heilſame Einrichtung hervorrufen könnte.

3.

Ueber die Fürbitte für Verſtorbene.

Von

Sup. Dr. Boelchau.

Jeder evangeliſche Prediger macht in ſeiner Amtsführung von Zeit zu Zeit die Erfahrung, daß Glieder ſeiner Gemeinde, die durch den Tod ihrer Angehörigen in Trauer verſetzt ſind, ſich mit dem Anliegen an ihn wenden, er möge an dem nächſtfolgenden Sonntage von der Kanzel eine Fürbitte für die Verſtorbenen halten.

Die Antwort, welche der Prediger auf ſolchen Wunſch eines Gemeindegliedes zu ertheilen hat, kann nach der in dieſer Beziehung in der evangel. Kirche herrſchenden Anſicht und Praxis nicht zweifelhaft ſein. Entweder er wird, bei weiſer Schonung der Gefühle trauernder Liebe, unter Darlegung ſeiner Gründe und unter Berichtigung der aus dem Wunſche hervorleuchtenden irrigen Anſichten von dem Leben nach dem Tode, das an ihn gerichtete Anſinnen völlig zurückweiſen, oder er wird, die gegebene Veranlaſſung zu weiterer Seelſorge benutzend, den Gedanken des Bittſtellers eine andere Richtung geben, ihn erwecken und mahnen, ſein

eigenes Heil bei Zeiten ernſtlich zu bedenken und den göttlichen Gnadenbeiſtand zu ſuchen, und ſich nur in dieſem Sinne zu einer Fürbitte bereit erklären, die ſich dann ihrem Inhalte nach nicht zu einer Fürbitte für die Todten, ſondern für die Lebenden, für die Trauernden ſelbſt, geſtalten wird. So, — oder doch in ähnlicher Weiſe wird — meinen wir, — in dem angedeuteten Falle der evangel. Prediger ſich ausſprechen und verhalten.

Bei ſolchem Verfahren iſt es aber auch ſchon Manchem begegnet, daß er ſich innerlich beunruhigt gefühlt hat, — daß es ihm ſchwer geworden iſt, eine Bitte abzuſchlagen, die in den Gefühlen eines chriſtlich geheiligten Herzens eine gewiſſe Berechtigung zu haben ſcheint; daß Zweifel über die Rechtmäßigkeit ſeines Verfahrens in ihm aufgeſtiegen ſind und daß er ſich vergeblich nach feſten kirchengeſetzlichen Beſtimmungen und liturgiſchen Vorſchriften umgeſehen hat.*)

Solche Bedenken haben zu näherer Erörterung der Frage geführt. Die neueſte uns bekannt gewordene Beleuchtung derſelben giebt die in dieſem Jahre erſchienene Schrift:

> Das Gebet für die Todten in der evangel. Kirche zuläſſig und recht. Ein praktiſch-theologiſcher Beitrag zur Frage vom Zuſtand der Seelen zwiſchen Tod und Endgericht von K. A. Leibbrand, Archidiaconus zu St. Leonhard in Stuttgart. Stuttgart 1864.

*) Auch das Geſetz für die evangel.-luther. Kirche in Rußland und die zu demſelben gehörende Inſtruction für Geiſtlichkeit enthalten in dieſer Beziehung keine Feſtſetzungen; und auch die Agende bietet in dieſer für den Kultus nicht unwichtigen Frage keine feſten Anhaltspunkte.

Es sei mir vergönnt, Inhalt und Gedankengang dieser Schrift in aller Kürze anzugeben und damit eine weitere Besprechung des Gegenstandes einzuleiten und anzubahnen.

Der Verfasser vertheidigt und fordert das Gebet für die Todten; das sagt offen und entschieden genug der Zusatz zu dem Titel: „in der evangel. Kirche zulässig und recht."

Ohne Zweifel wird der Verfasser damit starken Widerspruch hervorrufen; er wird von gewisser Seite her vielleicht auch des Abfalles vom Glauben beschuldigt werden; Entgegnungen werden nicht ausbleiben. Noch aber ist der Kampf nicht entbrannt, noch ist der Staub nicht aufgerührt; — um so ruhiger und um so freier von jedem äußeren Einflusse können wir uns einer Beprüfung des Gegenstandes zuwenden.

In dem ersten Abschnitte handelt der Verfasser von der Bedeutung der Frage 1) in gottesdienstlicher, 2) in confessioneller, 3) in dogmatischer Beziehung.

Als das Wichtigste aus diesem Abschnitte heben wir die bei Erörterung der Frage gemachte Darlegung des gegenwärtigen Standes derselben heraus. Zwei gewichtige Autoritäten der Gegenwart haben sich entschieden gegen das Gebet für die Todten erklärt. Die erste dieser Autoritäten ist die Conferenz der evangel. Kirchen-Regierungen, die andere der in solcher Frage unzweifelhaft competente Kirchenrath Dr. Kliefoth.

„Die Conferenz der evangel. K.-Reg. zu Dresden im Mai 1854 hat — wie für Ordination und Introduction, Taufe und Copulation, — so auch für das Begräbniß Canones und Rituale aufgestellt und ihren hohen Committenten zu weiterer Beschlußfassung überreicht," — mit der

Bitte, „dieſe Vorlagen als Ziele anſehen zu wollen, auf welche hin die liturgiſchen Einrichtungen in den verſchiedenen betreffenden Kirchengebieten gerichtet werden müſſen, damit das Reſultat einer rechten Einigung auf dieſem Gebiete erreicht werde.“ Das angenommene Begräbniß-Ritual enthält ausdrücklich auch den Satz: „Im Gebet ſoll ſich der Paſtor wie beim Begräbniß, ſo auch bei den Dankſagungen im Gottesdienſte des Fürbittens für den Verſtorbenen enthalten.“ —

Dr. Kliefoth hat in ſeiner Abhandlung über das Begräbniß (Schwerin 1854) auch die Frage vom Gebet für die Todten mit rühmenswerther Gründlichkeit erörtert und das Ergebniß ſeiner Unterſuchung iſt, daß „Fürbitte für die Todten in der evangel. Kirche unzuläſſig und unrecht ſei.“

Dieſen Autoritäten ſteht nun aber in der Kirche Württembergs eine wohlberechtigte Autorität entgegen, nämlich das landesherrlich beſtätigte, zum Gebrauch bei öffentlichem Gottesdienſte verordnete und bis zum heutigen Tage benutzte Kirchenbuch für die evangel. Kirche in Württemberg vom Jahre 1842. Daſelbſt heißt es im Gebete Nr. 13: „Verherrliche nun auch deine erbarmende Gnade in Chriſto Jeſu an ihm in alle Ewigkeit.“ In Nr. 15: „Nimm, o barmherziger Vater, den abgeſchiedenen Geiſt unſeres Mitbruders in die Wohnungen der Seligen auf und laß deine Gnade in Chriſto Jeſu über ihm walten in Ewigkeit. In Nr. 16: „Erquicke ihn nun nach überſtandenem Leiden mit Freude und Wonne vor deinem Angeſicht. Laß auch an ſeinem Staube die Lebenskraft Chriſti offenbar werden am Tage der Auferſtehung.“ In Nr. 17: „In deine Hände übergeben wir ihn, mit der gläubigen Bitte, daß du dich an ihm, wie in den Tagen ſeines langen

Pilgerlaufes, ſo in alle Ewigkeit als den Gott der Liebe und Erbarmung beweiſen mögeſt."

Das ſind gewiß Gebete für die Todten, — und dieſe Anführungen ließen ſich noch vermehren, namentlich aus dem Gebete Nr. 9, wie ich durch eine Vergleichung des in ſeiner 3. Auflage mir vorliegenden Kirchenbuches mich überzeugt habe.

Wenn nun in Folge der Anträge der Dresdener Kirchen-Conferenz in Württemberg im Jahre 1856 ein Synodalausſchreiben erlaſſen iſt, in welchem es heißt: „Es iſt im Widerſpruch mit den Grundſätzen der evangel. Bekenntniſſe und der reformatoriſchen Kirchenordnungen, an den Gräbern einen nicht uns ſelbſt, ſondern den Abgeſtorbenen für nützlich erachteten Dienſt zu thun und ſo namentlich eine förmliche Einſegnung des Sarges oder der Gruft mit der trinitariſchen Formel vorzunehmen," — das genannte Kirchenbuch aber nach geſetzlicher Vorſchrift in fortwährendem Gebrauche iſt, — wenn ferner der Verfaſſer durch Anführungen aus dem im Jahre 1858 ausgegebenen Kirchenbuche für das Großherzogthum Baden nachweiſt, daß auch dort ähnliche Unterſchiede zwiſchen geſetzlicher Theorie und geſetzlicher Praxis vorkommen, — wenn an anderer Stelle (S. 171.) von dem Verfaſſer angeführt wird, daß die meiſten Agenden aus dem 19. und 18. Jahrhundert die Fürbitte für die Todten geſtatten; — ja daß noch die Agende für evangel. Kirchen in Baiern vom Jahre 1844 beten läßt: „Nimm die abgeſchiedene Seele in deine Hände, daß ſie keine Qual anrühre, bewahre ſie vor allem Uebel, bringe ſie zur ewigen Ruhe in deinen Schooß, zum Erbtheil der Heiligen im Lichte," — ſo zeigt das Alles zur Genüge, welche Unklarheit und Unſicherheit in Beziehung auf die vorliegende

Frage in jenen Theilen der evangel. Kirche zur Zeit noch herrschend ist.

Nachdèm der Verfasser am Schlusse dieses Abschnittes noch auf das dogmatische Interesse hingewiesen hat, welches an diese Frage sich knüpft, die nur durch einen gründlichen Ausbau der Eschatologie, insbesondere der Lehre von dem sogenannten Mittelzustande erwartet werden kann, geht er im zweiten Abschnitte zur historisch-kritischen Untersuchung der Frage über.

Er betrachtet zunächst die Kirchenordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts und die evangel. Bekenntnisse sammt Aeußerungen der Reformatoren.

Was die K.-O. betrifft, so läßt er Kliefoth ganz unbedenklich Recht haben mit dem Resumé: „Keine alte lutherische K.-O. ordnet die Fürbitte für die Todten an oder enthält Gebetsformulare, welche eine solche in sich schlössen; und obwohl keine das private fürbittende Gebet für die Verstorbenen verbietet, so verbieten doch viele die kirchliche Fürbitte für die Todten ausdrücklich."

Die reformirten Kirchenordnungen stimmen darin mit den lutherischen überein.

Aus den Bekenntnißschriften wird angeführt: „Die Augsb. Conf. straft es als einen gräulichen Irrthum, daß man die Messe zu einem Opfer für Lebendige und Todte gemacht habe, dadurch Sünden wegzunehmen und Gott zu versöhnen.

Die Apologie führt dies in einem eigenen Abschnitte über die Todtenmesse weiter aus und sagt unter Anderem: „Die Messe, so man für die Todten hält, ist unnütz und hat in der Schrift gar keinen Grund."

In den stärksten Ausdrücken redet Luther in den schmalkaldischen Artikeln, wenn er sagt: „Ueber das

Alles hat dieſer Drachenſchwanz, die Meſſe, viel Ungeziefer und Geſchmeiß, mancherlei Abgötterei gezeugt."

Allen dieſen und anderen Ausſprüchen der Reformationszeit will Leibbrand keine entſcheidende und bindende Autorität zugeſtehen.

Er unterſucht die Gründe, welche zu der Verwerfung der Fürbitte für die Todten geführt haben, und ſagt: „Die Kirchenordnungen verwarfen dieſe Fürbitte, indem ſie dieſelbe zu den abergläubiſchen, papiſtiſchen, ja heidniſchen Ceremonien zählen, — es iſt aber ſehr fraglich, ob ſie dieſelbe auch verworfen hätten, wenn ſie dieſelbe in einer beſſeren Form vor ſich gehabt hätten."

Seine Anſicht in dieſem Punkte läßt ſich in aller Kürze ſo wiedergeben:

Die Reformationszeit verwirft den papiſtiſchen Mißbrauch der Fürbitte für die Todten; ſie thut das in der gerechten Beſorgniß, es könnten bei Geſtattung ſolcher Fürbitten ſich mit der Zeit wieder ähnliche Mißbräuche einſchleichen, — aber ſie läßt noch immer Raum für einen weiſen, evangel. Gebrauch ſolcher Gebete.

Dann aber fährt der Verfaſſer fort S. 23:

„Das wichtigſte Entſcheidungsmoment bei der ganzen Frage muß aber immer darin liegen, wie man ſich den Zuſtand der Verſtorbenen denkt, — vor Allem, ob dieſer an ſich überhaupt noch alterirt, und dann, ob er insbeſondere auch durch die Fürbitte der Lebenden irgendwie gefördert oder erleichtert werden kann. Was hat nun das reformatoriſche Verfahren in dieſem Stücke für ein Subſtrat? Bekanntlich hat die Eſchatologie durch die Reformation keine ſelbſtſtändige Entwickelung gefunden; die Reformatoren hatten zu viel Anderes zu thun, als daß ſie in Unterſuchungen über die letzten Dinge weiter, als zur Ab-

wehr der falſchen Praxis des Mittelalters nothwendig war, hätten eintreten können.

Er citirt dann Ausſprüche der Kirchenordnungen und Bekenntnißſchriften, welche nicht nur eine mildere Anſicht vertreten, ſondern jene Fürbitte, wenn auch nur als Sache freier Andacht, ausdrücklich geſtatten. Er ſagt: „Im großen Bekenntniß vom Abendmahl (1528, Walch 22. Bd.) äußert ſich Luther auf folgende liebenswürdig offene Weiſe: „Für die Todten, weil die Schrift nichts davon meldet, halte ich, daß aus freier Andacht nicht Sünde ſei, ſo oder desgleichen zu bitten: „Lieber Gott, hat's mit der Seele ſolche Geſtalt, daß ihr zu helfen ſei, ſo ſei ihr gnädig! Und wenn Solches einmal geſchehen iſt, oder zwier, ſo laß es genug ſein; denn die Vigilien und Seelenmeſſen und Anniverſarien ſind kein nütze, — und iſt des Teufels Jahrmarkt."

„Alſo auch hier iſt nur das römiſche Unweſen entſchieden verworfen. Sonſt iſt Fürbitte für die Todten zugelaſſen; zwar nur freie Andacht; nur mit der Conceſſion, daß es nicht Sünde ſei; ferner auch nicht ohne die ausdrückliche Erinnerung, daß die Schrift nichts davon melde. Aber bei allem dem iſt doch einmal dem Trauernden der Gedanke zugelaſſen, und auch in die angemeſſene Gebetsform niedergelegt, es könnte möglicherweiſe mit der Seele ſolche Geſtalt haben, daß ihr zu helfen ſei; es iſt der dogmatiſchen Anſchauung Raum gelaſſen, daß das Loos mit dem Tode noch nicht endgiltig beſtimmt und abgeſchloſſen ſei, — folglich iſt die von den Reformirten vertretene Anſicht hier nicht feſtgehalten."

Es folgt nun in unſerer Schrift eine ausführliche Darlegung, welche die Ueberſchrift führt: Ueber das Unweſen

der römiſchen Todtenmeſſen hinweg zu den Lehren und Bräuchen der chriſtlichen Kirche.

In dieſer längeren Auseinanderſetzung, in welcher die Stimmen der Väter der Kirche abgehört und gelegentliche Widerlegungen der Anſichten Kliefoth's unternommen werden, können wir dem Verfaſſer nicht Schritt für Schritt folgen.

Wir müſſen uns darauf beſchränken, nur das Wichtigſte hervorzuheben.

„Im Ganzen," — ſagt der Verfaſſer, — „iſt es eine bedeutſame Thatſache, daß die morgenländiſche wie abendländiſche Chriſtenheit durch das ganze Mittelalter hindurch für die Todten betete.

Schon die altchriſtliche Kirche betete für ihre Todten.

Dieſen Thatbeſtand in der alten Kirche erkennt Dr. Kliefoth ſelbſt ganz unumwunden an, und wir können uns deswegen, ſtatt ſelbſt eingehende Beweiſe zu führen, auf ſeine zuſammenfaſſende Erklärung berufen: Er ſagt: „Das Verhalten der Kirche an den Todten tritt gleich anfangs, wo wir im Stande ſind, es genauer zu durchſchauen, nicht blos als ein memoriam celebrare, auch nicht blos als ein cum iis orare, ſondern weſentlich und entſchieden als ein pro iis eorumque animabus orare, mithin als ein kirchliches Handeln zwar noch nicht an den Todten, aber für die Todten auf. Man ſollte der Wahrheit nicht ſo wehe thun, daß man dieß nach einer oder der anderen Seite hin läugnete".... Man betete damals für die Todten und ihr Seelenheil wie für die Lebenden. Es iſt aber eben ſo ſehr gegen die klarſten geſchichtlichen Zeugniſſe, wenn man nun proteſtantiſcher Seits auch dies wieder nicht zugeſtehen will, ſondern behauptet, man habe dazumal nur der Todten Gedächtniß gefeiert ꝛc. Das iſt eben nicht wahr."

Der Verf. dankt dem Dr. Kliefoth für die unparteiische Darstellung dieses Thatbestandes, welchen er als ein überaus wichtiges Zeugniß zu Gunsten seiner Ansicht betrachtet, indem er dabei die Kliefothschen Voraussetzungen und Erklärungen bekämpft und schließt seine historische Untersuchung mit den Worten:

„Ueberblicken wir nun das Resultat unseres Rückgangs zu den Lehren und Bräuchen der ältesten Kirche, so spricht dasselbe, wenn die Geschichte der ältesten Kirche irgend eine normirende Autorität hat, so entschieden für Rechtfertigung der Fürbitte für die Todten, daß es überaus bedenklich erscheint, mit Kliefoth diese Fürbitte für unzulässig zu erklären. Es ist dieses nicht anders möglich als indem man der ältesten Kirche in diesem Stücke eben jene normirende Autorität völlig abspricht, und nicht nur im Kirchenvater Augustinus den Anfang einer heillosen Verirrung findet, sondern das grundfalsche Verfahren in Betreff der Todten schon in der ältesten Zeit, soweit wir überhaupt hierüber eine Kenntniß haben, anheben läßt. — Kliefoth opfert in dieser Weise die Autorität der altchristl. Kirche, um die Autorität der Dogmatik des 17. Jahrhunderts auf den Thron zu heben; oder vielmehr umgekehrt, weil diese Dogmatik seine höchste Instanz ist, darum muß er den Rekurs zu den Lehren und Bräuchen der ältesten Kirche verwerfen."

Hierauf geht der Verf. zu seinem dritten Abschnitte über: „Biblisch-dogmatische Erörterung der Frage."

Sein Gang dabei ist der, daß er zuerst die Behauptung beleuchtet, daß die Fürbitte für die Todten mit dogmatischen Sätzen der Schrift über das Gericht nach dem Tode unverträglich sei, — und das Ergebniß seiner Untersuchung ist: „mit keiner Stelle der Schrift über die

jenſeitige Vergeltung iſt das Gebet für die Todten unverträglich."

Sein zweiter Satz lautet: die Schriftſtellen von der Wiederbringung Aller, oder wie es von den Vertretern dieſes Theologumenon doch gemeint iſt, von der endlichen Beſeligung aller Menſchen empfehlen jene Fürbitte. Die Schriftſtellen, die er hier anzieht, ſind 1 Cor. 15, 22 und 26—28. Matth. 19, 26. 28. und Epheſ. 1, 10.

Seine dritte Unterſuchung betrifft die Schriftſtellen, welche expreſſe den Mittelzuſtand zwiſchen Leibestod und Endgericht betreffen.

Als Hauptſtellen bezeichnet er 1 Petri 3, 18. 19. und 4, 6, welche von der Höllenfahrt Chriſti handeln, und das Reſultat der Unterſuchung faßt er in folgende Worte zuſammen S. 75:

„Die beiden petriniſchen Stellen haben uns alſo erſtens in einen Mittelzuſtand zwiſchen Tod und Endgericht, wie wir ihn ſuchten, hineinſchauen laſſen, einen Zwiſchenzuſtand, in welchem die abgeſchiedenen Geiſter einerſeits ſchon ein vorläufiges Gericht leiden, andererſeits aber zum letzten Gericht noch aufbehalten ſind.

Wir haben ferner in dieſem Zuſtande Geiſter vor uns, welche wegen ihres Unglaubens auf Erden beſtraft werden, darum aber noch nicht ganz unempfänglich ſind für die Predigt vom Heil in dem Einen, außer welchem kein Heil iſt; denn wären ſie ohne alle Empfänglichkeit geweſen, ſo ließe ſich für die Predigt kein würdiger Zweck denken.

Wir hören aber drittens nicht nur, daß der Heiland ſelbſt auf ſich genommen hat, auch ſolchen Geiſtern im Gefängniß den Anbruch der neuen Gnadenzeit und die

Thatſachen des Heils zu verkünden, ſondern es iſt viertens als Zweck der Heilspredigt an den vorläufig gerichteten Todten eben daſſelbige genannt, um deſſen willen auch auf der Erdenwelt das Evangelium gepredigt wird, nemlich daß jene Todten leben ſollen.

Dieſe Stellen der Schrift, welche auf die anderen hierher bezüglichen Stellen der Schrift ein genügendes Licht werfen, ſind dem Verf. die Baſis, auf welche das Gebet für die Todten ſich ſtellen kann [1]).

Die ausführlichen Deductionen, in welche er nun eingehet, führen ihn zu folgenden Behauptungen:

Das Werk Chriſti an einem hervorragenden Sündergeſchlechte der Vorzeit giebt auch anderen Menſchengeiſtern, die zwiſchen Tod und Endgericht im Gefängniß büßen, einen Strahl der Hoffnung.

Ferner: Es giebt kein menſchlich Tribunal, welchem jemals das Verdikt zuſtände: bei dieſem Abgeſchiedenen kommt alle Fürbitte zu ſpät; er iſt für ewig unrettbar verloren. Sondern weil die Liebe Alles glaubt und hofft, wird ſie für Jeden gerne noch beten.

Endlich: Keinenfalls hat ein menſchlich Tribunal Vollmacht, je Einmal das Verdikt zu ſprechen: bei dieſem Menſchen iſt, weil er in dem Herrn geſtorben, hinfort alle Fürbitte überflüſſig; die Gnade hat ihr Werk an ihm ſchon vollendet. Vielmehr wird Jeder, der im Herrn ſtirbt, gern wie der Herr ſelber mit dem Sterbeſeufzer dahinfahren: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt".

[1]) Wir empfehlen zur Beurtheilung des von Leibbrand geübten exegetiſchen Verfahrens die lehrreiche Abhandlung im neueſten Hefte der Zeitſchrift für luth. Theologie u. Kirche (4. Quartalheft 1864) S. 638–675. Zur Lehre von der Höllenfahrt Chriſti von K. O. Köhler.

Und ſolches Gebet können nach ſeiner Hinfahrt auch die Seinen für ihn thun.

Alſo nach keinem Todesfall, beim Abſcheiden des Beſten ſo wenig als nach dem Abſcheiden des Schlimmſten, iſt Raum und Anlaß zur Fürbitte durch Gottes Wort genommen und verwehrt.

Es folgt nun der vierte und letzte Abſchnitt des Werkes unter der Ueberſchrift:

Praktiſch-theologiſche Erledigung der Frage.

Hier zeichnet ſich der Verf. ſeinen Weg in folgenden Worten vor:

Nach allem Bisherigen muß nun zur Entſcheidung kommen, was die Kirche und der einzelne Chriſt in Betreff unſerer Frage zu thun hat.

„Wir wollen zuerſt ſehen, was für die Praxis daraus folgt, daß die Schrift das Gebet für die Todten weder befiehlt noch verbietet. Dann ſoll in die Wagſchale fallen die Stimme des menſchlichen Herzens. Hierauf die Zuſammengehörigkeit der Lebendigen und der Todten und das Band des Gebets. Darnach die pädagogiſche Rückſicht auf die Gemeinde.

Und aus dieſen Faktoren ſoll endlich das Facit oder das Faciamus reſultiren.“

Dieſer Abſchnitt iſt ſo reichhaltig und enthält des Anziehenden und Anregenden ſo viel, daß wir uns Auszüge aus demſelben nur ungern verſagen.

Wir müſſen aber, um die Grenzen, die wir für unſer Referat uns geſteckt haben, nicht ungebührlich zu überſchreiten, uns damit begnügen, die Sätze hervorzuheben, mit welchen der Verf. das Werk abſchließt, ſie lauten:

I. Die evangeliſche Kirche findet in Gottes Wort keine Urſache

a) ihren Genoſſen das privatim geübte Gebet für ihre Todten an ſich irgend verdächtig zu machen,

b) ihren Predigern das freie Gebet für die Verſtorbenen an deren Gräbern zu verwehren.

II. Vielmehr findet die evangel. Kirche in Gottes Wort freien Raum und in dem Verlangen des chriſtlichen Herzens ſo wie in den Bedürfniſſen der chriſtl. Gemeinde Veranlaſſung

a) die Genoſſen zu privatem Gebet für die Todten zu ermuntern,

b) auch in die kirchliche Organiſation Gebet für die Todten aufzunehmen.

Es ſei mir nun noch vergönnt, meine unmaßgebliche Anſicht über den in Rede ſtehenden Gegenſtand, zu welcher ich nach wiederholter Beſchäftigung mit demſelben mich bekennen muß, in folg. kurzen, vielleicht zu einer weiteren Beſprechung führenden Sätzen auszudrücken.

1) Da die Schrift, — wie von allen Seiten zugeſtanden wird, — das Gebet für die Todten weder gebietet noch verbietet, — mithin gar nichts über daſſelbe lehrt und feſtſetzt, — oder mit anderen Worten: da das Gebet für die Todten zugeſtandenermaßen in der Schrift keinen Grund hat, ſo ſcheint es in hohem Grade bedenklich, aus dieſem Stillſchweigen der Schrift die Folgerung zu ziehen, daß es nun dem Chriſten frei ſtehe, in einer Angelegenheit wie dieſe, welche nicht eine irdiſche Ordnung und Einrichtung, ſondern das Heil menſchlicher Seelen in der Ewigkeit zu ihrem Gegenſtande hat, über die Schrift hinauszugehen und poſitiv zu lehren, feſtzuſetzen und anzuordnen; vielmehr ſcheint die Anſicht berechtigt, daß gerade das Stillſchweigen der Schrift ein göttlicher Fingerzeig ſei und eine Mah-

nung, zu der genugſamen Heilslehre der Schrift nicht noch die Lehre von einer in das ewige Leben hinausreichenden und eingreifenden Heilswirkung des menſchlichen Gebetes zu fügen.

2) Die geſchichtlich erwieſene Thatſache, daß ſchon die älteſte chriſtl. Kirche für ihre Todten gebetet hat, darf nicht als maßgebend, als entſcheidend und normirend betrachtet werden, ſondern ſteht vielmehr mit den zahlreichen Irrthümern und Mißbräuchen, die ſie in ihrem Gefolge gehabt hat, als eine warnende Thatſache in der Geſchichte der chriſtlichen Kirche da.

3) Das Verfahren der Kirchenordnungen des Reformations-Zeitalters in Betreff der Fürbitte für die Todten iſt nicht als ein willkürlicher Eingriff in die dem Chriſten zuſtehende Freiheit zu betrachten, auch nicht abzuleiten aus der Unbekanntſchaft jener Zeit mit der Lehre von den letzten Dingen, ſondern es iſt als ein weiſes prophylaktiſches Verfahren anzuerkennen, um einer Wiederkehr der römiſchen Irrthümer und Mißbräuche vorzubeugen. Daß von dieſem Verfahren, das ſich in drei Jahrhunderten im Segen bewährt hat, auch in unſeren Tagen nicht abzuweichen und der ſubjectiven Willkür die Pforte nicht zu öffnen ſei, dafür ſprechen nicht nur die Puſeyitiſchen Vorgänge in der Biſchöflichen Kirche Englands, ſondern auch verwandte Erſcheinungen auf deutſchen Kirchengebieten.

Darum ſagen wir in directem Gegenſatze zu den ſchließlichen Behauptungen und Forderungen Leibbrand's:

a) Wenn auch den Gliedern der Kirche das private Gebet für ihre Todten nicht gewehrt werden kann, ſo ſind ſie doch zu ſolchen Gebeten in keiner Weiſe zu ermuntern.

b) Die bisher in der Evangel.-Luth. Kirche geübte Praxis iſt von Seiten der Prediger gewiſſenhaft beizubehalten und das Gebet für die Todten in die kirchliche Organiſation nicht aufzunehmen.

II.

Zur Literatur.

1) Geſchichte des Rationalismus. Erſte Abtheilung: Geſchichte des Pietismus und des erſten Stadiums der Aufklärung. Von Dr. A. Tholuck. Berlin, 1865. 182 S. -- Preis nunmehr 1 Rbl. 35 Kop.!

2) Evangeliſche Hymnologie von Dr. Chriſtian Palmer. Stuttgart, 1865. 394 S. — Preis 2 Rbl.!

3) Das Buch Ezechiels. Ueberſetzt und erklärt von Dr. Th. Kliefoth. Erſte Abtheilung. Cap. 1—30. Roſtock, 1864. 398 S. — Preis 1 Rbl. 90 Kop.! (Die zweite Abtheilung dieſes Werkes erſcheint anfangs 1865 und zwar in gleichem Umfange und zu demſelben Preiſe.)

4) Beiträge zur Kirchenverfaſſungsgeſchichte und Kirchenpolitik insbeſondere des Proteſtantismus von Dr. K. B. Hundeshagen ꝛc. Erſter Band. Wiesbaden, 1864. 546 S. — Preis 4 Rbl. 20 Kop.

5) Die Arbeiterfrage und das Chriſtenthum. Von W. E. Freiherrn von Ketteler, Biſchof von Mainz. Dritte Auflage. Mainz, 1864. 212 S. — Preis 57 Kop.

6) Catharina von Siena. Ein Heiligenbild von Dr. Karl Haſe. Leipzig, 1864. — 1 Rbl. 51 Kop. alter Preis, aber jetzt — ?

7) Pietismus und Chriſtenthum im Spiegel der äußeren Miſſion. Von E. Fr. Langhaar, Pfarrer in der Waldau bei Bern. Erſter Theil: Der Pietismus. Leipzig, Otto Wigand. 1864. 464 S. — Preis 2 Rbl. 92 Kop.!

8) Evangeliſche Caſual-Reden in Verbindung mit mehreren Predigern herausgegeben von Dr. Chriſtian Palmer. Vierte verbeſſerte Auflage. Erſter Bd. 1864. 478 S.

9) Epiſtel-Predigten über die von Dr. C. J. Nitzſch proponirten und von der Rheiniſchen Provinzialſynode genehmigten, vielfach als Predigttexte benutzten bibliſchen Vorleſungen. Ein vollſtändiger Jahrgang von G. Chr. Deichert, evangeliſchem Pfarrer zu Grüningen. Erſter Band. Stuttgart, 1863. 2 Bde.

10) Das Wiſſenswürdigſte aus der Welt: Culturgeſchichte in Biographien und Erzählungen von Dr. Fr. Aug. Nitzelnadel. Zweite Auflage. Erſter Band. Die Geſchichte des Alterthums und des Mittelalters. Saalfeld, 1865. 388 S.

11) Troſt und Mahnung in Thatſachen chriſtlicher Erfahrung. Geſammelt von Dr. W. H. Blume. Brandenburg, 1863. 191 S. 12½ Sgr.

12) Krankheit und Heilung. Eine Lebensſkizze. Bevorwortet von Dr. A. v. Harleß, Oberconſiſtorialpräſident in München. Brandenburg, 1863. 115 S.

13) Vorträge über die Propheten, gehalten auf Veranſtaltung eines chriſtlichen Vereins vor Zuhörern aus allen Ständen ꝛc. Baſel, 1862. 6 Hefte. Samuel, David, Elia und Eliſa, Joel, Amos und Hoſea, Jona und Nahum.

14) Altteſtamentliche Lebensbilder in Predigten von Ferd. Bender, Hofprediger in Darmſtadt. Stuttgart, 1857 u. 58. 3 Bändchen.

Wir eröffnen den neuen Jahrgang unserer Perlustrationen auf dem Gebiete der Literatur diesmal mit 14 Nummern, die vor uns liegen, mit dem festen Vorsatze, nicht eher zu ruhen, als bis wir unsern Tisch bereinigt haben. Wie kommen wir aber gerade zu diesen Büchern? Warum eben diese und keine anderen? Vorläufig nur soviel: 1—7 sind gekauft und bezahlt und 8—14 der „verehrlichen Redaction zu freundlicher Besprechung" zugesandt. Wir hätten in der That nichts dagegen gehabt, wenn die Verleger 1—7 gleichfalls als Recensions-Exemplare zugeschickt hätten. Doch so lieblich strahlt die Sonne hier zu Lande nicht; und die erhöhten Bücherpreise — von dem früher so beliebten Rabatt ist schon lange nicht die Rede, — die fatalen Zuschlag-Kopeken sind erheblich genug [1]). Da wird man beim Kaufen schon vorsichtiger, und bekauft sich doch zuletzt mit manchem Ueberfluß. Wir meinen nun nicht besser unsere Kritik einzuleiten, als mit ein paar Betrachtungen, welche die Times jüngst bei Anlaß einiger neuen Erzeugnisse der Literatur zum Besten gab und die auch hier Geltung finden. „Die Zahl der unausgesetzt erscheinenden Bücher," sagt sie, „ist fast ungeheuerlich. In Wahrheit haben wir nicht einmal eine annähernde Idee von der Masse literarischer Erzeugnisse, die Jahr um Jahr geschrieben, gedruckt, verlegt und gelesen werden. Denn wir haben nicht nur ganze Haufen von großen und kleinen Werken, sondern wir müssen auch die Unmasse periodischer Schriften in Betracht ziehen, die wöchentlich oder monatlich erscheinen. Eine wahre Sünd-

[1]) So ist der Ladenpreis für das Buch von Hundeshagen (4) nur 3 Thlr., wovon je der gewöhnliche und selbstverständliche Rabatt abzuziehen, den man immer erhält, wenn direct vom Verleger gekauft wird. Hier aber muß man für diesen ersten Band 4 Rbl. 20 Kop. bezahlen!!

fluth umgiebt den Kritiker, den gewiſſenhaften Beobachter auch nur unſeres Literaturzweiges. Ja, erſtaunt fragen wir, wer ſchreibt denn dieſe ungeheuren Maſſen, wer lieſt ſie? Und was uns wirklich am meiſten ſtutzig macht, iſt die Frage, wo alle dieſe Schriftſteller herkommen."

1) Mit dieſer erſten Abtheilung der Geſchichte des Rationalismus von Tholuck iſt es mir eigen ergangen und ich nehme keinen Anſtand zu wünſchen, daß es Andern beſſer damit ergehen möchte. Wenn Einer von einem Buche ſagt: „Es iſt ein ſchönes Buch! ich habe viel daraus gelernt, viel Neues dort gefunden," ſo will ich ihm aufs Wort glauben, daß es ſich vollkommen ſo verhält, wie er geſagt hat. Das aber iſt für mich noch lange nicht eine Berechtigung zur Hoffnung, gleichfalls viel Neues in dem Buche zu finden; daher ein Buch, das dem Andern ſehr nützlich ſein mag, für mich ganz überflüſſig ſein kann. An dem vorliegenden Büchlein verleitete mich nun nicht das Motto auf dem Titelblatte: „Unter dem geſetzlichen Vorbehalt einer künftigen eigenen Ueberſetzung in fremde Sprachen," denn das iſt meiſt Verleger-Humbug; wohl aber der Name Tholuck. Ich ſchnitt alſo getroſt unbeſehen, auf guten Autoritätsglauben geſtützt, die 182 Seiten auf und hatte damit eine Schuld von 1 Rbl. 35 Kop. contrahirt, die mir aber, damit ich's kurz ſage, wenig eingebracht hat. Es iſt ein Allerlei aus der Geſchichte der kirchlichen Orthodoxie in ihrem Erlöſchen, der bibliſchen (?) Orthodoxie des Pietismus bis zu ihrem Erlöſchen um die Mitte des 18. Jahrhunderts, und endlich der Aufklärung in ihrem erſten Stadium, alſo eine Geſchichte der Hauptbewegungen des kirchlichen Lebens beiläufig von 1690—1760. Und das Alles auf 182 Seiten? Warum nicht? Kann man doch eine ganze Weltgeſchichte für Kinder vom Paradieſe bis auf Düppel-Schanze auf 182 Seiten ſchreiben. Gewiß. Ich erlaube mir aber die beſcheidene Frage, für wen der berühmte Mann, von dem man geiſtreiche Eſſays auf 182 Seiten gern läſe, dieſe Maſſe von Stoff auf 182 Seiten klar, faßlich, wirklich brauchbar glaubt bewältigt zu haben? Für Tirones iſt das Buch nicht, denn es ſetzt häufig vieles „als bekannt" voraus, z. B. wie es ſich mit den Monaden verhält, von der „bekannten" Hauptäußerung Wolff's über die Nutzloſigkeit des Syllogismus kein Sterbenswörtchen ꝛc.; für Jemand, der ſchon 40 Jahre ſolche Bücher lieſt, und aufrichtig geſagt, Alles, was in dieſem

Tholuckſchen letzten specimen eruditionis ſteht, ſchon hundertmal geleſen hat, und viel genauer, eingehender, klarer und überſichtlich geordneter, gar nichts; für die heutzutage bei ſolchen Büchern von den Verlegern ſtets auch berückſichtigten Gebildetſten unter den Gebildeten endlich vollends nicht, denn für die iſt Vieles ganz ungenießbar, da vielerlei gehört, um Anſpielungen nicht zu überſchlagen. Hätte ich nicht ſoeben ein ſchönes dickes Buch von circa 800 Seiten geleſen, das die nämlichen Themata behandelt, ſo hätte ich den Abſtand nicht ſo grell gefunden. Ich mache mich anheiſchig, aus dem beſagten dicken Buche zwei ſolche Auszüge, wie der vorliegende, zu machen; denn ich möchte behaupten, es iſt kein Beiſpiel, kein Geſchichtchen, keine anekdotenartige Illuſtration, mit denen Tholuck Schriften dieſer Art ſchmückt — und warum nicht? — die nicht alle dort ſchon 1861 gedruckt zu leſen ſtehen. Nichts als eine Maſſe Excerpte und Collectanea für Collegienhefte, unter gewiſſe Rubriken gebracht, und dann dem vielleicht als Verſucher lockenden Verleger, der nach einem Buche von Tholuck ſchmachtet, zum Druck gegeben. Vor unnützen Ausgaben ſei gewarnt. Wenigſtens mein Exemplar ſteht unter Einkaufspreis zu Dienſten. Wir brauchen eingehende Monographien, oder zur Ueberſicht, gleichſam zum Fundament weiterer Studien, kurze und doch inhaltſchwere Bücher, wie in der Kirchengeſchichte die von Haſe und Kurtz. Denn Haſe's Gedanken ſind oft ſehr gut.

2) Dieſe evangeliſche Hymnologie von Palmer verdient, wie alle Bücher des verehrten Verfaſſers, dringend empfohlen zu werden, und thun mir die 2 Rubel, die das Buch bei uns hinter Eydtkuhnen koſtet, nicht leid. Es ſollte von jedem Paſtor, der ein Herz hat für Belebung gottesdienſtlichen Handelns, zweimal geleſen und hinterher noch einigemal nachgeſchlagen werden in vorkommenden Fällen. Ich erlaubte mir neulich Einiges aus dem, was P. Treffliches über die Orgel ſagt, den Leſern des Kirchenblattes mitzutheilen. Eine Fülle von Material, in anſprechender klarer Form, die Gedanken durchſichtig, mit Vermeidung alles Schwerfälligen, wie denn P. Meiſter in der ſtyliſtiſchen Behandlung ſeines Themas iſt; er ſchreibt, wie als ob er ſpricht, in edelſter, einfachſter Weiſe, und dennoch auf dem gründlichſten hiſtoriſchen Studium ruhend, das er überaus geſchickt zu benutzen weiß. „Der Geiſt Gottes, S. 23, der unverſiegbar in der Gemeinde Chriſti lebt, er waltet auch

in ihren Liedern; und wie jeder Genoſſe der Kirche dieſes Walten empfinden muß, ſo muß der Theolog von der Art deſſelben, von dem darin ſich offenbarenden Geſetz, von dem Reichthum der Formen, in denen ſich daſſelbe realiſirt, ein klares, begründetes Wiſſen haben. Dieſes zu ermitteln, iſt die Aufgabe der Hymnologie." Ferner: „Das allgemeine Gebiet im Geſammtkreiſe praktiſcher Theologie, dem unſer Lehrfach angehört, iſt die Liturgik. Wir dürfen uns jedoch nicht begnügen, die Idee des Gottesdienſtes als eine von dieſer entwickelte einfach vorauszuſetzen, und nur das Verhältniß zu beſtimmen, in welches die Kunſt zu ihr zu treten berufen iſt, ſondern müſſen uns dazu herbeilaſſen, die Idee des Cultus ſelber grundlegend zu erörtern und ſie ſo weit zu entwickeln, als nöthig iſt, um für die kirchliche Kunſt die richtige Baſis zu gewinnen, d. h. um ſowohl die Berechtigung, ja die Nothwendigkeit der Kunſt innerhalb des Gottesdienſtes zu erweiſen, als auch die Eigenthümlichkeit der kirchlichen Kunſt, den kirchlichen Styl derſelben zu beſtimmen. Somit handelt das erſte Lehrſtück vom Gottesdienſte in der gottesdienſtlichen Kunſt. Wie aber hierdurch alles Uebrige, was im Cultus nicht Kunſtthätigkeit iſt, als hier fremd ausgeſchieden iſt, ſo ſcheidet ſich ſofort auch von den dem Cultus dienenden Künſten alles aus, was nicht in der Form des Hymnus (das Wort im allgemeinſten Sinne genommen) zur Darſtellung kommt; wir haben ſomit weder auf die kirchliche Architectur, noch auf die kirchliche Malerei, noch auf die kirchliche Rhetorik einzugehen, ſondern einzig das poetiſche und muſikaliſche Element ins Auge zu faſſen. Dieſe beiden ſind zwar nicht äußerlich zu trennen, ſo daß ein Moment des Gottesdienſtes der Poeſie, ein anderer der Muſik anheim fiele; die urſprüngliche Einheit von Dichtung und Geſang, von Wort und Ton, beſteht im Gottesdienſte ſtets lebendig fort; gleichwohl hat die fortſchreitende Bildung jede von beiden als beſondere Kunſt ſelbſtſtändig entwickelt; der Dichter iſt nicht als ſolcher auch ſchon Tonſetzer; und ſo muß auch die Hymnologie jedes von beiden für ſich, wenn auch ſtets mit offenem Ausblick von dem einen zum andern hinüber, wiſſenſchaftlich behandeln. Daher wird das zweite Lehrſtück die kirchliche Dichtkunſt, unſer drittes die kirchliche Tonkunſt zum Gegenſtand haben. Die Geſchichte beider im Allgemeinen und im Beſondern nehmen wir nicht als einen Theil unſerer Disciplin mit auf, um für dieſe den

Charakter einer Theorie ſtreng zu behaupten; deſto freier aber werden wir das geſchichtliche Material für die theoretiſche Ausführung benutzen." Wie geſagt, wir meinen; Keinen, der ſich für dieſen wichtigen Gegenſtand intereſſirt, wird dieſes ſchöne Buch unbefriedigt laſſen. Wir können getroſt rathen, es zu kaufen.

3) Ein jeder Erklärer und Ueberſetzer eines bibliſchen Buches, vorausgeſetzt, daß er die dazu nöthigen Kenntniſſe hat, iſt im Vortheil vor ſeinen ſämmtlichen Vorgängern, daß er dieſe alle prüfen und das Beſte behalten kann. Ich wollte Keinem rathen, das auszulegende Buch als einen neuentdeckten Codex-Fund zu betrachten und ohne alle Rückſicht auf die älteren Commentatoren von den LXX bis auf Delitzſch friſchweg zu überſetzen und zu erklären, wenn das Unglaubliche wirklich ſich einmal ereignen ſollte, daß Jemand auf den Verſuch verfiele, in dieſer Weiſe die Probe zu machen und praktiſch mit der Tradition zu brechen. Ein Erklärer ſchöpft aus dem andern und lehnt ſich an die früheren an, oder ergreift die Gelegenheit, in weitläufigen Discurſen ſich mit den älteren Auslegungen auseinander zu ſetzen. Die Leſer müſſen, wenn ſie nicht durch Uebung die Kunſt ſich angeeignet haben, zweckmäßig das weniger Wichtige zu überſchlagen, bei jeder einzelnen Stelle die ganze Geſchichte ihrer Auslegung recapituliren, und ſo ſchwillt der Commentar immer dicker an, und die Lectüre wird immer unerquicklicher. Warum gefällt es nicht dem Commentator ganz einfach, verſteht ſich nach treuem Studium ſämmtlicher Vorarbeiten, ſeine Erklärung zu geben, mit Vermeidung aller Zurechtſtellungen anderweitiger Auslegungen? Die Sache würde ſo ungemein vereinfacht. Nicht genug, daß die Anſichten aller Kirchenväter, Scholaſten, Rabbiner u. ſ. w. und aller neueren Exegeten, bis auf Geſenius, Hävernick, Hitzig, Ewald u. ſ. w. gründlichſt geprüft und zurechtgewieſen werden, ſo kommt zuweilen auch die Redefigur vor, daß der Erklärer ſeine Anſicht zuerſt vorträgt und hinterher bemerkt, ſchon Origenes oder ſonſt ein Alter habe dieſe Auslegung gegeben, ſtatt daß umgekehrt geſagt werden ſollte, daß er die bereits vorhandene Erklärung da und da acceptire, wenn einmal Quellenſtudium entwickelt werden ſoll. Wenn ich z. B. eine Erklärung des Buchs Ezechiels von Kliefoth kaufe, ſo will ich erfahren, was dieſer gelehrte Mann nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen als das Ergebniß ſeiner Studien gefunden hat, und iſt mir vor der

hand ganz gleichgültig, was z. B. der jüdiſche Gelehrte Zunz oder ſonſt irgend ein Anderer über Ezechiel geſagt hat. Wie geſagt, einem praktiſchen Theologen, der auch ſolche Bücher lieſt, wird die Sache durch ſolche Weitläufigkeit nicht wenig erſchwert. Doch das nur im Allgemeinen, was von dem vorliegenden ſchätzenswerthen Buche, das uns als eine wahre Bereicherung in der betreffenden Literatur erſcheint, weniger als von vielen ähnlichen gilt, wo man einen ungeheuren Ballaſt gelehrter Abfertigungen, ja wohl gar Ausbrüche perſönlicher Antipathien, die dem Leſer höchſt gleichgültig ſind, mit auf den Kauf nehmen muß.

Herr Oberkirchenrath Dr. Kliefoth in Schwerin gehört nicht zu den Prälaten, die durch Schweigen glänzen, ſondern der in hervorragender Weiſe auf den Gebieten theologiſcher Arbeit eine Stellung einnimmt, die mit Recht hohe Achtung und Anerkennung findet. Wenn auch wir nicht zu denen gehören, die auf ſein Wort ſchwören, indem noch kein noch ſo ausgezeichneter Theolog gelebt hat, der nicht ſpäter wieder ſeinen Meiſter gefunden hätte, ſo ſind alle ſeine Bücher für uns ſtets vorzugsweiſe wichtig und belehrend geweſen; es iſt das großartige Maßhalten, das ihn, wie auch, um nur einen berühmten Namen aus der Gegenwart hinzuzufügen, den Münchener Präſidenten v. Harleß auszeichnet. Auch iſt wiederholentlich in dieſen Blättern ſeiner gebührend gedacht.

Wenn Kliefoth das Buch Ezechiels erklärt, ſo gilt ſchon von vornherein das günſtige Prognoſtikon, daß da etwas Gediegenes, ruhig und klar Gedachtes und Wohlgeprüftes gegeben wird. Und ſo iſt es auch. Alle Liebhaber des göttlichen Wortes beſchäftigen ſich nun nicht gerade ununterbrochen mit eingehender Lectüre der hebräiſchen Bibel, was auch nicht verlangt werden kann; aber was ich verlange, iſt Conſequenz. Sage lieber: ich leſe nun einmal meine Bibel nach Luther deutſch oder nach dem alten livländiſchen Propſt Glück lettiſch, und erbaue mich daran, und laſſe mir davon kein Jota rauben und hoffe dabei ſelig zu werden. Gewiß. Das Leſen des hebräiſchen Alten Teſtaments iſt keine Seligkeitsbedingung. Aber nun auch die Bitte: über den Urtext nichs fabulirt, davon verſteht man ja nichts. Wer aber angefangen hat zu lernen den Urtext zu verſtehen, der ſetze die löbliche Uebung fort: das wird von Segen ſein. Doch zur Sache. Alſo hier finden wir in der vorliegenden erſten Abtheilung des Werkes eine Ueberſetzung

und Auslegung der Kapitel 1—39 auf 25 Druckbogen. Die zweite Abtheilung ſoll von gleichem Umfange und zu demſelben Preiſe ſein. Da nun Ezechiel nur 48 Kapitel hat, ſo ſind wir begierig zu erfahren, welche Schlußbetrachtungen K. noch hinzufügen wird, denn ſonſt wäre die Abtheilung zu ungleich. — Was nun die Ueberſetzung betrifft, ſo haben wir in Betreff derſelben unſere beſonderen Anſichten und Wünſche, die wir freilich keinem aufdrängen, aber wol zur Beprüfung vorlegen dürfen. Bei allem Reſpect vor Vater Luther's Bibel, die wir nicht hoch genug preiſen können, ein geniales, einzigartig daſtehendes Werk, man mag nun in die Zeit ſchauen, da ſie entſtand, oder alle ſpäteren Ueberſetzungen, die ihr nachfolgten, vergleichen. Keine Ueberſetzung nachher darf, ſo meinen wir, wenn ſie anklingen ſoll, von Luther's angeſchlagenem Tone abweichen. Luther's ſchon heute bereits alterthümlich gewordene Wortformen und Wendungen ſind eben desbalb ſo anſprechend, weil ſie nicht reden, wie die Kinder von heute: es tönt in ihnen für uns eine heilige Sprache. Man raubt der Schrift ihren ehrwürdigen Duft und Hauch, — wenn man den gottgeoffenbarten Inhalt in eine moderne, wenn auch noch ſo regelrechte Form gebracht, von heiliger Stätte vortragen wollte. Iſt es nicht möglich, das wirklich Fehlerhafte an Luther's ſonſt claſſiſcher Ueberſetzung mit ſo leiſe ſchonender Hand wegzuſchaffen, daß das Meiſterwerk dadurch nur gewinnen, nie aber verlieren kann, ſo laſſe man Alles unverändert auch mit den geradezu unleugbaren Unrichtigkeiten und den falſchen grammatiſchen Formen! Aber ſo ſchlimm ſteht die Sache nicht. Wir meinen, es iſt möglich, und glauben feſt, der rechte Mann werde zu ſeiner Zeit ſchon kommen. Noch quälen wir uns freilich mit allerlei Verſuchen. Bis jetzt haben wir zwei ſelbſtſtändige Ueberſetzungen, die wir für die beſten, jede in ihrer Art halten: die De Wette'ſche und die Bunſen'ſche. Jene iſt möglichſt wortgetreu, aber trocken; es fehlt der Schwung, namentlich wo die Propheten ſagen und ſingen. Ich trage kein Bedenken, immer wieder lieber an Luther's einfacher und tief poetiſcher Ueberſetzung, z. B. der erſten Kapitel aus der Geneſis, mich zu erquicken, als irgend eine andere, wenn auch ſprachlich genauere, aber vielleicht gelehrt trocken zopfige Ueberſetzung zu leſen, wo der Geiſt ſo zu ſagen verraucht iſt. Bunſen hat allerdings, namentlich in den Propheten, unter Vorgang der kritiſchen Arbeiten von De Wette u. A.

manchen tüchtigen Griff zum Beſſeren gethan. Mag immerhin wieder Einer es wagen, mit einer neuen Ueberſetzung hervorzutreten, wenn er's fühlt, er thue einen Schritt vorwärts. Die Propheten ſind nun einmal Verkündiger göttlicher Gedanken in poetiſcher Form. Wie Homer, Virgil und Horaz durch eine proſaiſche Ueberſetzung unendlich verlieren, ſo muß der Ueberſetzer der poetiſchen Bücher der heil. Schrift in Diction und Schwung das Geheimniß poetiſcher Sprache wiederzugeben ſich bemühen, das in dieſem Falle auf um ſo größere Schwierigkeiten ſtößt, als bekanntlich die Poeſie der Hebräer, was die Form betrifft, nicht im Versmaß liegt. Eine Uebertragung in die Sprachen des Abendlandes wird immer unſerm Bedürfniß in irgend einer Art Rechnung tragen müſſen. Aber einen hebräiſchen Propheten ſo wiedergeben, daß ein ſchlichter und glatter, proſaiſch ſo zu ſagen raiſonnirender Styl entſteht, kann füglich nicht ohne Einbuße der ſchwungvoll zu hebenden Stimmung des Leſers geſchehen. Und das iſt's, was wir an der K.ſchen Ueberſetzung auszuſetzen haben. Sie kann richtig ſein, richtiger, bündiger, als viele andere, aber die Wiedergabe eines in Bildern und Gleichniſſen einhergehenden hochgetragenen poetiſchen heiligen Dichtwerks iſt ſie nicht. Sodann wünſchen wir für unſere heutigen Zeitbedürfniſſe unter Umſtänden eine durchaus andere Faſſung der Ueberſetzungsform dieſer uralt-antiken Geiſtesſchöpfungen. An der kirchlich recipirten Luther-Bibel nehmen wir, wie geſagt, uns nicht heraus, herummängeln und corrigiren zu wollen. Dafür wird ſchon der Geiſt ſorgen, der in alle Wahrheit leitet; kommt eine Zeit, wo eine neue reformatoriſche Forderung ihre Berechtigung hat, ſo wird ſie nicht ausbleiben. Aber zum Privatgebrauch die bibliſchen Bücher neu überſetzen, iſt keinem verwehrt, und Kliefoth ſelbſt, der doch gewiß für die Beibehaltung der Luther-Bibel iſt, nimmt keinen Anſtand, eine neue Ueberſetzung des Ezechiel anzufertigen, doch nicht blos als private Stylübung, ſondern offenbar in der Abſicht, etwas Beſſeres, als das Vorhandene, zu geben. Das hebräiſche Wort זָנָה mit allem dem, was mit dieſem Begriff zuſammenhängt, drückt bekanntlich in faſt unendlichen Wendungen den Abfall des zum Bündniß mit Gott berufenen Volkes Iſrael aus. Es unterliegt ferner keinem Zweifel, daß, z. B. Ezechiel Kap. 23 u. ſ. w., dieſer Abfall vielfach in Redefiguren geſchildert und verſinnbildlicht iſt, die, wir conſtatiren Thatſachen, einmal unſerm Gefühl des Schicklichen und Ernſt-

würdigen und Erbaulichen widerſtreben. Sollte es nicht möglich ſein, ſo fragen wir, daſſelbe, ohne der Sache ſelbſt irgend wie zu nahe zu treten, in einer Form überſetzt wiederzugeben, daß die uns ungemein hart klingenden deutſchen Ausdrücke, um nicht mehr zu ſagen, in andere vertauſcht werden, wo durch die gar zu grelle, in der That erſchreckende und peinliche Maſſighaftigkeit der Darſtellungen roheſter Laſtermomente zurücktreten dürfte, und Worte wegfielen, die zu vertheidigen und gutzuheißen wir Anderen willig das Feld räumen. Will, das iſt unſere Meinung, für unſere Zeit Jemand Lesbares aus der alten Welt auf Deutſch wiedergeben, ſo thue er es in der Weiſe, die wir nun einmal auf heiligem Gebiet verlangen.

Unter Anleitung dieſer Ueberſetzung und Erklärung von Kliefoth, den Propheten Ezechiel in der Urſprache durchzunehmen, iſt, meinen wir, jedenfalls belehrend und fördernd, daher wir nur wünſchen können, daß ſchon der berühmte Name des Hrn. Verf. eine günſtige Empfehlung für Manchen, der unter den Mühen der täglichen Arbeit ſich eine ſolche Erholung und Erquickung gern bereitet, ſein möchte, das Buch ſich anzuſchaffen. Schon die Einleitung iſt lichtvoll und die überſichtliche Darſtellung der Vaticinien ſcheint uns viel für ſich zu haben. Es ſei erlaubt, einige Hauptmomente der Reſultate des gelehrten Oberkirchenrathes hier anzudeuten. Wir finden Ezechiel zu Nebukadnezars Zeit im Exil, in Meſopotamien, wo eine ganze Colonie iſraelitiſcher exilirter Anſiedler ſich befand. Dort lebte er 27 Jahre in der Verbannung und wirkte daſelbſt 22 Jahre als berufener Prophet. Was die Compoſition ſeines Buches betrifft, ſo iſt die Vielheit der Vaticinien, die aus ſehr verſchiedenen Zeiten herrühren, und, wie geſagt, einen Zeitraum von mehr als 22 Jahren füllen, von der Anordnung derſelben zu einem wohlgefügten Ganzen zu unterſcheiden. Eine Gotterſcheinung beruft ihn zum Propheten, ihm wird jedoch nicht in Ausſicht geſtellt, daß er beim widerſpenſtigen Volke Iſrael große Erfolge haben werde; gleichwohl habe er furchtlos das Wort Gottes zu verkündigen. Erſt nach der Verkündigung von ſechs Gottesworten iſt die erſte leiſe Spur eines Eindrucks bemerklich: man verſtummt ihm gegenüber. Da kommen ſieben neue Gottesworte, um zum Fragen zu veranlaſſen. Die letzte Bußpredigt macht endlich einen Eindruck, und die Widerſpenſtigen thun nun den Mund auf, um nach Gottes Wort zu fragen: hier das erſte ſichtliche Zeichen einer Wir-

kung. Aber ihr Fragen ist immer noch nicht rechter Art. Darum sieben neue Gottesworte, die nicht zur Beschwichtigung sind, sondern aufs Neue ihr Gewissen in Anspruch nehmen. Von der Wirkung aber verlautbart nichts: alle Gottesworte verhallen an dem widerspenstig bleibenden Volke. Da schreitet Gott zur Ausführung des angedrohten Gerichts: Jerusalems Fall durch die Chaldäer wird beschrieben! — Hier wendet der Prophet sich (25, 1—33, 20) zu den auswärtigen Völkern in einer Reihe von Gottesworten, und diesen wird zu bedenken gegeben, daß sie sich des über Israel hereingebrochenen Gerichts nicht zu freuen haben. — Inzwischen wendet sich der Prophet abermals zu Israel (33, 28 — zum Schluß 48, 35), abermals in sieben Gottesworten, von denen das letzte ein umfassendes Gesicht enthält. Ezechiel soll das gestrafte Israel durch Hinweisung auf künftige Gnade und Erweckung zur Buße und Bekehrung bewegen: Ezechiel weissagt den Kampf des Reiches Gottes mit der heidnischen Weltmacht bis zum Siege der Vollendung hin.

Wir haben also drei Abschnitte. Damit ist auch die Eintheilung des Buches Ezechiels gegeben. Nehmen wir Einleitung (1, — 3, 21) mit dem ersten Theil (3, 22—24, 27) zusammen, so haben wir $28 = 4 \times 7$ Gottesworte; im zweiten Theile (25, — 33, 20) $14 = 2 \times 7$ Gottesworte; im dritten Theile 7 Gottesworte; also zusammengezählt 7×7 Gottesworte. Zählen wir aber die Summe der größeren Abschnitte, nämlich 7 Abschnitte des ersten, 5 Abschnitte des zweiten und 8 Abschnitte des dritten Theils zusammen, so haben wir 21, d. h. 3×7 Abschnitte; also auch hier die Theilung nach der Siebenzahl.

Zu unterscheiden ist die Aufzeichnung der einzelnen Gesichte und Gottesworte von der Zusammenordnung derselben zu dem vorliegenden Buche. Das einfach Natürliche war, daß Ezechiel die Gottesworte alsbald, nachdem er sie empfangen und befehlsmäßig verkündigt hatte, auch aufschrieb. Dagegen wird die Zusammenordnung dieser einzelnen Aufzeichnungen zu dem Ganzen des Buches, wie es jetzt vorliegt, zu Einem Male geschehen sein müssen, weil es nach einem durchgreifenden Plane geordnet ist. —

(Fortsetzung der Besprechung der angezeigten Bücher im nächsten Hefte.)

III.

Nachrichten.

Merkwürdig! In Berlin iſt am 2. September v. J. vom Magiſtrat die Wahl eines zweiten Predigers an der abgezweigten Luiſengemeinde vollzogen. Es ergiebt ſich aber aus dem abſchriftlich eingereichten Wahlprotokoll, daß bei der Abſtimmung auch ein jüdiſches Mitglied des Magiſtrats-Collegiums ſich betheiligt hat. Daß Juden chriſtliche Prediger wählen, das iſt in der That noch nicht dageweſen. Darum merkwürdig. Das Conſiſtorium hat mit richtigem Tact auf die Geſetze und Verordnungen hingewieſen, nach denen Perſonen moſaiſchen Glaubens von der Theilnahme an der Ausübung des Patronatsrechts ausgeſchloſſen ſind, und eine Neuwahl veranlaßt. —

In der anglikaniſchen Hochkirche Mönche, während in vielen Ländern des europäiſchen Continents, in Italien, Oeſterreich, Spanien, Portugal u. ſ. w. Klöſter aufgehoben werden! An den Biſchof von London ſind Geſuche ergangen, ſo viel in ſeiner Macht ſteht, das Auftreten des „Father Ignatius" in einer oder der andern Kirche Londons zu verhüten. Ignatius war eine Zeit lang anglikaniſcher Reiſeprediger und hat bei Norwich ein „proteſtantiſches Kloſter" gegründet unter dem Namen: „die Brüder von St. Benedict". Die Zahl der Mönche iſt ſchon eine bedeutende, und ſie tragen alle die Kutte des ähnlich benannten römiſch-katholiſchen Ordens. Meſſe wird täglich geleſen und am Eingange der Kloſterkirche ſteht die Madonna in einer Mauerblende, um die Füße einen Kranz von kleinen Gasflammen. Ignatius iſt nicht aus der anglikaniſchen Kirche ausgeſchieden, obwohl er auch als äußeres Gewand völlig das angenommen hat, das von den belgiſchen Mitgliedern der Geſellſchaft Jeſu (alſo Jeſuiten?) getragen wird. Bei ſeinen öffentlichen Predigten in und bei Norwich findet ſich jedesmal eine Hörerſchaft von vielen Tauſenden ein, und er gilt als ein eindringlicher Redner; namentlich rügt er die Modeſucht der vornehmſten Geſellſchaftsklaſſen und richtet ſich direct gegen „Belgravia", unſer vornehmſtes Viertel im Londoner Weſtend, ein Vergehen, das ihn, ſo zu ſagen, populär macht bei den niedern Geſellſchaftsklaſſen. —

Dr. Fabri, der bekannte Miſſions-Inſpector in Barmen, beſpricht in ſeinen „Briefen gegen den Materialismus“ (2. vermehrte Aufl. 1864) mehrere Themata auf eine intereſſante Weiſe. So über den Urſprung des Menſchengeſchlechts, über die Principien der modernen Geologie und das Alter des Menſchengeſchlechts. Von den angeblich unermeßlich langen Zeiträumen heißt es gewiß ſehr richtig: „Dieſe mythologiſchen Zahlenreihen der modernen Naturwiſſenſchaft erklären im Grunde gar nichts, überſteigen vielmehr alles klare menſchliche Vorſtellungsvermögen und hüllen damit die Entwickelungsproceſſe, die ſich in dieſen fabelhaften Zeiträumen vollzogen haben ſollen, in einen phantaſtiſchen Nebel. Man ſieht auch hier: wir ſind mit Hülfe der neueſten Forſchungen in Betreff der Entſtehung der Erde und ihrer Lebeweſen glücklich, wie bei dem Weltei (d. h. der allgemeinen Urzelle Darwin's), ſo auch bei den mythologiſchen und kosmogoniſchen Zahlenreihen der alten Hindus, Chineſen und Perſer wieder angelangt. — Was die angebliche „Evidenz“ der Beweiſe von einem 10—100,000-jährigen Alter der Menſchheit betrifft, die man aus foſſilen Menſchenknochen und den Spuren menſchlicher Kunſtthätigkeit genommen hat, welche in Lagerungsſtätten gefunden ſind, die eine ſo lange Zeitdauer zu ihrer Bildung beanſpruchen ſollen, ſo hat man ſich insbeſondere auch auf die in den letzten Jahren an den Oſtküſten der däniſchen Inſeln aufgefundenen „Kjökkenmöddinger“ oder Kuchen-Abfälle, große Bänke von zum Theil geöffneten Auſtern und anderen Muſchelſchaalen mit Knochenreſten und Werkzeugen von Stein, Holz, Horn und Knochen, auch Reſten von Töpferarbeit ꝛc. berufen. Da ſich auch Reſte von Kiefernholz, einer jetzt nicht mehr in Dänemark vorkommenden Baumart, darunter befanden, ſo hat man das Alter der dabei gelagerten Reſte auf 10,000 Jahre geſchätzt, indem man ſich bei der betreffenden Berechnung auf die Annahme eines vierfachen Vegetationswechſels von jedesmal mehrtauſendjähriger Dauer (Kiefern, Steineichen, Sommereichen, Buchen) ſtützte, wie ſich derſelbe aus den Schichtungsverhältniſſen der däniſchen Torfmoore erſchließen läßt. Mit gutem Grunde erhebt Fabri gegen dieſe, lediglich nach dem Maßſtabe der jetzigen Ruheperiode angeſtellte Berechnung Proteſt. „Wenn, ſagt er, in der Diluvialzeit Skandinavien aus Gletſchern und Eismeeren beſtand und der Uebergang zur Neuzeit ziemlich raſch, wie angenommen wird, erfolgt iſt, ſo werden

mit der fortſchreitenden Erwärmung auch die Baumvegetationen, welche bei einer Erhöhung der Wärme um wenige Grade ſich in ihren bisherigen Zonen raſch verſchieben konnten, ſich wohl ſchneller und in einer Weiſe, für die die Gegenwart kein ſicherer Maßſtab iſt, entwickelt haben. Und wie durchaus zweifelhaft dieſe, auf den in den Torfmooren ſichtbaren Vegetationswechſel gebauten Berechnungen ſind, zeigt ein ſehr intereſſanter Fund, welcher an Schleswigs Oſtküſte in einem Torfmoor des Sundewitt kürzlich gemacht wurde, wo man unter einer Torfmoorſchichte von etwa 5 Fuß ein Muſchellager und unter dieſem ein Schiff von 36 Fuß Länge mit vielen Antiquitäten entdeckte, auch Pferdegerippe wurden gefunden, aber Menſchenſkelete bis jetzt vergeblich geſucht. Eine Anzahl Münzen, die älteſten aus der Zeit von 160 nach Chr., ſowie Geräthe aus der karolingiſchen Zeit ſtellen das Alter der betreffenden Funde zwiſchem dem 3. und 9. Jahrhundert. Nach der Lagerung der Antiquitäten hätte man aber auf ein geologiſches Alter von vielen Jahrtauſenden ſchließen müſſen!" Der berühmte Rudolph Wagner hält keinen der bisher beobachteten Funde, wo Menſchenknochen mit Reſten von ausgeſtorbenen Thieren der Tertiärzeit vereinigt getroffen wurden, für völlig beweiskräftig für das neueſtens in Anſpruch genommene hohe Alter der Menſchheit. Er äußert überhaupt gegen jedes Abſchätzen der vergangenen Zeiträume ernſte Bedenken. Den Neanderthal-Schädel hält Wagner für den Schädel eines alten Holländers (!), nur daß er etwas ſtärker abweiche von dem Typus der Schädel, welche, von der Inſel Marken im Zuyderſee ſtammend, ſich in der Blumenbach'ſchen Sammlung befinden. Ebenſo findet derſelbe den vielbeſprochenen Engis-Schädel gar nicht beſonders abweichend vom allgemeinen europäiſchen Schädeltypus. Den Schädelfunden der Pfahlbauten weiſt er ein Alter von etwa 2000—3000 Jahren zu. Wer die Wagner'ſchen Abhandlungen lieſt, wird, mag er mit deſſen kritiſchen Bedenken durchaus einverſtanden ſein oder nicht, ſich wenigſtens des Eindruckes nicht erwehren können, daß es noch langjähriger, ſyſtematiſch geordneter Unterſuchungen bedürfte, ehe von evidenten Beweiſen für ein außerordentlich hohes Alter des Menſchengeſchlechts geſprochen werden könnte." —

Sollte man es denken: die hiſtoriſch-politiſchen Blätter (katholiſch) reden dem Studium der Philoſophie in beredter und eindringlicher Weiſe das Wort. Eine Mahnung, die

wir Protestanten zum Besten unserer studirenden Jugend, d. h. unserer Zukunft, sollten gesagt sein lassen. Es soll in der höchsten Classe der Gymnasien für die zur Universität sich Vorbereitenden auch ein Cursus der Philosophie nicht fehlen. Würde aber das nicht auf Kosten der übrigen Ausbildung geschehen? Man muß die zu lernenden Gegenstände nach ihrer Wichtigkeit für die formelle Ausbildung und nach den Zeitbedürfnissen auswählen und darnach ihr Maß bestimmen, denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die meisten Gymnasialfächer trotz ihrer Nützlichkeit hinter der Philosophie als einem nothwendigen Gegenstande zurückstehen müssen. Die Gymnasialstudien sind nicht sich selbst Zweck, sondern haben eine höhere Bestimmung. Man muß unterscheiden zwischen nothwendigen und blos nützlichen Unterrichtsgegenständen. Es soll der Jüngling für das academische Fachstudium und zugleich mit diesem für den entsprechenden Amtsberuf vorbereitet werden. Das Gymnasium hat nicht die Aufgabe, den Jüngling mit allerlei materiellen Kenntnissen auszurüsten, sondern die, ihn für sein Fachstudium zu befähigen und im weiteren seine Anlagen so zu entwickeln, und ihm so viel Kenntnisse beizubringen, daß er, nach Vollendung des besonderen Fachstudiums, zur Wahrnehmung der ihm entsprechenden Amtsthätigkeit gehörig vorbereitet ist. Unter diesen Aufgaben steht die der Befähigung für das academische Fachstudium oben an, weil für die weitere Ausbildung etwaige Mängel sich später heben lassen. Sind die philosophischen Studien ein nothwendiges Mittel, um die Reife für das academische Fachstudium zu vollenden, so ist gegen ihre Wiedereinführung keine Einsprache zu erheben; es kommt nur auf eine zweckmäßige Einrichtung an, daß die übrige Ausbildung nicht beeinträchtigt werde. Unter Ausbildung ist nicht materielles Wissen zu verstehen, das man gar oft, aber mit Unrecht, als den Maßstab der geistigen Ausbildung betrachtet, sondern die geistige Ausbildung selbst, die formelle Ausbildung. Diese Ausbildung erfordert, daß die Gesammtheit der Seelenkräfte, der intellectuellen und ethischen, gehörig entwickelt und dabei der Geist mit allgemeinen und nothwendigen Kenntnissen und Fertigkeiten ausgerüstet werde. Zu dem Ende soll das Gymnasium, was die Entwickelung der intellectuellen Kräfte betrifft, das Gedächtniß stärken, die Einbildungskraft heben, den Geschmack verfeinern und den Verstand schärfen, und dieses Ziel soll es so verfolgen, daß die Ausrüstung des

Geiſtes mit den ihm nothwendigen Kenntniſſen und Fertigkeiten zugleich erfolgt. Dadurch wird es, was ſein Name ausdrücken ſoll, zu einer wahren geiſtigen Uebungsſchule. Um den Verſtandeskräften eine möglichſt vollendete Ausbildung zu geben, hat man von den unterſten Claſſen an dem Studium der Mathematik einen hervorragenden Platz unter den Unterrichtsgegenſtänden eingeräumt, — Alles, um die Reife des Denkens, welche den Abiturienten noch immer fehlt, zu erzielen. Durch ſolche Maßnahmen wird aber in der Mathematik faſt mehr Zeit verloren, als die den Gymnaſialfächern für das Studium der Philoſophie zu entziehende ausmacht. Die Kräfte des Geiſtes entwickeln ſich nämlich ſo, daß die des Verſtandes ſich am ſpäteſten zeigen. Dieſen Gang der Natur darf man bei der Ausbildung der Kräfte nicht aus dem Auge verlieren, oder die auf ſie verwandte Zeit iſt eine verlorene. Wenn daher Jemand, der Natur vorgreifend, den zarten Knaben will verſtehen laſſen, was zu verſtehen ein gereifteres Alter vorausſetzt, ſo müdet er ſich und ihn mit nutzloſem Zeitaufwande ab. Der Knabe ſoll verſtehen, was zu verſtehen ſeine Verſtandeskräfte noch nicht fähig ſind. Um von dem Zeitverluſt aus falſcher Behandlung der übrigen Fächer zu ſchweigen, könnte man die Mathematik, welche jetzt mit 4 wöchentlichen Stunden und vielen häuslichen Arbeiten über alle Klaſſen vertheilt iſt, mit blos 4 oder 5 wöchentlichen Stunden auf die zwei letzten Gymnaſialklaſſen beſchränken, in den unteren Klaſſen aber blos gemeines Rechnen treiben. Damit würde man eine Menge Zeit ſparen und dennoch würden die Schüler der großen Mehrzahl nach zweimal ſo viel Mathematik lernen, wie jetzt. Oder iſt es nicht eine Thatſache, daß die Schüler jetzt der Mehrzahl nach keine Mathematik lernen, und zwar deshalb nicht, weil ſie die in den unteren Klaſſen gelehrten Anfangsgründe wegen Mangels geiſtiger Reife, das Uebrige aber wegen Mangels der Grundlage zu verſtehen unfähig ſind? — Ferner: Wie in der äußeren Natur jede Frucht ſo ſehr ihre Zeit hat, daß man bei Nichtberückſichtigung dieſer Zeit, wenn überhaupt eine, nur eine verkrüppelte Frucht erwarten darf, ſo hat auch jede Geiſtesanlage für ihre erſprießliche Ausbildung ihre von der Natur angewieſene Zeit. Dieſe Zeit anticipiren oder unbenutzt verſtreichen laſſen, das rächt ſich durch verkrüppelte Bildung. Kommen daher das Gedächtniß, die Einbildungskraft und der Geſchmack als niedere Anlagen

früher, als die Verſtandeskräfte, und in der hier angegebenen Zeitfolge zum Vorſchein, ſo ſollen ſie auch früher und wie ſie ſich in ihrem Entwickelungsprozeſſe folgen, ausgebildet werden. Beim Kinde iſt alles Lernen Gedächtnißſache, dieſes Vermögen kommt auch ſehr frühzeitig zur Entwickelung, und an ſeiner Ausbildung kann daher von früheſter Jugend gearbeitet werden. An die Entwickelung des Gedächtniſſes ſchließt ſich dann ſpäter die der Einbildungskraft und noch ſpäter die des Geſchmackes an, weshalb auch die Zeit ihrer Ausbildung ſpäter kommt. — Nichts rächt ſich in der Ausbildung der Naturanlagen mehr, als die Umkehrung der von der Natur angewieſenen Ordnung. — Das Gymnaſium verfolgt, was hier nicht zu ſehr betont werden kann, im Gegenſatz zur Realſchule weniger die materielle als die formelle Bildung! Allerdings ſoll das Gymnaſium auch die Wiſſenſchaften lehren, welche dem Gelehrtenſtande unentbehrlich ſind; aber auch dieſe Wiſſenſchaften ſind dem Gymnaſium ebenſoviele Mittel, ſein Hauptziel, die formelle Geiſtesbildung, zu erreichen. Darum ſollen auch, wenn das Gymnaſium mit der Realſchule einige Gegenſtände gemein hat, dieſelben Gegenſtände anders am Gymnaſium, als an der Realſchule gelehrt werden. Die Realſchule betrachtet dieſe Wiſſenſchaften beſonders als ſolche, welche für das Leben nützlich ſind, und arbeitet daher auf eine für daſſelbe nützliche Fertigkeit in denſelben hin: das Gymnaſium erblickt in ihnen ein Mittel, die geiſtigen Anlagen zu entwickeln, und hat daher in ihnen die Ausbildung des Geiſtes ſtets im Auge. Wenn man ſo häufig an Gymnaſien das Urtheil über Reife hauptſächlich nach den materiellen Kenntniſſen in den an den Gymnaſien gelehrten Wiſſenſchaften beſtimmen läßt, ſo iſt das ein Zeichen, daß man dieſe Wiſſenſchaften nicht in ihrem rechten Lichte, nämlich als Bildungsmittel, betrachtet, und die eigentliche Aufgabe des Gymnaſiums nicht recht begreift. Für dieſen Zweck des Gymnaſiums kommt es vielmehr darauf an, wie etwas gelehrt und gelernt, als darauf, wie viel durchgemacht werde. — Um verſchiedene Fächer mehr betreiben zu können, und insbeſondere auch mehr Zeit für ſtyliſtiſche Uebungen im Deutſchen und Lateiniſchen zu gewinnen, wäre es ſehr zu wünſchen, daß man nie vergäße, das Gymnaſium ſei nicht dafür da, große Vielwiſſer zu bilden. Iſt der Jüngling durch die Uebung in den hergebrachten Gymnaſialfächern gut ausgebildet und mit den nothwendigen Kenntniſſen verſehen, ſo kann er ſich viele

Kenntniſſe, welche das Gymnaſium noch weiter bieten möchte, ohne Beihülfe eines Lehrers leicht aneignen. Ganz anders verhält es ſich mit der formellen Bildung. Iſt dieſe lückenhaft und verkrüppelt, ſo bleibt der Mangel für das ganze Leben. — Die claſſiſchen Sprachen ſind und bleiben das Hauptmittel der formellen Bildung. Die Pflege derſelben kann damit nicht verlieren, daß ſie mehr, als jetzt geſchieht, für die formelle Bildung ausgebeutet werden. Oder wird z. B. der Schüler aus der claſſiſchen Lectüre weniger Nutzen in Erlernung der Sprache ſchöpfen, wenn er Einiges auswendig zu lernen angehalten wird? — Wo verläßt jetzt ein Schüler das Gymnaſium, ohne eine mehr als höchſt mittelmäßige Fertigkeit in der lateiniſchen Sprache zu beſitzen? Welche theoretiſche und praktiſche Gewandtheit in der Styliſtik und Beredtſamkeit bringt jetzt der Schüler vom Gymnaſium mit? —

In Kamin in Pommern fand im September v. J. die lutheriſche Herbſtconferenz ſtatt, d. h. derjenigen Geiſtlichen der unirten Landeskirche Preußens, welche ihre Vorderſtellung innerhalb der Union wahren, ohne ſich zu ſepariren, wie es bekanntlich die „ſeparirten Lutheraner", an deren Spitze Prof. juris Huſchke in Breslau ſteht, thun, der es aber leider erfahren muß, daß ſich auch in dieſer ſeparirten Lutheraner-Kirche eine neue ſeparirte Minorität förmlich losgeſagt und ſelbſtſtändig etablirt hat. Beſonders merkwürdig war der Vortrag des Superintendenten Meinhold, der dort eine hervorragende Stellung einnahm. Er betonte, „daß das monarchiſche Regiment (in der Kirche) das allein natürliche und dem Regiment Gottes entſprechende ſei; der Monarch ſeiner ganzen Kirche ſei Jeſus allein, keines Statthalters benöthigt; aber (nun kommt das bekannte „aber!") das Kirchenregiment gipfelt naturgemäß in jeder Gemeinde, Kreis, Land in monarchiſcher biſchöflicher Spitze. Das biſchöfliche Regiment ſei der Kirche natürlich und ſei nur dem Collegium der Apoſtel, d. h. dem neuteſtamentlichen Kanon untergeben. Die alte hatte die biſchöfliche Verfaſſung. Als die Fürſten ſelbſt Chriſten wurden, knechteten ſie die Biſchöfe (Byzanz) oder wurden von ihnen geknechtet (Rom); Freundſchaft und Gemeinſchaft, wie zwiſchen Moſes und Aaron, iſt das Richtige, ohne daß Eines dem Andern untergeben ſei. In den evangel. Ländern ſei Byzanz wieder hergeſtellt, der Cäſareopapismus ſei Unnatur, könne daher auf die Länge nicht bleiben. Gehe

die Trennung von Staat und Kirche vor ſich, ſo werde die Kirche entweder in Majoritäts-Synoden untergehen oder in biſchöflichem Regiment ſich neu aufraffen. Die jetzige Regierung der Kirche durch landesfürſtliche Behörden, die der Fürſt nach Belieben einſetzt, abſetzt, modificirt, und ihre Anträge ganz nach Belieben annimmt oder ablehnt, ſei Unnatur und werde fallen." So Herr M. Auch wurde über Theſen discutirt, z. B. ob wir Paſtoren Nachfolger der Apoſtel (doch weniger! A. d. R.) ſeien und dieſe nur die Erſten in der Reihe, oder ob das Apoſtolat vom Epiſkopat ganz geſchieden ſei. —

Im Städtchen Bahn (mit 2700 evangeliſchen Einwohnern und, wie man ſchreibt, auch mit 17 Brandweinſchenken, wir ſagen, nach gewiſſen Maßſtäben „nur?") in Pommern iſt ſeit einigen Jahren ein unangenehmer Kirchenſtreit, über den ſchon hier berichtet iſt. Das Octoberheft der Hengſt. Evang. K.-Ztg. gibt einen ausführlichen Bericht, aus dem man ſich eine ganz klare und richtige Vorſtellung machen kann. Auch hier wurde die Union 1817 eingeführt, die ſich äußerlich den lieben Leuten, wie ſolche in „Landeskirchen" immer anzutreffen ſind, dadurch zu erkennen gab, daß die früheren Reformirten ſich Lichter, Bild, Altar, Singen der Reſponſorien, Liturgie ꝛc. gefallen ließen, und die früheren Lutheraner nicht mehr die aus der katholiſchen Kirche beibehaltene Hoſtienform beim Abendmahl gebrauchten, ſondern das Brodbrechen annahmen. Die Predigt war und blieb je nach der Subjectivität Paſtoris orthodox, rationaliſtiſch, pietiſtiſch, halb- und ganzgläubig, wovon die Geſchichte der Homiletik in der luth. wie in der reform. Kirche zu erzählen weiß. Daß aber ſeit jener Zeit in der luth. wie reform. und demnach auch unirten evangeliſchen durchſchnittlich allmählich die Verkündigung des göttlichen Wortes bibliſcher und kirchlich confeſſioneller geworden iſt, können wir ja nur als eine Gnade deſſen preiſen, der ſein Volk nicht verläßt. Ueber die Union der früheren luth. und reform. Kirchen in Preußen haben wir hier nicht abzuurtheilen; ſie beſteht von Rechtswegen. Die Strömung innerhalb der Union iſt bekannt, die auf ein abermaliges Zerreißen der beiden verbundenen Confeſſionen hinarbeitet. Ueber die Art und Weiſe der Ausführung findet eine doppelte Praxis ſtatt. Die Einen ſagen ſich förmlich los, wie das Häuflein der ſeparirten Lutheraner, die ſich aber wieder zerſpalten haben. Die Andern, in überwiegender Mehrzahl, halten es

für angemeſſen, innerhalb der unirten zu Recht beſtehenden Kirche zu bleiben, aber nach Möglichkeit das ſchlummernde confeſſionelle Bewußtſein derjenigen Gemeinden, die hiſtoriſch nachweisbar, d. h. vor 1817 lutheriſch waren, zu wecken und ſo eine innere Lebendigmachung zu erzielen. Die größte Mehrzahl der zu wägenden Stimmen der Geiſtlichkeit in Verein mit den evangeliſchen Univerſitätsmännern möchte der Union beipflichten. In Bahn ſind an der evangel. Kirche ein Paſtor und ein Diaconus. Paſtor P. ſteht hier ſeit 1851 im Amt, und fand es allmählich ſeinem Gewiſſen entſprechend, beim Abendmahl die Spendeformel, welche die Agende von 1817 gibt, und welche in den Einſetzungs-Worten des Herrn ſelbſt beſteht, nicht zu brauchen, ſondern eine ältere in der Provinz Pommern üblich geweſene in Gebrauch zu nehmen. Der Uebelſtand dabei war, daß der Diaconus nach der Spendeformel der Union das Sacrament zu ertheilen keinen Anſtand nahm, dagegen der Paſtor davon nicht wiſſen wollte, ſondern die alt-pommerſche allein gelten ließ. Es kam in dem Städtchen zu großen Aufregungen. Beſonders ein Arzt, der am Ort ſeit beinahe 31 Jahren großen Einfluß erworben hatte, eine Gabe, fließend und gefällig zu reden, beſaß, ſcheint eine hervorragend agitatoriſche Rolle dabei geſpielt zu haben. Commiſſionen kamen hin, die Frieden predigten und zu vermitteln ſich bemühten, ſo der Gen.-Sup. Jaspis aus Stettin, ſo der Gen.-Sup. Hoffmann aus Berlin. Alles wollte nichts helfen. Keiner wollte nachgeben. Der Agitator in Bahn lud zu einem Meeting „auf dem Saale des Rathhauſes zum 18. Februar 1864 Abends 8 Uhr" zuſammen mit folgenden Verſen, die eben keine hohe Meinung von der poetiſchen Ader in Bahn erwecken:

„Verachtet, Freunde, all' die Phraſen
Argliſt'ger Heuchler euch zur Qual,
Erhebet muthig eure Naſen
Und riecht die Wahrheit ſelbſt einmal."

Endlich kam ein Compromißurtheil aus Berlin vom Oberkirchenrath: Paſtor ſolle 4 Mal im Jahre nach ſeiner altpommerſchen Spendeformel denen, die es wünſchen, das Abendmahl reichen, dagegen an den übrigen Communiontagen, da die Mehrzahl der Gemeinde es wünſche, nach der preußiſchen Agende mit dem Diaconus beim Sacrament verfahren. Darauf iſt Paſtor eingegangen, und entſchuldigt ſich in der „Monatsſchrift für die evang.-luth. Kirche in Preußen", herausgeg. von Wangemann, vor ſeinen Amts-

brüdern, die mit dieſem Schritt nicht ganz einverſtanden zu ſein ſcheinen, indem er davon ausgeht, daß er ſonſt ja ausdrücklich die Einſetzungsworte Chriſti beim Abendmahl im lutheriſchen Sinne brauche. Alſo unnützer Streit!

Was es doch noch immer für Merkwürdigkeiten gibt! Zu dieſen gehören in der römiſchen Kirche die Beneficien. Wie es in proteſtantiſchen Ländern wohl vorkommt, daß ein begüterter Mann ein Capital als Legat beſtimmt, von deſſen Zinſen ein Kind erzogen oder ein Student auf der Univerſität unterſtützt oder ein Kranker in einem Hoſpital verpflegt und dergl. wird, ſo geſchieht es dort, daß ein frommer Mann irgend einer Kirche eine Summe vermacht, von deren Zinſen jährlich an einem Tage eine ſtille Meſſe zu leſen iſt. Eine ſolche Stiftung heißt ein Beneficium und der Inhaber Beneficiat. Das kann unter Umſtänden mit einer geringen Summe geſchehen. Indeſſen gibt es auch Beneficien, die ihren Inhaber verpflichten, täglich zu einer gewiſſen Stunde an einem beſtimmten Altare oder gar in einer Kirche, die nur zu dieſem Zweck von dem Stifter erbaut wurde, eine Meſſe zu leſen, an beſonderen Tagen auch ein Hochamt zu celebriren. Ein ſolches Beneficium hat oft ein eigenes Beneficiatenhaus mit Garten, Acker ꝛc., trägt 700 fl. und mehr, beſoldet einen Küſter ꝛc., und iſt alſo geeignet, einen Mann ganz zu ernähren. Unter ſolchen Umſtänden lebt nun der Beneficiat in ſeinem eigenen Hauſe, treibt Wirthſchaft, braucht nicht zu predigen, nicht Beichte zu ſitzen, nicht zu taufen, nicht zu trauen, nicht zu beerdigen, hat weder Geſunden noch Kranken die Sacramente zu reichen, weder Troſt noch Rath von Amtswegen zu ſpenden. Er ſteht des Morgens auf, betet aus dem Brevier ſeine Matutine und Prime, lieſt ſeine Meſſe und iſt für den ganzen Tag frei, hat nichts in der Gotteswelt zu thun, als, wenn er gewiſſenhaft genug iſt, nun auch noch Secunde, Terz, None, Veſper und Complet aus dem Brevier zu beten. Da es in Bayern nichts Ehrenrühriges iſt, wenn ein Prieſter ein Bierhaus beſucht, und allabendlich zur beſtimmten Stunde in einem Kaffeehauſe oder einer „realen bürgerlichen Bierwirthſchaft oder Bräu" mit andern ſich zuſammenfindet, um nach Befinden der Umſtände ſeinen ſterblichen Theil mit einer halben oder ganzen Maß oder mehr zu ergötzen, ſo darf es nicht auffallen, wenn wir den echten und rechten Beneficiaten, namentlich wenn er gar an einer einſamen Kirche wohnt, faſt den ganzen Tag im Bierhauſe finden. Was ſoll er weiter

machen? Zu ſtudiren braucht er nicht mehr, Familie hat er einmal nicht, mit ſeiner Haushälterin (hier gewöhnlich Schließerin genannt) kann er ſich nicht den ganzen Tag unterhalten, — ſo ſitzt er gemüthlich in der Kneipe, trinkt eine Maß um die andere, lieſt die Zeitungen und Tagblätter, redet mit jedem Einkehrenden und erfährt jede Neuigkeit zuerſt. Dabei raucht oder ſchnupft er, je nachdem, ſpielt auch wohl einen Scat, wenn der Gaſt danach iſt. Wie groß die Zahl der Beneficiaten in Bayern noch ſei, ſieht man daraus, daß es allein im Bisthum Regensburg (234 □=Meilen mit 650,000 Seelen) im J. 1853 = 142 Beneficien gab, davon waren 137 an wirkliche Beneficiaten vergeben, die andern 5 allein an ſolche vertheilt, die ſie nur als Nebenamt betrachten. So erzählt die Darmſtädter Allg. Kirchen-Zeitung den 25. Auguſt 1864.

Bei Anzeige des Buches: „Ein biſchöfliches Wort an die Proteſtanten Deutſchlands, zunächſt an diejenigen meiner Diöceſe, über die zwiſchen uns beſtehenden Controverspunkte von Dr. Konrad Martin, Biſchof von Paderborn." Dritte Auflage. I. Die Lehre von der Kirche. II. Die Lehren von der Kirche. 464 S., ermangelt der Verleger in Paderborn nicht, die Friedensflöte zu blaſen und zum Kauf einzuladen wie folgt: „Wie ſehr auch von proteſtantiſchen Kreiſen der verſöhnliche Geiſt des Buchs und die herzliche Liebe zu den im Glauben von uns getrennten Brüdern, die daſſelbe durchweht, anerkannt wird, beweiſt unter andern eine Beſprechung des Werkes in dem proteſt. Halle'ſchen Volksblatt für Stadt und Land. Daſſelbe empfiehlt das Werk unter den „Neuen guten Schriften", und ſagt am Schluſſe der Recenſion: „Dem hochwürd. Biſchof reichen wir über die trennenden Controverſen hinüber, als einem Mitſtreiter im Glauben an unſern hochgelobten Herrn und Heiland, freundlich die Hand. Sein Buch ſtellt uns ihm jedenfalls nicht ferner, ſondern näher, und, wie wir nicht zweifeln, daß es aus einem aufrichtigen Willen hervorgegangen iſt, wird es nur gutes thun können. Das bitten wir von Gott." —

Was die Leute im „Auslande" ſich von unſern Zuſtänden und Verhältniſſen zu erzählen wiſſen, iſt geradezu unbegreiflich. Man kann nur gänzlichem Mangel an Kritik, an rechter Mühe, ſich richtige Quellen zu verſchaffen, einer gewiſſen Leichtfertigkeit, mit der Nachrichten halbgehört und halbverſtanden aufgefaßt und dem Druck ſofort übergeben werden, es zuſchreiben, daß man ſogar in Berlin — d. h.

gegenwärtig 39 Stunden Weges Entfernung von Riga — Friedrichſtraße Nr. 193, Fr. Schulze's Buchhandlung in der „Neuen Evang. Kirchen-Zeitg.", herausgeg. von Prof. Herm. Meßner, eine verkehrte Nachricht aus den „Oſtſeeprovinzen" in Rußland nach der andern zum Beſten gibt. Wenn alle übrigen Nachrichten auch derartig ſind, dann iſt gar kein Verlaß. Siehe z. B. Nr. 50, den 10. December: „Aus Rußland", S. 800, da heißt es unter andern: „die vor einigen Jahrzehnten (?) zum Uebertritt in die griechiſche Kirche veranlaßten (?) Eſten und Letten nahezu (?) die Hälfte (?) der ländlichen Bevölkerung der Oſtſeeprovinzen" u. ſ. w. Das ſoll man alles glauben? —

Wir leſen, wie Geiſtliche mit großen Gaben aus ihren Privatmitteln zu heiligen und wohlthätigen Zwecken edelſte Nacheiferung wecken. So hat der Biſchof von London ein großartiges Unternehmen vor. Er will im Laufe der nächſten 10 Jahre eine Million Pfund Sterling (alſo 6—7 Million Silber-Rubel!) zuſammen bringen, um jene rieſenmäßig anwachſende Weltſtadt, die ſich jährlich um etwa 60 bis 70,000 Einwohner (alſo alle Jahr baut ſich ein ganzes Riga da neu hinzu an!) vermehrt, und jetzt ſchon 3 Mill. Seelen zählt, in gleichem Fortſchritt mit den fehlenden Kirchen und Geiſtlichen zu verſehen. Er ſelbſt, heißt es nun, iſt mit würdigſtem Beiſpiel vorangegangen, indem er 2000 Pfd. Sterling unterzeichnet. Das iſt gewiß ſehr ſchön. Aber um ſoviel auf einem Brett geben zu können, muß man auch vorher ſoviel haben! So wird berichtet, habe in London ein katholiſcher Pfarrer aus eigenem Privatvermögen zum Bau ſeiner Kirche 16,000 Pfd. Sterling hergegeben. Solche Beiſpiele können anderen Leuten, die nicht ſo reich ſind, unmöglich als würdiges Beiſpiel vorgehalten werden. Das ſollte man ſich doch merken. —

Von den 80 Irrthümern, welche die päpſtliche Encyklika vom 8. December in einer Liſte verdammt, beiſpielsweiſe einige: 17. Man kann das ewige Heil wenigſtens von allen denen hoffen, die niemals in der wahren Kirche Chriſti (welche dieſe ſei, iſt ſelbſtverſtändlich) geweſen ſind. (Deutlich genug.) 18. Der Proteſtantismus iſt nichts anderes, als eine andere Form derſelben wahren Religion, in welcher es möglich iſt, Gott in demſelben Grade zu gefallen, wie in der katholiſchen Kirche (auch gut). 23. Die Kirche hat nicht das Recht, ſich der Gewalt zu bedienen (immer beſſer). 76. Das Aufhören der weltlichen Macht,

welche der apostolische Stuhl besitzt, würde zum Glück und zur Freiheit der Kirche beitragen. 77. In unserer Zeit ist es unnütz, daß die katholische Religion als die einzige (!) für einen Staat, mit Ausschluß aller anderen Culten aufrecht erhalten werde. 78. Es ist ein weises Gesetz in einigen katholischen Ländern, daß den Emigranten freie Ausübung ihres eigenen Cultus gestattet ist. 79. Es ist falsch, daß die bürgerliche Freiheit jedes Cultus und die volle Erlaubniß, die allen zur ungehinderten und öffentlichen Manifestirung ihrer Meinungen und Gedanken zugetheilt ist, zur Verbreitung der Pest des Indifferentismus beitrage. 80. Der römische Pontifex kann und muß sich mit dem Fortschritt, dem Liberalismus und der modernen Civilisation aussöhnen und vertragen. —

Von dem Eindruck der päpstlichen Encyklika in England und Irland heißt es: „Durch sie wird es den hiesigen Katholiken fast unmöglich gemacht, als Vertheidiger des Papstthums öffentlich aufzutreten. Sie nimmt den englischen und irischen Katholiken den Boden unter den Füßen hinweg, und versetzt dem Katholicismus in allen Ländern einen Schlag, von dessen Wirkungen sich dieser so bald nicht wieder wird erholen können." —

In Wien selbst läßt man drucken und lesen: „Es gibt, Spanien ausgenommen, keinen zweiten Staat in Europa (doch, die Türkei), der von seinen Jahresausgaben einen so geringen Theil den Zwecken des öffentlichen Unterrichts zuwendet, als Oesterreich. Es ist eine nichts weniger als erfreuliche Erscheinung, daß in einem Staat, dessen Militär-Etat alljährlich über 100 Milionen verbraucht, die Gesammtheit der Anstalten für Wissenschaft und Kunst mit etwas mehr als 5 Millionen dotirt ist. Jeder Jahresvoranschlag constatirt diesen bedauerlichen Contrast von neuem, der mit dem hier proclamirten Satz „Wissenschaft ist Macht" so wenig harmonirt. —

Der evangelische Oberkirchenrath in Berlin hat an die Consistorien in Preußen einen Erlaß gerichtet, in welchem er sich über die Schenkel'sche Sache und seine Stellung zu derselben ausspricht. Die Hauptstellen in diesen beiden Richtungen lauten: „Der in Baden entbrannte Kampf betrifft, nach dem was darüber in die Oeffentlichkeit gelangt ist, die theuersten Güter der evangelischen Kirche, und kann möglicherweise Dimensionen annehmen, die weit über die Grenzen der badischen Landeskirche hinausgehen; er betrifft,

nichts geringeres als die Fundamente des evangeliſchen, ja des gemeinchriſtlichen Glaubens, die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit der heil. Schrift neuen Teſtamentes, ſo wie Grundwahrheiten und Grundthatſachen des Heils, mit denen die evangeliſche Kirche ſtehen und fallen muß." Jedoch erkennt der Oberkirchenrath „die Nothwendigkeit, jeden Schein zu vermeiden, als ob wir in einer nicht zu unſerer amtlichen Cognition gehörenden Sache, die wir ex professo zu unterſuchen weder den Beruf noch die Mittel haben, zu Gericht ſitzen, und das Verfahren der oberſten Behörde einer evangeliſchen Schweſterkirche billigend oder verwerfend unſerm Urtheil unterziehen wollten." Damit iſt uns eigentlich auch die Berechtigung entzogen, ein Urtheil über dieſe Aeußerungen der „oberſten kirchlichen Behörde" in Preußen zu fällen. Da aber privatim mehr als 50 Geiſtliche in Berlin, zu denen die General-Sup. Hoffmann, Büchſel ꝛc. gehören, ſich dem Proteſt der 7 Landes-Diöceſen Badens gegen den Erlaß in Karlsruhe angeſchloſſen haben, während 17 badiſche Diöceſen ſich für den großherzoglichen Erlaß erklärt haben, ſo nehmen auch wir keinen Anſtand, das Ja und Nein in einem Athemzuge zu bewundern. —

Der ſeiner eigenthümlichen Stellung zur Curie wegen vielbeſprochene Cardinal Andrea, der ſich in Neapel aufhält, wird in bourboniſtiſchen Zeitungen heftig angegriffen, und ihm dabei auch vorgeworfen, daß er ein würdiges Seitenſtück zum Pater Paſſaglia ſei. Da ſieht ſich denn, wiederum merkwürdig, der beſagte Cardinal veranlaßt, ſich in derſelben Zeitſchrift in einem offenen Brief an den Redacteur des Blattes zu vertheidigen, wobei er bemerkt, was den Pater Paſſaglia betreffe, ſo preiſe er den hohen Geiſt und die tiefe Gelehrſamkeit dieſes Mannes, der, abgeſehen von manchem Fehler — und wer habe deren nicht — zu den tüchtigſten Theologen unſerer Zeit gehöre, und dieſen Ruf durch ſeine Widerlegung des ruchloſen Werkes Renan's von neuem bekräftigt habe. Eine derartige rege Betheiligung eines Cardinals an der journaliſtiſchen und literairiſchen Polemik, die in den Augen Vieler noch immer eine der höheren Etikette unangemeſſene Beſchäftigung iſt, ſcheint bisher noch nicht dageweſen. Die Prälaten, ſobald ſie eine gewiſſe Stellung erlangt zu haben vermeinen, halten es für das Gerathenſte zu ſchweigen, als ſei es unter ihrer Würde, ihre Stimme unverholen bei brennenden Zeitfragen abzugeben. —

Eine ſehr hübſche Zahlengruppirung hat der Schluß des alten Jahres für die Osmanlis von dem „Beherrſcher der Gläubigen", der da thront in ſeinem Kiosk am Bosporus, gebracht. In Konſtantinopel iſt für alle Türken, die leſen können, ein Reichsbudget dargelegt. Darin ſtehen zwei Ziffern nebeneinander, die in dieſem Verhältniß alles ſagen, was nur geſagt werden kann. Für Infanterie, Cavallerie, Artillerie ꝛc. ſind verausgabt in Bauſch und Bogen 1 Million (türkiſcher Münze), und für „öffentlichen Unterricht" 12,000. Alſo. —

Alle Blätter ſind von Nachrichten über den Eindruck voll, den die römiſche Encyklika in den verſchiedenſten Kreiſen und Ländern gemacht hat. In Wien iſt die Stimmung des Abgeordnetenhauſes gegenüber dem päpſtlichen Erlaß keineswegs eine erfreute und erbaute, und der Herr Miniſter Schmerling war bald in der Lage, um die Gemüther zu beſchwichtigen, darauf hinzuweiſen, daß er ſich beeilen werde, die Intention der Regierung in Bezug auf die Encyklika zu enthüllen. Auch vermeidet der Herr Miniſter das unpopulaire und nur in ultramontanen Kreiſen beliebte Wort „Concordat" und hat dafür das Wort „Vereinbarung" gewählt. Monſignore Falcinetti, päpſtlicher Nuntius, riecht Lunte, und ermangelt nicht, ſofort die einſchläfernde Flöte zu blaſen: man ſolle ſich doch über die Encyklika nicht ſo unnützer Weiſe echauffiren, nicht gleich ſo empfindlich (!) ſein, es ſei ja nicht ſo böſe gemeint, Rom faſſe die Encyklika rein als eine kirchliche Kundgebung auf und prätendire gar nicht, daß ſie auf weltliche Verhältniſſe irgend einen praktiſchen, maßgebenden Einfluß üben ſolle. Dieſe Redensarten ſollen beſchwichtigen. Aber ſie vermögen nicht die Veröffentlichung der Erklärung der Regierung unter der Preſſion des Abgeordnetenhauſes aufzuhalten. —

Sogar die Wiener Blätter ſchreiben über die päpſtliche Encyklika: Niemals ſetzte ſich die römiſche Curie in entſchiedenern Widerſpruch mit den berechtigſten Forderungen des Zeitgeiſtes, des geſchriebenen und ungeſchriebenen Rechts, und niemals hat ſie weniger Ausſicht mit ihren Negotionen durchzudringen. Die moderne Wiſſenſchaft geht ihren Gang, und wird ſich durch das vom Vatican ausgehende Anathema nicht beirren laſſen. In unſern Tagen iſt es nicht mehr nützlich, daß die katholiſche Religion mit Ausſchluß anderer Confeſſionen die Staatskirche ſei. Die bürgerliche Freiheit der Culte und die jedermann gewährte volle

Freiheit, alle Arten von Meinungen und Gedanken zu veröffentlichen, ſind Erforderniſſe des Rechtsſtaates. Es gibt keinen Staat in Europa, der nicht mehr oder weniger in ſeinen Grundfeſten erſchüttert würde, wenn die päpſtlichen Anſichten zur Geltung kämen, Spanien nicht ausgenommen, wo mindeſtens die Preßfreiheit beſteht. Die Reſtaurirung der Grundſätze des Papſtes Hildebrand iſt theoretiſch, auf dem Papier, möglich; in der That hat ihnen die römiſche Curie auch nie entſagt. Aber die Realiſirung, die Durchführung derſelben im Bewußtſein und Rechtsleben der Staaten iſt platterdings unmöglich. Wenn die Weigerung Roms ausgeſprochen wird, ſich mit dem Fortſchritt, dem Liberalismus und der modernen Civiliſation zu verſtändigen, ſo iſt das eine Sprache, die nicht offner ſein kann, aber auch nicht verhängnißvoller — für Rom. —

Die Ernennung des Prinzen Jerome Napoleon zum Vicepräſidenten des Geheimraths in Paris kann für die Kirche nicht ohne Bedeutung werden. Bekanntlich iſt der Prinz ein warmer Anhänger des neuen Königreichs Italien und energiſcher Gegner der weltlichen Herrſchaft der Päpſte, wenn nicht des Papſtthums überhaupt. Das Ernennungsdecret vom 24. Decbr. iſt vielleicht eine Antwort, und zwar eine ſehr ſchnelle Antwort auf die Encyklika, weil das Decret nur um einen Tag ſpäter veröffentlicht wurde als der Wortlaut des päpſtlichen Actenſtücks in Paris bekannt ſein konnte. Das Journal des Debats betrachtet das Decret als ein der Partei des Fortſchritts und der religiöſen Freiheit gegebenes Unterpfand. —

Der Biſchof Dr. Martin von Paderborn hat bekanntlich in ſeiner Schrift: „Ein biſchöfliches Wort an die Proteſtanten Deutſchlands", — die ihrer unverhüllten Naivität wegen allgemein Senſation erregte, indem man wiederum daraus erſehen konnte, weſſen man ſich, ſobald nur die Zeiten wieder günſtig würden, zu gewärtigen habe, — u. A. die Behauptung aufgeſtellt: daß er ſich von Gottes- und Rechtswegen als den rechten Oberhirten auch der Proteſtanten, die ja nur abgefallene Katholiken ſeien, in ſeiner Diöceſe anſehe. Dieſe Aeußerung, wie die in jener Schrift überhaupt kundgegebene Auffaſſung von der Stellung der katholiſchen Kirche in Preußen, hat bei den evangeliſchen Bewohnern der Rheinprovinz und Weſtfalens großes Aergerniß erregt, und zunächſt die Kreisſynode Weſel, zu welcher mehrere im Sprengel des Biſchofs von Paderborn gelegene evan-

gelische Gemeinden gehören, zu einem energischen Protest veranlaßt. Der Cultusminister hat nun Gelegenheit genommen, seine volle Zustimmung hierzu ausdrücklich zu geben, mit dem Hinzufügen: wie die evangelischen Unterthanen Sr. Majestät des Königs sich versichert halten dürfen, daß, wenn je versucht werden sollte, jener mit dem in Preußen geltenden Staatsrecht unvereinbaren Auffassung irgendwie praktische Folge zu geben, die Staatsregierung solchem Beginnen mit gebührendem Ernst und Nachdruck entgegentreten würde. —

In Mecklenburg werden die Rekruten geprüft, und zwar im Lesen, Schreiben und Rechnen, nach den Rubriken: gut, etwas, nichts. —

Auch die Torypresse, die sonst mit dem Umschwung der Dinge in Italien wenig sympathisirt, hat vollkommen einstimmig über die Encyklika nur ein sehr ungünstiges Urtheil. So heißt's: „daß der Papst der Toleranz den Krieg auf Leben und Tod erklärt, daß er einen neuen feurigen Kreuzzug gegen Ketzerei predigt, und das weltliche Schwert auffordert, die Heterodoxie auszurotten, kann ein sehr bedenkliches Ereigniß für Belgier, Franzosen, Spanier, Deutsche und Italiener sein, wenn es auch für uns Engländer kein unmittelbares Interesse hat. Die Hauptfolge wird das Zusammenbrechen jener Partei talentvoller und edelsinniger Katholiken sein, die sich bestrebt haben, den Katholicismus mit der Toleranz auszusöhnen." — Die Monsignori schmeichelten sich über den gewaltigen Schaden, den die Encyklika den modernen Staatseinrichtungen u. s. w. verursachen würde. Nun, man wird sehen, wer den Schaden tragen wird. —

Der Hauptzweck des „Protestantenvereins" (in Frankfurt im September 1863 entamirt von Schenkel, Häusser, Rothe, Ewald, Baumgarten, Schwarz ꝛc.) ist nach Rothe „eine Erneuerung der protestantischen Kirche im Geiste evangelischer Freiheit und im Einklang mit der gesammten Culturentwickelung unserer Zeit anzustreben." Man kann im Princip mit einer Erneuerung der Kirche, bei welcher die Fortschritte der Culturentwickelung ins Auge gefaßt werden, einverstanden sein, ohne sich aufs Weitere aber darauf einzulassen, bis in Erfahrung gebracht ist, welche Cultur-Ingredienzien man uns biete, um die Masse der von der Kirche überlieferten Glaubenssubstanz in Fluß zu bringen und in ein neues organisches Product zu verwandeln. Sodann, was heißt „im Geiste evangelischer Freiheit?" Soll

das heißen: die „liberale" Partei hat ſich vereinigt zu dem Zweck, nach ihren Principien im Anſchluß an die geſammte Culturentwickelung unſerer Zeit die proteſtantiſche Kirche zu erneuern, ſo iſt wohl zuzuſehen. Da muß man doch in einem klaren Programm ſich die Principien ausbitten, denen man huldigt und auf die man das Gebäude der erneuerten proteſtantiſchen Kirche ſtellen will. Ein großes, folgenſchweres Unternehmen wird angekündigt, aber die genaueſte Formulirung der leitenden Grundſätze unterbleibt. Man vermißt klare und beſtimmte Angabe, welche dogmatiſche Stellung man einzunehmen gedenkt; ſtatt ſicherer maßgebender Feſtſtellung wird uns der Dunſt vager, nichtsſagender Redensarten entgegengeblaſen. Die Abſicht iſt klar, das Thor möglichſt weit aufzuthun, um Leuten verſchiedenſter Richtung den Eintritt freiſtellen zu können. Präciſirung der Einzelpunkte hätte Manche von dem Unternehmen abgehalten, „welche die Verwirklichung der Sache nicht in gleicher Weiſe ſich gedacht hatten." Verſchwommene Allgemeinheit in Bezeichnung des dogmatiſchen Standpunkts und die gewünſchte Allgemeinheit der Betheiligung an der Sache ſcheinen ſich hier wechſelſeitig zu bedingen und vorauszuſetzen. Speculirt man aber bei jener Weitherzigkeit auf die Zulaſſung von ungläubigen Gliedern der evangeliſchen Kirche, ſo thut man damit dem Verein unendlich wehe. Der Unglaube wird das Unternehmen nicht empfehlen und emporbringen, ſondern compromittiren und zu Grunde richten. Die Kirche ruht auf poſitivem Grunde, ſie bewegt ſich um die Angelpunkte der Glaubenswahrheiten, welche wir mit der alten Kirche der erſten Jahrhunderte und mit der Reformationszeit gemein haben, — Trinität, Gottheit Chriſti, Verſöhnungstod, Chriſti Rechtfertigung durch den Glauben und ewiges Leben in Jeſu Chriſto. Dieſe Elemente des Glaubens müſſen wir feſthalten. Um gläubige Glieder muß es dem Verein zu thun ſein, nicht um Ungläubige. Es ſoll im Allgemeinen nicht beſtritten werden, was auch außerhalb der Kreiſe des beſagten Proteſtantenvereins erkannt iſt, „daß der evangeliſchen Kirche in vieler Hinſicht eine Erneuerung im Einklang mit der geſammten Culturentwickelung unſerer Zeit noth thue, und daß das nie veraltende bibliſche Evangelium an der Culturentwickelung unſerer Zeit ebenſo ſehr ſeine Kritik zu üben, als aus derſelben ſich neue Lehr- und Lebensformen zu bilden habe." Und hierin liegt das Verdienſt des Proteſtantenvereins. Er hat

eine Losung gegeben, nach welcher Sinn und Verlangen der edelsten Geister unserer Zeit gerichtet ist; er ist mit einer Mahnung hervorgetreten, welche man nicht todt schweigen kann noch darf. Es ist nur zu bedauern, daß der Auftrag, Kirche und Cultur zu versöhnen, welcher eine berechtigte Idee in sich trägt, in die unrechten Hände gekommen ist. Wir wollen darum auch in diesem Fall zwischen Idee und Erscheinung unterscheiden, und die Idee glaubensvoll festhalten, wenn wir auch die Erscheinung als eine inadäquate preisgeben müssen. Wenn es aber im Aufruf des Vereins unter anderen auch heißt: „die klerikale Bevormundung muß unter uns ein Ende nehmen; es darf unserem Volke nicht verwehrt werden, seine kirchlichen Angelegenheiten selbst zu ordnen, zu pflegen und zu verwalten" und aufgefordert wird, „der hierarchischen Anmaßung einen erfolgreichen Widerstand zu leisten", so sind solche Tiraden von „klerikaler Bevormundung", „hierarchischer Anmaßung", und zwar in unserer evangelischen und lutherischen Kirche wahrhaft lächerlich und abgeschmackt und zeugen von einem Blödsinn und von einem gänzlichen Mangel an Beobachtungsgabe, daß, wenn wirklich solche resolute Köpfe anzutreffen sein sollten, die es übernehmen wollten, diese „klerikale Bevormundung" und „hierarchische Anmaßung" hübsch zu beweisen und mit Beispielen und Thatsachen zu illustriren, man getrost 100 Ducaten Prämie für den glücklichen Löser solcher Preisaufgabe setzen könnte; sie würden nie auszuzahlen sein; dagegen machen wir uns anheischig, für eine Prämie von 100 Ducaten mit Vergnügen und Leichtigkeit den historischen Beweis zu führen, daß die lutherische Kirche in einer der angedichteten gerade entgegengesetzten Stellung sich von jeher befunden hat u. s. w. Gewiß, „die autonome Gestaltung der Kirche ist der Güter höchstes nicht." Ist zum Bestehen der Kirche nicht wesentlich, aber dem Wohlergehen derselben förderlich. —

Ob der in der katholischen Welt Deutschlands mit Recht hochgestellte Professor ꝛc. v. Döllinger in München sich allmählich bei der römischen Curie doch zuletzt in Mißcredit versetzen dürfte, steht abzuwarten. Man muß sich aber erinnern, daß er trotz wiederholter Devotionsäußerungen sich mehrfach sehr bedenklich ausgesprochen hat, z. B.: die Möglichkeit ja Räthlichkeit des Unterganges der weltlichen Herrschaft des Papstes sei nicht zu bestreiten (erstes hm, hm!); in der römischen Kirche setze sich der Rost der

Mißbräuche und des abergläubiſchen Mechanismus immer wieder an, und dürfe daher der reformatoriſche Geiſt aus derſelben nicht entſchwinden (zweites hm, hm!); die Kirchentrennung des 16. Jahrhunderts ſei von Gott als ein wohlverdientes Strafgericht über die römiſche Kirche verhängt (drittes hm, hm!); hervorragende katholiſche Theologen Deutſchlands erkenneten es gern an, wie ſie den Schriften proteſtantiſcher Theologen viel verdankten (viertes hm, hm!) u. ſ. w. Wenn das ſo fortgeht, ſo könnte bald das Maß voll ſein, und ihm ein ähnliches Schickſal bereitet werden, wie anderen katholiſchen Theologen und Philoſophen der Neuzeit, wie Hermes in Bonn, Anton Günther in Wien, Baltzer in Breslau ꝛc. —

Es gibt jetzt, ſchreibt man in Deutſchland, in der lutheriſchen Kirche eine Strömung, welche ihr ſchwankendes Schifflein in den rettenden Hafen des Epiſkopats treiben will. Außer manchen anderen Anzeichen dafür in Schriften und Journalartikeln hat ſich in der vorigjährigen Conferenz zu Gnadau ein Vortrag über dieſen Gegenſtand dahin ausgeſprochen, der dem Biſchofamte in der evangeliſchen Kirche das Wort redet, der aber doch noch ſo viel Widerſpruch erfahren hat, daß die Angelegenheit als noch nicht ſpruchreif vertagt ward. —

Graf Duval de Beaulieu hat die Cavour'ſche Schrift: „Die freie Kirche im freien Staat" in einer Schrift: „Die Freiheit des Irrthums im freien Staat" ergänzt. Papſt Pius IX. hat von dem Buch Kenntniß genommen und den Secretair der lateiniſchen Correſpondenz beauftragt, ſeine verdammende Meinung über die liberalen Katholiken in einem Schreiben vom 22. October 1864 an den Verfaſſer auszuſprechen. „Das gegenwärtige Unglück", ſagt das Schreiben, „kommt nicht ſo ſehr von den Feinden als von den falſchen Grundſätzen der Freunde, die ſich einbilden, es ſei zur Wiederherſtellung der Ordnung und des Friedens nothwendig, daß die Kirche (natürlich gibt es keine andere „Kirche", als die römiſche!) ſelbſt den Fortſchritt des Jahrhunderts befördere, ſich mit den viel gerühmten Freiheiten vereinbare." Das Schreiben bekämpft jede Anwandlung von Toleranz mit den Worten: „die liberalen Katholiken mögen bedenken, daß die Gleichberechtigung des Irrthums und der Wahrheit zur Unterdrückung der letzteren durch den erſten führen muß." Endlich beſteht das Schreiben auf der Unterordnung des Staats unter die Kirche. „Manche",

ſagt es, „welche die Unterwerfung unter alle Entſcheidungen der Kirche in Angelegenheiten der Religion und der Sitten zugeben, wollen ihrer Competenz die Regierung der bürgerlichen Geſellſchaft entziehen und ſich hierin auf ihr eigenes Urtheil verlaſſen, als wäre nicht auch die bürgerliche Regierung den Geſetzen der Gerechtigkeit und der Wahrheit unterworfen, und als wäre die beſte Regierung der Völker nicht auch in der heiligen Schrift vorgezeichnet, deren Auslegung der Kirche (d. h. dem Papſt und ſeinen Hierarchen!) gebührt.“ Das iſt deutlich genug. Conſequenz iſt in dieſer Syllogiſtik. —.

Profeſſor Hofmann in Erlangen ſchreibt: „Zu den erfreulichſten Beweiſen, daß ein richtiges Verſtändniß der auf den Ausgang des gegenwärtigen Weltlaufs zielenden Schriftweisſagung immer mehr Raum gewinnt, zählt die Thatſache, daß Dr. Kliefoth in ſeinem jüngſt erſchienenen Buche über den Propheten Sacherja, ohne ſich durch den antichiliaſtiſchen Zorneifer unſerer Tage irren zu laſſen, S. 330 ff. die für chiliaſtiſch geltende Hoffnung, Gott werde das jüdiſche Volk dereinſt aus ſeiner Zerſtreuung wieder ſammeln, in ſein Land zurückbringen und eben dadurch zu ſeiner Bekehrung führen, als Lehre der heil. Schrift anerkennt. Ich freue mich deſſen ꝛc. — — Ich habe über Iſraels geiſtige Bekehrung genau daſſelbe als Schriftlehre aufgezeigt, was Dr. K. dafür erkannt. Innerhalb des gegenwärtigen Weltlaufs und unter den Bedingungen desſelben und dem jetzt geltenden ordo salutis gemäß wird ſie vor ſich gehen, zwiſchen dem Abſchluß der Heidenbekehrung und der Wiedererſcheinung Chriſti: ſo findet es Dr. K. in der heil. Schrift, und ebenſo finde ich es auch.“ — Eine dieſes Thema behandelnde Arbeit vom praktiſchen Standpunkt aus wäre ſehr zeitgemäß, und machen wir unſere Mitarbeiter auf dieſen Gegenſtand aufmerkſam. Auch die letzte Kurländiſche Synode (ſiehe Synodalprotokoll von 1864 § 25) erkennt die Beſprechung der Zukunft Iſraels für wünſchenswerth an. —

Wer die entſetzliche Weiſſagung Kliefoth's über Dr. J. Chr. K. v. Hofmann in Erlangen (ſiehe Theol. Zeitſchrift 5, 5. S. 737—778, alſo 45 Seiten lang!) noch nicht geleſen hat, der thue es. Ueberhaupt was ſoll man nach Kliefoth von der Univerſität Erlangen, reſp. theol. Facultät halten? Kliefoth erklärt, wenn er einen Sohn hätte, der Theologie ſtudiren wollte, ſo würde er ihn nun und nimmer

nach Erlangen ſchicken! Wohin nun? Wenn ich alle Univerſitäten durchmuſtere, ſo bliebe nur Roſtock nach! Nächſtens mehr.

Nachſchrift.

Das Manuſcript für dieſes erſte Heft war bereits geſchloſſen, da verkündigt der Setzer, er brauche noch zwei Seiten, um abzuſchließen. Obgleich es nun nicht gerade ein Unglück iſt, wenn die Hefte auch einmal ein Paar Seiten weniger geben, da ſchon ohnehin meiſtentheils ſtark in den ſiebenten Bogen hinein hazardirt wird, auf die Gefahr hin, mehr Koſten aufzuwenden, als Bezahlung in Ausſicht ſteht, ſo fragen wir, was mit zwei Seiten mehr oder weniger viel gewonnen iſt? Der Himmel hat bis auf dieſen Tag unſere „Mittheilungen" mit dem reichlichſten Material geſegnet; es geſchieht ſoviel Merkwürdiges allezeit in der Welt, auch unter dem theologiſchen und kirchlichen Horizont, daß man mit „Beſprechungen" darüber ganze Kameelladungen füllen könnte; auch hat es keinem Heft an „Mitarbeitern" gefehlt, wie der Inhalt ſtets ausweiſt; wir ſagen auch nicht mit einigen Sonderlingen: „da das Daſein Werden ſei, mithin eine Unvollkommenheit, ſo ſei Nirvana, d. h. ein Verlöſchen der Exiſtenz auf Nimmerwiederkehren, das Beſte." Wohl aber ergreifen wir dieſe Gelegenheit, da wir diesmal nicht, wie es in früheren Jahren zu geſchehen pflegte, den Jahrgang mit einem reſumirenden Einleitungswort eröffnet haben, um den aufmerkſamen und beharrlichen Leſer unſerer Zeitſchrift, falls er den Fortbeſtand dieſer unvollkommenen Exiſtenzform unſerer Mittheilungen zum Beſſerwerden will, zu einer Entſchließung zu veranlaſſen. Alle Exiſtenz wurzelt in dualiſtiſcher Polarität: geben und empfangen, und umgekehrt. Der Herausgeber hat jedesmal mit dem Beginn eines neuen Jahrganges ſich ernſt daraufhin zu beſinnen geſucht, wie er es beſſer mache, und er thut's auch jetzt beim Beginn des zwölften Bandes der ihm überkommenen Arbeit. Die Zeitſchrift hat ſich erhalten; dieſe Thatſache ſteht feſt, denn ſonſt wäre ſie unfehlbar eingegangen. Eine freundliche Kundgebung von

Seiten der geneigten Leſer wäre aber gerade jetzt beſonders wohlthuend und zeitgemäß, und würde der Herausgeber darin eine überaus ſtärkende Ermunterung empfangen, in ſeiner Arbeit fortzufahren. Dieſe Kundgebung von Seiten der geneigten Leſer iſt möglich und ausführbar, und, genau genommen, mit unüberwindlichen Schwierigkeiten nicht verknüpft. Sie beſteht, um es mit zwei Worten zu ſagen, darin, daß ein

jeder Abonnent dieſer Zeitſchrift in ſeinem Kreiſe einen zweiten, und zwar noch für dieſen laufenden Jahrgang gewinne.

Es kommt alſo nur auf den Entſchluß an, Einen, und zwar nicht mehr noch weniger als nur Einen zu gewinnen, der ſich zum Halten dieſer Zeitſchrift entſchlöſſe.

Möchte ein Jeder, der dieſe Zeilen lieſt, ſich ſagen: „dem Manne kann geholfen werden!“ So würde Unterzeichneter nicht ermangeln, im nächſten Hefte mitzutheilen: Ich danke, mir iſt geholfen.

C. A. Berkholz.

I.
Abhandlungen und Aufsätze.

1.
Ist es jetzt an der Zeit?
Einige Vorfragen zur Kirchenverfassungsfrage.

(Vgl. Prov.-Syn.-Prot. von 1863 § 37).

Aus einem auf der Livl. Provinzial-Synode im Jahre 1864 gehaltenen Vortrage[1])

von

Fr. Hollmann, Pastor zu Rauge.

Das Ende greift in den Anfang zurück. Das Verhältniß der christlichen Kirche zur Welt und zur Weltmacht, wie es in dem apostolischen Zeitalter und bis auf Constantin d. Gr. bestand, wird wieder eintreten und in der Endzeit stattfinden. Was zu Anfang keimartig concentrirt war, wird zu Ende in vollster Ausgestaltung potenzirt sein: die Kirche trägt das Kreuz Christi, welches ihr von den Gesinnungsgenossen des heidnischen Gewalthabers Pilatus aufgeladen, und von denen des Hohenpriesters Kaiphas stets zugedacht und herzlich gegönnt wird. Wir stehen aber, wenn nicht alle Anzeichen der Zeit trügen, nicht mehr fern vom Anfange der Endzeit der gesammten kirchenhistorischen Entwickelung. Denn der Abfall, von welchem 2 Thess. 2, 3 zu lesen ist, nimmt immer größere Dimensionen an; die Un-

[1]) Da auf der Synode von 1864 ausdrücklich der Wunsch ausgesprochen wurde, es möge dieser Vortrag detractis detrahendis veröffentlicht werden, so erscheint derselbe hier in abgekürzter Gestalt.

gerechtigkeit nimmt überhand und die Liebe erkaltet darum in Vielen (Matth. 24, 12); — und bei allem dem wird das Evangelium vom Reich gepredigt allen Völkern in einem von Jahr zu Jahr wachſenden Umfang (Matth. 24, 14). Dazu wankt das ganze Gebäude menſchlicher Einrichtungen auf dem Gebiete der Kirche: die Landeskirchen mit ihren Verfaſſungen ſind im Auseinanderfallen begriffen; das Band zwiſchen Staat und Kirche, von Einigen aus allen Kräften noch geflickt, ja ängſtlich noch immer enger und feſter zu knüpfen geſucht, von Anderen ebenſo gefliſſentlich wo nur immer möglich durchſchnitten und zerriſſen, wird immer lockerer, je mehr der Staat ſich zum confeſſionsloſen Rechtsſtaat entwickelt und je mehr die Kirche mit Bewußtſein ihr gutes Bekenntniß zu wahren und zu bewähren beginnt, bis es eines Tages, und vielleicht in nicht gar zu ferner Zukunft heißen wird „Trennung von Kirche und Staat", — und zwar nicht blos in der Theorie und auf dem Papier, ſondern in thatſächlicher Wirklichkeit. Wie dieſe Trennung eintreten wird, läßt ſich natürlich nicht bis ins Detail vorausſagen. Daß ſie aber im Allgemeinen den Doppelcharakter an ſich tragen wird: Vogelfreiheit der Gemeinde der Chriſtusgläubigen — und Alliirung der Weltmacht mit dem falſchen Allerweltschriſtenthum, das, dünkt mich, iſt nicht nur durch das prophetiſche Wort Heiliger Schrift vorausverkündigt, ſondern dürfte auch durch die Geſammtrichtung unſerer Zeitentwickelung Jedem, der nüchtern und aufmerkſam ihren Phaſen folgt, ziemlich deutlich indicirt ſein. Nüchternheit aber iſt, wenn je, ſo jetzt wieder eine ſeltene und gleichwohl höchſt wichtige Ausrüſtung für jeden Chriſten, doppelt wichtig und nöthig für jeden Paſtor, und inſonderheit für uns, die wir jetzt in Sachen der Kirchenverfaſſung zu berathen haben. Die rechte Nüchternheit aber hält ſich fern von den ſelbſt-

gemachten Träumen eines verbeſſerungsſeligen Optimismus ebenſo wie eines reſignirten Peſſimismus, und hat zur Vorausſetzung, daß man die Verhältniſſe nimmt wie ſie eben vorhanden ſind, zur Folge aber Entſchloſſenheit und Muth zum Handeln, und Geduld zum Leiden.

Um ſolche Nüchternheit uns zu bewahren, wird es gut ſein, daß wir uns, bevor wir weitere Berathungen vornehmen, erſt auf das beſinnen, was ſeither unter uns in Bezug auf die Kirchenverfaſſungsfrage ans Licht getreten iſt. Ich will daher verſuchen, das den Sprengeln zur Berathung zugewieſene Material zuſammenzufaſſen und überſichtlich zu ordnen. Dann aber will ich noch einige Bemerkungen hinzufügen, welche ich als Vorfragen für praktiſch wichtig genug halte, um ſie eingehender und aufmerkſamer Prüfung und Erwägung zu empfehlen. Ich hoffe aber damit nichts Ueberflüſſiges zu thun. —

I.

A. Gemeinſam iſt allen Meinungsäußerungen, ſoweit ſie unter uns laut geworden ſind und ſchriftlich vorliegen, Folgendes:

1) Lehrſtand und Gemeinde gehören organiſch zuſammen. Ein Zuſammenwirken beider iſt daher nur wünſchenswerth.
2) Die Anbahnung geeigneter Verfaſſungsformen, ſoweit ſie nicht bereits vorhanden ſind, iſt von den Paſtoren ungeſäumt ins Auge zu faſſen und zu berathen.
3) Die Predigerſynoden ſind dabei in ihrem ſeitherigen kirchengeſetzlich fixirten Beſtande zu belaſſen.
4) Der Schwerpunkt für ein organiſches Zuſammenwirken des Lehrſtandes und der Gemeinde fällt in eine gemiſchte, d. h. aus Paſtoren und Laiendelegirten zu-

ſammengeſetzte Synode, welche als Novum erſt gewonnen werden müßte.

5) Zur Vorausſetzung haben ſolche gemiſchte Synoden aber ein auf demſelben Grundſatz des Zuſammenwirkens von Lehrſtand und Gemeinde in den Localgemeinden herzuſtellendes ſtändiges Aelteſten-Collegium, — zur Folge aber eine mehr oder minder weſentliche Modification unſerer kirchengeſetzlich fixirten General-Synode.

6) Bei allem Neuanzuſtrebenden iſt der Zuſammenhang mit der ſeitherigen Entwickelung unſerer Kirche zu wahren, und zunächſt an hiſtoriſch gegebene Verhältniſſe und Inſtitutionen anzuknüpfen.

7) Die Conſiſtorien müßten als Adminiſtrativbehörden in ihrer Stellung verbleiben.

B. Die Divergenzen der einzelnen Auslaſſungen über dieſen Gegenſtand treten erſt bei genauerer Beſtimmung der Detailfragen hervor. Sie betreffen jedoch nicht ſowohl die Principienfragen ſelbſt, als vielmehr nur die Anwendung der in obigen ſieben Punkten feſtgeſtellten Grundſätze auf unſere Verhältniſſe. Nach meinem Dafürhalten gruppiren ſich die Meinungsverſchiedenheiten etwa in folgender Weiſe:

1) Die Einen ſind der Anſicht, daß die Formen, welche dem Princip des Zuſammenwirkens von Lehrſtand und Gemeinde die unter den jetzigen Verhältniſſen unſerer Landeskirche entſprechende Anwendung und Ausgeſtaltung zu gewähren geeignet ſind, bereits in der gegenwärtigen Kirchen-Ordnung von 1832 vorhanden ſeien.

2) Die Anderen meinen, daß ſolche Verfaſſungsformen in der Kirchen-Ordnung von 1832 nur keimartig, alſo vorerſt noch der Entwickelung bedürftig, auch wohl

nur unvollſtändig, alſo der Ergänzung bedürftig, enthalten und dargeboten ſeien.

3) Die dritte Gruppe bilden diejenigen, welche ſich dahin ausgeſprochen haben, daß die in Frage ſtehenden Verfaſſungsformen in der Kirchen-Ordnung von 1832 ganz und gar fehlen, daß dieſelben alſo erſt als Nova, wenn freilich auch in richtiger Anknüpfung an Vorhandenes, zu ſchaffen ſeien.

Weiter ſtellen ſich Divergenzen heraus, wo ſich's darum handelt, ob eine gemiſchte Synode oder ein Kirchentag neben den Predigerſynoden, oder endlich die Predigerſynoden unter Mitbetheiligung kirchlich beamteter Gemeindeglieder jetzt am geeignetſten ſein dürften, dem anerkannten Princip unter Vorausſetzung und Berückſichtigung des vorhandenen Gemeindebedürfniſſes Rechnung zu tragen. Selbſtverſtändlich ſtehen die Vertreter der 1. Gruppe zu dieſen Fragen abwehrend, da hier Verfaſſungsänderungen oder doch wenigſtens Ergänzungen poſtulirt werden, deren Nothwendigkeit eben nach der unter 1. rubricirten Anſicht negirt wird. Es ſind dies demnach Divergenzen, welche zwiſchen denjenigen ſich geltend machen, die entweder unter 2. oder unter 3. ihre Anſichten ausgeſprochen finden. Daß aber die Synode von 1863 das Mittelglied jeder Synodalverfaſſung, nämlich die gemiſchten Synoden, ins Auge zu faſſen empfohlen hat, enthält einen deutlichen Fingerzeig, wie die Synode vorläufig gerade hierin dasjenige Problem erblickt hat, welches allererſt und hauptſächlich der Löſung wartet.

II.

Zu Allem, was ſich mir bisher als Reſultat der bereits gepflogenen Berathungen ergeben hat, habe ich nun die Frage ſtellen wollen: **Iſt es jetzt an der Zeit, an un-**

ſerer beſtehenden Kirchenverfaſſung überhaupt weſentliche Aenderungen vorzunehmen?

Es verſteht ſich, daß wir es hier vorzugsweiſe mit unſeren factiſchen Verhältniſſen zu thun haben. Dieſe aber legen, mir wenigſtens, etliche Vorfragen nahe, welche meines Erachtens nothwendig erſt in ganz unzweifelhafter, gewiſſeſter Weiſe ihre Erledigung müſſen gefunden haben, bevor wir auf dieſe meine Hauptfrage: Iſt es an der Zeit? ein rundes, unbedingtes Ja antworten dürfen.

1) Vor allen Dingen muß erſt feſtgeſtellt werden: Was bietet die K.-Ordnung von 1832 für jenes Princip des Zuſammenwirkens von Lehrſtand und Gemeinde?

a. Die Gemeinde hat das Recht, wo triftige Gründe vorhanden ſind, den vom Patron oder Convent oder Conſiſtorio vocirten Paſtor zu recuſiren [1]). Bei Anſtellung von Pfarrgehülfen und Adjuncten iſt die Zuſtimmung der Gemeinde erforderlich [2]). Wo der Paſtor eines Verbrechens verdächtig iſt, wird er ſuspendirt, um Aergerniß der Gemeinde zu verhindern [3]). Ja, wo der Paſtor willkürlich zum Aergerniß der Gemeinde die Gottesdienſtordnung ändert, wird er removirt, auch caſſirt [4]). Bei Viſitationen ſoll die Gemeinde in der Kirche befragt werden, ob ſie gegen ihren Paſtor was anzubringen habe [5]).

So weit wird die Gemeinde im Verhältniß zu ihrem Paſtor berückſichtigt. Und mit Recht. Denn die Gemeinde iſt nicht um des Paſtors willen da, ſondern der Paſtor iſt da, um den Dienſt der Liebe an der Gemeinde zu ihrer Erbauung zu leiſten.

---

[1]) K. O. Ausgabe von 1857 § 297. [2]) l. c. § 302 u. 303. [3]) l. c. § 375. [4]) l. c. § 382. [5]) l. c. § 407.

In Bezug auf Verwaltung des Kirchenvermögens ist die Einwilligung der Gemeinde erforderlich bei allen Abtretungen, die den Werth von 30 Rubel S. übersteigen[1]), und hinreichend zur Effectuirung von Ausgaben bis zum Betrage von 600 Rubel S.[2]). Das Verwaltungsorgan ist in den Localgemeinden nicht überall dasselbe. In den Ostseeprovinzen wählen alle unbewegliches Eigenthum besitzenden Glieder der Landgemeinden die Kirchenvorsteher und Kirchenvormünder[3]). Diese sind in ökonomischer Hinsicht Bevollmächtigte der Gemeinde[4]), in kirchenpolizeilicher Beziehung aber Gehülfen des Predigers, den die Kirchenvorsteher[5]) nicht minder als die Kirchenvormünder in seinen Bemühungen für das geistliche Wohl der Gemeinde aus allen Kräften zu unterstützen haben[6]). — Diese Organe der Gemeindebetheiligung an der Gemeindeerbauung — Kirchenrath, Kirchen-Collegium, Kirchen-Convent genannt, — werden aber an anderen Orten z. B. in Schaulen[7]) und in Städten[8]) von der Gemeinde in voller Gemeindeversammlung[9]) gewählt, und der Kirchenrath hat als Bevollmächtigter der Gemeinde diesem seinem Vollmachtgeber jährlich Rechenschaft abzulegen in voller Gemeindeversammlung[10]). Diese, auch Gemeinde-Convent (nach der alten Landes-Ordnung Convocation)[11]) genannt, hat aber nicht blos ökonomische, sondern auch kirchliche, rein geistliche Angelegenheiten zu berathen[12]). Der Gemeinde-Convent ist nicht identisch mit Kirchen-Convent, durch diesen auch in den Ostseeprovinzen

[1]) K. O. Ausgabe von 1857 § 612. [2]) l. c. § 613.
[3]) l. c. § 632. [4]) l. c. § 613. [5]) l. c. § 769.
[6]) l. c. § 768 u. § 776. [7]) l. c. § 623. [8]) l. c. § 625.
[9]) l. c. § 626. [10]) l. c. § 630. [11]) Landes-Ordnung S. 308.
[12]) l. c. § 633.

nicht ſuspendirt, wie aus § 660 vergl. mit § 786 und § 633 der K.-O. von 1832 erhellt. Sobald nun der Verkauf des Bauerlandes bei uns zur Durchführung gelangt ſein wird, ſo werden aber auch unſere Kirchen-Convente nothwendig eine andere Geſtalt erhalten.

Die höhere Adminiſtration, welche in den Ober-Kirchenvorſteher-Aemtern, in den Conſiſtorien und im General-Conſiſtorio ruht, iſt freilich in mangelhafter Weiſe nicht der Gemeinde als einem Ganzen, ſondern nur einem Bruchtheil derſelben, nämlich dem immatriculirten Adel der Oſtſeeprovinzen und den Magiſtraten von Riga und Reval zur Mitbetheiligung erſchloſſen. Das iſt die erſte Verkürzung des kirchlichen Gemeinderechtes. Wenn aber auch nur im Bruchtheil, ſo iſt dennoch auch hier die Mitbetheiligung der Gemeinde factiſch vorhanden, und will man das Princip der Gemeindebetheiligung in conſequenter Weiſe durchgeführt ſehen, ſo müßte dieſe Beſchränkung der Wahlberechtigung und Wählbarkeit allerdings mit Aufhebung aller ſtändiſchen Prärogative fallen, und die kirchliche Gemeinde auch hier zu ihrem Rechte kommen gleich wie in der Adminiſtration auf der erſten Stufe in der Localgemeinde. Ebenſo bei der Zuſammenſetzung der General-Synode. Conſequentermaßen hätten nicht blos der Adel und die Magiſtrate von Riga und Reval, ſondern die durch Kirchenvorſtandsordnung und Ober-Kirchenvorſteher-Aemter alsdann organiſirte Gemeinde-Adminiſtration die weltlichen Beiſitzer zu delegiren. Sobald der Adel und die Magiſtrate von Riga und Reval in allen den angeführten Stellen: Ober-Kirchenvorſteher-Amt, Conſiſtorium, General-Conſiſtorium, General-Synode, — ihre Standesprärogative fallen und die Kirchengemeinde an dieſem ihrem Rechte Theil nehmen ließen, ſo dürfte ſich die Sache weſentlich anders geſtalten.

Indeß davon hängt eben viel, ſehr viel ab. Denn die geſchichtliche Prämiſſe zu dieſem Standesvorrecht liegt, ſoviel ich urtheilen kann, darin, daß der Adel und die Magiſtrate von Riga und Reval bei Gelegenheit der Capitulation factiſch als patroni ecclesiae für die Rechte unſerer lutheriſchen Kirche als Landeskirche eintraten, zu einer Zeit, wo außer dieſen Corporationen thatſächlich Niemand da war, der es ſonſt hätte thun können. Denn der dritte, neben Adel und Bürgerſtand jetzt allerdings auch berechtigte Stand unſerer Kirchengemeinde, der Bauerſtand, war damals hörig und politiſch rechtlos. Der rechtliche Beſtand unſerer Landeskirche beruht aber auch jetzt noch auf jenen Capitulationen, wenn auch jetzt mehr noch de jure als de facto. Eine ſolche Verzichtleiſtung der gedachten Corporationen auf ihre Patronatsſtellung dünkt mich zugleich eine rechtliche Verzichtleiſtung zu ſein auf die Garantieen für die Exiſtenz unſerer Kirche als Landeskirche. Darum, ſo inconſequent auch jene Prärogative neben den der Localgemeinde zuerkannten Rechten ſich ausnehmen, — ſo dürfen wir doch nicht überſehen, daß Ausmerzung eben dieſer Prärogative aus unſeren kirchlichen Verhältniſſen der erſte Schritt iſt, um unſere Kirche ihres Charakters als Landeskirche zu entkleiden.

b. Ein zweiter Punkt in unſerer K.-Ordnung von 1832, der weſentlich zu unſerer dermaligen landeskirchlichen Exiſtenz gehört, iſt die Abhängigkeit unſerer geſammten kirchlichen Entwickelung von der Staatsregierung. Und hier iſt dem Recht der Kirchengemeinde zum andern Male die volle Geltung verſagt. Ordination, Introduction, Amtsführung, Entſetzung, Caſſation der Prediger muß dem Miniſterio des Innern gemeldet werden; ja die Caſſation kann ohne jegliches Rechtserkenntniß auf Befehl Sr. Kaiſerlichen

Majeſtät verhängt werden. Das folgt in conſequenter Weiſe aus dem Umſtande, daß der Paſtor gleich jedem anderen Staatsbeamten dem Kaiſer den Dienſteid zu leiſten hat. So bedarf jede Propſtwahl, jede Superintendenten- und General-Superintendenten-Wahl der kaiſerlichen Beſtätigung oder doch wenigſtens derjenigen des Miniſters. Desgleichen alle Wahlen in die höheren Adminiſtrativ-Behörden. Die Verwaltung des Kirchenvermögens wird vom Miniſterio controlirt. Demgemäß iſt auch zu Veränderungen in Abgrenzung der Pfarr- und Propſt-Bezirke, zu Erbauung neuer Kirchen, zu Fundirung von Filialen miniſterielle, eventuell die Allerhöchſte Genehmigung conditio sine qua non. Die ganze Adminiſtration unſerer Kirche iſt dem Miniſterio des Innern untergeordnet, ja in Fällen, wo das General-Conſiſtorium über ſeine eigene Competenz im Zweifel ſein ſollte, entſcheidet der Miniſter des Innern darüber. Doch könnte man einwenden: das iſt nur das jus circa sacra, und dafür garantirt ja wieder die Staatsregierung das Eigenthum unſerer Kirche in ſeiner Unantaſtbarkeit. Aber es bleibt nicht dabei, daß die Regierung das jus circa sacra in ſeinem ganzen Umfange übt, ſondern ſie übt auch das jus in sacra, indem unſre Kirchen-Ordnung feſtſetzt: Die Inſtruction der Conſiſtorien für die Kirchenviſitationen beſtätigt der Miniſter; der Miniſter beruft die General-Synode nach St. Petersburg; wo ein Prediger ſich der Verbreitung von Irrlehren ſchuldig macht, iſt dem Miniſter deshalb zu unterlegen; alle Entſcheidungen unſeres evang.-lutheriſchen General-Conſiſtorii in Sachen, welche die Lehre und Gottesdienſtordnung betreffen, müſſen Sr. Majeſtät dem Kaiſer unterlegt werden; — desgleichen die Verhandlungen und Beſchlüſſe der General-Synode; — über Confeſſionswechſel innerhalb der proteſtantiſchen Confeſſionen iſt dem Miniſter

zu berichten; — über liturgiſche Aenderungen, ſowohl überhaupt, als ſpeciell über Aenderungen in der Gottesdienſtordnung milder Stiftungen, ebenſo über Aenderung beſtehender frommer Gebräuche iſt dem Miniſter vorzuſtellen; — neue Perikopen bedürfen miniſterieller Genehmigung; — hartnäckige Separatiſten und Conventikelhalter müſſen dem Miniſter angezeigt werden; ebenſo alle Fälle, wo die Confirmanden bereits über 18 Jahr alt geworden waren. Ferner gehören alle Kirchenzüchtsfälle zur Kenntniß des Miniſterii, und endlich iſt in jedem einzelnen Fall die Erlaubniß, an Juden, Mahamedanern und Heiden Miſſion treiben zu dürfen, vom Miniſterio zu holen, in periculo mortis aber vollzogene Taufe doch wenigſtens dahin zu berichten. Abgeſehen nun davon, daß unſere Kirche in den Oſtſeeprovinzen als Landeskirche das Patronat etlicher Corporationen zu tragen hat, ſo iſt ſie außerdem als reine Staatsanſtalt von der Regierung, in letzter Inſtanz von Sr. Kaiſerlichen Majeſtät abhängig. Führt unſer Kaiſer auch nicht den Namen eines oberſten Biſchofs unſerer lutheriſchen Kirche in Rußland, ſo iſt er es doch in der That. Und hier haben wir ein Stück Union, wie es noch nirgend da geweſen iſt: denn der Kaiſer iſt oberſter Patriarch der griechiſchen Kirche, und zugleich oberſter Biſchof der lutheriſchen Kirche. Iſt nun Union vorerſt eine Vereinigung zweier Confeſſionskirchen unter ein einheitliches Kirchenregiment, ſo haben wir hier eine ſolche kirchenregimentliche Union zwiſchen griechiſcher und lutheriſcher Kirche. Eine geſchichtliche Vorausſetzung iſt aber auch hier vorhanden, ſo befremdend das klingt. Vergeſſen wir nämlich nicht, daß unſre baltiſche Kirche vor 1710 unter Schwediſcher Oberleitung ſtand, welcher ſie die lutheriſche Kirchen-Ordnung Karl's XI.,

und mit dieſer die erſte feſte allgemein durchgeführte Organiſation zu verdanken hatte. Daß nun Rußland in Schwedens Erbſchaft trat, iſt auch hier bemerklich; damit aber auch zugleich das Territorial-Syſtem als unhaltbar erwieſen. Der Kaiſer von Rußland mit ſeinem Miniſterio des Innern trat eben an die Stelle des lutheriſchen Königs von Schweden mit deſſen Land- und Reichstag.

Wenn nun auch nur das jus in sacra etwa dem General-Conſiſtorio und der General-Synode, als den oberſten Inſtanzen für Legislative und Adminiſtrative zugewieſen würde, ſo wäre ein für unſre kirchliche Entwickelung höchſt bedeutungsvolles Moment gewonnen; aber es wäre das unter den gegebenen Verhältniſſen der erſte Schritt zur Trennung von Kirche und Staat. Und das dürfen wir gleichfalls nicht außer Acht laſſen.

c. Das Synodalinſtitut iſt ein dritter wichtiger Punkt der gegenwärtigen Kirchenordnung. Die Gemeinde-Convente — nicht zu verwechſeln mit den Kirchen-Conventen, — mit ihrer Befugniß zu Berathungen über kirchliche, ja rein-geiſtliche Angelegenheiten, — und die General-Synode mit ihrer Initiative für kirchliche Geſetzgebung tragen zwiſchen ſich die in Propſt-Synoden und Conſiſtorial-Bezirks-Synoden zu Berathung kirchlicher Angelegenheiten conſtituirten Paſtoral-Verſammlungen, die ſelbſtverſtändlich keine Initiative haben können, weil der andere Factor der Kirche, nämlich die Gemeinde, nicht als ſolche auf ihnen vertreten iſt. Und hier kommt das Recht der Kirchengemeinde zum dritten Male zu kurz. Selbſt das Recht der weltlichen Conſiſtoriales zur Theilnahme an den Synoden iſt erſtens nur dieſer einen Adminiſtrativ-Behörde, nämlich dem Conſiſtorio,

zugeſtanden, und kommt zweitens vermöge der Standesprärogative der patroni ecclesiae nur dieſem Bruchtheil der Gemeinde zu gute. Wenn nun auch die Theilnahme an den Propſt- und Conſiſtorial-Bezirks-Synoden auf die weltlichen Mitglieder der übrigen kirchlichen Adminiſtrativ-Behörden (Ober-Kirchenvorſteher-Amt, Schulverwaltung, Kirchenrath) ausgedehnt würde, ſo wäre damit doch eben nur in conſequenter Weiſe das Standesprärogativ der patroni ecclesiae weiter entwickelt, damit aber zugleich ein Schritt weiter gethan zur Befeſtigung und Ausgeſtaltung des landeskirchlichen Charakters unſerer Kirche. Delegationen aber vom Gemeinde-Convente aus zu den Paſtoral-Verſammlungen würden allerdings ein conſequent durchgeführtes Synodalinſtitut ergeben, welches aber, und das iſt hier nicht zu überſehen, als Conſequenz nach ſich ziehen würde einerſeits, daß unſre Kirche ihren landeskirchlichen Charakter einbüßt, — andrerſeits, daß ſie aus der jetzt ſo enge geknüpften Verbindung mit dem Staat heraustritt. Inſofern iſt allerdings der Brennpunkt für unſere Kirchenverfaſſungsfrage in der Frage enthalten: Synodalverfaſſung oder nicht? Denn Conſequenz der Synodalverfaſſung iſt eine Freikirche.

2) Sind nun aber die Bedingungen für eine Synodalverfaſſung bei uns vorhanden, und welches ſind dieſe Bedingungen?

a. Iſt es vorauszuſehen, daß Einführung einer Synodalverfaſſung eine Entwickelung anbahnt, welche ſchließlich zur Freikirche führt, ſo iſt doch auch wiederum die freikirchliche Geſtalt ihrerſeits Vorausſetzung und Bedingung einer für die Kirche ſelbſt nicht gefährlich werdenden, ſondern vielmehr ſegensreichen Synodalverfaſſung. Die Achillesferſe aller Synodalverfaſſungsformen hat Hör-

ſchelmann[1]) richtig, wenn auch vielleicht abſichtslos, in dem anſcheinend unweſentlichen Satz bezeichnet — „in jeder kirchlich geſinnten Gemeinde „ſelbſtverſtändlich.“ Darum hat auch Profeſſor Dr. von Oettingen in ſeinem mündlichen Vortrage auf der Synode von 1863 rechtzeitig es ausgeſprochen, daß ſolange der Begriff der Gemeinde ſo unklar ſei, wie jetzt noch vielfach der Fall, wir bei Betonung des Gemeinderechts Gefahr laufen, aus der Knechtſchaft des Staates in die Knechtſchaft der Maſſen hinüber geworfen zu werden. Aber, möchte ich hierzu bemerken, — es nützt auch der klarſte Begriff der Gemeinde nichts, wenn Begriff und concrete Erſcheinung ſich nicht decken. Die Bekenntniß-Gemeinde iſt diejenige Geſtalt der Gemeinde, welche dem Begriff derſelben noch am nächſten kommen dürfte. Und dieſe kommt zu ihrem ungeſchmälerten Recht nur in der Freikirche. Da iſt denn auch Alles klar und ſelbſtverſtändlich. Principien, die aus der freien, apoſtoliſchen Kirche entlehnt ſind, ſprengen, in voller Tragweite auf die gebundene Landeskirche angewandt, die landeskirchliche Form. Gebunden aber iſt unſre Kirche, und zwar doppelt: einerſeits von der Staatsregierung, andrerſeits von den ſtändiſchen Corporationen, — und es fehlt unſerer Kirche zur Einführung einer Synodalverfaſſung eben die petitio principii, — die ungehemmte Bewegung der Bekenntniß-Gemeinde. Aehnliches hat ſchon A. Hollmann von Kawelecht anno 1841 (cf. Prov.-Syn.-Prot. v. 1841 § 25) freilich in anderem Zuſammenhange, ausgeſprochen[2]), wenn er behauptet: „Die evangeliſche Kirche

[1]) Dorpater Zeitſchrift 1864, Heft 1, S. 33.

[2]) Zunächſt im Gegenſatz gegen die damals vielfach verlautbarte Anſicht, als könnte unſerer Kirche mit Herübernahme der herrnhuthiſchen Aelteſten-Ordnung, natürlich nach Abſtreifung alles

„müſſe durchaus eine auf die ganze Kirche (ecclesia vi„sibilis) berechnete und dieſer entſprechende Verfaſſung „haben, die alſo ſowohl die Wiedergeborenen als die Nicht„wiedergeborenen umfaſſe."

b. Unſere Kirchenverfaſſung iſt ein Conglomerat von Gemeindeprincip, Standesprärogativen und Cäſareopapismus; und überall, wo dieſe unter ſich in Conflict gerathen, muß der Paſtor vor den Riß treten, wobei dieſer am ſchlechteſten wegkommt. Darin iſt nun unſere Kirchen-Ordnung ein getreues Abbild der concreten und wirklichen Verhältniſſe, in denen wir ſtehen. Denn es iſt nicht zu vergeſſen, daß unſere Kirchen-Ordnung nicht erſt dieſe Verhältniſſe geſchaffen, ſondern daß ſie dieſelben vorgefunden und bis auf weiteres durch Codification fixirt hat. Regierung, Adel, Geiſtlichkeit, Gemeinde mußten berückſichtigt werden, und es iſt nicht zu verkennen, daß die Kirchen-Ordnung ſich ehrlich bemüht, allen vier Factoren gerecht zu werden, ohne die beſtehenden Verhältniſſe zu alteriren. Daß da aber ein Stückwerk entſtanden, das iſt natürlich genug. Ich denke aber, es iſt trotz allem Stückwerk dennoch Eins ſehr hoch anzuſchlagen: Die Wahrung des lutheriſchen Bekenntniſſes und der ſchriftmäßigen Verwaltung der Gnadenmittel durch das Predigtamt. Damit hat die Bekenntnißgemeinde zugleich auch noch Platz in unſerer doppeltgebundenen Landeskirche mit ihrer Stückwerksverfaſſung. Und ſo lange das der Fall iſt, werden immer die lauteſten Forderer der „Gemeinderechte" diejenigen Glieder der Landeskirche ſein, die ſich jetzt mit der Kirche zu ſchaffen machen, „weil man ſie nicht in Ruhe läßt", d. h. weil ſie ſehen, daß der bekenntnißloſe,

---

Deſſen, was ſich mit der lutheriſchen Kirche nicht verträgt, gedient werden. Er erklärte ſich dagegen und kam ſo zu obigem Reſultat.

ja kirchenfeindliche Standpunkt, den ſie innehaben, immer mehr von der Energie chriſtlicher Lebensgeſtaltung bedroht wird, ja wenn es ſo fortgeht, zuletzt platterdings in der Kirche auch factiſch keinen berechtigten Platz behalten dürfte, wie es denn auch principiell nicht anders ſein kann. Wird aber das „Gemeinderecht" gefordert, um durch dieſes formale Recht gedeckt das Exiſtenzrecht der Bekenntnißgemeinde gänzlich abzuſchaffen, ſo können wir gefaßt ſein darauf, daß wo wir dieſem Princip zu Liebe auf ſolche Forderungen eingehen, dieſe Vertreter des „Gemeindeprincips" die erſten ſein werden, welche die Bekenntnißgemeinde zur Landeskirche hinaustreiben und den landeskirchlichen Beſtand zu allererſt in die Rumpelkammer werfen werden zu den Antiquitäten ſtandesherrlicher Vorzeit. Denn dieſe ſtandesherrliche Vorzeit war bekenntnißtreu — und das iſt in den Augen der modern-liberalen Doctrinaire identiſch mit mittelalterlicher Bornirtheit. Dann wird aber die Zeit ſein, wo wir die Gefahr der Maſſenherrſchaft nicht werden zu fürchten brauchen, weil die Maſſe nur ungern die materiellen Laſten und Verluſte trägt, welche durch eine freikirchliche Geſtaltung zweifelsohne herbeigeführt werden, und außerdem niemals unter dem Kreuz ſich finden läßt, ſondern von jeher ſich zu denen ſchlägt, die des Kreuzes ſpotten. Das iſt viel bequemer, dazu wohlfeiler, weil es nicht das alte Herz koſtet. Aber eben um der Maſſen willen, wo doch noch ſo Viele zu gewinnen ſind, dürfen wir, ſo lange die Bekenntnißgemeinde noch Raum hat in der Landeskirche, dieſe als ſolche nicht aufgeben, ob auch der Raum uns ſtreitig gemacht wird und wir oft genug das Stückwerk unſerer Kirchenverfaſſung als recht hartes, ſchweres Kreuz zu tragen und zu fühlen bekommen. Denn auch eine Freikirche hat im beſten Falle doch nur wieder Stückwerks-

verfaſſung, und finden ſich dort nicht grade die Mängel der gebundenen Landeskirche, ſo finden ſich da wieder andere, nicht minder ſchwer zu tragende, wie ein Blick auf die lutheriſche Freikirche in Preußen zur Genüge darthut. Es gilt darum vorerſt auch hier noch beſonders der Satz: Seid unterthan aller menſchlichen Ordnung um des Herrn willen (1 Petr. 2, 13) — alſo auch der gegenwärtigen Kirchenordnung. Daß dabei der Platz der Bekenntnißgemeinde recht eigentlich unter dem Kreuze Chriſti ihr von allen Seiten angewieſen wird, ſollte uns nicht befremden. Ich kann nur wiederholen, was ich ſchon auf der Synode von 1860 ausgeſprochen habe: Unſere Kirche kann und ſoll nur Magd ſein, dienende, treue, geringe Magd des HErrn, mit ſtillem Geiſt und inwendigem Schmuck des Glaubens und der Demuth — das iſt, ob auch ſehr gering geachtet bei den Menſchen, dennoch köſtlich vor Gott [1]). Wir werden als die Gebundenen trotzdem die Freien ſein, die, wenn Gott der HErr die Banden löſen wird, das Kreuz auch aus der zertrümmerten Landeskirche mitnehmen auf allen ihren Wegen. Ein Verzichtleiſten auf Erbauung unſerer Kirche bei ihrer jetzigen Verfaſſungsgeſtalt, ja trotz derſelben, kann ich nur als Kreuzesflucht anſehen, und vielmehr bin ich der Meinung, wir dürfen kein Haarbreit dem Drängen weichen, keine Conceſſionen machen, einerlei nach welcher Seite, ſelbſt auf die Gefahr hin, als Finſterlinge und Reactionäre verſchrieen zu werden, — ſondern nur dann erſt haben wir unſeren jetzigen Stand in unſerer Landeskirche aufzugeben als einen verlorenen Poſten, wenn das lutheriſche Bekenntniß aus derſelben mit Gewalt hinausgethan wird. Wirft man das Bekenntniß hinaus, dann

[1]) Mittheilungen und Nachrichten. 1861. Heft 2, S. 122.

können wir uns auch getroſt hinauswerfen laſſen. Denn der Bekenner muß dem Bekenntniß folgen. Und das wird unſer Schade nicht ſein. — Dieſes kann möglicherweiſe ſchneller erfolgen in dieſer raſchlebigen Zeit, als wir es uns jetzt vorzuſtellen vermögen. Dann wird es für uns Zeit ſein, an eine freikirchliche Geſtaltung unſerer Kirchenverfaſſung, heiße ſie nun Synodalverfaſſung oder ſonſt, zu gehen. Bis dahin aber müſſen wir Geduld haben trotz Kreuz und Anfechtung, und Glauben an Gott, der Sein Volk nicht verläßt, ſondern auch in den geringen Tagen ſich deſſelben treulich annimmt, und den Glauben bewahren, nicht „an die Gemeinde" — denn das iſt Aberglaube, ſondern daran, daß dennoch die rechte Gemeinde mitten unter dem Haufen der Namenchriſten fortwächſt, ob auch unſeren Augen verborgen.

c. Hierher gehört aber noch eine Frage: *Wie iſt eine gemiſchte Synode als Brennpunkt der Synodalverfaſſung unter unſeren gegebenen Verhältniſſen ausführbar, wenn auf ihr unſere ganze Kirchengemeinde vertreten ſein ſoll?*

Notoriſch iſt zur Zeit unſere Kirchengemeinde, wenn auch dem Bekenntniß nach nur eine, ſo doch den Sprachen nach dreitheilig. Welche Sprache ſoll herrſchen als Synodalſprache? *Hörſchelmann* und *Kauzmann* fordern das *Deutſche*. Eben mit demſelben, ja offenbar noch mit mehr Recht könnte ich das Eſtniſche, ein lettiſcher Paſtor das Lettiſche fordern, da alle hieſige Deutſche wohl lettiſch oder eſtniſch verſtehen, nicht aber alle unſere Eſten und Letten deutſch ſprechen können. Es leuchtet ein, daß weder Lettiſch noch Eſtniſch vor einander in dieſer Beziehung etwas voraus haben, und am beſten allerdings, um in einer höheren Einheit eine Löſung zu finden, das Deutſche für

die Synodalverhandlungen bestimmt wird. Allein jetzt schon diese Forderung an unsere Letten und Esten stellen, wo kaum erst der Anfang dazu gemacht ist, das Deutsche in größerer Ausdehnung ihnen zugänglich zu machen, hieße von vorn herein unsre lettischen und estnischen Gemeinden von activer Betheiligung an der Synodalverfassung auf eine Zeit lang wenigstens, etwa auf die Dauer einer Generation, ausschließen. Welches Recht aber haben wir dazu? Ich meine, durchaus gar keins. Ist die Germanisirung unserer Landgemeinden auch nur eine formale Bedingung für Einführung einer Synodalverfassung in unserer Kirche, so ist sie darum doch nicht minder eine Bedingung, die vorerst vorhanden sein muß, deren Nichtbeachtung mir aber ganz dazu angethan scheint, die ohnehin schon mehr oder minder gespannten nationalen Gegensätze in für unsere Kirche unheilvollen Antagonismus zu treiben. Denn diese anscheinend formale Bedingung macht zur Zeit wenigstens das „Gemeinderecht" für unsere estnischen und lettischen Landgemeinden zu einem illusorischen. Was man ihnen mit der einen Hand dem Principe zu Liebe zugesteht, wird ihnen mit der anderen Hand durch solche Bedingung gleich wieder genommen. So lange also die Letten und Esten noch nicht deutsch reden können, so lange wir auf dem Lande immer noch in zwei Sprachen an zwei Gemeinden arbeiten und predigen müssen, so lange ist eben um der Gemeinden willen die Einführung einer Synodalverfassung mit gemischten Synoden bei uns zu Lande zu beanstanden.

3) Aber wie steht es denn? Hat nicht noch die vorigjährige Synode einmüthig „gemischte Synoden" als „wünschenswerth" bezeichnet und deren Anbahnung ins Auge zu fassen empfohlen? Allerdings. Nur

meine ich, daß wir auf anderen Wegen dieſe Anbahnung zu ſuchen und zu bewerkſtelligen haben, als auf den bisher beſprochenen. Und das will ich nun noch zum Schluſſe der Erwägung empfehlen, indem ich auf die Frage eingehe: Was wir Paſtoren denn jetzt zu thun haben?

a. Vor allen Dingen, meine ich, laſſen wir die jetzige Kirchen-Ordnung erſt völlig zu ihrem Rechte kommen, indem wir Paſtoren in erſter Reihe uns ſtreng an dieſelbe halten. Daß das bisher nicht geſchehen, wenigſtens nicht in ſolchem Umfange und mit ſolcher Energie, als es hätte ſein ſollen, — das, glaube ich, dürfte unter uns keinen Widerſpruch finden. Zudem iſt die Haſſelblattſche[1]) Bemerkung betreffs der Gemeinde-Conventе hierher zu ziehen als Beleg dafür, daß noch nicht Alles, was die Kirchen-Ordnung bietet, zu praktiſcher Ausgeſtaltung gekommen iſt. Ob allein durch Schuld der Paſtoren, muß ich dahingeſtellt ſein laſſen. Dann aber meine ich, daß es nicht ſowohl Schuld der Kirchen-Ordnung ſei, wenn die Gemeinden, wie auch unter uns behauptet worden, über Vorenthaltung ihrer Rechte klagen. Vielmehr tragen die bevorrechteten Stände, die jetzt einen anſehnlichen Theil jener nach Gemeindevertretung Verlangenden ausmachen, in denjenigen Perſönlichkeiten, die zur Mitwirkung in der kirchlichen Adminiſtration berufen ſind, Schuld daran, daß ſo Vieles gar nicht zur Ausführung kommt, was die Kirchen-Ordnung im Intereſſe der Gemeinde verlangt. Unſere Ober-Kirchenvorſteher-Aemter, — wie wenig Einfluß haben ſie auf unſer Kirchenweſen! Die Kirchenvorſteher kennen vielfach gar nicht ein Mal die

---

[1]) Protokoll der Werroſchen Sprengelsſynode von 1863, § 14.

ihnen von der Kirchen-Ordnung auferlegten Pflichten und gewährten Rechte. Die Conſiſtoriales kommen nicht zu den Synoden, — die Kirchenvormünder ſind oft auch ebenſo im Unklaren über ihre Amtspflichten und Amtsbefugniſſe, wie die Gemeinden ſelbſt. Das Wort eines in verſchiedenen Richterämtern geſtandenen erfahrenen Mannes aus unſerem Adel, das er vor einiger Zeit gegen mich ausſprach, als von der Juſtizreform die Rede war, trifft auch hier zu: „die Verfaſſung iſt nicht ein Mal ſo ſchlecht, aber es fehlen „diejenigen Perſonen, die mit Energie und Treue alle die „Poſten gehörig ausfüllen. Daher ſchlottert die Verfaſſung „wie ein erborgtes Kleid um den Leib unſerer Generation „und will nicht mehr recht paſſen."

b. Darum, meine ich, iſt fürs Erſte die Adminiſtration in Anſpruch zu nehmen, daß ſie für ſtricte Befolgung unſerer vorhandenen Kirchen-Ordnung aus aller Kraft ſorge. Hier finde ich einen Meinungsgenoſſen an Prof. Dr. von Oettingen, der den Forderungen unſerer Zeit gegenüber in der 6., 10., 11. und 12. Theſe die Adminiſtration beſonders betont, wenn gleich ich darin von ihm abweiche, daß ich eine Umgeſtaltung der Adminiſtration nicht für ſo nothwendig halte. Wenn nur überall die rechte ernſte Pflichttreue waltete, ſo wäre der Organismus unſerer kirchlichen Adminiſtration gar nicht ſo ungenügend. Eine Vermehrung aber adminiſtrativer Inſtanzen — z. B. durch ein neu zu ſchaffendes baltiſches Ober-Conſiſtorium, würde die ganze Maſchinerie unnöthiger Weiſe nur ſchwerfälliger machen, wie das immer bei Centraliſation der Fall iſt. — Alſo die Adminiſtration muß auf geeignete Weiſe dazu vermocht werden, durchgängig und überall die Kirchen-Ordnung von 1832 zu voller praktiſcher Geltung und Ausgeſtaltung gelangen zu laſſen. Das wäre, meine ich, der erſte und in

der That ernſte und ehrliche Schritt, den wir thun könnten, ja thun müſſen, um andere Verfaſſungszuſtände vorzubereiten und anbahnen zu helfen. Denn nur ſo iſt es möglich, die wirklichen Mängel unſerer Kirchen-Ordnung in ihrer praktiſchen Tragweite genau und allſeitig zu entdecken und zu ermeſſen. Denn nicht an doctrinären Idealen iſt die Zulänglichkeit einer Kirchen-Ordnung zu bemeſſen, ſondern an der praktiſchen Erfahrung auf allen in ihren Umfang fallenden Gebieten, wie ſchon Prof. Dr. von Oettingen in ſeinem Synodalvortrag von 1863 gleich einleitend bemerkte. Es ſtehen uns aber noch eine Menge von Erfahrungen bevor, die wir noch gar nicht ein Mal im Stande waren zu gewinnen. Ich erwähne nur zweier Einrichtungen unſerer Kirchen-Ordnung, der Gemeinde-Convente und der General-Synode. Ich meines geringen Theils wage es auszuſprechen, daß Prof. Dr. von Oettingen Recht hat, wenn er auf der Synode von 1863 ſagte, wir hätten auf eine General-Synode mit ganzem Ernſt hinzuarbeiten. Es kommt jetzt nicht darauf an, ob die erſte General-Synode viel oder wenig Material vorfinde, ſondern darauf, in welcher Weiſe ſie das vorhandene Material verarbeitet und für unſere Kirche ausbeutet. Und jedenfalls würde ſie nicht tabula rasa vorfinden, wenn ſie heute am Tage zuſammenträte; vielmehr hätte ſie aus dem, was das General-Conſiſtorium nun ſchon ſeit einer anſehnlichen Reihe von Jahren vorbereitet hat, was auf den Synoden als Material für die General-Synode zu Tage gefördert worden, was ſonſt in unſerer theologiſchen und kirchlichen Tagesliteratur vorliegt, hinlänglichen Stoff. Wenn dabei vorausſichtlich auch ein großer Theil, vielleicht der größte Theil von allem Dem, was man als Material für die General-Synode bisher geſammelt hat, als un-

brauchbar über Bord ginge, — ſo wäre das auch ſchon in ſofern Gewinn, als wir grade dadurch in weit ſichererer Weiſe angeleitet würden, ſolches Material zu ſchaffen, das wirklich brauchbar iſt, während bisher dafür eigentlich noch gar kein Maßſtab, als nur das ſubjective Ermeſſen des Einzelnen vorhanden geweſen iſt. Eine Concentration der kirchlichen Arbeitskräfte in dieſer Beziehung wäre ein Gewinn, den wir der erſten General-Synode zu danken haben würden. Wie häufig dann die General-Synode wiederholt werden müßte, möchte ſich erſt darnach beſtimmen laſſen.

Ebenſo gehe ich auch mit Paſtor Haſſelblatt, wenn er die Gemeinde-Convente in unſer praktiſches Gemeindeleben einzuführen empfiehlt. Ob wir gleich jetzt ſchon mit einem Sprunge dazu gelangen können, bezweifle ich freilich. Aber laſſen wir erſt die Bauergemeinden zu Grundbeſitz gelangen, — laſſen wir erſt die Kenntniß der deutſchen Sprache im Volke mehr und mehr um ſich greifen — und wir werden dann wohl nicht allzulange auf die Nothwendigkeit der Gemeinde-Convente zu warten haben. Als Anbahnung in dieſer Beziehung ſehe ich an, daß jeder Paſtor mit ſeinen Schulmeiſtern, Kirchenvormündern und Kirchenvorſtehern fleißig Conferenzen halte, wo die gemeinſame amtliche Thätigkeit des Paſtors mit jedem dieſer Aemter ſowohl, als die Stellung und das Zuſammenwirken dieſer Aemter unter einander Gegenſtand der Erörterung, der Berathung, der Belehrung iſt.

Außerdem daß das Band perſönlicher Bekanntſchaft und Zuneigung durch derartige gemeinſame Arbeit feſter wird, iſt nicht gering anzuſchlagen eine praktiſche Durchbildung der Amtsträger gerade für die vorhandenen Gemeindeverhältniſſe, die auch in formeller Hinſicht den betreffenden Perſönlichkeiten nicht nur, ſondern auch der Ge-

meinde, namentlich ſobald Gemeinde-Convente nothwendig werden, zu Gute kommt, ſofern dann doch Männer da ſind, die überhaupt geübt ſind, an gemeinſamen Berathungen ſich zu betheiligen, ſei es, daß ſie zu rechter Zeit zu ſchweigen verſtehen, ſei es daß ſie zu rechter Zeit zu reden wiſſen.

Welchen Einfluß würden nun Gemeinde-Convente haben? Das weiß zur Zeit von uns noch Niemand zu ſagen, — weil wir dergleichen nicht erlebt haben. Nun ſcheint mir's aber nach dem eben in Betreff der Gemeinde-Convente und der General-Synode Geſagten doch durchaus unbillig, wenn von manchen Seiten wegen vorgefaßter theoretiſcher Principien von vorn herein jeglicher praktiſche Verſuch, dieſe Inſtitute für unſere Kirche fruchtbar zu machen, als verfehlt bezeichnet und in einer Umgeſtaltung der ganzen Kirchen-Verfaſſung das einzige Heilmittel für ſo manche Uebelſtände geſucht wird.

Hat ſich denn unſere Kirchen-Ordnung ſchon überlebt und ausgelebt? Ich meine, ſo lange ich noch auf die für uns zur Zeit in Hinſicht auf praktiſche Erfahrung neuer Inſtitute der Gemeinde-Convente und der General-Synode mit Oettingen und Haſſelblatt hinweiſen darf, — ſo lange darf ich auch entſchieden behaupten, daß unſere Kirchen-Ordnung noch Lebensfähigkeit beſitzt. Und ſo lange darf ich auch die Forderung ausſprechen:

„Laßt die Kirchen-Ordnung erſt völlig zu ihrem Rechte kommen, dann wollen wir erfahren, wo uns der Schuh drückt.

c. Wenn ich ſchließlich noch ein Mal unſere Kirchen-Ordnung ins Auge faſſe und unſere Kirchenverhältniſſe damit vergleiche, ſo erſcheint mir's, daß unſere Kirchen-Ordnung allerdings mehr Arbeitskräfte vorausſetzt und erheiſcht, als gegenwärtig auf dem Gebiete z. B. unſerer

livländiſchen Landeskirche vorhanden ſind. Eine kleine Gemeinde von 3 bis 4000 Seelen dürfte ungefähr das normale Verhältniß ſein. Da iſt dem Paſtor möglich, durchaus genau ſich an die Kirchen-Ordnung zu halten, ebenſo den Gemeindebeamteten möglich, ihre Obliegenheiten pünktlich zu erfüllen. Wir haben aber Gemeinden von 14 bis 18000 Seelen, an denen ein Paſtor, höchſtens noch ein Adjunct, arbeiten muß. Da iſt der Paſtor ein geſchlagener Mann, denn es iſt über alles menſchliche Vermögen, überhaupt nach irgend welcher guten Kirchen-Ordnung allen paſtoralen Pflichten völlig nachzukommen, weil es faſt immer der Fall iſt, daß der Paſtor einer ſo großen Gemeinde eine Arbeit auf Koſten einer andern treibt. Da kommt denn wohl oft der Gedanke: ach wenn doch unſere Kirchen-Ordnung nicht ſo viel unnützer Arbeiten auferlegte, — wenn doch auch die Gemeinde ſelbſt mehr ſich betheiligte an ihrer eignen Erbauung! Aber es hat ſich dann ein quid pro quo nur zu leicht eingeſtellt. Nicht unſere Kirchen-Ordnung, nicht die Gemeinde-Verfaſſung muß umgeſtaltet werden, ſondern die Pfarrbezirke müſſen verkleinert werden durch Vermehrung derſelben. In unſerem Werroſchen Sprengel kommen auf eine lutheriſche Bevölkerung von c. 170,000 Seelen nur 17 Paſtoren; durchſchnittlich hat da jeder Paſtor mindeſtens 10,000 Seelen zu bedienen. Statt 17 müßten etwa 35 bis 40 Kirchſpiele ſein, — und wir würden wohl recht ſehr Urſache haben, anders zu urtheilen. So lange die Pfarren ſo übergroß bleiben, kann auch die beſte Synodal-Verfaſſung nicht viel Nutzen ſchaffen. Denn klagt man über unſere Kirchen-Ordnung als über ein todtes Ding, ſo iſt der Ausſpruch, den ein Mal die ſchwediſchen Bauern gegen ihre Biſchöfe gethan haben ſollen, auch hier am Platz: „Wider den Tod hilft nichts als das Leben".

Das Leben aber kommt nicht durch Verfaſſungsformen in die Gemeinden, ſondern umgekehrt, es muß in den Gemeinden da ſein, um die an ſich immer todte Verfaſſungsform lebensfähig und lebenskräftig zu machen. Das Leben der Gemeinde aber iſt in erſter Linie bedingt durch das Lebenswort Gottes. Bibelgeſellſchaften reichen nicht aus, um das Wort in die Häuſer zu bringen, — denn in das Haus bringt das Wort Gottes nicht anders als Leben ſchaffende Kraft, es ſei denn zuvor in die Herzen gedrungen durch die lebendige Predigt deſſelben. Die Predigt des Evangelii öffentlich vor der Gemeinde, und ſonderlich in der ſpeciellen Seelſorge muß und wird Leben ſchaffen. Dazu aber ſind mehr Prediger und kleinere Gemeinden nöthig.

Das hat auch unſer Conſiſtorium erkannt, und arbeitet ja nach Möglichkeit darauf hin, dieſem Bedürfniſſe Befriedigung zu ſchaffen. Aber mit Conſiſtorialbeſchlüſſen iſt nichts ausgerichtet, wenn die Gemeinden und Paſtoren ihrerſeits nicht dazu thun wollen, daß neue Kirchſpiele entſtehen, und ſo die Arbeit auf mehr Kräfte vertheilt werde. Wenn aber irgend eine Aenderung in unſerem Kirchenweſen zeitgemäß iſt, ſo gewiß dieſe, daß die Kirchſpiele verkleinert, reſp. vermehrt werden. Denn indem die Zahl der Paſtoren vermehrt würde, fände in demſelben Verhältniſſe auch eine Vermehrung der für das Gemeindeleben thätigen und nöthigen kirchlichen Gemeindebeamteten, der Schulmeiſter, Parochiallehrer, Kirchenvormünder, Kirchenvorſteher ſtatt. Die Gemeindeorganiſation, wie ſie von der Kirchen-Ordnung geboten iſt, könnte viel tiefer und allſeitiger die Gemeindeverhältniſſe bis ins Einzelne durchdringen. Das wäre wahrhaft dem Gemeinderecht Rechnung getragen, zuerſt freilich auf der unterſten, aber auch dem praktiſchen Be-

dürfniß am nächſten liegenden Stufe innerhalb der Localgemeinde. Adjuncturen ſind immer nur Nothbehelf und temporairen Charakters. Darum läßt ſich dem Uebelſtande der zu großen Pfarren nicht durch Adjuncturen allein abhelfen, ſondern da muß die Heilung begonnen werden, wo der Schade wurzelt. Alſo hätten wir mit aller Anſtrengung und Geduld darauf hinzuarbeiten, daß für Livland wenigſtens die doppelte Zahl von Pfarrbezirken entſtünde. Dann erſt, wenn dieſe Bedingung erfüllt iſt, kann man mit einiger Sicherheit über Brauchbarkeit und Mangelhaftigkeit unſerer Kirchen-Ordnung urtheilen. Ich ſchlage darum vor, daß die Synode an den Patron unſerer Landeskirche die motivirte Petition ſtelle, derſelbe wolle Mittel beſchaffen zur Vermehrung der Pfarrbezirke.

Meine Meinung iſt nun die, — daß ich ſie zum Schluß kurz ausſpreche: Wollen wir treu aushalten bei unſerer jetzigen Kirchen-Verfaſſung, darauf hinarbeiten, daß ſie erſt zu voller Geltung im kirchlichen Leben gelange, dabei hinwirken auf Vermehrung der Pfarrbezirke und Prediger, und nicht müde werden, zu treiben das Evangelium des Friedens in Gemeinde, Schule und Haus. So werden wir Paſtoren am beſten und praktiſchſten eine künftighin nach dem früher oder ſpäter ſicherlich eintretenden Zerfall der landes- und ſtaatskirchlichen Form unſerer Kirche nothwendig werdende freikirchliche Geſtaltung derſelben anbahnen und vorbereiten helfen. Denn wenn die Kirchen-Ordnung zu voller Ausgeſtaltung kommt, ſo iſt nicht daran zu zweifeln, daß die drei einander beſchränkenden Factoren, die Gemeinde, die ſtändiſchen Corporationen und die Staatsregierung bald genug in Conflict gerathen werden, der vorläufig wahrſcheinlich damit enden dürfte, daß dieſe Kirchen-

Ordnung, vielleicht auch die Landeskirche, aufhören wird zu existiren. Und ob dann aus diesem Trümmerhaufen noch das lutherische Bekenntniß für dieses unser Land als Reliquie zu retten sein wird, erscheint mindestens zweifelhaft. Dann aber wird die Noth uns zwingen, auf eine neue Kirchen-Verfassung bedacht zu sein. Kirchen-Verfassungen entstehen nicht in Zeiten der Ruhe und Sicherheit, sondern unter Kampf und Noth. Und da dürfte es gut sein, wenn wir Pastoren mit dem bekenntnißtreuen Bruchtheil der Landeskirche an dem Zerfall derselben nicht mit Schuld tragen. Denn alsdann dürfen wir guten Gewissens für uns behalten alles Erprobte und Gute, und auch, was das Beste an unserer jetzigen Kirchen-Ordnung ist, die normative Geltung des schriftgemäßen evangelisch-lutherischen Bekenntnisses. Und dann ist es an der Zeit, eine bekenntnißmäßige, auf Schriftgrund ruhende Synodal-Verfassung zu schaffen, — jetzt aber noch nicht! —

2.

Die erſte Synode zu Jeruſalem

in ihrer normativen Bedeutung für alle kirchlichen Concilien, Synoden und Conferenzen.

Vortrag

gehalten auf der erſten Predigerconferenz des Moskauſchen Conſiſtorialbezirks

von

A. Haken, Paſtor zu Tambow und Rjäſan,

im September 1864.

Meine Brüder.

Wir ſind — in Ermangelung jährlicher vom Reglement für die evangeliſch-lutheriſche Kirche Rußlands legitimirten Synoden, mit herzlichem Bedürfniß in gleicher Weiſe uns nahe zu treten und über die wichtigſten Gegenſtände unſers heiligen Amtes uns brüderlich auszuſprechen, in dieſer alten Metropolis, dem Herzen unſres rieſigen Landes, zur erſten Conferenz beiſammen. Die Predigerconferenzen und Synoden haben, ſo weit die evangeliſche Kirche reicht, nicht wie die erſte Synode zu Jeruſalem, von welcher uns die Apoſtelgeſchichte in ihrem 15. Capitel berichtet, apoſtoliſche Autorität, ſie haben keine beſtimmende, canoniſirende, in unſren Gemeinden ſofortige Geltung gewinnende Macht und dennoch geht eine apoſtoliſche Autorität von ihnen aus und bringt, nicht hierarchiſch geſetzlich, äußerlich bindend und verpflichtend, wol aber auf dem Grunde evangeliſcher Freiheit bauend und zurechtſtellend, in die engeren oder weiteren Kreiſe unſrer evangeliſchen Gemeinden und mithin auch in die Zuſtände und Verhältniſſe unſrer ganzen evangeliſchen Kirche und in ihre Be-

ziehungen zu den nicht evangeliſchen Kirchenparteien ein, ſo weit nämlich das, was evangeliſche Synodalen in allen Landen einmüthig für apoſtoliſche Beſtimmung im Spiegelbilde der erſten Synode zu Jeruſalem hell erkannt und feſt erfaßt haben, jene Zuſtände und Verhältniſſe mittelbar oder unmittelbar berührt. Dieſe erſte Synode iſt nämlich, wie bis dato wol noch zu wenig erkannt und beachtet ſein möchte, in ihren principiellen Daten, was ſowol die Art und Weiſe ihrer Zuſammenſetzung, als den Inhalt ihrer Berathungen und Beſchlüſſe betrifft, normativ grundlegend und maßgebend für alle nachfolgenden kirchlichen Synoden und Conferenzen; wir haben alſo zunächſt die Veranlaſſung und Zuſammenſetzung dieſer erſten Synode ins Auge zu faſſen, ſodann aber in den principiellen Inhalt der Synodalverhandlungen und ihrer Reſultate einzugehn.

I. Veranlaſſung und Zuſammenſetzung der Synode.

Paulus und Barnabas waren etwa im Jahre 50 auf ihren apoſtoliſchen Reiſen in die Gemeinde zu Antiochien, der Metropolis der Erſtlinge unter den Heiden, gekommen und hatten zur Freude derſelben verkündet, wie Gott hie und da den Heiden die Thür des Glaubens aufgethan. Zu gleicher Zeit hatten ſich nun aus Judäa chriſtgläubige Männer, wahrſcheinlich hervorgegangen aus der Schule der Phariſäer, ohne Mandat der Apoſtel und der Urgemeinde in Jeruſalem (Act. 15, 24) daſelbſt eingefunden, welche an den moſaiſchen Geſetzesverordnungen feſthielten und die Beſchneidung der Heidenchriſten, ſomit aber zugleich die Beobachtung aller jener Ordnungen zur Bedingung der Seligkeit machten (V. 1), wodurch die „Jünger" (Act. 14,

20. 28) und „Brüder" (15, 1) der antiocheniſchen Chriſtusgemeinde in große Unruhe und Verwirrung (γενομένης οὖν στάσεως V. 2) gebracht wurden. Dieſen ſtreng particulariſtiſchen Judenchriſten traten Paulus und Barnabas mit univerſaliſtiſcher Weitherzigkeit in lebhafter Oppoſition entgegen. Die Gemeinde, ebenſowol vom Eifer für die Wahrheit, als von Liebe zum Frieden gedrungen, ließ aber dennoch Letztere nicht einſeitig entſcheiden. Jene Judenchriſten hatten ſich, wie ſich nicht anders vorausſetzen läßt, auf Schriftſtellen des alten Teſtaments berufen, in denen, ihrem Verſtändniſſe nach, nicht etwa nur dem Meſſias und ſeinen Apoſteln, ſondern dem ganzen Iſrael als Volk die Uebertragung des meſſianiſchen Heils auf die Heiden göttlich zugeſprochen war und dieſer Auffaſſung war nun der ihnen gewiß weit überlegene Paulus, der ſchriftgelehrte Schüler Gamaliels, entgegengetreten, ohne jedoch ſeine Gegner zum Schweigen zu bringen, die ſich, verrannt in ihre phariſäiſch orthodoxen Anſichten, eines andern nicht überzeugen konnten oder es nicht wollten. Es lag hier eine Cardinalfrage von epochemachender Bedeutung, von weltgeſchichtlicher Wichtigkeit vor. Um dieſe zur Löſung und zum Abſchluß zu bringen, ordneten die Antiochier, es ſollten beide Opponenten: Paulus und Barnabas nebſt einigen Deputirten aus ihrer Mitte (καί τινας ἄλλους ἐξ αὐτῶν) Cap. 15, 2 zu den Apoſteln und den Aelteſten der Gemeinde nach Jeruſalem reiſen, woſelbſt ſie denn auch von der ganzen Gemeinde (πᾶν τὸ πλῆθος V. 12), den dortigen Apoſteln und Aelteſten brüderlich empfangen, ſich mit dieſen zur Synode conſtituirten.

Allerdings reicht ein flüchtiger Blick auf die Zuſammenſetzung dieſer erſten Kirchenſynode hin, um uns davon zu überzeugen, daß in ihr keine Synodalordnungsſchablone

liegt. Wollte man nach Schenkelſchen Anſchauungen und Beſtrebungen in dem Zuſammentritt der ganzen jeruſalemiſchen Gemeinde (V. 21—25) als dem Schwerpunkte der Verſammlung das vollgültige Muſter für eine Synodalverfaſſung auf breiteſten Grundlagen finden, ſo wäre zunächſt nicht zu überſehen, daß auf einer heutigen, derartig zuſammengeſetzten Verſammlung, ſowol Apoſtel voll heiligen Geiſtes, als eine chriſtliche Urgemeinde, in welcher ſämmtliche Mitglieder als „Jünger und Brüder" gekennzeichnet ſind, vergeblich geſucht werden würden. Sodann aber ſtellt ſich weiter heraus, daß in dieſer erſten Synode über eine Streitfrage entſchieden werden ſollte, welche in ihren primitiven Beziehungen zunächſt grade diejenige Gemeinde anging, welche gar nicht gegenwärtig, ſondern nur durch einige Abgeordnete derſelben vertreten war, während die anweſende, jeruſalemiſche Gemeinde, gleich der nicht anweſenden antiocheniſchen, ihre beſondern Stimmführer zur Leitung der Verhandlungen in der Synodalverſammlung hatte.

Wenn alſo nicht nach Majoritätsvoten ganzer Gemeindecomplexe über die interna und externa der Kirche beſchloſſen und entſchieden werden dürfte, wie jene erſte Synode ja von einer Stimmenzählung nichts weiß und die verſammelten Jünger und Brüder, denen Allen das Wort frei ſtand, zumeiſt im beſcheidenen Schweigen verharrten (ἐσίγησε δὲ πᾶν τὸ πλῆθος V. 12), obwol ſie, die ganze Gemeinde, ſich an der Ausführung des Beſchluſſes betheiligte (ὅλη ἡ ἐκκλησία), ſo geht für die Zuſammenſetzung kirchlicher Synoden und die mit denſelben ſich verbindende Kraft der Beſchlüſſe, ſo viel mit Evidenz hervor:

1) daß alle Synodalverhandlungen, wenn ſie ihrem Zwecke entſprechen ſollen, zu legitimen Beſchlüſſen mit voll-

gültiger Kraft führen müſſen, wie der Beſchluß der jeruſalemiſchen Synode obgenannte, weit und tief greifende Frage zum definitiven Abſchluß brachte;

2) daß ſolche Beſchlüſſe nicht zu faſſen und zu ſanctioniren ſind allein von einem Kirchenfürſten oder allein von beamteten Kirchendienern (κλῆρος), ſondern mit Hinzuziehung der Gemeinden oder ihrer erwählten Vertreter, wie in der jeruſalemiſchen Synode nicht etwa Petrus ſich anmaßte, durch ſeine Auctorität die Sache zur Entſcheidung zu bringen, obwol der Herr ihn den Fels der Kirche genannt und die andern Apoſtel ihm den Primat und das Präſidium nicht abgeſprochen haben; ſowie auch Paulus und Jacobus in ihren Synodalvorträgen nach ihres Herrn Sinn und Wohlgefallen, nicht etwa über die Gewiſſen herrſchen, ſondern durch nichts anders, als durch die Macht der Wahrheit und der brüderlichen Liebe die Angelegenheit zum Austrage gebracht wiſſen wollten; daß endlich

3) alle Synodalbeſchlüſſe in den Gemeinden reſp. den Vertretern derſelben wurzeln müſſen, welche gleich der jeruſalemiſchen Synodalgemeindeverſammlung das Amen zu ſprechen und den Act zu beſiegeln haben (V. 22—29).

Sollten denn nun aber gleicherweiſe noch heute unſere aus vergeblich Berufenen und Auserwählten, Gläubigen und Ungläubigen beſtehenden Maſſen und Miſchlingsgemeinden zu den Synoden gezogen und ihnen oder den von ihnen durch Stimmenmehrheit erwählten Vertretern die Entſcheidung über die wichtigſten Angelegenheiten der Kirche überlaſſen werden? Wäre es nicht Blindheit und Unverſtand in Betreff ſolcher Anrechte die Gemeinden unſrer Tage der Chriſtusgemeinde, die uns in der Synode zu Jeruſalem „vom Frühlingslichte der heiligen Pfingſten um-

glänzt" entgegentritt, gleichstellen zu wollen[1])? Die optimistischen Synodalverfassungsschwindler unsrer Tage gehen sicher zu weit, und so auch unser Bruder Kauzmann, wenn er auf der vorjährigen livländischen Provinzialsynode (s. Mittheilungen 1864, H. I, S. 2), Weizen und Unkraut nicht neben einander stellend, sondern assimilirend, die unsichtbare Kirche in der sichtbaren völlig aufgehen läßt und die schottischen Gemeinden mit den englischen und deutschen ohne Weiteres zusammenstellt. Er identificirt in seinem Vortrage schlechthin die Kirche mit der Gemeinde in pleno und citirt die Stelle aus der Concordienformel: „Wir gestehen keinesweges den Bischöfen zu, daß sie die Kirche sein, weil sie nicht die Kirche sind; noch gestehen wir dasjenige zu, was Jene uns unter dem Namen der Kirche geboten oder verboten haben sollten, denn (durch Gottes Gnade) weiß ein 7-jähriger Knabe schon, was die Kirche sei, nämlich die heiligen Gläubigen und Schafe, welche ihres Hirten Stimme hören;" diesem Citate fügt K. den Satz hinzu; „Wer aber diese heiligen Gläubigen und Schäflein sind, das kann kein Mensch entscheiden, sondern allein der einige Hirte, der Herr, der die Seinen kennt". Daß der Herr die Seinen kennt, schließt ja nicht aus, daß auch wir, ohne Herzenskündiger zu sein, gleich dem 7-jährigen Knaben die Seinen als „Jünger und Brüder" kennen. In negativer Fassung möchte wenigstens die Behauptung unbestritten bleiben: Wer Christi Wort nicht glaubt, der ist nicht Christi, ist nicht Christ, gehört nicht zu den Seinen, daher auch nicht zu den Unsern und mithin auch nicht in

---

[1]) S. den schönen Aufsatz von Herm. Krummacher über diesen Gegenstand in den „Vorträgen für das gebildete Publikum". Elberfeld 1861. S. 49—70.

unſre Synoden. Wenn es in der jeruſalemiſchen Gemeinde vielleicht auch ohne „Zank“ (V. 7 συζητέω: zuſammenſuchen, unterſuchen) nicht abging, wenn die Geiſter auch dort ſchon „auf einander platzten,“ ſo ſtanden doch alle einmüthig auf einem Glaubensgrunde und es iſt ſchwer zu ſagen, ob wir freudiger dem Wahrheitseifer des chriſtlichen Glaubens oder dem Unionsſinn der chriſtlichen Liebe beim Einblick in dieſe Synode unſern Beifall geben ſollen. Treten dagegen feindliche Heerlager zuſammen, werden die heterogenſten Elemente zuſammengebracht, wie läßt ſich da unbefangene Prüfung und friedliche Verſtändigung auf dem Grunde der göttlichen Wahrheit erwarten?

Ueberall aber da, wo die Mehrzahl der Gemeindeglieder aus gläubigen Gott angenehmen und geliebten Seelen beſteht, ja wo dieſe Mehrzahl auch nur dem Schriftprinzip unſrer Kirche die Anerkennung nicht verſagt, wozu es der Gabe, Geiſter zu unterſcheiden, gar nicht bedarf, möchte, ja müßte allerdings die Gemeinde ſelbſt zur Synode gezogen oder wenigſtens durch ihre Repräſentanten vertreten ſein [1]).

Stünden dagegen die Gläubigen der Gemeinden in

---

[1]) So wohnte ich im vorigen Jahre mit rechter Herzensfreude einer ſogenannten „gemiſchten“ Kreisſynode unirter Gemeinden in Weſtphalen bei (Kreis Limburg), hörte neben Anträgen der Paſtoren von den Gemeindedeputirten, zumeiſt aus den unterſten Volksſchichten, tüchtige und gewaltige Reden, welche gezogen und entſchieden haben, nicht aber auch nur eine Stimme, die ſich gegen den Hirten der Gemeinde und deſſen Amtswirkſamkeit erhoben hätte. — Wie in den großen, evangeliſchen Anſiedelungsgemeinden im ſüdöſtlichen Rußland, in denen ſich der Glaube der Väter ſeit faſt 100 Jahren rein vererbt hat, und ſich überall mehr oder minder lebendig ausſpricht, noch die gemiſchten Synoden nicht zum Bedürfniß der Paſtoren geworden ſind, erſcheint unbegreiflich. Die Prediger würden gewiß dadurch mehr gewinnen, als verlieren.

der Minorität, so wäre die Hinzuziehung derselben zu Synodalbeschlüssen in Beziehung auf Lehre, Cultus, Verfassung und Missionswirksamkeit, wie wir oben gesehen haben, mehr als bedenklich; jedenfalls aber sollten zur Theilnahme an alle Synoden durch vorhergehende kirchliche Proclamation wenigstens alle diejenigen Gemeindeglieder aufgefordert werden, welche sich sowol für die interne Reinheit und Schönheit, als für den externen Ausbau der Kirche interessiren und es würde nicht vergeblich darauf getraut sein, daß sich der Geist des Herrn, an den sich die Synodalen betend wenden, als ein Geist der Weisheit und des Friedens kund geben werde in den Berathungen und Beschlüssen der Synode. Hier stimmen wir völlig dem Kauzmannschen Satze bei (S. 22): „Jedes Glied am Organismus erschlafft, wenn es nicht thätig ist, nicht thätig sein darf, und erstarkt durch seine Mitbetheiligung am Organismus". Der geistliche oder vielmehr ungeistliche Standesseparatismus unsrer Synoden macht unsere Gemeinden gradezu indifferent und maultodt, er wirft auf die synodalen „Schwarzröcke" das fahle Licht eines esoterisch engherzigen und unfruchtbaren Dogmatismus, eines hierarchischen Kastengeistes [1]).

---

[1]) Luther, dem clericalen Kirchenthum von Herzen feind, sagte in seiner eigenthümlich klaren und trefflichen Weise: „Das Wort Kirche ist bei uns undeutlich und giebt den Sinn und Gedanken nicht, den man aus dem Artikel nehmen muß. Wären im Kinderglauben solche Worte gebraucht worden: Ich glaube, daß da sei ein geistlich, heilig Volk, so wäre leichtlich aller Jammer zu vermeiden gewesen, der unter dem blinden, undeutschen Wort ist eingerissen. Denn das Wort christlich, heilig Volk hätte klärlich und gewaltig mit sich bracht beide: Verstand und Urtheil, was Kirche oder nicht Kirche wäre". Merkwürdig ist, daß man sogar im katholischen Vereinswesen Norddeutschlands der brennenden Frage des Gemeinde-

Wird nur nichts bureaukratiſch und obligatoriſch betrieben, wird es nur überall den Gemeinden freigeſtellt, ſich ihren Predigern zur Synode anzuſchließen und zwar unter der eben ſo rechtmäßigen als billigen Vorausſetzung, daß dem formalen und dem materialen Prinzip unſrer evangeliſchen Kirche Rechnung getragen werde, ſo iſt die Prognoſe einer zunehmenden Verwirrung und Zwietracht in den Gemeinden der Landeskirche, eine durchaus unſtatthafte.

Ich will hier nur noch andeuten, daß die conföderativen, evangeliſchen Kirchentage ſowol, als die Verſammlungen des evangeliſchen Bundes (Calling Eardley-Meſſners neue evangel. Kirchenzeitung) den normativen Grundzügen, die uns in Betreff der Zuſammenſetzung kirchlicher Verſammlungen aus der erſten Synode zu Jeruſalem entgegen treten, ohne Zweifel am meiſten entſprechen und es bedarf wol keiner weiteren ſpeciſiſchen Darlegung, in wie weit ſich die alten biſchöflichen Concilien bis zum Tridentinum, die Disputationen zur Zeit der Reformation zwiſchen Katholiken, Lutheranern und Reformirten, die meiſt in anathematiſirende Schismata verliefen, ſo wie alle die größeren und kleineren rein klerikalen Synoden bis heute von jener durch Gottes Geiſt (Act. 15, 28) gegebenen Norm entfernt haben.

---

prinzips Rechnung zu tragen beginnt, wobei in den Gelzerſchen proteſt. Monatsblättern (April 1864, S. 259) die nahe liegende Frage aufgeworfen worden iſt: „Wird vom Klerus die Laienwelt zum kirchlichen Rathen und Thaten mit aufgefordert und herangezogen, wird dann die Laienwelt die (paſſive) ecclesia audiens et obediens bleiben wollen? Kann nicht aus dem Selbſturtheilen, Selbſtforſchen und Selbſtglauben ein Ferment werden, das eine die alten Schläuche zerſprengende Gährung bewirkt? den geklärten Wein wird aber der Herr der Kirche ſchon in den rechten Schlauch zu faſſen wiſſen".

Wir wenden uns nun von der mehr formellen zur ſubſtantiellen Seite unſeres Gegenſtandes.

II. Verhandlungen und Beſchlüſſe der Synode.

Die Synode hatte ſich conſtituirt. Die Eröffnung derſelben begann damit, daß Paulus und Barnabas, welcher Letztere ſich ſchon früher viel Anſehn in der Gemeinde zu Jeruſalem erworben hatte, auftraten und der Verſammlung aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrung mittheilten, wie Gott ſich gnadenreich zu ihrem Miſſionswerke unter den Heiden, ſowol durch Mittheilung des heiligen Geiſtes, als durch ſichtbare Erweiſungen ſeiner allmächtigen Kraft in vielen Zeichen und Wundern bekannt habe. Ohngeachtet der ſchlagenden Beweiskraft dieſer göttlichen Legitimation für die Mitgliedſchaft und Theilhabe der bekehrten Heiden am Reiche Gottes, erhuben ſich einige Redner aus der Schule der Phariſäer und unterbrachen Paulus und Barnabas mit der Behauptung, es ſei zu dieſer Theilhabe am Meſſiasreiche die Beſchneidung und die Beobachtung der moſaiſchen Geſetzesordnungen erforderlich, welche nicht allein von der ganzen, anweſenden Gemeinde erfüllt würden, ſondern zugleich auch von den Apoſteln Petrus, Johannes und am ſtrengſten von dem Aelteſten der Verſammlung, von Jacobus, dem Bruder des Herrn, der eben aus dieſem Grunde den Beinamen des Gerechten (ὁ δικαῖος) erhalten habe. Es war nicht etwa nur einſeitig ſtarrer Rigorismus, der die judaiſtiſchen Redner zu dieſem Antrage trieb, es ſchien die Zeit dazu zu drängen. Seit mehreren Jahren war die Judenbekehrung in und um Jeruſalem faſt in Stagnation gerathen, während die Kreiſe der Heidenchriſten in Kleinaſien und Griechenland ſich friſch und fröhlich erweiternd, immer größere Dimenſionen annahmen; — ſollte

alſo die neuteſtamentliche Theokratie Iſraels, nach gangbarer Auslegung verbürgt durch die heiligen prophetiſchen Schriften, gerettet werden, ſo gab es dazu keinen andern Weg, als durch förmliche Aufnahme der Heidenchriſten in den Verband des alten Bundesvolkes; wäre nun aber die Anforderung zu ſolcher Eingliederung ins Judenthum nicht kategoriſch als nothwendige Bedingung zur Seligkeit hingeſtellt worden, ſo hätte der Antrag ſich ſelbſtverſtändlich ohne Weiteres nihilirt. Dieſes Poſtulat aber durfte nicht durchdringen, ohne die Fundamentalwahrheit, daß die Seligkeit des Menſchen allein vom Glauben an die Gnade Gottes in Chriſto bedingt iſt, gänzlich zu vernichten. — Nun traten die Apoſtel und Aelteſten zuſammen, um dieſe Rede zu beſehen (*ἰδεῖν περὶ τοῦ λόγου τούτου* V. 6) und nach einer längeren lebhaften Debatte pro und contra, erhob ſich der angeſehenſte Apoſtel, der Gründer der Pfingſtgemeinde zu Jeruſalem, Petrus, und baſirte gleich Paulus und Barnabas ſein Zeugniß für das ſchlechthinnige Anrecht gläubiger Heidenchriſten am Meſſiasreiche eben wieder zunächſt auf die eigene über alle gangbaren Schriftdeutungen erhabene Erfahrung, daß Gott ſelbſt und zwar zunächſt im Hauſe des Cornelius in Folge ſeiner Verkündigung des Evangeliums die Herzen der Heiden durch den heiligen Geiſt erleuchtet und durch den Glauben gereinigt habe, daß alſo keine weitere Reinſprechung auf dem Wege des jüdiſchen Proſelytismus erforderlich ſei und die Chriſtgläubigen aus den Juden durchaus kein Recht hätten, die von Gott gereinigten Heidenchriſten für unrein zu erklären und ihnen die brüderliche Herzens- und Lebensgemeinſchaft zu entziehen; die Union zwiſchen beiden Parteien ſei vollkommen vorhanden durch den gemeinſamen Glauben, allein durch die Gnade

des Herrn Jeſu Chriſti ſelig zu werden (V. 11). Da ſchwiegen jene gläubigen Judenchriſten ſammt der ganzen Menge ſtille, ſie gaben alleſammt der Wahrheit die Ehre. Die ſtürmiſchen Wogen der Debatte hatten ſich gelegt, Paulus und Barnabas nahmen, nachdem die gewaltſame Unterbrechung ihrer Mittheilungen beſeitigt war, dieſe wieder auf und alles hörte bis zum Abſchluß derſelben ſtill und lobpreiſenden Herzens zu. — Nun erhob ſich zum Schluſſe noch Jacobus, der grade deshalb, wie oben bemerkt, in ſo hohem Anſehn bei der Verſammlung ſtand, weil er freiwillig neben ſeinem herzlichen Glauben an die allein ſeligmachende Gnade Gottes in Chriſto, ſich ſo ſtreng den moſaiſchen Disciplinarordnungen unterworfen hatte — und wies zunächſt auf die über jeden ferneren Einwand erhabene Rede Petri zurück, begründete die von Letzterem bezeugte göttliche Aufnahme der gläubigen Heiden in Chriſti Reichsgenoſſenſchaft, namentlich auf Ausſprüche des Propheten Amos (9, 11) und erklärte ſich mild und ſchonend gegen jede fernere Gewiſſensbeunruhigung der Heidenchriſten. Eben weil es ihm nun aber um Vermittelung der Gegenſätze, um Union zu thun war, forderte er die Synode auf, ſie wolle beſchließen, es ſollten die Heidenchriſten ſich fortan aller und jeder Theilnahme an den heidniſchen Opfermahlzeiten und den damit gewöhnlich verbundenen Ausſchweifungen entziehen und auf den Genuß des Blutes und der im Blut erſtickten Thiere verzichten, unſtreitig, weil dieſe Dinge, die in den öffentlichen Schulen als beſonders verwerflich dargeſtellt wurden (V. 21), bei den Juden, den Judenproſelyten und zum Theil wol auch noch bei den Judenchriſten ſelbſt den meiſten Anſtoß erregten. Natürlich ſollte dieſe Beſtimmung nicht in dem Sinne aufgefaßt werden, als ſei ihr Gnadenſtand und ihrer Seelen Seligkeit,

von der Erfüllung dieſer Disciplinarvorſchriften abhängig; (εὖ πράξετε: ſo werdet ihr wohl thun) wol aber ſollten die Heidenchriſten in concedirender, brüderlicher Liebe den Beweis geben, daß es dem in Chriſto Gerechten nicht ſchwer falle, auch denen ein Opfer evangeliſcher Freiheit zu bringen, die ſich noch an alte, ſeit ihrer Kindheit für heilig gehaltene Verordnungen gebunden fühlten, ein Synodalbeſchluß, der um ſo weiſer war, als die Heidenchriſten durch denſelben allen Verſuchungen fern gehalten wurden, welche die heidniſchen Opfermahlzeiten im Gefolge hatten. — So wurde denn einerſeits die judaiſirende Anhänglichkeit an die alttheokratiſchen Formen von den ſtrenge an dieſen Formen haltenden Apoſteln in Jeruſalem dem Intereſſe der chriſtlichen Wahrheit untergeordnet; ſo wurde andrerſeits von dem für die Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit der heidenchriſtlichen Gemeinden eifernden Apoſtel Paulus die Vermittelung und Union auf Grund jenes disciplinariſchen Synodaldecrets im Intereſſe der chriſtlichen Liebe ohne Widerſpruch und Widerſtand anerkannt. Solcherweiſe war ein kirchentrennendes Dogma glücklich zurückgewieſen und die Vereinigung beider Parteien, der Chriſten aus den Juden und Heiden, aufrecht erhalten und für die Folgezeit feſtgeſtellt. — Nachdem Petrus, Jacobus und Johannes dem Apoſtel Paulus und ſeinem Begleiter in herzlicher Anerkennung ihrer Miſſionstreue (V. 26) die Bruderhand dargereicht hatten (Gal. 2, 9), ſchloß die Synode mit der allgemeinen Uebereinkunft, zwei durch beſondere Lehrgabe ausgezeichnete Männer, Barnabas und Silas, mit einem Sendſchreiben, das in chriſtbrüderlicher Faſſung den Inhalt des Synodalbeſchluſſes veröffentlichte, nach Antiochien abzufertigen, mit dem Auftrage, in eingehender Weiſe auf dortigem Gemeindeconvent ein Referat über den Gang

der Synodalverhandlungen zu geben, das dazu diente, die daſigen Jünger und Brüder tröſtend, erfreuend und ſtärkend (V. 31. 32) mit den Jüngern und Brüdern in Jeruſalem und ganz Judäa durch das Band der Liebe und des Friedens zu vereinigen.

So verlief die erſte heilige Synode zu Jeruſalem, einzig und unvergleichlich in der Geſchichte der chriſtlichen Kirche daſtehend, indem die ganze damalige Chriſtenheit durch die Metropolitangemeinde zu Jeruſalem und Antiochien vertreten und die Leitung der Synode den angeſehenſten Apoſteln des Herrn vom Geiſte Gottes (Gal. 2, 2. Act. 15, 28) übergeben war, eine Synode, welche ſich durch unparteiiſchen Wahrheits- und Unionsſinn dem Gegenpol parteiiſcher Haberſucht charakteriſirt, wie eine ſolche zankſüchtige, eitle Luſt an dialektiſchen und ſophiſtiſchen Wortkünſten nur zu bald leider ſchon im apoſtoliſchen Zeitalter hervortrat (1 Tim. 1, 3–7; 6, 3—5; Col. 2, 8 u. a.) und bis heute nicht überwunden iſt.

Was lehrt uns nun die Synode? Zwei Grundbedingungen werden von ihr zum Vorhandenſein des wahren Chriſtenthums und zur Baſis chriſtlicher Union aufgeſtellt:

1) Die Gabe des heiligen Geiſtes zur Erkenntniß der Sünde und zum Ergreifen der ſeligmachenden Gnade Gottes in Chriſto (V. 8 u. 17).
2) Die Reinigung des Herzens durch den Glauben, der das ſelbſtſüchtige Ich und die ſündige Welt überwindet (V. 9 u. 11).

Aus dieſen Grundbedingungen reſultirt mit Nothwendigkeit die Einheit und Reinheit der Kirche Chriſti. Dieſe Einheit und Reinheit der Kirche feſtzuſtellen und zu wahren, ſollte allezeit das Hauptangemerk jedes Chriſtenmenſchen und jeder Chriſtenverſammlung ſein und namentlich

in unſerer Zeit, in welcher die Einheit der Kirche durch zu eng gezogene confeſſionelle Schranken innerhalb der vorhandenen Grundbedingungen des wahren Chriſtenthums, die Reinheit der Kirche aber durch ein zu weit gehendes, unbeſchränktes Ueberſchreiten jener Grundbedingungen bedroht iſt. Hier gilt das Wort: in necessariis unitas. Die necessaria zur unitas ſind durch die apoſtoliſche Synode fixirt, indem ſie auf jene beiden Requiſite zurückgeführt und beſchränkt ſind. Alles andere: die dogmatiſche Faſſung der göttlichen Geheimniſſe: Gnadenwahl, Sacramente, die Fragen über das Wie und Wann ihres Empfanges, über das Verhältniß der Taufe zur Wiedergeburt, über Prinzip oder Geſetz in Anſehung der Schriftſtellen über Eheſcheidung, die Frage über liturgiſche Differenzen und über jedes andere Object ſynodaler Verhandlungen, ſofern die heilige Schrift ſelbſt die Anſicht in ſo weit freigiebt, als das „lichte Dunkel[1]) ihrer göttlichen Tiefen und die in dieſen Tiefen liegenden ſcheinbaren Gegenſätze noch nicht auf dem Gebiete der theologiſchen Forſchung in ihre höhere Einheit aufgelöſt ſind (in dubiis libertas), enthält unvergleichlich weniger herzen- und kirchentrennende Cauſalität, als die höchſt wichtige, weltgeſchichtlich bedeutſame Beſchneidungsfrage in der Synode zu Jeruſalem. Hätte die Synode die Eingliederung der Heidenchriſten in Iſrael beſchloſſen, Paulus und die antiochiſchen Deputirten würden ſich dieſem Beſchluſſe nicht gefügt haben, das Schisma wäre alſo dageweſen und der erſte Satz des dritten Artikels im apoſtoliſchen Symbolum hätte geſtrichen werden müſſen, die Einheit, die Allgemeinheit (Katholicität), die Univerſalität der Kirche wäre ver-

[1]) Dorpater Zeitſchrift für Theologie und Kirche V, S. 4 (Oettingen).

nichtet geweſen und die Spaltung in zwei Parteien hätte gegenſeitige Unduldſamkeit und Verketzerung heraufbeſchworen. Ein ſolches Schisma wurde durch das chriſtliche Gewiſſen der Apoſtel ſiegreich niedergekämpft. Sie erkannten klar, daß alle, deren Herzen durch den Glauben gereinigt, im Herrn leben und ſterben und nach ſeiner Verheißung, Joh. 17, 24, himmliſch unirt werden, auch auf Erden unirt ſein und bleiben ſollen. Nicht der Geiſt Gottes, ſondern nur der Feind trennt, um zu herrſchen. Wo ſich das Vorhandenſein des heiligen Geiſtes im Geiſte, Herzen und Leben irgend eines Adamskindes durch Erkenntniß, Liebe und Nachfolge Chriſti hinlänglich kennzeichnet, darf, nach Maßgabe der jeruſalemiſchen Verſammlung von keinem Concil und keiner Synode irgend ein weiteres Dogma als Grund und Bedingung des Heils und der Seligkeit canoniſirt werden. Was Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nicht durch confeſſionelle Unterſcheidungen ſcheiden und wo wir in der ganzen Chriſtenheit „Jünger und Brüder" finden, ſollen wir ſie als Jünger und Brüder behandeln, ihnen die Glaubens- und Abendmahlsgemeinſchaft nicht verſagen, ſondern zur Union und Communion freudig bereit ſein. Wo ſich in den Kirchenparteien obgenannte, apoſtoliſche Grundbedingungen des wahren Chriſtenthums als principiell anerkannte herausſtellen, kann und ſoll die kirchentrennende Tendenz jeder andern Streitfrage von allen chriſtlichen Concilien, Synoden und Conferenzen in friedfertiger nachgebender, concedirender Bruderliebe (in omnibus caritas) gleich alſo beſeitigt werden, wie das die anerkannte Aufgabe und der dominirende Geſichtspunkt der erſten Synode war. Einigung der getrennten Glieder des Leibes Chriſti wird überall da, wo der Geiſt Gottes die zweite Bitte im Gebete des Herrn zum unabweisbaren Herzensbedürfniß macht, Haupt-

object der chriſtlichen Sehnſucht und Hoffnung, des chriſtlichen Denkens und Strebens ſein und bleiben. Dazu gehört zunächſt das Einsſein in der dogmatiſchen Feſtſtellung deſſen, was zur Seligkeit noth iſt. Wir haben geſehen, daß die Judaiſten zuerſt in Antiochien und nachgehends in der Synode zu Jeruſalem die Beſchneidung und das Halten des moſaiſchen Geſetzes zur nothwendigen Bedingung der Seligkeit gemacht hatten (Act. 15, 1. 5), worauf nach weiter nicht motivirter Discuſſion und Debatte Petrus das Wort nahm und, obwol den Judaiſten geneigt, mit der Irenik chriſtlicher Liebe ſeine tiefgreifende Rede mit dem normativen Worte ſchloß: „Wir glauben durch die Gnade des Herrn Jeſu Chriſti ſelig zu werden, gleicherweiſe auch ſie (V. 11); es ſoll alſo den „Jüngern Chriſti" unter allen Völkern, die ihre Berufung durch das Evangelium angenommen haben, kein andres Dogma als articulus stantis et cadentis ecclesiae, kein weiteres Regulativ des Glaubens zum Seligwerden aufgedrungen und die warme Bruderhand nicht entzogen werden. Hieraus folgt einfach, daß auch wir gleicherweiſe das petriniſche necessarium zur Union des Geiſtes, Herzens und Lebens zu fixiren, darnach in praxi zu lehren und zu leben und alle unſerer Kirchenleitung vom Herrn Befohlenen auf ſolche Einigkeit im Geiſt durch das Band des Friedens mit allen an die allein ſeligmachende Gnade unſres Herrn Jeſu Chriſti gläubigen Seelen der ganzen Chriſtenheit zu verweiſen haben.

Dieſes sola fide bildet nun aber die ſcharfe Grenzlinie der Union. Wo uns eine judaiſirende Werkheiligkeit (Gal. 2, 16. 21 u. a.) obligatoriſch als Bedingung der Seligkeit entgegentritt oder eine ethniſirende Wiſſenſchaftlichkeit das Eine, was noth iſt, als unnöthig zum Seligſein und Seligwerden negirt, da kann, weil zur Schmach

des Verdienſtes Chriſti, von keiner Union die Rede ſein. Mit reformatoriſcher Wachſamkeit muß immerdar und überall, adäquat den normativen Grundlagen und Beſtimmungen der apoſtoliſchen Synode der chriſtliche Glaube von judaiſtiſchen (V. 10. 19) und das chriſtliche Leben von paganiſtiſchen Elementen (V. 20. 29) gereinigt, gegen jüdiſchen Wahn und heidniſchen Wandel das Schwert des Geiſtes gezogen und geführt werden. Das Panier unſres Neceſſariums ſoll das Wort des Apoſtels, Gal. 1, 8, tragen — hier wäre alle falſchgerühmte Weitherzigkeit und Toleranz, hier wäre das leiſeſte Hinhorchen auf Rath und Vorſchlag zum Frieden, alles Liebäugeln mit Babel oder Rom ein Verrath an der Reichsſache Chriſti.

Alle aber, welche Chriſtus die Seinen nennt, weil ſie ſeine Hirtenſtimme hören und ihm nachfolgen, alle die an ihn glauben, in ihm leben und von den auf lebendige Erfahrung beruhenden Gaben und Wirkungen des heiligen Geiſtes zu erzählen wiſſen (V. 4. 7—11. 13 u. 14), ſind ja auch die Unſern, ob auch ihr dogmatiſches und agendariſches Denken und Handeln nicht völlig übereinſtimmt mit unſrem kirchlichen Ritual und unſeren ſpecifiſch confeſſionellen Anſichten, denen wir immerhin feſt und treu anhangen mögen, ſo lange uns niemand aus Gottes Wort eines Beſſeren zu belehren im Stande iſt. Die rechte Union implicirt, wie die apoſtoliſche Synode uns lehrt, durchaus keine Uniformität, ſie giebt bei der innern auf obigen Bedingungen der Theilhabe des heiligen Geiſtes und der Herzensreinigung durch den Glauben gegründeten Einheit eine Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit der Lehr-, Cultus- und Lebensform frei, welche die Katholicität der Kirche des reinen Evangeliums Jeſu Chriſti durchaus nicht alterirt. Reformirte, Methodiſten, Herrnhuter, Baptiſten und andere

evangeliſche Kirchenparteien ſtören uns Lutheraner durchaus nicht, unſere Seligkeit allein da zu ſuchen, wo ſie ſelbſt ſie ſuchen, indem ſie unverbrüchlich mit uns glauben und bekennen, allein durch die Gnade des Herrn Jeſu Chriſti ſelig zu werden. Mit ihnen chriſtbrüderlich unirt, brauchen wir eben ſo wenig unſere traditionellen Heiligthümer fahren zu laſſen und mit unſerer kirchlichen Vergangenheit zu brechen, als jene Apoſtel, denen die Ordnungen der Väter heilig blieben, während ihnen das Eine, was noth iſt, über alles Andere ging, das obwol feſt und in Ehren gehalten, nicht nothwendige Bedingung zur Seligkeit iſt (Röm. 3, 28; Marc. 16, 16). Die Synode zu Jeruſalem wollte die Union, ſie wollte aber keine Uniformität, daher wies ſie die Prätenſionen der Judenchriſten zurück und ſtellte es gleichzeitig den Judenchriſten frei, bei der Beobachtung der moſaiſchen Geſetzesordnungen zu bleiben, ohne dieſe den Heidenchriſten aufzudrängen. So gefiel es dem heiligen Geiſte und ihnen (V. 28). Sollten es alſo nicht ſämmtliche evangeliſche Synoden und Conferenzen dem heiligen Geiſte freudig anheim geben, alles Lebendige und Lebensfähige zu vereinigen, die lebendigen Steine, wo ſie auch immer vorhanden ſein mögen, zuſammenzufügen zu einer Behauſung Gottes im Geiſt, und ſich mithin auch ſelbſt erfaſſen, verbinden und aufnehmen zu laſſen in ſolche Einheit der einen, heiligen, chriſtlichen Kirche? Daß wir in eklektiſcher Indifferenz uns mit den „falſchen Brüdern" eines ſeparatiſtiſchen Winkelchriſtenthums, denen, befangen in ſchriftwidriger fleiſchlicher Myſtik, weder das materiale noch formale Prinzip der evangeliſchen Kirche heilig iſt, nicht uniren können, liegt auf der Hand (2 Joh. 9, 10; Gal. 2, 14; 2 Petri 2, 18. 19 u. a.). Sollte dagegen der Lutheraner, der Reformirte,

der Weslepaner etwa nur in separater und disparater Weise auf An- und Ausbau deſſen bedacht ſein, was *ſeine* kirchliche Vergangenheit in ſpecifiſcher Färbung darbietet, alles andre aber, was ſich nicht in gleiche Formen fügen und drücken läßt, was nicht gleiche Farbe hält, als ſchlechthin verwerflich bezeichnen[1])? Oder ſollte es dem Einen oder Andern gar in excluſiv abſtoßender, zurückſchreckender Schärfung der confeſſionellen Gegenſätze gelüſten in die Fußtapfen jener Nachfolger Petri zu treten, die für jede Abweichung von der canoniſchen Norm in Dogma und Cultus nach allen Seiten hin die Blitze der Ketzeredicte flammen ließen, während Petrus ſelbſt die engherzigen, judaiſtiſchen Eiferer zurückwies und es für Sünde hielt, irgend einer Seele die Seligkeit abzuſprechen oder die Bruderhand zu entziehen, wenn ſich nur jene Grundbedingungen des Chriſtenthums in Wort und That herausſtellten? Nein, wir Lutheraner dürfen den gehäſſigen chorus unſerer ethniſirenden Feinde: „Euer Weg geht nach Rom!“ wir dürfen

---

[1]) Dieſe Färbungen ſind in außerlutheriſchen Kirchengenoſſenſchaften, die auf dem *einen* Grunde ſtehn, welcher von den Propheten und Apoſteln gelegt iſt, durchaus nicht ſo grell, als man ſie ſich zu denken gewohnt iſt. So hörte ich in der Frauenmünſterkirche zu Zürich, ja ſogar in einer Methodiſtenverſammlung daſelbſt, ſo wie in einer Sonntagabendverſammlung zu Herrnhut ganz ungefärbte evangeliſche Vorträge, die, etwa in der Nicolai-Kirche zu Leipzig gehalten, auch ein Ahlfeld gewiß für lutheriſche Predigten vom reinſten Waſſer hätte gelten laſſen. Es läßt ſich eben nicht überall mit dem haarſcharfen Meſſer der Graulſchen Unterſcheidungslehre operiren. Unter den „Jüngern und Brüdern“ giebt's überall lutheriſche Reformirte, orthodoxe Pietiſten u. ſ. w. und „der Proteſtantismus, ſagt Auberlen treffend, hat nicht die Aufgabe, der katholiſchen Kirche eine andere in entſprechender, äußerer Vollendung entgegen zu ſtellen; ſeine Aufgabe iſt, *unter was immer für einer Form das Evangelium zu predigen*, Seelen zu retten und im Uebrigen auf den Herrn zu warten.“

die Träumer unſerer judaiſirenden Feinde von „Selbſtauflöſung der proteſtantiſchen Kirche“ als unbegründet zurückweiſen, ſobald und ſo lange wir die normative Bedeutung der apoſtoliſchen Synode zu Jeruſalem für unſer privates und ſynodales Denken und Wirken im Auge und im Herzen haben und behalten.

Die Zeit drängt. Ich will alſo nur noch bemerken, daß, wie damals, ſo heute die Deputirten der auf gleichem Glaubensgrunde ſtehenden Kirchenparteien zu einer Generalſynode zuſammentreten müſſen, damit die Scheidewände fallen und die Bruderhände einander gereicht werden. Zu einer ſolchen Union wird denn auch wol bald dieſe „letzte böſe Zeit“ und in ihr der Geiſt des Herrn drängen (Phil. 1, 27. 28)., damit ſich erfülle das hoheprieſterliche Gebet Joh. 17, 21 und die göttliche Verheißung Joh. 10, 16 cfr. Heſ. 37, 22; Eph. 4, 3—6; Phil. 2, 1. 2 u. a.

Ich ſchließe mit dem Wunſche, es möge der Herr der Kirche zunächſt alle Mitglieder evangeliſch kirchlicher Synoden durch ſeinen Geiſt erleuchten, der erſten apoſtoliſchen Synode zu Jeruſalem gemäß die Wichtigkeit der Hinzuziehung gläubiger Gemeindeglieder zu ihren Berathungen und Beſchlüſſen einzuſehn (V. 4. 12. 22), in den Verhandlungen aber die auf göttliche Sanction beruhenden Erfahrungen (V. 4. 7) entſcheiden zu laſſen und die evangeliſche Union überall auf dem einen Grunde unſerer Seligkeit: auf der im Glauben angeeigneten Gnade unſeres Herrn Jeſu Chriſti anzubahnen und zur Geltung zu bringen (9. 11).

In den engeren oder weiteren Kreiſen unſerer Gemeinden aber genüge uns, die wir heute zum erſtenmale vereinigt ſind, keine Unterwerfung unter noch ſo reine, kirchliche Autoritätsſchriften und noch ſo ſchöne rituelle Ord-

nungen, ſondern allein die Gabe des heiligen Geiſtes und die Reinigung der Herzen durch den Glauben an die ſelig-machende Gnade unſeres Herrn Jeſu Chriſti.

3.

Eine Lebensſkizze.

Von Paſtor F. Tiling zu Bickern.

Am Schluß des verfloſſenen Jahres ſchied ein Mann in Riga dahin, der durch Stellung und Wirken, beſonders aber durch ſeine Perſönlichkeit einen größeren Kreis von Bekannten und warmen Freunden im Lande ſich gewonnen hatte; ein Mann, der zu den Seltenen gehörte, die ohne alle Ausſchreitungen und Verirrungen ihren feſten Entwickelungs- und Lebensgang gegangen, und deſſen Leben ohne ſchwere Kämpfe, ohne Feinde und Gegner wie ein ruhiger Strom bis in ein ſelten-hohes Alter dahingefloſſen. Eine von ihm ſelbſt aufgezeichnete Darſtellung ſeines Lebens, die kürzlich erſt in die Hand des Verfaſſers dieſes gelangte, ſetzte dieſen in den Stand, nachfolgende Lebensſkizze wahrheitgetreu zu geben.

Arnold Gottlieb Wellig, Paſtor in Pernigel und Adjamünde, Propſt des Wolmarſchen Sprengels, ſtarb in Riga den 2. December 1864 und wurde am 9. December in ſeiner früheren Gemeinde Pernigel beſtattet. In Riga geboren im Jahre 1778 den 12. September, ſtammte er aus einer Bürgerfamilie; ſeinen Vater, früher Küper dann Kleinhändler, ſchildert er als einen ehrenfeſten und achtbaren Mann. Den erſten Unterricht empfing Wellig mit anderen Kindern in einer kleinen Winkelſchule, dann im Waiſen-

hause unter der strengen Zucht damaliger Zeit und unter Anderen mit Dr. Garlieb Merkel zusammen, darnach in der zur Petri-Kirche gehörigen Marien-Schule.

Mit geringen Elementar-Kenntnissen versehen ward er seines Vaters Budenbursche, der Victualien in kleinen Quantitäten verkaufte, aber mit innerem Widerstreben dies Geschäft versah und zugleich bei dem Hauslehrer seines jüngeren Bruders fortlernte, auch von einem russischen Unteroffizier die russische Sprache zu lernen meinte, aber statt dessen Slavonisches bekam, bis ein Zufall den Irrthum aufklärte. Des Knaben große Lernbegier schaffte ihm auch Unterricht im Hebräischen von einem Juden und das Violinspiel von einem Musikus. Von dem Hauslehrer erfuhr er zuerst, daß es auch Wissenschaften wie die Geographie und Naturgeschichte gebe und lernte diese aus alten Büchern und Karten, die auf Auctionen erstanden waren, früh und spät, wenn Alle im Hause schliefen, mit beharrlichem Eifer selbst. Die Geographie weckte in ihm die erste Neigung zur Landmessung, und die flüchtige Bekanntschaft mit einem Revisor bei der Weihe der Katlekalnschen Kirche entschied ihn für diesen Beruf. Es war damals eine günstige Zeit für dieses Geschäft durch die allgemeine Gütervermessung; Neigung und winkender Gewinn bestimmten ihn für den Beruf. Zur Erlernung der Geometrie ward er Schüler Brotze's, des durch Lehrgeschick und Lehrertreue ihm immer unvergeßlichen Lehrers, der damals Conrector an dem rigaschen Lyceum war. Auch Latein, Französisch und später alle übrigen Schulwissenschaften nahm der nun 14-jährige Knabe mit Lust und Eifer von diesem geliebten Lehrer entgegen; ja derselbe inscribirte ihn nach einem halben Jahre des Unterrichts als Schüler in die Secunda des Lyceums. Das regelmäßige Schulleben ging seinem Eifer nun —

des Herrn Jeſu Chriſti ſelig zu werden (V. 11). Da ſchwiegen jene gläubigen Judenchriſten ſammt der ganzen Menge ſtille, ſie gaben alleſammt der Wahrheit die Ehre. Die ſtürmiſchen Wogen der Debatte hatten ſich gelegt, Paulus und Barnabas nahmen, nachdem die gewaltſame Unterbrechung ihrer Mittheilungen beſeitigt war, dieſe wieder auf und alles hörte bis zum Abſchluß derſelben ſtill und lobpreiſenden Herzens zu. — Nun erhob ſich zum Schluſſe noch Jacobus, der grade deshalb, wie oben bemerkt, in ſo hohem Anſehn bei der Verſammlung ſtand, weil er freiwillig neben ſeinem herzlichen Glauben an die allein ſeligmachende Gnade Gottes in Chriſto, ſich ſo ſtreng den moſaiſchen Disciplinarordnungen unterworfen hatte — und wies zunächſt auf die über jeden ferneren Einwand erhabene Rede Petri zurück, begründete die von Letzterem bezeugte göttliche Aufnahme der gläubigen Heiden in Chriſti Reichsgenoſſenſchaft, namentlich auf Ausſprüche des Propheten Amos (9, 11) und erklärte ſich mild und ſchonend gegen jede fernere Gewiſſensbeunruhigung der Heidenchriſten. Eben weil es ihm nun aber um Vermittelung der Gegenſätze, um Union zu thun war, forderte er die Synode auf, ſie wolle beſchließen, es ſollten die Heidenchriſten ſich fortan aller und jeder Theilnahme an den heidniſchen Opfermahlzeiten und den damit gewöhnlich verbundenen Ausſchweifungen entziehen und auf den Genuß des Blutes und der im Blut erſtickten Thiere verzichten, unſtreitig, weil dieſe Dinge, die in den öffentlichen Schulen als beſonders verwerflich dargeſtellt wurden (V. 21), bei den Juden, den Judenproſelyten und zum Theil wol auch noch bei den Judenchriſten ſelbſt den meiſten Anſtoß erregten. Natürlich ſollte dieſe Beſtimmung nicht in dem Sinne aufgefaßt werden, als ſei ihr Gnadenſtand und ihrer Seelen Seligkeit,

von der Erfüllung dieſer Disciplinarvorſchriften abhängig; (εὖ πράξετε: ſo werdet ihr wohl thun) wol aber ſollten die Heidenchriſten in concedirender, brüderlicher Liebe den Beweis geben, daß es dem in Chriſto Gerechten nicht ſchwer falle, auch denen ein Opfer evangeliſcher Freiheit zu bringen, die ſich noch an alte, ſeit ihrer Kindheit für heilig gehaltene Verordnungen gebunden fühlten, ein Synodalbeſchluß, der um ſo weiſer war, als die Heidenchriſten durch denſelben allen Verſuchungen fern gehalten wurden, welche die heidniſchen Opfermahlzeiten im Gefolge hatten. — So wurde denn einerſeits die judaiſirende Anhänglichkeit an die alttheokratiſchen Formen von den ſtrenge an dieſen Formen haltenden Apoſteln in Jeruſalem dem Intereſſe der chriſtlichen Wahrheit untergeordnet; ſo wurde andrerſeits von dem für die Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit der heidenchriſtlichen Gemeinden eifernden Apoſtel Paulus die Vermittelung und Union auf Grund jenes disciplinariſchen Synodaldecrets im Intereſſe der chriſtlichen Liebe ohne Widerſpruch und Widerſtand anerkannt. Solcherweiſe war ein kirchentrennendes Dogma glücklich zurückgewieſen und die Vereinigung beider Parteien, der Chriſten aus den Juden und Heiden, aufrecht erhalten und für die Folgezeit feſtgeſtellt. — Nachdem Petrus, Jacobus und Johannes dem Apoſtel Paulus und ſeinem Begleiter in herzlicher Anerkennung ihrer Miſſionstreue (V. 26) die Bruderhand dargereicht hatten (Gal. 2, 9), ſchloß die Synode mit der allgemeinen Uebereinkunft, zwei durch beſondere Lehrgabe ausgezeichnete Männer, Barnabas und Silas, mit einem Sendſchreiben, das in chriſtbrüderlicher Faſſung den Inhalt des Synodalbeſchluſſes veröffentlichte, nach Antiochien abzufertigen, mit dem Auftrage, in eingehender Weiſe auf dortigem Gemeindeconvent ein Referat über den Gang

wurden entlaſſen und nun erwachte in ihm wieder das Verlangen zu ſtudiren, angeregt noch durch einen Paſtor daſelbſt (Schmidt), der ihm rieth, auf die unterdeß gegründete Landes-Univerſität Dorpat zu ziehen. Aber wie das ausführen? Die unterdeß verſtorbene Mutter hatte zwar ein kleines Erbe von 1000 Thalern hinterlaſſen, aber das hatte er mit ſeinem Bruder zu theilen. Da half ein älterer Schulfreund (der nachherige Propſt zu Buſchhof in Kurland Lundberg), der in Dorpat ſtudirend Lehrer im Hauſe eines Kaufmanns Wigandt war und Wellig aufforderte, bei ſeinem nahen Abgange von der Univerſität ſein Stellvertreter in Wigandts Hauſe zu werden. Wellig hatte ſich in der letzten Zeit wieder ernſtlich den Wiſſenſchaften zugewendet und eifrig das Griechiſche getrieben, denn er entſchloß ſich zur Theologie. Freudig ergriff er das Anerbieten und ging im Jahre 1805 nach Dorpat. Er bezog die Univerſität im Sommer dieſes Jahres und übernahm, im Wigandtſchen Hauſe ſelbſt wohnend, den Unterricht der Kinder.

In Dorpat fand er noch die erſte Generation der Studioſen und ſah die Grundlegung des Univerſitätsgebäudes, die Bibliothek, das Naturaliencabinet, die Sternwarte entſtehen. Der Geograph Gaspari, der Exeget Hezel, Parrot der Aeltere, Jäſche und Morgenſtern die Philoſophen, Pfaff der Aſtronom, Grindel der Chemiker waren damals die ausgezeichnetſten unter den Profeſſoren. Die Studenten waren noch in keine Uniform gezwängt, durch keine Pedelle überwacht, genoſſen noch unbeſchränkte Freiheit. Alle bildeten zuſammen Eine Corporation, an deren Spitze ein Senior ſtand, daher gab's auch keine Reibungen und in manchem Semeſter kein Duell, alle lagen eifrig ihren Studien ob und der Wandel war im Ganzen ſehr gut.

Wellig ergriff mit friſcher Begeiſterung ſein Studium

der Theologie. Bald zog ihn vorzüglich das Collegium des jungen eifrigen Kantianers Jäſche an, der auch durch philoſophiſche Disputationen und Leſeabende — ſelbſt in den Ferien für die Zurückgebliebenen — für das philoſophiſche Studium Wellig und Bergmann (den nachherigen Superintendenten in Riga) beſonders feſſelte. Man ſchwärmte für Kant und Fichte. Außerdem trieb Wellig fleißig das Griechiſche und Hebräiſche, hörte Mathematik — als Lieblingswiſſenſchaft — Experimental-Phyſik und Juvenals Satyren, zeichnete bei Senff und beſuchte fleißig die Bibliothek und neben dem Allen war er mehrere Stunden am Tage Lehrer der Wigandtſchen Kinder. Da mußte er denn zu ſeinen Privatſtudien die frühen Morgenſtunden und die Nächte benutzen, trank zur Ermunterung viel ſtarken Kaffee, rauchte viel und badete öfter den von der Anſtrengung wüſten Kopf in kaltem Waſſer. Eine ſehr feſte Geſundheit machte ihm dieſe Lebensweiſe nur möglich. An dem Studententreiben nahm er wenig Theil und lebte nur mit einem kleinen Kreiſe von Freunden ein ſtilles Leben, ganz dem Ziele zugewendet. Ein freundſchaftliches, ja vertrautes Verhältniß zur Wigandtſchen Familie gab ihm für Entbehrungen reichen Erſatz. Das Einzige, was ſeine Zufriedenheit ſtörte, war, daß ſeine Schüler nicht recht gediehen, das mußte den überall gewiſſenhaften Mann betrüben.

Nach drei Jahren war das Studium der Theologie beendigt, doch noch ein halbes Jahr hielt ihn die Philoſophie bei Jäſche feſt; da führte ihn eine Aufforderung als Hauslehrer nach Alt-Pebalg zu Paſtor Schilling im Jahre 1809. Dort hatte er Gelegenheit mit der Praxis des Standes ſich näher bekannt zu machen und meldete ſich bald zum Tentamen bei dem General-Superintendenten Sonntag, der ihn einige Wochen ſpäter auf ſeiner Durchreiſe im Neu-Pebalg-

Paſtorate tentirte und ihm die Candidatur ertheilte. Er gedenkt mit warmer Verehrung des würdigen Sonntag und mit großer Befriedigung ſeines Examens bei demſelben.

Im Schillingſchen Hauſe führte Wellig ein ſtilles fleißiges Lehrerleben. Er hatte in der kleinen Erziehungs-Anſtalt den größten Theil der Stunden zu geben. Jetzt trieb er die lettiſche Sprache mit Hülfe des Neu-Pebalgſchen Propſtes Girgenſohn, des Paſtors zu Papendorf Harder und des Löſernſchen Paſtors Tiebe und predigte in Alt- und Neu-Pebalg lettiſch und deutſch ſehr oft, unterſtützte auch den Paſtor Schilling beim lettiſchen Confirmanden-Unterricht. So bereitete er ſich tüchtig zum Amte vor, immer wohlbefreundet mit ſeiner nächſten Umgebung wie mit jenen genannten Männern.

Nach drei Jahren ſeines Hauslehrerlebens bekam er den Ruf auf die Pfarre Allendorf und wurde im Jahre 1812 im Sommer dort Pfarrer. In dem Kriegsjahre war das Livländiſche Conſiſtorium nach Dorpat verlegt worden, da machte er das Prediger-Examen, wurde ordinirt und bezog dann ſeine Pfarre. Auf dem Wege dahin beſuchte er ſeinen Propſt Harder in Papendorf und ſah deſſen Tochter, die alsbald einen tiefern Eindruck auf ihn machte.

In Allendorf befand er ſich alsbald im vollen Beſitz der Pfarr-Einnahmen ſammt einem kleinen Erſparniß aus dem Hauslehrerleben, was zur häuslichen Einrichtung reichte. Nach häufigern Beſuchen in Papendorf gewann und heirathete er im Jahre 1814 die Tochter des Propſtes Charlotte Harder und fand ein ſeltenes Glück in der Ehe. Auch als Prediger ſetzte er die Lehrerbeſchäftigung fort, mit einigen Knaben, die er ins Haus genommen. Ein ſtilles Glück in häuslicher Zurückgezogenheit blühte ihm hier, das ihm erhöht wurde durch die Geburt einer Tochter.

Nach dreijährigem Leben in Allendorf gewann Wellig einen größeren Wirkungskreis in Pernigel und Adſamünde, wohin er bei Uneinigkeit der deutſchen Eingepfarrten durch die Stimme der Bauern berufen ward; doch mit ſeinem Weſen gewann er bald ſeine Gegner zu Freunden und das freundſchaftliche Verhältniß mit ſämmtlichen Eingepfarrten erhielt ſich bis an das Ende ſeiner Wirkſamkeit daſelbſt und darüber hinaus. Er führte auch da, von ſeiner Gemeinde geliebt, ein behagliches, ſorgenloſes, befriedigendes Leben. Es wurden ihm da noch drei Kinder geboren, von denen ein Söhnlein ſtarb, der erſte herbe Schmerz im häuslichen Leben! Auch ſetzte der thätige Mann mit zwei Brüdern ſeiner Gattin den Unterricht fort bis zu deren ſelbſtſtändigen Unterbringung im bürgerlichen Leben. Später war er auch literäriſch thätig. Aus den Manuſcripten ſeines Schwiegervaters Harder lieferte er einen Nachtrag zu Stender's lettiſchem Lexikon mit eigenen Zugaben und Bemerkungen, indem er der lettiſchen Sprache ſehr mächtig war; das Büchlein erſchien in Mitau bei Steffenhagen 1828. Dann ſchrieb er eine Reihe von lettiſchen Aufſätzen für die lettiſche Volkszeitung von Paſtor Trey in Riga herausgegeben, ſo wie auch Mehreres in dem Zuſchauer, den Dr. G. Merkel herausgab, und verfaßte die Statuten der Wolmarſchen Prediger-Wittwen-Kaſſe.

Als ſeine Kinder erwuchſen, errichtete er eine kleine Erziehungsanſtalt, nahm mehrere fremde Kinder und zwei Lehrer ins Haus, bis ſein Sohn das Gymnaſium in Riga bezog und ſeine älteſte Tochter verheirathet wurde und er ſein kleines Inſtitut auflöſte.

Im Jahre 1837 wurde er Propſt des Wolmarſchen Sprengels. Einen tiefen Schmerz erfuhr ſein Vaterherz, als 1841 ſein Sohn, der in Dorpat ſtudirte, eines Unfalls

wegen aus dem Vaterlande nach Hamburg zog. 1844 beſuchte er denſelben mit ſeiner jüngſten Tochter, machte ſo ſeine erſte Reiſe ins Ausland und hatte die Freude, ihn in tüchtiger und geachteter Lehrer-Wirkſamkeit dort zu finden.

Das Jahr 1845 brachte auch ihm, wie vielen Pfarrern Livlands, eine andere Betrübniß. Auch von ſeiner Gemeinde traten Letten zur griechiſch-orthodoxen Kirche über in der Hoffnung irdiſchen Gewinnes. 1847 nahm er ſeinen Abſchied von dem Propſtamte, und als er die Abnahme ſeiner Kräfte fühlte, ſtellte er ſich mit bereitwilliger Beihülfe ſeiner Eingepfarrten einen Adjunct, den gegenwärtigen Paſtor in Pernigel Berg an. Gleichzeitig hatte er die Freude, ſeine jüngſte Tochter einem braven Manne zu verheirathen. 1849 ward er durch das goldene Bruſtkreuz ausgezeichnet und 1852 legte der müde Greis ſein Predigeramt nieder und zog nach Lemſal von einem immerthätigen Leben auszuruhn; dort traf ihn der herbeſte Schmerz, als er im Jahre 1856 ſeine treue und vielgeliebte Gattin ins Grab legen mußte und ſo im Alter vereinſamte. Darnach zog er in das Haus ſeines Schwiegerſohnes, des Arztes G. Peterſenn und ſeiner jüngſten Tochter in Lemſal. Die Sinne wurden ihm ſtumpfer, doch blieb ſein Geiſt rege; konnte er auch kaum mehr leſen, ſo ſuchte er doch immer noch Beſchäftigung in dem Unterricht ſeiner Großkinder.

Im Sommer des Jahres 1862 traf ihn ein jäher Schlag, der plötzliche Tod ſeines Schwiegerſohnes, des Dr. G. Peterſenn, und das zwang ihn noch einmal ſeine Lebenslage zu ändern, indem ſeine verwittwete Tochter um der Erziehung ihrer Söhne willen von Lemſal nach Riga überſiedelte, wohin er nun mit ihr zog und in ihrem Hauſe blieb, umgeben von ſeinen Kindern, beiden Töchtern und

ſeinen Großkindern beider Familien, unter denen er ſo gern weilte und die ihn ſo gern in ihrer Mitte hatten.

In ſeinem ſieben und achtzigſten Lebensjahre am 2. December 1864 ſchied er überraſchend ſchnell nach leichtem Unwohlſein in den Armen ſeiner Kinder dahin. Sein Wunſch, in ſeiner früheren Gemeinde Pernigel und an der Seite ſeiner Gattin beerdigt zu werden, wurde erfüllt. Die Gemeinde hatte ihren treuen Seelſorger in den zwölf Jahren ſeit ſeiner Amtsniederlegung nicht vergeſſen; mit vieler gerührter und rührender Theilnahme in zahlreicher Verſammlung ward er dort beſtattet am 9. December 1864.

Wellig bekennt in ſeiner Selbſtbiographie mit frommem Sinn gegen Gott, „daß er ſein Lebelang ein geſegneter Mann geweſen," und wahrlich das war er; wer ſein Leben überſchaut und kennt, muß es beſtätigen. Auch ihn trafen wohl einige harte Schläge des Schickſals, die ja keinem Menſchen ausbleiben, aber es waren ſeltene und wenige. Im Ganzen floß ſein Leben wie ein ruhiger Strom dahin, und das, was oft des Mannes Herz am härteſten verletzt, die Feindſchaft und Gegnerſchaft der Menſchen, hat er nicht erfahren. Aber der Schlüſſel zu dieſem ſeltenen Glück iſt in ſeiner Perſönlichkeit zu ſuchen. Er gewann ſich die Menſchen leicht und ſchnell, ohne um ihre Gunſt zu buhlen, weil er ein Herz voll Liebe und einen immer biedern ehrlichen Sinn in ſich trug. Er täuſchte Niemand und das wurde immer von ihm gerühmt. Er erreichte, wornach er geſtrebt, ohne ſich um die Gunſt der Menſchen zu mühen, weil er ſein Ziel immer mit ſeltener Beharrlichkeit erſtrebte, wie das beſonders die Jahre ſeiner Jugend zeigen und ohne ſeinen tüchtigen Sinn und Willen zur Schau zu tragen, durch Offenheit und Wahrhaftigkeit überall kund gab, ſo daß die Menſchen nie irre darüber waren,

was er war und wollte. Die Schickungen Gottes, die günſtigen nahm er immer mit frommem Dank auf, die ungünſtigen mit chriſtlicher Demuth und Ergebung als Führungen Gottes und erkannte immer ſeine Lebenswege als Heilswege. Darum konnte er ſein Leben als ein geſegnetes preiſen und es war das darum wirklich. Ausſchreitungen und Verirrungen vom rechten Wege hatte er ſein Lebelang gemieden, darum trübte weder ſeinen Verſtand grober Irrthum und Einſeitigkeit, noch ſein Gewiſſen beunruhigende Erinnerung. So gehörte er zu den Wenigen, die zwar nicht glänzen, aber der Gemeinſchaft rechte Früchte bringen und treue Arbeiter in dem Weinberge des Herrn ſind. Das Gedächtniß des Gerechten bleibt in Segen!

4.

Welche Tragweite und Geltung haben unſere Synodalbeſchlüſſe?

Von Paſtor Brauſche zu Bartau.

Es iſt uns die Frage geſtellt: „Welche Tragweite und Geltung haben unſere Synodalbeſchlüſſe? Hat überhaupt die Synode, und in wie weit das Recht, allgemeine Anordnungen zu treffen, und haben ſich nichtanweſende Glieder denſelben zu fügen?“

Wir müſſen für dieſe Frage ſehr dankbar ſein, und können es nur bedauern, daß ſie nicht ſchon auf der erſten Synode, die überhaupt ſtattfand, aufgeſtellt und beantwortet worden iſt. Unſre Verhandlungen wären dann vielleicht vor der einen oder andern Illuſion bewahrt geblieben.

In Beantwortung dieſer Frage in Kürze Folgendes:

Kirchengeſetzlich hat die Synode durchaus kein Recht, irgend welche Beſchlüſſe zu faſſen und von ſich aus irgend welche allgemeine Anordnungen zu treffen.

In dem ganzen 9. Kapitel des Kirchengeſetzes, welches von den Synoden handelt, kommt das Wort Anordnung, als etwas von der Synode zu Treffendes, kein einziges Mal vor; und das Wort Beſchluß findet ſich nur zweimal, und zwar in den über die evangeliſch-lutheriſchen General-Synoden ſprechenden §§ 451, Punkt 3, und 456; und auch hier in einer vollkommen abgeſchwächten Stellung und Bedeutung. Es heißt nämlich in der erſten Stelle: „Ihre (der Synoden) Anſichten und Beſchlüſſe, rückſichtlich des Zuſtandes und der Bedürfniſſe der evang.-luther. Kirche in Rußland und deren Adminiſtration"; in der letztern Stelle aber wird verordnet, daß die angeführten Verhandlungen und Beſchlüſſe durch den Miniſter der innern Angelegenheiten Sr. Kaiſerlichen Majeſtät unterlegt werden ſollen; — wobei noch zu merken iſt, daß alle die Anſichten und Verhandlungen und Beſchlüſſe immer nur zur Kenntniß der höhern oder höchſten Autoritäten gebracht, nie aber etwa zur Beſtätigung unterlegt werden ſollen.

Durchweg iſt nur von einem den Synoden ertheilten Rechte oder vielmehr der denſelben obliegenden Pflicht der gegenſeitigen Eröffnungen und Mittheilungen, der Verhandlungen und Berathungen über gelehrte geiſtliche und kirchlich-ökonomiſche Angelegenheiten und dergl. die Rede, nirgend aber von irgend welcher Autonomie derſelben. Nach dem Kirchengeſetze hat die Synode vollkommen nur das Weſen und die Natur einer geſellſchaftlichen Zuſammenkunft der Geiſtlichen, mit dem Zwecke, ſich einander in der Kenntniß und in der Uebung des bereits Vorhandenen und Gebotenen zu fördern, — eine Behauptung, deren Rich-

tigkeit auch aus den §§ 439 und 440 erhellt, nach welchen einestheils diejenigen Geiſtlichen, deren Wohnort von dem Verſammlungsorte weit entfernt iſt, von der Verpflichtung an der evang.-luther. Synode Theil zu nehmen, befreit ſind, anderntheils in großen Conſiſtorialbezirken gar nur die Hälfte der Geiſtlichen verbunden iſt, jährlich zur Synodal-Verſammlung zu erſcheinen, ohne daß irgend von der Vertretung des Abweſenden durch einen Andern, oder davon die Rede wäre, daß die Abweſenden darum irgend welcher Rechte verluſtig gehn.

Selbſt die General-Synode in ihrer § 447 beſtimmten eigenthümlichen Zuſammenſtellung hat nur die beſcheidene Pflicht, oder aber das beſcheidene Recht, der Regierung zuverläſſige und ausführliche Kenntniß von den Bedürfniſſen der evang.-luther. Kirche in Rußland und von den Mitteln zur weitern Vervollkommnung ihrer Einrichtungen zu verſchaffen, durchaus aber nicht etwa Beſchlüſſe und Anordnungen etwa zur Beſtätigung zu unterlegen.

Das ganze von den Synoden handelnde Kapitel unſres Kirchengeſetzes überhaupt liefert einen deutlichen Beleg zu der Vorſicht, welche ſchon auf der, wenn ich nicht irre, im Jahre 1820 in Dorpat tagenden, Kirchengeſetzliches vorberathenden Commiſſion geherrſcht zu haben ſcheint. Denn damals ſagte der weniger vorſichtige Sonntag zu einem der andern Herrn: „Sie gehn auf Socken!“ und erhielt zur Antwort: „Ja, ja, ich gehe auf Socken!“

Dieſes die Beantwortung der Frage von dem Kirchengeſetze aus.

Die Synode aber hat ſich nicht immer ſtreng an das Geſetz gehalten; ſie iſt auch gewiſſermaßen autonom vorgeſchritten, und hat vielleicht dieſem und jenem ihrer Beſchlüſſe, ſtatt ihre bloße Berathung dem Schooße einer

freilich erſt in weiter Ferne vorſchwebenden General-Synode zur Austragung anzuvertrauen, wie das Geſetz es vorſchreibt, durch Vermittelung des General-Conſiſtoriums die genügende höhere Sanction verſchafft. Ich führe z. B. die allgemeine Prediger-Wittwen- und Waiſen-Caſſe an. Der allgemeine Charakter aber dieſer Beſchlüſſe und Anordnungen dürfte nur derjenige der Selbſtbeſteuerung geweſen ſein, ſei es unſres Geldes, ſei es unſrer Zeit, ſei es unſrer Kraft, zu gemeinem Beſten. In derartigen Beſchlüſſen und Anordnungen freilich könnten wir, glaube ich, ſchon recht weit vorgehn, ohne von Seiten der Regierung eine Zurückweiſung auf die im Geſetze beſtimmten Rechte und Pflichten der Synoden befürchten zu müſſen. Ich zweifle z. B. durchaus nicht daran, die Regierung würde unbedingt ihre Zuſtimmung geben, wenn es etwa von unſrer Seite hieße: die kurländiſche Synode hat beſchloſſen aus eignen Mitteln der Geiſtlichkeit ſo und ſo viel Kirchen zu bauen und jedem Prediger, deſſen Gemeinde etwa 3000 Seelen überſteigt, für jede weitere 3000 Seelen einen Vikar beizugeben, u. ſ. w.

Aber auch bei dieſen Beſchlüſſen der Selbſtbeſteuerung erneuert ſich die Frage: Woher ſtammt ihre Berechtigung? — Aus dem Geſetze, wie wir geſehen haben, nicht; ja, ich bin überzeugt, daß, wenn die Synode um das Recht zu ſolchen Beſchlüſſen bäte, ſolches Petitum unbedingt in die Vorrathskammer für die Berathungen einer künftigen General-Synode verwieſen werden würde. Von der Geſammtheit der Geiſtlichkeit hat ſie auch nicht dieſes Recht erhalten. Denn meines Wiſſens hat nie eine Abſtimmung der geſammten Geiſtlichkeit darüber ſtattgefunden, ob der Synode das Recht zu ſolchen allgemeinen Anordnungen zuſtehn ſoll oder nicht.

So ſchmerzhaft es nun immer für einzelne Sanguiniker ſein mag, ſo dürfte es alſo doch feſt ſtehn, daß die Synode überhaupt gar kein Recht zu irgend welchen allgemeinen Anordnungen hat, und keinem ihrer Beſchlüſſe für alle Einzelnen zwingende Gewalt beimeſſen darf; und wenn ſie z. B. in Betreff der Allgemeinen Prediger-Wittwen- und Waiſen-Caſſe ihrem Beſchluſſe durch höheren Orts eingeholte Beſtätigung allgemeine Geltung verſchaffte, ſo beging ſie, wenn auch bona fide, ein Unrecht; und ſollte ſie, z. B. in der Vikarienſache etwas allgemein Bindendes zu Stande bringen, ſo wird ſie ein noch größeres Unrecht thun, und vielleicht nicht bloß ein Unrecht, ſondern auch etwas gemein Schädliches; denn der erſtere Beſchluß fällt nur auf uns ſelbſt zurück; der letztere aber würde auch die Gemeinden berühren, die nun einmal nicht bloß berathen ſein, ſondern auch mit berathen wollen.

Wozu denn aber unſre Synoden? Man laſſe ſie dann lieber ganz weg? — ſo könnte vielleicht der Eine oder der Andre ſich äußern. — Hierauf aber wäre einzuwenden: Ein jeder von uns, der irgend anregungsfähig geweſen, wird bezeugen müſſen, daß er aus den Beſprechungen und Berathungen der Synoden, aus dem auf denſelben ſtattfindenden Austauſch mehr Belehrung, mehr Befähigung, mehr Wärme und Eifer für ſeine Thätigkeit daheim in der Gemeinde gewonnen hat, als aus allen inzwiſchen geleſenen Büchern und Journalen; und würde zum Beiſpiel das Thema: die nothwendige Verſorgung unſrer Wittwen und Waiſen, nur in berathender Weiſe, mit Beſprechung der uns zunächſt liegenden, mannigfach bereits vorhandenen Unterſtützungs- und Verſorgungsanſtalten, verhandelt werden; wäre allenfalls eine neue allgemeine Prediger-Wittwen- und Waiſen-Caſſe, welcher beitreten konnte, wer da wollte, gegründet

worden, ich meine, für unſre Wittwen und Waiſen wäre beſſer geſorgt geweſen, als jetzt durch die aufgedrungene allgemeine Caſſe, die noch lange zu wachſen hat, bis ſie Früchte bringt, die an andern Anſtalten ſchon lange reif hängen; — und eben ſo, ſo lange die Beſchaffung der Arbeitskräfte nur in brüderlichen Berathungen ventilirt wird, ohne dem freien Willen des Einzelnen vorzugreifen, wird für die gute Sache mehr gewirkt werden, als durch alle durch Synodalbeſchlüſſe herbeigeführte Anſtellung von Vikarien. — Unſre Berathungen betreffen keine Standesrechte, keine Standesprivilegien oder Vortheile, ſondern ein Gemeingut, — ſo wollen wir denn von der Tragweite unſrer Synodalbeſchlüſſe, von einem Rechte, allgemeine Verordnungen zu treffen, denen auch die nicht anweſenden Glieder ſich zu fügen haben, erſt dann ſprechen, wenn unſre Synoden anders zuſammengeſetzt ſein werden, als jetzt. Bis dahin aber, d. h. bis ſie irgend den Charakter conſtituirender Verſammlungen erhalten, genüge unſres alten Luther's Wahlſpruch:

Ein jeder lerne ſein' Lekzion,
So wird es gut im Hauſe ſtohn.

II.

Zur Literatur.

4. Hundeshagen, Beiträge zur Kirchenverfaſſungsgeſchichte und Kirchenpolitik, insbeſondere des Proteſtantismus. 1. Bd. Wer ſich wiederum genauer über die proteſtantiſche Kirchenverfaſſungsfrage orientiren will, und zwar ſo, daß er ſich auch gegen Anſchauungen, wie ſie auf dem Boden des reformirten Standpunktes erwachſen ſind, nicht engherzig verſchließen mag, zur Reviſion eigener traditionell überkommener Begriffe, der verſuche es dieſen erſten 546 Seiten ſtarken Band durchzunehmen, und er wird ſolche Mühe vollkommen belohnt finden. Es werden hier drei für ſich ein Ganzes bildende Abhandlungen ge-

geben. I. wird auf 135 Seiten in wiſſenſchaftlich concentrirter Weiſe die Lehr- und Kirchenbildung des ältern Proteſtantismus zur Darſtellung gebracht, und zwar erfahren wir dabei, wie die beiden Elemente der chriſtlichen Frömmigkeit, das religiöſe, vom Begriff der Macht, und das ſittliche, vom Begriff der Heiligkeit und Liebe ausgehend, bei dieſem hiſtoriſchen Proceß der Lehr- und Kirchenbildung nach ihrem gegenſeitigen Verhältniß auch einen unterſchiedenen Einfluß geübt haben. Nachdem der Katholicismus, über ein Jahrtauſend herrſchend, nicht vermocht hatte, die στοιχεῖα τοῦ κόσμου, die ſich aus den vorchriſtlichen Bildungsſtufen der Menſchheit dem Chriſtenthum angeheftet hatten, zu überwinden, ſo fiel der Reformation die Aufgabe zu, die Aneignung der Wahrheit zu vollerer und vielſeitigerer Entwickelung zu bringen. Indeß die vollſtändige Löſung konnte damals weder erwartet noch geleiſtet werden. Den principiellen Punkt, auf welchem die reformatoriſche Neubildung noch im Zuſammenhang mit dem Früheren verharrte, findet H. in dem fortgeſetzten Uebergewicht des religiöſen Elementes im Chriſtenthum über das ſittliche. Chriſtus hat aber die Ebenbürtigkeit der ſittlichen und religiöſen Lebensfunction, ja das Ineinander von beiden, ſo unzweideutig proclamirt, daß das Auseinandertreten beider der praktiſchen Verwirklichung des Chriſtenthums nur ſchädlich ſein konnte. H. weiſet nun weiter das Uebergewicht des Religiöſen über das Sittliche im Katholicismus nach, wie ſolches ſich in den Begriffen: Schuld, Sühne, Sakrament, Kirche und Autorität darlegt. Es wird beim Vorwalten des religiöſen Elements ein unabwendbares Verhängniß, eine Macht und Machtwirkung Gottes accentuirt, ſo z. B. iſt die Glaubensforderung des Katholicismus an das Subject lediglich die des unbedingten Gehorſams; die katholiſche Kirche fordert, in ihrem auf keinerlei Seite geſchmälerten Soſein, Anerkennung ſchlechthin und läßt der ſittlichen Natur des Menſchen Nichts mehr übrig als die Rolle der Paſſivität. Die römiſche Kirche entſcheidet in ihrer vollkommenen Machtwirkung und höchſten Autorität über Segen und Fluch als Spenderin des Sakraments, welches im Menſchen den neuen Gott gefälligen Zuſtand bewirkt. Gegen dieſen Autoritäts- und Gerechtmachungsbegriff trat nun der Proteſtantismus mit dem bibliſchen Begriff des Glaubens ein: Sola fide, Loſungswort aller evangeliſchen Oppoſition. Auf Seiten des Menſchen iſt es allein der Glaube an die Gnade

Gottes in Chriſto, der ihn entläßt aus dem Dienſt der Werke. Die proteſtantiſche Rechtfertigung deutet demnach eine Wiedergewinnung der Perſönlichkeit an; der Verſöhnungsproceß, der ganz äußerlich ohne Zuthun der Perſon vollzogen wurde, ward nun in dieſe ſelbſt verlegt; der Perſon wird in Buße und Glauben eine Anſpannung der vollen inwendigen Kraft zugemuthet. Das religiöſe Leben wird verinnerlicht, denn der Glaube, das Ergreifen der Gnade wird nichts andres als die unbedingte Hingabe der Perſon an Gott, das Leben in Gott. Es kam zu einer neuen Stellung des Subjects zum Chriſtenthum; die chriſtliche Subjectivität gelangte zu dem ihr bisher verkümmerten Recht. Es kam freilich dabei Alles auf die richtige Faſſung des Glaubens-Begriffs an.

Der reformatoriſche Begriff des Glaubens erſcheint mit dem charakteriſtiſchen Merkmal der Kraft, iſt aber weſentlich ein dynamiſcher, womit die ſittliche Subjectſtellung geſichert wird. Nicht minder hat der Proteſtantismus den Begriff des Natürlichen zurechtgeſtellt, bezeugend den ſittlichen Ernſt, von welchem er in Betrachtung des Zwieſpalts zwiſchen dem Sein und Seinſollen, zwiſchen der Wirklichkeit und der in erhabenſter Weiſe gefaßten Idee des Menſchen durchdrungen iſt. Nie hat die Dogmatik ſich verleiten laſſen, das, was von der menſchlichen Natur und ihrem erfahrungsmäßigen Zuſtand gilt, auch auf das An ſich derſelben überzutragen. Daraus iſt auch klar, wie der Ausdruck Natur im Gegenſatz zum Gnadenſtand in der Dogmatik nicht die Natur an ſich, die wahre Natur bezeichnet, ſondern die Ausartung derſelben, die falſche andere Natur, von welcher ſeit dem Sündenfall die wahre Natur überwuchert iſt. Das Chriſtenthum aber, um den ſupernaturalen Charakter deſſelben zu veranſchaulichen, ſagt H., iſt nicht das Natürliche; inſofern es nach den tiefen und wahren Anſchauungen von der mit der Sünde in der Menſchheit überall durchdrungenen geiſtigen und ſittlichen Zerrüttung in ſeinem Urſprung nicht Product von menſchlichen Factoren ſein kann, weil alle ſolche an dieſer Zerrüttung Theil haben.

Von S. 26 ff. beſchäftigt ſich H. nun des Weiteren, um anzudeuten, wie die Reformationsarbeit noch nicht geſchloſſen iſt, damit, auf die Disharmonie zwiſchen dem „religiöſen und ſittlichen Element" bei der „Lehrbildung" des Reformationsproceſſes zurückzukommen, was ein Zurückbleiben

des nachfolgenden Proteſtantismus hinter ſeinen erſten kühnen „Anläufen" zur Folge gehabt habe. H. meint, es ſei auch von den neugewonnenen Begriffen der Sünde, der Gnade und des Glaubens nun doch nicht gelungen, die endliche Cauſalität des menſchlichen Willens und die unendliche Cauſalität Gottes in ihrer Einheit und doch in ihrer Unterſchiedenheit aufzufaſſen, welche das ſittliche Bewußtſein fordern. So habe z. B. Luther dem Begriff einer angeborenen Schuld die Spitze abgebrochen, indem er die daraus nothwendig ſich ergebende Folgerung der Unſeligkeit der ungetauft ſterbenden Kinder nicht zu ziehen wagte. Und doch ſei der Begriff der Sünde ganz in dem der Erbſünde aufgelöſt, durch welche Hintanſtellung des ſubjectiven Moments die Lehre von der Sünde neben allen ſonſtigen Vorzügen etwas ungenügendes behalten habe. Ferner gab er nach dem Vorgange Auguſtin's für die Thatſache, daß nicht wirklich alle Sünder erlöſt werden, keine andere Erklärung als jene abſolute Prädeſtination, auseinanderfallend in die Acte der electio und reprobatio, Lehrſätze, die ſich nur ſchwer mit dem ſittlichen und religiöſen Gefühle vereinigen laſſen. Während Calvin 1535 das horribile dictum im ſtrengſten Lehrſchematismus ſeiner Institutio ans Licht treten ließ, und 1537 Luther keines ſeiner Bücher ſo ſehr für ſein rechtes Buch anerkennen will, als neben ſeinem Katechismus die Schrift: de servo arbitrio, begann die Reaction, und Melanchthon fing an, in dieſem Artikel einzulenken. H. weiſt nach, wie das Prädeſtinationsdogma ſo wenig von dem lutheriſchen, ebenſowenig auch von dem reformirten Gemeindebewußtſein je in ſeiner vollen Conſequenz adoptirt worden ſei. Der Heidelberger Katechismus hat dieſes Dogma nicht aufgenommen, und trotzdem überall Anerkennung erlangt. Die Prädeſtination iſt nie Volkslehre der reformirten Kirche geworden; ſie war und blieb Theologenlehre. Die Theologie, welche die Gottesideen durch die Prädeſtinationslehre ſchädigte, litt Noth, indem für die weitere Entwickelung der Begriffe das Intereſſe an der Macht vorwiegend ward und das Intereſſe an der göttlichen Liebe in den Hintergrund drängte.

Wir übergehen die Lehrbildung anderer Dogmen, und begnügen uns, das Reſultat zu geben, welches H. ſo ausſpricht: „die ganze Glaubenslehre ward aus ihrer praktiſchen Richtung abgelenkt. Sie gerieth in die Bahn falſcher *Vermiſchung* der religiöſen mit der wiſſenſchaftlichen, der

kirchlichen mit den Schulintereſſen, der Glaubenslehre mit der Glaubenswiſſenſchaft. In Folge deſſen wurden nicht nur die Kräfte der Kirche in einer einſeitigen Richtung abſorbirt, ſondern es wurde auch ihr Intereſſe von einer umfaſſenderen Fortbildung der Glaubenslehre für das Gemeindebedürfniß abgelenkt. Gerade die Nachweiſung des praktiſchen Intereſſes dieſer Dogmen, ihres Zuſammenhanges mit den anthropologiſchen und ſoteriologiſchen Kernwahrheiten, ihrer Nothwendigkeit als Poſtulate des praktiſch-ſittlichen Bewußtſeins wurde faſt gänzlich vernachläſſigt." Und da ſcheint denn noch genug zu thun übrig zu ſein, möchten wir hinzufügen.

Von beſonderer Wichtigkeit erſcheinen uns die Erörterungen über „die Kirchenbildung des Proteſtantismus" S. 52—123, die bei den brennenden Verfaſſungsfragen der Gegenwart der beherzigenden Winke viele enthalten. Iſt dieſes doch ein Gebiet, auf welchem H. ſich ſchon in früheren Schriften mit Erfolg und Anerkennung bewegt hat. Es war ja die Aufgabe, neben der doctrinellen auch die ſociale Ausgeſtaltung des Proteſtantismus ins Werk zu ſetzen, eine adäquate Form einheitlicher Vergeſellſchaftung ins Leben zu führen. Die ausnehmenden Schwierigkeiten, die in dieſer Beziehung den Reformatoren entgegen traten, werden nicht immer genugſam gewürdigt. Der Proteſtantismus befand ſich von vorn herein, was die Grundbedingungen zu einem geſellſchaftlichen Verbande betrifft, in Vergleich mit der römiſchen Kirche, in einer bei weitem weniger günſtigen Lage. Die römiſche Kirche übertrug bekanntlich den bürgerlichen Gehorſamsbegriff ganz einfach auf das religiöſe Gebiet; die abſolut beſtimmende Autorität nahm dem Subject die eigene Gewiſſensverantwortlichkeit in Betreff deſſen, was zu glauben war, ab, und regierte ihre Zugehörigen ganz in der Weiſe, wie die Staatsgewalt zu regieren hat. Ein gleicher Weg iſt aber dem Proteſtantismus principiell verwehrt. Der Proteſtantismus hat nach einer ſolchen Form kirchlicher Verfaſſung zu ſuchen, wobei einerſeits der geſellſchaftliche Zuſammenſchluß eines organiſch gegliederten Körpers, und andrerſeits das Element der ſubjectiven Freiheit des Einzelnen zu ſeinem Recht käme. Und das war nicht leicht! Und es kam zu einer Transaction zwiſchen den neuen evangeliſchen Principien und den überlieferten Rechtsanſchauungen, die noch immer ihre Löſung ſucht. Es kam

dahin, daß der Staat „im Bewußtsein eines göttlichen Auftrages", die Kirchenbildung vollständig und unmittelbar in seine Hand nahm. Und das ward verhängnißvoll. Ferner hat der religiöse Gesellschaftstrieb ein Bedürfniß nach confessioneller Geschlossenheit. Bei aller Achtung vor der Rechtssphäre des Fremden und der Anerkennung der Mannigfaltigkeit kirchlicher Entwickelungen des Christenthums ist der Confessionscharakter berechtigt, den Grundlagen seines gesellschaftlichen Bestandes nicht etwas sich Fremdes oder Entgegengesetztes substituiren zu lassen, wobei die innere Lebendigkeit des religiösen Gesellschaftskörpers allerdings auch das freie Walten schismatischer Mannigfaltigkeit nicht entbehren mag. Und darin liegt auch eine Schwierigkeit. Der theokratische Staat, sobald er das Forum der Polizeigewalt und Criminaljustiz auf die Religionsgesellschaften ausdehnt und die Befugniß, Gehorsam gegen die Kirche nöthigenfalls zu erzwingen, verkennt die principielle Stellung des Protestantismus.

Endlich wohnt der Kirche ein Expansivtrieb zur Verwirklichung ihrer Universalität inne. Ein gänzliches Pausiren dieses Triebes zur Expansion läßt stets auf eine habituell gewordene Mattigkeit innerer Lebendigkeit zurückschließen. Dieser Expansionstrieb ist aber sorgfältig zu überwachen. Die Kirche befindet sich in einer schweren Täuschung, wenn sie zur Ausrichtung dieser ihrer Aufgabe äußere Machtmittel in Bewegung setzt, und der Kraft des heiligen Geistes nicht ausschließlich vertraut. Dann verhäckelt sie sich in verhängnißvolle Conflicte. Zur Kirchenbildung wurde der Staat hinzugezogen, und der dem Protestantismus eigenthümliche gehobene Begriff vom Staat verdankt einem großen Theil nach seine Befestigung den Anforderungen an die weltliche Autorität, gerade durch diese neuerschlossene Sphäre seiner Geltung sich zu realisiren. Mit Intervention der Staatsgewalt sollte kirchliche Organisation angebahnt werden. Der protestantische Territorialbegriff nahm die Organisation des Kirchenthums unter die Fittige der Staatsgewalt. Der Staat erhielt Befugniß und Recht, die Geltung und das Durchdringen der Heilswahrheit durch Zwangsanwendung seiner Strafgewalt zu fördern. Die Zertrümmerung des römisch-katholischen hierarchischen Organismus hatte zur nothwendigen Folge, daß die Staatsgewalt die Lösung der religiösen Aufgabe unmittelbar in *ihren* Bereich zog, die erledigte Stelle des Kirchenregiments

ſelber einnahm und zwiſchen einem discretionären Walten in Sachen der Religion und einem ſolchen in weltlichen Dingen einen Unterſchied zu machen je länger, je deſto gründlicher verlernte.

Was die im proteſtantiſchen Staate geſtattete Glaubens- und Gewiſſens-, reſp. Bekenntnißfreiheit betrifft, und das Verhältniß der Reformatoren zu dieſer Frage, ſo iſt es bekannt, daß ſich die „philoſophiſche Toleranzdoctrin" erſt ſehr ſpät erhebt, welche häufig ganz und gar nicht die Perſonen und Sachen, ſondern das Princip allein patroniſirt. Mit der Geltendmachung des letztern iſt keineswegs ſchon Alles geſchehen, noch viel weniger macht ſich mit Anerkennung des Grundſatzes die Praxis leicht von ſelbſt. Ja, konnte man auch nicht den Glauben ſelbſt erzwingen, ſo begnügte man ſich mit dem Gehorſam des Glaubens.

Aus Obigem iſt, wenn auch nur mit wenigen Andeutungen, der wahrhaft erleuchtete Geiſt des Buches gekennzeichnet. Den II. Abſchnitt: „das Reformationswerk Ulrich Zwingli's oder die Theokratie in Zürich" können wir nur erwähnen, um unſern Dank für dieſe hiſtoriſche Darſtellung hier zu conſtatiren, indem uns die Thatſachen im rechten Lichte gegeben erſcheinen, und gewiß Niemand ohne Nutzen dieſe Gruppirung und Vergleichung der Ereigniſſe und Perſonen leſen wird. Dagegen hätten wir den III. Abſchnitt: „die unterſcheidende religiöſe Grundeigenthümlichkeit des lutheriſchen und des reformirten Proteſtantismus und deſſen Rückwirkung auf die Neigung und Fähigkeit beider zur Kirchenbildung" S. 301—544, gern genauer charakteriſirt, der uns des Werthvollen und Beherzigungswürdigen viel enthält, wenn der Raum dieſer Blätter eine weitere Beſprechung zuließe, namentlich die Schilderung der „religiöſen Grundeigenthümlichkeit der beiden proteſtantiſchen Confeſſionen" — die Aufſtellung der „Prädikate der Einheit, Allgemeinheit und Heiligkeit als Lebensgeſetze der empiriſchen Kirche". — Das hiſtoriſche Referat über „das verſchiedene Verhalten der beiden Confeſſionen zu den Prädikaten der Kirche als deren Lebensgeſetzen," — und endlich der „Blick auf die Kirchenbildungsfähigkeit des heutigen Lutherthums in Deutſchland", wird einen Jeden, der ein Verſtändniß und Herz für ſolche Dinge hat, zu heilſamen Entſchlüſſen ermuntern. Wir ſind dem Verfaſſer für dieſes ſein neueſtes Werk beſonders dankbar, und wünſchen, es möchte von vielen geleſen werden.

III.

Nachrichten.

Ein feiner edler Menſch iſt mit dem Anfange dieſes Jahres aus der Mitte der beſten evangeliſchen Theologen und Chriſten heimgegangen und abgerufen von ſeiner Arbeit. Noch im September des vorigen Jahres ſchrieb Ullmann, früher Profeſſor in Heidelberg, dann in Halle und nachher wieder in Heidelberg und zuletzt Prälat in Carlsruhe, das Vorwort zum erſten Heft des acht und dreißigſten Jahrganges (1865) der „Theologiſchen Studien und Kritiken", und im Januar ſchon trauert die Kirche um ſeinen Tod, und hat nur Troſt in der Zuverſicht, daß der Herr, der ſein Volk in alle Wahrheit leitet, es nie wird fehlen laſſen an ſolchen Zeugen, die ebenbürtig den vorangegangenen Vätern das Werk in gleicher Geſinnungstreue und Wiſſenſchaftlichkeit weiter fortſetzen werden. Was dieſe Zeitſchrift für das geſammte Gebiet der Theologie geleiſtet hat, iſt für jeden Kundigen keine Frage. Dieſe „Studien" haben niemals zerſtören, ſondern jederzeit nur bauen wollen, bauen auf dem einen Grunde, außer dem kein anderer gelegt werden kann, und mit bewährtem, möglichſt wohlgeſichtetem wiſſenſchaftlichem Material. Der dem theologiſchen und kirchlichen Gebiet geziemende Ton verſtand ſich für dieſe Zeitſchrift, die von Anfang an eine hervorragende Stellung einnahm, von ſelbſt, ſowie daß ſie ſich für wiſſenſchaftliche Zwecke ſtets nur ſolcher Mittel bediente, welche eine treu und gründlich forſchende, aber auch für das Heilige empfängliche Wiſſenſchaft an die Hand gibt. Als Herausgeber der diesjährigen erſten Hefte hatten ſich Ullmann, Hundeshagen und Riehm unterzeichnet. Letzterer war an Stelle des aus der Redaction geſchiedenen Rothe getreten. Wie würdig Ullmann ſich darüber im Vorwort äußert, daß ſein „verehrter bisheriger Genoſſe im Redactionsgeſchäft von dieſer Mitwirkung zurückgetreten iſt", verdient bemerkt zu werden: „die Erörterungen, heißt es da, die ſelbſtverſtändlich hierüber zwiſchen uns ſtattgefunden haben, ſcheinen mir kein Gegenſtand für öffentliche Mittheilung zu ſein; vielmehr wird es in dieſer Beziehung vollkommen genügen, wenn ich einfach bezeuge, daß dieſelben durchaus ſo geführt

worden ſind, wie es der Ueberzeugung eines Jeden von uns entſprach, aber auch in einem Sinn, der das zwiſchen uns ſeit lange beſtehende perſönliche Freundſchaftsverhältniß nirgends verleugnete". Neben Nitzſch und J. Müller iſt nun auch Prof. Beyſchlag in Halle getreten, in deren „Verbindung" dieſe Zeitſchrift beſorgt wird. Und zwar, ſagt U., „iſt Herr Prof. Beyſchlag meinem Wunſch gern nachgekommen, in die Reihe Derjenigen eintreten zu wollen, welche in ſtehender Weiſe zu den Studien mitwirken". Dieſes Heft enthält einen trefflichen Aufſatz „Zur Charakteriſtik der meſſianiſchen Weiſſagung und ihres Verhältniſſes zu der Erfüllung". Riehm bekennt ſich zur „ſogenannten Vermittelungstheologie", „trotz der geringſchätzenden Urtheile, die ſie in neuerer Zeit über ſich hat ergehen laſſen" und ſpricht ſich über „ihre gute Berechtigung und den ihr von dem Herrn der Kirche zugewieſenen Beruf" wie folgt aus: „Ich verſtehe unter Vermittelungstheologie eine Theologie, die ruht auf der Ueberzeugung, daß durch Gottes Offenbarungen und Heilsthaten, welche uns die heilige Schrift vor Augen ſtellt, für alle Zeiten her, ein feſter und unerſchütterlicher Grund der chriſtlichen Wahrheitserkenntniß und des chriſtlichen Lebens gelegt iſt, und daß darum auch der chriſtliche Glaube durch alle Zeiten hindurch weſentlich derſelbe bleibt, wenn auch ſein theologiſcher Ausdruck der Veränderung unterworfen iſt; eine Theologie, die nicht obſchon, ſondern weil ſie auf dieſer Ueberzeugung ruht, deſſen gewiß iſt, daß gründliche Erforſchung der Wahrheit nie und nimmer das Intereſſe des Glaubens und der Kirche wirklich gefährden kann, und ſich darum in der vollen Gewiſſenhaftigkeit und in der vollen Freiheit der ernſtlichen Liebe zur Wahrheit einen klaren, von Parteiintereſſen ungetrübten Blick für jedes Moment derſelben, von welcher Seite aus es auch geltend gemacht werden möge, bewahrt; eine Theologie endlich, die ſich die Aufgabe ſtellt, bei allem entſchiedenen Kampf wider Beſtrebungen, durch welche unſere evangeliſche Kirche jenes feſten, ewigen Grundes beraubt werden würde, das Ihre dazu beizutragen, daß Alles, was im Streit der Parteien von einander entgegengeſetzten Standpunkten geltend gemacht wird, in ſeinem Maße und in ſeiner Weiſe dazu dient, die Wahrheit, die nur eine iſt, in volleres Licht zu ſtellen, und damit auch die Erbauung und das Wachsthum der Gemeinde des Herrn zu fördern". Was die Sache ſelbſt betrifft, ſo meint R.

ganz richtig, daß der allgemeine Satz, daß alle Gottesverheißungen in Chriſto Ja und Amen ſind, der näheren Beſtimmung ſehr bedarf. Es will nämlich das Verhältniß der altteſtamentlichen Weiſſagung zur neuteſtamentlichen Erfüllung genau erforſcht ſein. Es kommt mit Ernſt für die theologiſche Wiſſenſchaft die Frage zur Sprache: In welcher Weiſe und in welchem Maße hat die altteſtamentliche Weiſſagung Chriſtum voraus verkündigt? Eine ſehr wichtige und eben ſo ſchwierige Aufgabe. Um zuerſt den Inhalt der Weiſſagung zu ermitteln, iſt nicht blos zu fragen, was der Geiſt Gottes in einer Weiſſagung hat ſagen wollen, ſondern alſo auch, welchen Sinn haben die Propheten ſelbſt mit ihren Weiſſagungen verbunden und in welchem haben ſie dieſelben von ihren Zeitgenoſſen verſtanden wiſſen wollen? Sodann, es iſt zu ermitteln, worauf die einzelne Weiſſagung als Glied in dem ganzen Organismus und als Moment in der ganzen Entwickelungsreihe der altteſtamentlichen Weiſſagungen hinzielt. Endlich iſt ſtreng auseinanderzuhalten der (eben angedeutete) geſchichtliche Sinn der Weiſſagung von dem Sinn, den erſt die Zeit der neuteſtamentlichen Erfüllung erkennen konnte. —

Roma locuta est — ſo läßt ſich eine ſehr beachtenswerthe Stimme über die päpſtliche Encyclica und den Syllabus vom 8. December 1864 vernehmen, was wir umſoweniger wenn auch nur in kurzen Auszügen wiederzugeben uns nicht weigern wollen, als jene Stimme bei uns nur von wenigen vernommen wird — alſo, wenn Rom geſprochen hatte, ſo pflegte das vor Zeiten entſcheidend zu ſein. Jetzt aber fragt man prüfend auch in den römiſch-katholiſchen Ländern, was der Papſt geſagt habe, und ob er auch ein Recht habe ſo zu ſagen. Man könnte den Muth loben, mit welchem der immer näher in Rom ſelbſt bedrohte Papſt ſeine Verdammungsdecrete in die ganze civiliſirte Welt der Gegenwart hineinſchleudert, wobei die Antonelliſchen und Dupanloupſchen Sophismen einen widerwärtigen Eindruck machen, die den Sinn der Verdammungsurtheile dahin abſchwächen, es ſei ſo arg damit gar nicht gemeint, es ſeien nur theologiſche, kirchliche Behauptungen, welche Rom von jeher feſtgehalten habe, die aber fern von aller politiſchen Tragweite ſein wollen! Warum aber, wenn die Dinge, die verdammt werden, wirklich ſo frevelhaft ſind, hat der Papſt nicht den ſittlichen Muth, es auf einen offe-

nen Bruch ankommen zu laſſen, und zwar mit Denjenigen, welche die wirkſamſten Beförderer für die Schmälerung päpſtlichen Beſitzes, und die Hauptſtützen der gewaltigen Irrthümer ſind? Warum, wenn an päpſtlicher Excommunication etwas gelegen iſt, excommunicirt er ihn (!) nicht frei und offen, anſtatt ihm zu Weihnachten alle möglichen Verdammungsgründe vorzuhalten und ihn zu Neujahr ſeines apoſtoliſchen Segens zu verſichern? Der pſychologiſche Schlüſſel zu vielen dieſer 80 Anathemata iſt in dem letzten enthalten: „Der römiſche Pontifex kann und muß ſich mit dem Fortſchritt, dem Liberalismus und der modernen Civiliſation ausſöhnen und vertragen". (Um übrigens dieſen Satz verwerflich zu finden, braucht man nicht erſt römiſcher Pontifex zu ſein. Er klingt auch andern Ohren höchſt fatal.) Im Beginn ſeiner Regierung hatte Pius einen Verſuch gemacht, die ſchmählichen Zuſtände der Verwaltung zu beſſern und etwas friſche Luft in das moderne römiſche Kirchen- und Staatsweſen einzulaſſen; er erkannte nicht, daß hier alles corrumpirt ſei, und zwar nicht alle politiſche Schlauheit, wohl aber alle ſittlichen Vorausſetzungen einer Beſſerung abhanden gekommen ſind. Er erfuhr den Widerſtand der Traditionellen und die maßloſe Neuerung der Revolutionäre, zum Zeichen, daß an dem Papſtthum und der römiſchen Kleriſei entweder alles oder nichts zu beſſern ſei, und er entſchied ſich für das Zweite. Dabei vollzogen ſich die Rückfälle in das alte Syſtem des mittelalterlichen Dogmatismus mit einer gewiſſen Ungeſchicklichkeit. Denn anders kann man es doch nicht bezeichnen, daß er in einem Athem 27 Heilige creirte, allermeiſt Japaneſen, von zweifelhaftem Namen und Tod in einer Chriſtenverfolgung, „damit durch ihre Fürbitten endlich (!) das Herz Gottes bewegt werde, die jetzigen Drangſale der Kirche (d. h. immer ſelbſtverſtändlich der römiſchen, denn eine andere gibt es ja nicht, wie denn der Biſchof von Paderborn alle Proteſtanten in ſeiner Diöceſe als ſeine entlaufenen Beichtkinder betrachtet!) zu ſtillen?"

Was ſoll man dazu ſagen, wenn (Satz 12) friſchweg verſichert, es ſei ein ſchwerer Irrthum, daß die Dekrete des apoſtoliſchen Stuhls und der römiſchen Congregationen den freien Fortſchritt der Wiſſenſchaft hemmen? Wenn Satz 13 als verwerfliche Behauptung bezeichnet: „die Methode und Principien, vermittelſt deren die alten ſcholaſtiſchen Gelehrten die Theologie kultivirt haben, paſſen nicht mehr zu

den Anforderungen unſerer Zeit noch zu dem Fortſchritt der Wiſſenſchaft". Soll etwa alle theologiſche Wiſſenſchaft heute nach den dialektiſchen Schemen der Scholaſtik, die ſo abſtract und uns ſo fremdartig ſind, behandelt werden? Und kennt man in Rom die principiellen Unterſchiede z. B. eines Anſelm von Canterbury und Wilhelm Occam, eines Thomas Aquino und Duns Scotus nicht? Nur Unwiſſende können dieſe gewaltigen Gegner als einig in ihren Principien betrachten. Satz 26 nimmt für die Kirche das Recht in Anſpruch Eroberungen zu machen. Allerdings das Papſtthum, das fortwährend die Moral nach dem Intereſſe der Politik beugt, eine Kirche, die ſo ſehr nach allen Richtungen durch äußere Mittel zu wirken ſtrebt, durch irdiſche Macht und Pracht, deren Biſchöfe und Cardinäle große Herren in der Welt ſein wollen, wird auch einen entſprechenden Länderbeſitz für ihren Oberprieſter nicht entbehren können. Satz 29 beſtreitet jede Selbſtſtändigkeit eines göttlichen Rechts des Staates und der Obrigkeit, welche doch in Natur und Offenbarung begründet iſt; darnach iſt der Papſt, wie Gregor VII., Innocenz III., Bonifaz VII. es dekretirten, als Statthalter Gottes auf Erden Quellpunkt und Autorität für alle geiſtliche und weltliche Befugniß, ihm kommt das geiſtliche und weltliche Schwert zu, die Herrſchaft über die Kirche und alle politiſchen Reiche, er überträgt und nimmt den Fürſten die Macht, da er (41) zwiſchen ungläubigen und katholiſchen Fürſten unterſcheidet, ſetzt die Könige ein und ab, und darf die Völker vom Eide der Treue losſprechen. Soviel ſteht feſt, daß kein jetziger Staat, ſei er katholiſch, ſei er proteſtantiſch oder gemiſcht, die proclamirten mittelalterlichen Principien des päpſtlichen Abſolutismus und der Intoleranz zur Geltung kommen laſſen kann, ohne ſich ſelbſt aufzugeben. Wir können den ernſten Wunſch nicht unterdrücken, ſagt die Neue Evang. K.-Z. in Berlin, von Prof. Meſſner redigirt, gegenwärtig die beſte in ihrer Art, daß die evangeliſchen Regierungen nicht ſtillſchweigend oder mit matten Erklärungen ſich der Encyclica gegenüber beruhigen, ſondern daß ſie ſich ermannen (Ja wohl!) und den keimenden (ſtets aggreſſiven) Anmaßungen vorläufig mit entſchiedenem Wort und wenn erforderlich mit ebenſo entſchiedener That begegnen. Mögen ſie gerecht, mögen ſie billig ſein gegen die katholiſche Kirche (wir verlangen nichts als Reciprocität), aber nicht die jeſuitiſche und ultramontane Kirchenpolitik mit geſchloſſenen Augen gewähren laſſen. Wir meinen, daß ſie dieſes

der evangelischen Bevölkerung schuldig sind; und wenn wir nicht irren, ist im Kern der deutschen Staaten die Vorstellung, daß gegen die römische Kirche und ihre Hierarchie übertriebene Zuvorkommenheit geübt werde, und ein dadurch verletztes Gefühl weit verbreitet. Blätter, wie die Hengstenberg'sche Kirchenzeitung, das Volksblatt für Stadt und Land, die Neue Preußische Zeitung und verwandte würden ohne Zweifel ihr Verdienst erhöhen, wenn sie uns endlich mit dem sentimentalen Liebäugeln nach der römischen Seite hinüber verschonten. Solche Sehnsüchteleien sind nichtig, wenn sie nicht auf Schlimmeres, auf politische Berechnung hinauskommen. Nach den Lobpreisungen freilich, welche wir gelesen haben, ist zu fürchten, daß man in der Freude, einen Bundesgenossen gegen die revolutionären und antichristlichen Tendenzen gefunden zu haben, übersieht, daß der Papst den Protestantismus mit ihnen auf gleiche Linie stellt".

Ein Wort zu seiner Zeit gibt Prof. Messner in Berlin in seiner Kirchenzeitung, die wir allen theologischen Kreisen bestens empfohlen haben wollen: „Wir Preußen müssen es dankbar anerkennen, daß etwa mit Ausnahme einiger Belleitäten des Raumer'schen Regiments, gerade unsre Oberbehörden, das Ministerium und der Oberkirchenrath, der Rechte evangelischer Freiheit und evangelischer Bewegung wohl eingedenk, sie nie gedrückt haben, wenn sie sich in den biblischen Grenzen hielten, und selbst excentrische Erscheinungen mit Nachsicht behandelt haben. Müßte man es freilich als Symptom veränderter Gesichtspunkte betrachten, was unwiderleglich durch die Zeitungen geht, daß einem in evangelischer Kraft und segensreicher Wirksamkeit sich bethätigenden Lehrer an einer preußischen Universität, welcher in der gegenwärtigen Bewegung um das christologische Dogma den Schwierigkeiten der chalzedonensischen Fassung mit einer abweichenden Deduction aus der Schrift zu begegnen suchte (Prof. Beyschlag in Halle auf dem Kirchentage zu Altenburg?), eine indirecte und verdeckte, obgleich darum nicht minder kleinliche Misbilligung fühlbar gemacht wird, so würden wir die Consequenzen beklagen, doch vielmehr für die preußischen Universitäten, als für die evangelische Theologie, die anderswo die Stätte freierer Entwickelung finden würde (deutlich genug. Aber wo? Nach Kliefoth's Meinung am wenigsten in Erlangen). Doch liegt für uns diese Besorgniß noch fern".

Wenn im Unterhauſe in London ein Antrag mit großer Minorität durchfällt, ſo hat eine Stunde in England geſchlagen. Das iſt neulich der Fall geweſen (79 Stimmen gegen 106) mit dem Antrage des Herrn Newdegate, zur Unterſuchung der Wirkſamkeit und des Charakters der täglich an Zahl und Einfluß wachſenden Klöſter und klöſterlichen Vereine in England. Das Haus, in dem ſich die durchſchnittlich vorhandene Geſinnung der britiſchen Nation ausſpricht, und gleichſam als ein Thermometer derſelben zu betrachten iſt, hat allendlich eine Scheu vor allen Fragen und Debatten, die zu einer Wiederbelebung des alten confeſſionellen Haders führen könnten. Es iſt in dieſer Hinſicht des Guten oder Böſen ſchon genug gethan. Man will auch nicht mehr daran erinnert ſein, daß man ſich vor nicht gar langer Zeit ſo unmäßig vor der päpſtlichen Invaſion fürchtete. Indeß ſcheint eine ſolche Bravour noch immer höchſt überflüſſig zu ſein. Es iſt mit den „päpſtlichen" Intentionen noch lange nicht vollſtändig abgerechnet, ſo daß ſie vorläufig ad acta zu legen wären. Gegenwärtig wird im Parlament ein ſolcher Antrag, der zur Wachſamkeit den Jüngern Loyolas gegenüber mahnt, niedergeſchrieen und durch überſtürzte Abſtimmung zum Schweigen gebracht. Aber die Taktik wird ſich bald ändern, und wir hoffen das noch zu erleben. Die öffentliche Meinung beginnt ſich über die ſchnelle Vermehrung der Klöſter im proteſtantiſchen England zu beunruhigen; das Gefühl des Unbehagens iſt tiefgehend und wächſt um ſo unaufhaltſamer, je weniger geſchieht. Die Moral, welche das Publikum aus der Zurückweiſung des Newdegateſchen Antrags zieht, iſt nicht die, daß die Wirkſamkeit der Klöſter keine Urſache zur Beſorgniß liefert, ſondern daß die Klöſter und ihre Intereſſenten das Licht der Oeffentlichkeit ſcheuen. Nun iſt eins merkwürdig. Es beſtehen noch immer engliſche Geſetze, welche das Daſein von Klöſtern in ganz Großbritannien verbieten. Dieſe ſind keineswegs abgeſchafft und immer noch in Kraft. Um dieſen zu genügen, da man nicht gewillt iſt, die Conceſſion zur Errichtung von Klöſtern durch ein förmliches Geſetz zu eröffnen, ſo — umgeht man das Geſetz, d. h. hier, man duldet die Klöſter unter der Form „religiöſer Vereine auf dem Princip des freiwilligen Ein- und Austritts ihrer Mitglieder", und es ward theoretiſch ganz richtig erklärt, daß, ſolange kein phyſiſcher Zwang, Eiſenthüren, Schlöſſer und Riegel, angewandt würden, um

die Insassen der Conventе und Oratorien gewaltsam zurückzuhalten, solange diese jungen Leute nur durch moralischen Zwang an die Conventmauern gefesselt würden" — der Staat und die Gerichte nicht interveniren könnten. Das klingt sehr wahr und hübsch, verhält sich in der That aber ganz anders. Der Staat hat sich die Inspection vieler andern Unterrichtsanstalten gestattet und warum sollen die Conventе, die doch behaupten, Unterrichtsanstalten zu sein, ausgeschlossen werden? der Staat beaufsichtigt alle sonstigen Vereine, warum soll er sich die Beaufsichtigung der klösterlichen Vereine nicht erlauben dürfen? Die Vertheidiger der Klöster täuschen sich über die Bedeutung des Unbehagens und über die Stärke des Argwohns, womit die Nation auf diese Pflanzstätten der römischen Propaganda blickt. Die Klöster werden über kurz oder lang unter die Oberaufsicht des Staats gestellt werden. Das wird von der öffentlichen Meinung mit Recht verlangt und sicherlich erreicht werden. Im Jahre 1841 gab es in ganz England und Wales nur 17 Klöster und Conventе, gegenwärtig beläuft sich ihre Zahl auf 245.

Wohin wir die Blicke auch lenken auf der weiten Erde, in deren verschiedensten Ländertheilen einerseits die Kirche des Herrn sich selbst zu bauen hat und geschickt zu machen, ihre gottgegebenen Zwecke zur Entsündigung und Versittlichung der Menschheit zu realisiren, ebensosehr aber auch das Leben der Völkermassen wie der Individuen immer empfänglicher werden soll, das Licht der Christusverkündigung aufzunehmen, — überall Bewegung, und zwar in den weitgreifendsten Dimensionen harte Conflicte der nach Gleichgewicht strebenden Geisteskräfte, Stöß und Gegenstoß, Neigung und Abwendung in Liebe und Haß, wo alle Triebe und Motive höchster und widrigster Beschaffenheit im wechselvollen Spiel abwehrend und aufnehmend einander entgegentreten und zu Thaten drängen. Wer kann sagen, wie die Verknüpfung und Verwickelung all dieser Zustände zu einem günstigen Resultat sich gestalten werden? Wer vermag zu combiniren, welche Ausgänge die gegenwärtige Erregung der Zeitgenossen finden wird? Gewiß ist uns aber dieses, daß, die wir jetzt, ob nun etwa mehr veranlaßt blos zuschauend und leidend das Unvermeidliche zu tragen, oder irgendwie genöthigt sind, in einem noch so geringen Theil an einem Pünktchen mitzuschieben, von diesem Schauplatz abtreten werden, ohne dieses große Weltdrama mit eigenen

Augen zu einem auch nur einigermaßen abgewickelten und beruhigten Wendepunkt begleitet zu haben. Dazu ist die Bewegung zu großartig und complicirt. Die Fäden arbeiten hin und her, und mitten in dieser webenden Eilfertigkeit, da wir gar zu gern irgend einen Abschluß sähen, eine Art Vollendung, erreicht den Einzelnen der Tod, und ein anderes Geschlecht löst das alte ab, um auch zuletzt sich nur auf Hoffnung zu stellen, daß ein ewiger Gott voll Weisheit und Liebe die Geschicke lenkt und den Treuen die feste Zusicherung hier schon gibt, daß nicht verloren geht, was als Wahrheit erkannt und vertreten ward. Sehen wir zunächst auf das, was im näheren und weiteren Zusammenhange zur Kirche und ihren Zwecken steht, so ahnen wir in der socialen Wiedergeburt des großen Russenreiches eine nur günstige Rückwirkung auch auf das kirchliche Heil; in der Niederwerfung der polnischen Gelüste eine Bezähmung des vom Jesuitengeist umgarnten römischen Pontificats, wofür wir nicht dankbar genug ein Tedeum singen können; wir vermuthen, wenn nicht alle Zeichen trügen, daß auch in Mexiko, und von da weiter wirkend, mit einem, wie es scheint, aufgeklärten Habsburger die verweltliche Kirche wird fallen müssen; wir begrüßen das baldige Ende des blutigen Bruderkrieges in den Vereinigten Staaten als den Anfang einer neuen Zeit, da mit der Aufhebung der Sclaverei das Recht der menschlichen Persönlichkeit auf Grund des Bibelworts von der Abstammung des Menschengeschlechts von einem Paar und des Heils in Christo für alle zur Wahrheit werden soll. Wir verkennen nicht den fortwährenden Kampf der Confessionen gegen einander, der theoretisch wie praktisch seine Lösung sucht. Wir stehen noch mitten in diesen Conflicten, die Keinen unberührt lassen. Wir gewahren aber auch ebenso, wie z. B. in Italien der Unterschied der Confessionen an sich weniger von Bedeutung ist zur Erlangung einer neuen Gestalt des kirchlichen Lebens, indem dort alles dahin zu arbeiten scheint, daß sich die italischen Völker über kurz oder lang selbst darauf besinnen werden, was für die Kirche zu thun sei, sobald die jetzige Form als eine unhaltbare zusammenbricht.

Noch nie ist die Frage der Heidenmission so vielseitig und umfangreich, so ernst und praktisch, eifrig in Angriff genommen, als in unseren Tagen. Man kann sagen, bis jetzt ist alles nur Vorbereitung und Einleitung gewesen zur Austragung des unvermeidlichen Processes, dem

das ganze Heidenthum verfallen wird und muß. Das ist „nur eine Frage der Zeit". Wer hat vor hundert Jahren z. B. bei uns in Livland an die Heiden gedacht? Wer hat auch damals nur daran gedacht, unserem Landvolk mit allgemeiner Acclamation die Bibel in die Hand zu geben und es zum Lesenkönnen zu animiren? Immer weiter öffnen sich die Thore der Heidenländer, und bald wird die Zeit kommen, wo statt der infamen christlichen (?) Sclavenhändler die Pioniere der Civilisation und des Christenthums die hartgesottenen verwilderten Völker zu den sanften und feinen Tugenden der Milde, Billigkeit und Menschlichkeit umstimmen werden. Was man mit den Juden anfangen soll, die längst ihre früher gedrückte Stellung als einen „überwundenen Standpunkt" ansehen, und nichts weniger wollen, als alles, möglichst „das Erdreich besitzen", so ist das eine Frage, an der sich schon mancher Kopf zerbricht. Da wir nun der Ansicht sind, daß auch die „Mittheilungen" in ihrer Art ihr Votum vom kirchlichen Standpunkt aus ganz bescheiden ablegen können, ja sollen, diese aber, will's Gott, noch lange nicht ihr letztes Wort gesprochen haben, so behalten wir uns dasselbe noch vor. Darauf zurückzukommen, fehlt es nicht an Gelegenheit. Nur wollen wir ganz kurz, mit Vorbehalt höherer Weisheit, der wir nie vorgreifen werden, hier soviel sagen, daß eine weitere Zulassung der Juden z. B. von Kurland und den westlichen Gouvernements aus ganz einfach nach Riga, und zwar nur nach Riga, nichts als eine Neuschöpfung Riga's im höheren Style nach dem Vorbilde der trefflichen Städte Zabeln, Tuckum, Friedrichstadt u. s. w., wäre. Will man Israel beglücken, so gebe man ihm einen möglichst vollständigen Spielraum, beschränke es aber nicht auf ein paar auserlesene Opfer seiner fortwuchernden Besiedelung. אֵין עַל־עָפָר מָשְׁלוֹ, d. h. „es gibt nicht auf Erden seines Gleichen," kann man nicht blos vom בְּהֵמָה sagen (Hiob 41), sondern unter Umständen auch vom Juden. Und soll er einmal in den Städten Häuser besitzen dürfen, so sehen wir gar keinen vernünftigen Grund, warum man blos die Städte mit seiner jedenfalls fürs erste beschwerlichen Possessergreifung belasten will, und ihm nicht auch Landbesitzrecht gewähren soll. Doch wie es auch sein mag, wir sind uns dessen bewußt, daß unsre Ansicht, ganz harmlos ausgesprochen, eben keinen welterschütternden Ausschlag geben

wird, wie sie denn auch nur ihren ganz privaten Charakter will eingehalten wissen. Fühlt man sich also in der Stimmung, den verjährten Traditionen einer finsteren Vergangenheit entgegen zu treten, und den Grundsätzen des Christenthums gemäß, den Juden eine bürgerliche Gleichstellung im Organismus des Staatslebens zu gewähren, so scheue man sich nicht, diese für den ganzen Complex einer Staatseinheit vollständig auszudehnen; dann ist man gerecht, und die Last wird gleichmäßig vertheilt.

Soweit war geschrieben, da kam soeben das erste Heft der Baltischen Monatsschrift mit seinem Aufsatz „Zur Judenfrage" und ward gelesen. Wir haben uns vor nichts mehr als vor Verwirrung der Vorstellungen über diese ganze Sache zu hüten. Die kurze Erörterung darüber in der Rigaschen Zeitung, Nr. 50, berührt allerdings auch den Kernpunkt, aber dieser kann nicht eindringlich genug hervorgehoben werden. Um so lieber folgen wir einem freundlichen auch gedruckt zugekommenen Wink, mit ein paar Worten hier unsre Ansicht noch weiter zu motiviren. Zwei Sätze sind unbestreitbar: 1) die Juden existiren einmal, und zwar zerstreut auf der ganzen Erde ausgebreitet lebend, mitten in der Christenheit in mehr oder weniger compacten Massen gehäuft, und sind durch Nationalität und Religion unter einander fest zusammengekittet, während der Deutsche in Nord-Amerika in aller Kürze ein enragirter Anglomane wird und der Deutsche im Innern Rußlands sich mit Leichtigkeit russificirt, der Jude bleibt überall Jude. 2) Sie sind allenthalben durch diese ihre Eigenthümlichkeit den Christen eine große Plage. Wie ist diese Stellung der Juden „vom heilsgeschichtlichen Standpunkt der Offenbarung" zu begreifen, wer trägt die Schuld, daß sie uns eine Plage sind und wir ihnen nicht minder, diese Fragen rein theoretisch-philosophisch-geschichtlicher Natur zu beleuchten erscheint in vorliegendem Fall, der ein durchaus praktischer ist und zum Handeln auffordern will, nicht zum Ziele führend. Was ist zu thun, das ist die einfache Frage, daß beide Theile zufrieden sind, die Juden mit uns, und wir mit ihnen; daß die gegenseitige Plage aufhört? Beide, Christen und Juden wünschen eine Umänderung der bestehenden Verhältnisse. Es beim Alten lassen, so weit geht keine „Judenfeindschaft". Die überkommene Erbschaft liegt auf unsern Schultern. Etwas muß geschehen. Was aber? Die Existenz der Juden kann nicht aufgehoben werden, sie

ſind einmal da. Mit mechaniſchen Mitteln und Anſtrengungen ſie irgend wohin wegtransportiren wollen, kann keinem vernünftigen Menſchen bei nur einigermaßen klarem Kopf einfallen. Alſo bleiben, leben laſſen, aber ſo, daß ſie, wie ſie nun einmal ſind, — denn die Bekehrungsvorſchläge en bloc ſind gleichfalls utopiſch — uns nicht Herzleid machen, und ſie unter uns ſich wohl fühlen. Rathſchläge geben, was man in Deutſchland, Spanien u. ſ. w. thun ſoll, iſt hier nicht minder überflüſſig, denn die Leute dort werden uns nicht um Rath fragen. Alſo was haben wir zu thun, hier bei uns, d. h. in Liv-, Eſt- und Kurland? Vortrefflich. Gegenwärtig ſind ſie in Kurland angenommen 29,000 Juden. Daß die Uebervölkerung Kurlands durch die Juden eine „unbegründete Fabel" ſei, lieſt ſich auf dem Papier ſehr glatt, „mithin etwa 4 Proc. der Geſammtbevölkerung"; Bagatelle. Man frage aber doch gefälligſt die Kurländer, ob ſie das für eine Fabel halten, daß Kurland von Juden überſchwemmt ſei? Wieviel Procent von der ſtädtiſchen Bevölkerung kommt auf die Juden? Sind's 80 Procent? oder mehr? Woran lahmt denn das Städteweſen in Kurland? Die Antwort kann man in Mitau und überall hören: an der Uebervölkerung durch die Juden. Sonſt ſind ja die Juden dort bekanntlich auf dem Flachlande Viehpächter, Factoren, Pferde- und Branntweinshändler, Hauſirer, Krämer und Klempner und ſchachern in allen Krügen und Meierhöfen. Man kann nicht eine Werſt fahren, ohne dem wanderluſtigen Geſchlecht zu begegnen. Wenn die 4 Procent eine ſolche Kleinigkeit für Kurland ſind, warum verwerthet man denn dort nicht dieſes kleine Procentchen, was ſchlägt man ſich mit „Fabeln", die dem Reich der Träume angehören, herum? Warum ſchmachten dieſe paar Juden durchaus nach weiterem Spielraum? Wo die Juden dicht zuſammenſitzen, in den weſtlichen Gouvernements war je der ſiebente Menſch ein Jude, und in Warſchau der vierte, da hindern ſie gegenſeitig einander. Der Jude hat eine durchaus ariſtokratiſche Natur, er gedeiht nur da, wo er von den Gojims ſubſiſtiren kann. Alſo iſt die Frage kurz ſo: ſoll man die Juden ganz einfach nach Liv- und Eſtland zulaſſen, ſo werden ſie nicht ermangeln, von dieſer Erlaubniß, die einen gewiſſen „ſentimentalen", aber auch höchſt egoiſtiſchen Urſprung hat, indem man auf Erleichterung eigener Laſten hofft, Gebrauch zu machen. Summa ſummarum: ſolange nicht ein Geſetz die Freizügigkeit der

Juden in alle Theile des Reichs gestattet, ist es ein reiner Trieb der Selbsterhaltung, nicht einen Schritt zu thun, daß partiell ein Zustand bei uns namentlich in den Städten eintritt, um den wir wahrlich die Städte in Kurland nicht beneiden. Also der Jude möge, wenn er kann, im ganzen Reich sich ansiedeln, — dann natürlich auch in Riga. Ob wir auch zu den „zahlreichen Judenfeinden unsres Landes" gehören, von denen in ganz unbegründeter Weise fabulirt wird, ist ganz einfach mit der Frage erledigt, ob man den einen Feind nennen kann, der dem Andern das Beste, was er hat im Leben und im Sterben, nicht blos gönnt, sondern auch anbietet. Und existirt denn gar kein Hausrecht in der Welt? Der Jude will durchaus bei mir wohnen, er ist noch gar nicht da, er wohnt 20, 30 Meilen von mir entfernt, aber er sehnt sich mit mir zu schachern. Ich will aber nicht, oder nur bedingungsweise: die Plage ist einmal da, also Opfer müssen sein, viribus unitis. „Die zahlreichen Judenfeinde unsres Landes sollen sich ihrerseits sagen, wird gewünscht, welche Zukunft sie eigentlich den einmal vorhandenen Juden zugedacht haben?" Daß sie sich bekehren und leben. Oder wenn nicht, daß sie sich mit ihrer Zudringlichkeit, für sie zu denken, was aus ihnen werden soll, damit trösten, daß auch sie uns eine große Plage sind. Solange die lieben Nachbarn ringsum ihre Häuser verschließen, ist die Zumuthung an partielle Opferbereitwilligkeit eine rein egoistische zu nennen.

Wo wir uns auch umsehen im kirchlichen Leben, Kampf an allen Enden. Rede und Widerrede, und man kann von Glück sagen, wenn es nur bei Worten bleibt auf der Arena des Papiers und des Sprechsaals! Denn verwerfen und verbieten ist zweierlei. Solange noch eine Ansicht nur verworfen wird, ist noch keine Feuersgefahr im Hause, aber sobald es ans Verbieten geht, fängt es in der That an zu brennen, und die etwa sich herbeilassen mit Löschapparat sanfter Zusprache, werden leicht von den feurigen Elementen, die Carthaginem esse delendam heulen, beansprucht, und sie mögen zusehen, ob sie nicht auch in der Verwirrung zu Schaden kommen.

Drei Fälle solcher kampferregter Bewegungen haben sich in neuester Zeit kundgegeben; nicht von gleicher Dimension und Tragweite, aber dennoch wichtig genug, daß auch wir ein Wort darüber zu sagen haben: die stets aggressive Leistungsfähigkeit der römischen Kirche, die sich jüngst in

der Proclamation des Syllabus entfaltet hat zum Erſtaunen der ganzen Welt; der Angriff des Oberkirchenraths Kliefoth in Meklenburg gegen den Prof. v. Hofmann in Erlangen, und beziehungsweiſe die ganze Erlanger-Theologie in Bauſch und Bogen; und die Verſuche des Oberkirchenregiments in Breslau, d. h. des Prof. juris Huſchke, den nicht kleinen Bruchtheil ſeiner 50,000 ſeparirten Lutheraner, der rebelliſch geworden iſt, zur Kirchenordnung und zum Gehorſam zu adſtringiren. Und das Merkwürdige bei allen dieſen Kämpfen iſt, daß je auf beiden Seiten nicht blos eminente ſcharfſinnige gelehrte Männer, ſondern auch ehrenwerthe Charaktere anzutreffen ſind. Es mag nicht blos, ſondern es wird auch gewiß auf einer Seite überwiegend Irrthum ſein, aber auf beiden Seiten wird es nicht an bona fides fehlen, die aus Herzensgrund ihr non possumus bekennten. Daß bei ſolcher Verwirrung der Begriffe dem Einen und Andern oft ganz angſt und bange wird, und alsdann mancher aus Unfähigkeit, ſelbſt die „Geiſter zu prüfen", autoritätsbedürftig einem Hauptſtimmführer kopfüber ſich auf Gnade und Ungnade ergibt, iſt erfahrungsmäßig. In ſolchen Zeiten hat ein Jeder vom heiligen Geiſt ſich helle und klare Augen zu erbitten, und ein Herz, das der Gerechtigkeit und Billigkeit Rechnung trägt.

Wenn wir vom Syllabus reden, ſo ſcheint es uns nicht zweifelhaft zu ſein, daß die weitaus überwiegende Mehrzahl der franzöſiſchen, italieniſchen, ſpaniſchen und engliſchen Prälatur mehr oder weniger in Schattirungen der Hauptſache nach vollſtändig ſich zu den dort ausgeſprochenen Verwerfungsdekreten bekennt. Die Betrachtung derſelben in ihren einzelnen hervorragenden Perſönlichkeiten liegt uns ferner. Wenden wir uns zu den katholiſchen Prälaten und Choragen der deutſchen Welt, ſo wird uns die Sache ungleich leichter. Laſſen wir die Reihe paſſiren, was ſehen wir? Die beiden verſtorbenen Erzbiſchöfe Droſte-Viſchering und Geiſſel in Köln, Freiherr von Ketteler in Mainz, Rauſcher und Reiſach in München und Wien, Biſchof Müller in Münſter und Martin in Paderborn, Diepenbrock (†) und Förſter in Breslau, der Alte in Freiburg, Herr Stiftspropſt Döllinger und der große Symboliker (†) Möhler in München, von dem hocharistocratiſchen Gentleman Cardinal Fürſt Schwarzenberg in Prag nicht zu reden, u. ſ. w., fügen wir zu dieſen deutſchen Prälaten und Koryphäen der letzten Neuzeit den jüngſt verſtorbenen, zum

Staunen von Schloß Windsor zum Erzbischof von Westminster creirten Cardinal Wiseman, aus der glücklichen Mischung romanisch-anglo-germanischen Blutes, den viel geschmähten und hochgefeierten quite English gentleman, der glühende Ergebung zu den weitausgreifendsten Wünschen des Vaticans mit einer hinreißenden Begeisterung für Wissenschaft und ästhetische Cultur in sich verband, — können wir wol sagen, das sei eine schlechte Gesellschaft? Alles mit Eleganz, in reichster Ausbeutung jedes Fortschrittes, den die Cultur der Gegenwart in Literatur, Speculation, Sprachforschung und Belebung aller socialen und materiellen Interessen aufweist. Das sind keine Trappisten, die nur ein memento mori murmeln, keine Barfüßler ohne Hemd und Schuh, keine Anachoreten, die den ganzen Tag auf einem Baumstumpf sitzen, und zuletzt ganz gläserne Augen kriegen, sondern Männer die mit Sechsen fahren, in Fürstenhöfen aus- und einwandeln, reichbesternt, auch Bücher schreiben, die beweisen, daß sie auf der Höhe des Wissens stehen, mitunter bewunderte Vorlesungen vor einem gebildeten Publikum halten, Alles wissen und umfassen, und doch Eins ins Andere gerechnet zum Syllabus fest stehen! Wenn auch Dieser und Jener es verschmähen würde, alle ethischen Grundsätze Escobar's zu vertreten, so würde doch schließlich Alles schweigen, wenn man allendlich zu der praktischen Ausführung der Principien eines Torquemada und Konrad von Marburg griffe, um was es auch koste, „der Kirche" die weltliche Herrschaft zu sichern. Die Bischöfe der Aufklärungsperiode, Sailer und Wessenberg, sind heute längst ausgestorben. Der Confessionalismus steht in der schönsten Blüthe, und von einer „Union" ist die Zeit ferner als je. Was alles auch Heterogenes in Eines Menschen Kopf friedlich zusammenstehen und sich vertragen kann, davon geben die Prälaten Döllinger und Wiseman Zeugniß. Des Ersteren Buch, die Geschichte des Heidenthums zeigt, was auch dort noch heute geleistet wird. Wiseman's literarische Schöpfungen sind bekannt. Die letzte seiner Arbeiten war „Memoir of St. John of the Cross" als Einleitung zu den Schriften dieses eigenthümlichen Schwärmers. Er schrieb über die Erziehung der Armen, über den Krimkrieg, über den Contact zwischen der Wissenschaft mit der geoffenbarten Religion, über die architektonischen Verbesserungen Londons, war auch Novellist und Dramatiker, und sein populärstes Werk sind seine „Erinnerungen an die letzten vier Päpste".

Wenige Wochen vor ſeinem Tode beſchäftigte er ſich noch mit einer Arbeit über Shakeſpeare, für welchen er eine tiefe und treue Bewunderung hegte. Man kann ihn vielleicht nach einer gewiſſen Seite hin mit dem Jenenſer Theologen Haſe vergleichen, und doch wie anders, der römiſche Prälat from top to toe, wenn's zum Aeußerſten kam. Was iſt das geheimnißvolle Band, das der Syllabus doch allendlich um alle dieſe ſcharfdenkenden und feinfühlenden Menſchen, die ſeinem Zauberkreiſe angehören, ſchlingt? Iſt es nicht auch das eigenthümlich ſtärkende Sicherheits-Bewußtſein, von einer tauſendjährigen Tradition und einer Gemeinſchaft getragen zu werden, die, wenn die Noth drängt, auch einmal ein Auge zudrückt, wenn der Sohn der Abruzzen Antonelli ſich als brauchbar erweiſt, um handlangend die äußere Maſchine zu ſtützen?

Der Kirchenſtreit innerhalb der „Gemeinen des evang.-lutheriſchen Bekenntniſſes in Preußen" — wie Prof. Huſchke in Breslau ſich und ſeine Geſinnungsgenoſſen nennt, obgleich dieſe Coalition auch bis ins Naſſau'ſche u. ſ. w. ſich erſtreckt — iſt jüngſt durch die im September v. J. abgehaltene General-Synode bis auf weiteres compromißartig vertagt: denn die Sache ſcheint noch lange nicht zu Ende. Unſere Quellen über das kurze Referat, das wir hier geben, ſind ſolche, die keiner leicht beanſtanden wird: das Kirchen-Blatt für die Gemeinen des evang.-luth. Bekenntniſſes in Preußen, herausgegeben von Julius Nagel, Paſtor der evang.-luth. Gemeinde zu Breslau, Nr. 20 u. ff. 1864 und das „Neue Zeitblatt für die Angelegenheiten der lutheriſchen Kirche, herausgegeben von Münkel", Nr. 49 u. 50. 1864. Die erſte Quelle vertritt die Sache Huſchke's ſelbſt als Organ des „Oberkirchen-Collegiums", und die zweite kann als eine ſolche angeſehen werden, die principiell einem freundlichen Verſtändniß für die Beſtrebungen dieſer ſeparirten Lutheraner im Allgemeinen nicht abgeneigt iſt, wie das zu fürchten wäre, wenn wir etwa auf die Proteſtantiſche Kirchenzeitung von Krauſe oder auf Schenkel's Zeitſchrift recurriren wollten, die natürlich alles mit ihren Brillen ſehen. Kein Menſch wird beſtreiten, daß die innerhalb dieſer lutheriſchen Fraction einander Gegenüberſtehenden in den Hauptfundamentalartikeln des confeſſionellen Bekenntniſſes einig ſind. Woher nun dieſe Differenz, die bis zum Zerreißen kirchlicher Zuſammengehörigkeit führt? Wir erlauben uns die Anſicht auszuſprechen, daß in ſolchen Fällen menſchliche,

persönliche und locale Beziehungen bedeutende Factoren von maßgebender Kraft sind. Locale und persönliche Beziehungen sind bei solchem bedrohlichen Auseinanderfahren von oft entscheidendem Belang. Die Formulirung der Principienfragen erfolgt oft unter dem starken Einfluß rein empirisch factischer Sachlagen, statt daß regelrecht die Dinge sich nach den Principien bestimmen müßten. Wie weit das rein Persönliche in vorliegendem Kirchenstreit wirkt, entzieht sich freilich dem Urtheil des ferner stehenden Beurtheilers. Um was streitet man sich eigentlich? Die Antwort darauf kann ganz kurz gegeben werden. Das Oberkirchen-Collegium will befehlen (Huschke), und die Pastoren und Gemeinden sollen gehorchen. Es fragt sich freilich dabei, in wieweit und inwiefern. In den letzteren regt sich aber ein tüchtiges Element subjectiv-selbstständig-independistischen Wesens; sie wollen nur soweit und insofern gehorchen, als sie eben wollen und es mit ihrer Ueberzeugung übereinstimmend erachten. Sie wollen nicht „ihre Vernunft gefangen geben unter den Gehorsam" ihres Chefs Huschke. Ihre ganze neugeschaffene Gemeinschaft weithin zerstreut von der Ostsee bis zum Rhein ist eben entstanden aus der Sehnsucht, sich kirchenregimentlich nicht maßregeln zu lassen, ihre geistige Unabhängigkeit Menschen gegenüber zu salviren, indem sie sich allein auf das „Bekenntniß" stützen, das sie in einem Buch haben, in Bezug auf welches sie nun die exegetischen auslegenden Experimente vor Gott und ihrem eigenen Gewissen allein vertreten. Für die Theorie scheint freilich eine solche höchste Instanz in einem geschriebenen Bekenntniß ganz genügend, weil geduldig und fügsam; aber sobald es zur Praxis kommt und eine oberste Kirchenautorität aus Menschen zusammengesetzt beliebt wird, entsteht die Frage, wie weit diese die „richtige" Auslegung des geschriebenen Bekenntnisses handzuhaben berechtigt ist, zumal bei Controversen, die eben dort entstehen, wo die Auslegung eine streitige ist. Da wird denn weiter gegriffen von der secundären Autorität, sobald diese nicht mehr ausreicht, zu der alles normirenden Urautorität, zur heiligen Schrift des göttlichen Wortes. Da heißt es von der einen Seite: das menschliche Kirchenregiment sei mit dem Siegel göttlicher Autorität betraut; dem höheren Kirchenregiment sei zu gehorchen als dem obersten von Gott bestellten und gestifteten Kirchenamt. Wenn man so ungefähr die Forderungen des Breslauer OKC. an seine ihm „untergeordneten" Gemeinden,

von denen nicht zu vergeſſen durch Synodalbeſchluß das OKC. creirt worden iſt, formulirt, ſo iſt einleuchtend, daß die Gemeinden mit ihren Paſtoren, ſobald ſie ſich durch die „Befehle" ihres „von Gott geſtifteten" oberſten Kirchenamts irgendwie gravirt fühlen ſollen, ſofort das kritiſche Meſſer der Prüfung nicht blos an die bezüglichen „Befehle", ſondern auch an die Frage ſtellen: „aus welcher Macht redeſt Du?" Das iſt nun hier der Fall. Nicht nur ſind thatſächlich mehrere Prediger und Gemeinden von dem erſt 20 Jahre beſtehenden Kirchenverbande ausgetreten und haben ſich ſelbſtſtändig conſtituirt, ſondern ein guter Theil der Uebrigen ſteht auch bereits auf einem ſchwankenden und bedenklichen Fuß dem OKC. gegenüber. Um dieſe Zerwürfniſſe wo möglich zu ſchlichten kam es nun zu einer General-Synode, zu der 100 Glieder, aus Paſtoren und Gemeindedelegirten beſtehend, berufen waren. Zwanzig Mitglieder hatten vorläufig als eine Commiſſion die eingegangenen Anträge einer Vorberathung zu unterwerfen, wo möglich alles ſchon zu formuliren, um auf dieſe Weiſe die Verhandlungen auf der Synode ſelbſt abzukürzen. Die ſtreitigen Lehrſtücke betrafen die Kirche, das Kirchenregiment und die Kirchenordnungen; es ſollte ein Urtheil abgegeben werden, „was eigentlich die ſymboliſchen Schriften (und die Bibel) von dem allen wirklich lehren". Wir ſagen, recht ſchön, wenn das ſich nur ſo ſchnell ausmachen ließe. Denn wir meinen, Bibel und Symbole geben wol für die zu bildende Kirchenverfaſſung leitende Grundſätze, aber keine fertigen Paragraphe und formulirten Geſetze. Vorzugsweiſe waren u. a. Sätze Huſchke's von den Gegnern als Irrlehren angezogen, die dahin lauteten, daß die Geſammtkirche das oberſte kirchliche Aufſichtsamt organiſch von Gott geſetzt in ſich trage; daß dieſes, obgleich von der Kirche gemacht, doch Gottes Wort und Ordnung ſei; daß daher der Gehorſam gegen daſſelbe unmittelbar ein Gehorſam gegen Gott ſei, nach dem Spruch: „Wer euch höret, der höret mich" ꝛc.; — Huſchke ſelbſt vertheidigte alle ſeine Sätze, ohne zu mildern und erklärte nur, „es ſei unbegründet, daß er die kirchlichen Satzungen dem Geſetze Gottes gleichgeſtellt habe". Die Gegner aber erklärten, „wenn ihnen auch einzelne Ausſagen Huſchke's jetzt im mildern Lichte erſchienen, ſo ſei doch dadurch im Ganzen nichts geändert, zumal die Ausſagen über Kirchenordnung ſtänden noch unverändert da". Es kam nun alles darauf an, wie und in welchem Sinne dieſe Ver-

handlungen der Vorcommiſſion „der zum großen Theil nicht urtheilsfähigen Synode (!) vorgeſtellt würden.“ Und da geſchah es, daß die Anfertigung des Berichts an die Synode drei entſchiedenen Anhängern Huſchke's zugewieſen wurde. Acht Tage lang arbeiteten nun die drei Committenten an der Abfaſſung dieſes Berichts, während deſſen die Synode warten mußte. Darauf kam die Arbeit noch vor die ganze Vorcommiſſion. Endlich war die Sache ſoweit fertig, ſie vor die Synode ſelbſt zu bringen. Die „Breslauer“ hofften auf einen vollſtändigen Sieg. Paſtor Lohmann, einer der Hauptgegner des OKC. und ſeiner Prätenſionen, hatte inzwiſchen einen Brief von Harleß aus München erhalten, den er mit Erlaubniß des Briefſtellers auf der Synode in einem entſcheidenden Augenblick zur Mittheilung brachte, wo Harleß ſich dahin äußert: „Ich muß mich vor Gott und Ihnen mit Inhalt und Motivirung Ihres Antrages (Anklage des OKC.) vollkommen einverſtanden erklären“. „Sehr ſichtlich war der Eindruck der ganz unerwarteten Vorleſung des Briefs, wie wenn eine Bombe gefallen wäre.“ Doch wurde zuletzt, nachdem 13 Synodale hinausgegangen waren, um ſich der Abſtimmung zu enthalten, der Antrag der Gegner, wie die Commiſſion vorgeſchlagen, abgewieſen, nachdem den ganzen folgenden Tag bis 8 Uhr Abends debattirt war, und der Präſes der Synode erklärt hatte, er ſchließe die Sitzung erſt nach Erledigung der Sache, obgleich die Verſammlung zuletzt an ziemlicher Abſpannung litt.

Indeß mit dieſem vorläufigen Siege waren die „Breslauer“ nicht zufrieden. Man muß „Ambos oder Hammer ſein“. Weil ihr einmal auf falſche Lehre geklagt habt, hieß es, ſo muß es nun auch zu einer Lehrentſcheidung gegen euch kommen. Und ſo trat denn ſchon in einer Sitzung der Vorcommiſſion P. Nagel, der ſich eine Woche lang gar nicht hatte ſehen laſſen, mit dem Entwurf eines Schreibens der Synode an die Gemeinden und die, welche ihnen vorſtehen hervor, in welchem im Sinne der Breslauer Sätze eine Entſcheidung über die ſtreitigen Lehren und zugleich eine Richtſchnur für die fernere Behandlung des Lehrſtreites gegeben wurde. Das Schreiben war meiſterhaft und vorſichtig abgefaßt, die Spitzen der Huſchke'ſchen Sätze zurückgeſchoben, die Breslauer Lehre vom Kirchenregiment beſtimmt feſtgehalten, aber mit kunſtreichen Wendungen das Zeugniß der Symbole blendend

herangezogen. Die Vorlesung dauerte siebenviertel Stunden! Es erhoben sich sogleich Bedenken, daß die Synode ein so ausgedehntes Schreiben nach ein- oder zweimaligem Anhören sich aneignen solle. Dr. Besser schlug unhaltbar vor, daß sich die Synode den Entwurf nur im großen Ganzen aneignen solle. Man war ersichtlich in einiger Verlegenheit, wie man einen Entwurf zur Annahme empfehlen könne, über dessen theologischen Inhalt ein großer Theil der Synodalen gar kein Urtheil habe. Huschke half sich mit einer Anekdote. Moser habe in Wien einen jungen Baron kennen gelernt, der als Glied des Reichsraths während der wichtigsten Verhandlungen Romane gelesen. Als ihm Moser das vorhielt, antwortete ihm der Baron: er stimme ja mit ab, und auf die Frage, wie er das mit gutem Gewissen könne, erwiderte der Baron, da er seine Studienzeit schlecht benutzt habe, halte er es für das Sicherste jedesmal so zu stimmen wie der Graf Sinsheim, den er als einen tüchtigen und gewissenhaften Juristen kenne. „Mit dieser sehr vernünftigen Antwort," sagte Huschke, wolle er darauf hinweisen, daß in größeren Versammlungen die Mehrzahl doch immer der Autorität und nicht der freien Selbstentscheidung folge. Hieran schlossen sich Gedankengänge über berechtigte Autorität in der Kirche, welche immer hart an der Grenze der römischen „Lehren der Kirche" hinstreiften. Nach ausführlichen Gegenreden folgte in der Vorcommission die Abstimmung. Aber — der Antrag, den Nagel'schen einfach der Synode zur Annahme vorzulegen, wurde mit 12 gegen 8 Stimmen, trotz Huschke's siegesgewissem Auftreten, abgelehnt. Es war schon 8½ Uhr Abends, eine peinliche Lage. „So haben wir der Synode morgen gar nichts vorzulegen," sagte Nagel. Das geht nicht, hieß es; nicht eher vom Fleck, bis eine Vorlage geschaffen sei. Darauf arbeitete Huschke mit drei andern an einer Vorrede zu dem Entwurf. In dieser neuen Einkleidung ward endlich der Entwurf angenommen, um der Synode empfohlen zu werden. Um jeden Preis sollte also eine Lehrentscheidung durchgesetzt werden, wenn auch die Ungelehrten Arme und Beine dabei brächen, und die Gelehrten den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen könnten. Die Autorität deckte alles zu. Am folgenden Tage trat die Synode zusammen, bei der sich eine zahlreiche Zuhörerschaft meist weiblichen Geschlechts eingefunden hatte. Nagel verlas wiederum seinen siebenviertelstündigen Entwurf. P. Lohmann erklärte

in einem längeren Vortrag, zur Genehmigung einer ſolchen ausführlichen Lehrerklärung fehle hier die Ausreifung, die Einmüthigkeit und die Zeit. Es ſei noch nicht vorgekommen, daß von einer Synode ein ſo ausgedehntes Schriftſtück, das man nicht einmal für ſich habe durchleſen können, nach einmaligem Verleſen angenommen ſei. Und nun gar ein Schriftſtück, in welchem, trotz aller Gemeſſenheit und Vorſicht, doch Hauptſätze, nicht blos hier von Vielen, ſondern von faſt ſämmtlichen namhaften lutheriſchen Theologen für bekenntnißwidrig erklärt ſeien. Und was man denn mit den widerſprechenden Paſtoren und Gemeinden anfangen wolle. Es kam zu lebhaften Discuſſionen. Zuletzt hielt Beſſer eine auffallend ſchwache Schlußrede, indem er unter lautem Schreien auf Annahme des Entwurfes drang, und dabei das Wort auf Huſchke anwandte: Wer ſich zu ihm bekenne, zu dem werde ſich Jeſus auch vor ſeinem Vater bekennen. Nach dieſer anſtrengenden Bearbeitung der Synode erfolgte die Abſtimmung, vor der knieend gebetet wurde. Von 90 anweſenden Stimmberechtigten enthielten ſich 5 der Abſtimmung. Etwa zweidrittel der ganzen Zahl ſtimmte für den Entwurf. Das Präſidium erklärte nach viertelſtündiger leiſer Berathung, daß die „erforderliche" Einmüthigkeit nicht vorhanden, ein gültiger Beſchluß alſo auch nicht zu Stande gekommen ſei. Sehr auffallend war der nachfolgende ziemlich allgemeine Umſchwung der Stimmung. Alle hatten den Eindruck: der Herr hat es gewehrt. Und nun freuten ſich ſelbſt ſolche, die auf die Annahme des Entwurfs gedrungen hatten. Einzelne fielen den Proteſtirenden mit Küſſen um den Hals, während ſie dieſelben vorher, wenn auch mit widerſtrebendem Herzen, ſchon als Abgetrennte angeſehen hatten.

Der Synodalkampf ſchien nun hiermit ſeinen Abſchluß gefunden zu haben. Gleichwol kam es ganz anders.

In der nächſten Sitzung las Nagel eine Erklärung des OKC.'s vor, in welchem daſſelbe der Synode anzeigt, daß es in ſeinem amtlichen Handeln die Bekenntniſſe im Sinne des Nagel'ſchen Entwurfes auslegen und handhaben werde. Ein höchſt überraſchender Schritt. Obgleich der Entwurf von der Synode nicht angenommen war, ſollte er doch amtliche Geltung haben, und zwar in der höchſten Behörde, welche die Aufſicht über die Lehre hatte, folgeweiſe über alle Paſtoren und Gemeinden. Trotz allen *Proteſtirens* iſt aber dieſes Schreiben inzwiſchen an alle Ge-

meinden gedruckt versandt, als „mitgetheilt", ob auch zur Nachachtung, ist nicht ausdrücklich gesagt. Thatsächlich soll fortan in der ganzen Kirche nur Huschke's Lehre Geltung haben, und das mit Zustimmung derselben Synode, welche sich außer Stande sah, seiner Lehre die kirchliche und öffentliche Geltung zu ertheilen. Wer nicht gehorcht, hat freilich ein Recht dazu, er wird aber doch abgesetzt, denn Gewalt geht vor Recht. — Am Schluß der Synode ward der Antrag des P. Morawek, daß mit den ausgetretenen Pastoren und Gemeinden als Separatisten gar keine Abendmahlsgemeinschaft zu halten sei, angenommen. Es ward freilich mit Recht entgegnet, daß die Abendmahlsgemeinschaft so weit als die Bekenntnißgemeinschaft reiche. Ein Abfall der Ausgetretenen vom Bekenntniß liege nicht vor. Um der Trennung willen könne man doch nicht alle Gemeindeglieder als unbußfertige Sünder zurückweisen. Indeß das half alles nichts. Und das OKC. konnte mit Befriedigung das Tagewerk der Synode betrachten!

Die Erlanger Zeitschrift hat im Februar-Heft d. J. von Prof. Scheurl, wie es uns dünkt, ein vortreffliches maßvoll verständiges richtiges Wort über obige Breslauer „Offene Erklärung" gesprochen. Es wird da beklagt, daß man dem, was die luth. Symbole über die sogenannte äußere Seite der Kirche mit ihren Aemtern und Ordnungen enthalten, einen Sinn abzugewinnen suche, der nicht darin liegt und schriftwidrig ist, und dagegen vollkommen richtige Sätze als Irrlehren zu verwerfen. Es wird beklagt, daß man auch hier die Theorie von der Kirchenverfassung als Theil der „Lehre" behandele, ganz gegen den Sinn der Väter unsrer Kirche. Ein besonders instructives Wort scheint mir folgendes: „Wir kennen einen deutlichen und ausdrücklichen Befehl des Herrn, daß das Evangelium gepredigt werden soll, und darin ist von selbst der weitere Befehl enthalten, Personen zum Amt der Predigt des Evangeliums zu bestellen. Aber wir wissen von keinem Befehl des Herrn darüber, von wem die Bestellung geschehen soll. Jede Versammlung in seinem Namen, sei sie auch noch so klein, ist eine Gemeinde Christi, die ihn in ihrer Mitte hat, und eben demnach die Macht, Personen zum Predigtamt zu bestellen. Dies ist das Nothwendige, daß diese Bestellung von in Christi Namen Versammelten ausgehe. Sache der Freiheit ist es, daß sich dazu nur alle an einem Ort Woh-

nenden, oder alle Ortsgemeinden eines größeren Bezirks verſammeln, d. h. zu einer Geſammtgemeinde vereinigen: einen göttlichen Befehl, wann Erſteres und wann Letzteres geſchehen ſoll, enthält die heilige Schrift nicht. Darüber im einzelnen Fall die Seinen auf den rechten Weg zu leiten, wollte und konnte der Herr dem heiligen Geiſte und theilweiſe ſchon ihrer natürlichen Vernunft überlaſſen. Der Herr wollte ſeine Kirche nicht mit neuen Geſetzen, ſondern mit ſeinem für alle Zeiten verheißenen heil. Geiſte regieren, mittelſt deſſen Er ſelbſt ihr allzeit gegenwärtig bleiben wollte. Warum wendet man denn immer ſoviel Mühe auf, mehr Befehle Chriſti herauszubringen, als Er wirklich zu hinterlaſſen für gut befunden hat, ſtatt ſich mit der von Ihm verheißenen Geiſtesleitung begnügen zu laſſen, wo Er nichts befohlen hat? Warum ſollen wir auch da nur Knechte ſein wollen, wo der Herr ſelbſt uns ſeine Freunde ſein laſſen will (Joh. 15, 15)?" — Ferner: „daß die Taufe eines Kindes immer Gottes Werk ſei, läßt ſich mit voller Sicherheit ſagen. Daß die Anſtellung oder Entſetzung eines Predigers Gottes That iſt, wenn ſie durch einen ordentlich berufenen Träger des höheren Kirchenregiments verfügt worden, läßt ſich nicht ſagen; es kann dabei unter Gottes Zulaſſung etwas geſchehen ſein, was wider Gottes Willen iſt. Andererſeits kann es auch wider des Herrn Willen geſchehen, daß einem Beichtenden die Abſolution ertheilt wird; aber ein Gotteswort hat derſelbe darin immerhin vernommen". — „Man denkt nicht hoch genug von Chriſtus, wenn man ihn für einen Kirchenſtifter hält, der ſtatt das göttliche Geſetz des alten Bundes zu erfüllen, es durch neue Kirchengeſetze erſetzt oder vermehrt habe. Der Herr ſagt ſelbſt: „dazu bin ich geſandt, das Evangelium zu predigen vom Reiche Gottes," nicht Kirchenordnungen zu machen. Für wen die Verwaltung oder Empfang der Sakramente oder das Beten des Vaterunſers die Bedeutung der Erfüllung einer Geſetzesvorſchrift oder der Beobachtung einer Kirchenordnung hat, mit deſſen Chriſtenthum ſteht es nicht gut". Endlich: „Da überhaupt zu wahrer Einigkeit der Kirche nicht Gleichförmigkeit des Gottesdienſtes und der Kirchenordnung erforderlich iſt, ſo darf man es, meine ich, nicht als ein ſündliches Schisma anſehen, wenn Glieder der Kirche den Verſuch machen wollen, indem ſie ſich zu einer neuen, ihnen beſſer ſcheinenden Weiſe des kirchlichen Lebens vereinigen, und zu dieſem Behuf aus

dem rechtlichen Kirchenverband im Frieden ausscheiden, dem sie bisher eingegliedert waren, sich besser zu erbauen, als es ihnen in diesem Kirchenverbande möglich zu sein scheint. Namentlich glaube ich, daß Freikirchen ihren Gliedern diese Freiheit zugestehen können und müssen, und daß gerade die Anerkennung dieser Freiheit es erleichtern würde, „fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens".

Hierbei sei bemerkt, daß uns Vieles aus Hengstenberg's „Vorwort" d. J. sehr angesprochen. Nun, „die Posaune hat einen deutlichen Ton," das muß man gestehen. Für Manchen mag der Trompetenschall mitunter etwas zu grell sein, und zärtlichen Ohren schreiend klingen. Aber es kommt Alles auf Gewohnheit an. Und wenn man Jahr aus und Jahr ein solche „Vorworte" liest, stumpft der Gehörsinn ab, und es ist zuletzt wie Flötengesäusel. Die Auslassungen gegen Prof. Beyschlag's Vortrag auf dem Kirchentage zu Altenburg sind besonders markig. Wir stimmen dem Worte vollkommen bei: „Auf der wahren Gottheit Christi ruht die durch ihn gestiftete Versöhnung. Nur der in das menschliche Geschlecht eingetretene wahrhaftige Sohn Gottes vermochte die vollgültige Sühne zu leisten. Alle Theorien, die sich an der ewigen Gottheit vergreifen, rauben zugleich der Christenheit ihren höchsten Trost, die Vergebung der Sünden, und vergreifen sich namentlich an dem edelsten Kleinod der evangelischen Kirche, an dem Artikel, von dem man nicht weichen oder nachgeben kann, es falle Himmel und Erde und was nicht bleiben will". Wenn freilich das Vorwort schließlich bei Erwähnung der vier Namen „Schenkel, R. Rothe, Kahnis, Beyschlag" in den Spruch des weisen Sirach einstimmt: „Wer Pech angreift, der besudelt sich," und sich dahin erklärt, daß man nun „ein reinigendes Bad" nehmen müsse, so ist das allerdings die höchste Staffel polemischer Ausdrucksweise. — Auch ist uns, was über die „separirten Lutheraner" und ihre letzte General-Synode berichtet und geurtheilt wird, ganz vortrefflich: „der Versuch, die Anschauungen (Huschke's über das Kirchenregiment) durch die Synode förmlich sanctioniren zu lassen, und dem lutherischen Bekenntniß also eine Art von Zusatzartikel hinzuzufügen, drang nicht durch. Man erkannte es als Anmaßung, wenn ein so winziger Theil der lutherischen Kirche es sich beikommen lassen wollte, neue Lehrbestimmungen aufzustellen. So kam die leider schon so viel zu weit getriebene

Sache nicht zu einer endgültigen Entscheidung. Leider hat das OKC. eine solche durch die „öffentliche Erklärung der streitigen Lehren von der Kirche, doch noch zur Hinterthür hineinzuführen gesucht. Ein volles Drittheil der Geistlichen ist nun bereits theils ausgeschieden, theils ausgetreten. Wir wünschen von Herzen, daß endlich, und ehe es zu spät ist, eine gründliche Ernüchterung eintreten würde". —

Ein merkwürdiger Zwischenfall am theologischen Himmel, den wir, in der Lage, nur aus der Ferne zu beobachten, für einen unerwarteten und unvermittelten ansehen, der aber sicher mit früheren verborgenen Stellungen der leuchtenden Gestirne in Verbindung steht, und den wir, nun auch für uns sichtbar, nicht todtschweigen können, sondern als ein Ereigniß constatiren müssen, das auch seine Ursachen hat und seine Wirkungen haben wird. Kliefoth hat einen vernichtenden Donnerstrahl aus Meklenburg nach Süddeutschland geschleudert. Schenkel und die Heidelberger werden abgethan, nun, das ist selbstverständlich. Aber nun kommen auch Hofmann und die Erlanger an die Reihe, und ziemlich in Bausch und Bogen, und das ist uns befremdlich. In seiner „Theologischen Zeitschrift", 1864, Heft V tritt Kliefoth mit einem Aufsatz auf: „Zwei politische Theologen, Dr. Daniel Schenkel in Heidelberg und Dr. J. Chr. K. von Hofmann in Erlangen. Von Dr. Th. Kliefoth, Oberkirchenrath in Schwerin." Auch ein besonderer Abdruck. 128 S. Wir haben auch hier nie verfehlt, Herrn Kliefoth seiner Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und charaktervollen Entschiedenheit wegen auszuzeichnen, wie denn seine Schriften — namentlich auch seine Predigten — hier nur rühmend anerkannt sind. Seine vielfach angefochtene Stellung kümmert uns weniger, da die Dinge uns zu fern liegen, um über persönliche Verhältnisse ein Urtheil uns zu erlauben. Seine klare, ruhige, inhaltreiche, gediegene, maßvolle Sprache, namentlich auch in seinen Predigten, hat uns stets vollkommen zugesagt. Daß er auch Humor hat, und eine scharfe satyrische Feder führen kann, ist für uns etwas neues, und hat er in der vorliegenden Schrift diese Gaben glänzend an den Tag gelegt. Doch das Alles wäre noch keine Veranlassung, in Erstaunen zu gerathen. Eigentlich sollte man sich über Nichts mehr wundern, wenn man die Jahrhunderte hindurch sorgfältig cultivirte Streittheologie überdenkt, wo ist da Schonung und Erbarmen? wo ist da ein liebevolles Sichversetzen in die Stimmung eines Andern?

wo ist da auch der leiseste Versuch, die Irrthümer in dem Kopfe des Gegners sich aus ihren Entstehungsgründen zu erklären, um nicht zu viel zu verlangen, zu entschuldigen? Nichts von allem dem. Pech und Koth, Hölle und Satan, infernale Niederträchtigkeit, daraus habe der Gegner sich seinen Lügenbrei zusammen geknetet, und es gereicht zur moralischen Genugthuung, den Feind in den äußersten Winkel der Verdammniß geschleudert zu haben. Und das alles mit einem gewissen Behagen. Wird dadurch überzeugt? Wird dadurch die Wahrheit ans Licht gebracht und das Reich Gottes gefördert? Die Erbitterung steigert sich nur, und die Gemüther entfremden einander, die wahrlich in dieser Zeit etwas besseres zu thun hätten, als sich gegenseitig zu beißen. Das Höchste, was bei solcher Praxis herauskommt, ist, daß man „Zeugniß" ablegt. Was es aber mit solchem „Zeugniß geben" auf sich hat, und wo es wol gar bei einem einzigen Protest mit Häufung von Namensunterschriften sein Bewenden hat, und wobei man meint, eine Heldenthat vollbracht zu haben, ist bekannt. „Bange machen gilt nicht," heißt es da erst recht, und was es mit dem „Majoritäts- und Minoritätsprincip" für eine Bewandniß hat, ist seit dem Tage zu Speier Anno 1529 schon ausgesprochen. Kliefoth hat nun den kinderleicht zu betretenden Pfad des Zeugnißgebens mit Unterschrift seines berühmten Namens verschmäht, vielmehr ein ganzes Buch von 128 Seiten geschrieben, und das ist schon etwas. Warum soll der Theologe, der die heiligsten Güter des Glaubens in Gefahr sieht, auch durch solche, die einst mit ihm eines Weges wandelten, nicht mannhaft sich erheben, und Schlag gegen Schlag, d. h. Grund gegen Grund angeben der Hoffnung, die in ihm ist? Soll der Theologe blos apologetisch, darf er nicht auch polemisch verfahren? Warum nicht. Die Schreibart der Gelehrten, die ihre wissenschaftliche Stellung im Conflict mit dem Gegensatz sichern wollen, muß in unseren Tagen einen deutlichen und wo möglich starken Ton haben, daß die Fenster klirren. Bei dem Gebrause und wirren Durcheinandertönen der vielen sich gegenseitig widerstrebenden Stimmen kann man nicht die Flöte blasen, wenn man auf Gehör rechnen will. Das weiß Herr Kliefoth ebenso gut, wie Andere. Leise treten und auf Socken gehen hilft zu gar nichts. Zudem kommt auch noch das hinzu, daß die Ausdrucksweise der Sprache durch fleißigen Gebrauch mit der Zeit so abgenutzt wird, daß die früher

energiſch wirkenden Mittel gar nicht mehr verfangen wollen. Es müſſen immer neue Wendungen eintreten, noch draſtiſcher, markiger, unerhörter, um den Eindruck nicht zu verfehlen. Die alten Polemiker aus dem 16. und 17. Jahrhundert haben allerdings erſtaunliches in dieſen Stücken geleiſtet, und ſie zu übertreffen wäre heutzutage eine Kunſt. Aber wir ſind nah daran, ſie zu überholen. Wo die Alten mit Katapulten kamen, da haben wir gußeiſerne Armſtrongkanonen; und ſo auch auf dem Gebiete des literäriſchen Kampfes ſind wir bereits im Beſitz wundervoller Mittel, und greifen wol auch, wenn nichts mehr helfen will, zu dem letzten, das beſonders wirkſam zu ſein verſpricht, zu dem der — politiſchen Verdächtigung. Und das iſt der Punkt, wo wir auch mit dem Geſinnungsgenoſſen nicht weiter gehen können, ſondern einfach zu bedenken geben, daß man von dem eigentlichen Gegenſtande der Discuſſion ſich entfernt. Als wir zum erſtenmal Kliefoth's Schrift gegen Schenkel und Hofmann laſen, war der Eindruck: brillant geſchrieben. Nicht ſo ſcharfſinnig und kleinliche Mittel verſchmähend, wie einſt Strauß mit ſeinem Gegner in den bekannten Heften vor dreißig Jahre verfuhr, aber für die Maſſe berechnet, im Feuilletonſtyl eines Journaliſten. Daß Schenkel heimgeleuchtet wird, war nunmehr nach Allem nicht ſchwer; ſehr gelungen. Auch nicht anders zu erwarten. Daß Schenkel als Demagog hier an den Pranger geſtellt wird, iſt auch ſchon dageweſen, alſo nichts neues. Darüber weiter ein Wort zu verlieren, verlohnt ſich nicht. Schenkel wird kaum durch Kliefoth's Auslaſſungen ſich eines beſſeren belehren laſſen. Mochte K. alſo Schenkel immerhin angreifen, was deſſen wiſſenſchaftliche Leiſtungen betrifft, ſo war über die Haltloſigkeit der Schenkelſchen Charakterbilder Jeſu gewiß noch manches treffende Wort zu ſagen, und K. hat es redlich gethan. Aber daß nun auch Schenkel der Theologe als Politiker geſtraft wird, war überflüſſig, weil von der Seite ja ſchon längſt, wenn auch ohne Erfolg, ausgeſprochen. K. kann wol auf die Roſtocker Univerſität influiren, aber Heidelberg iſt ihm unnahbar: er konnte da nur höchſtens ein dixi et animam salvavi von Schwerin nach Baden hinüberrufen. Der Bundestag zu Frankfurt hat aber viel wichtigere Dinge zu überlegen, als die Betrachtung des politiſch gefährlichen Theologen Schenkel von K. in Erwägung zu ziehen, und die meklenburgiſche Artillerie hat die Schenkel'ſchen Grillen nicht zu fürchten. Aber der

eigentliche Hauptgegner des ganzen Handels war für K. der Prof. Hofmann in Erlangen. Beim erſten Leſen der Angriffe gegen Hofmann traute ich meinen Augen nicht. Daß Hofmann in der Verſöhnungslehre anders denkt, als K., iſt bekannt. Daß K. alſo dieſe falſche Theorie des berühmten und bekanntlich mit einer ſehr großen Anziehungskraft begabten Erlanger Profeſſors zu widerlegen ſich anſchicken wollte, ganz begreiflich und in der Ordnung. Iſt es doch noch lange nicht ausgemacht, wie die Hofmann'ſchen dialektiſch zu Stande gebrachten Entdeckungen in der Dogmatik und Exegeſe von maßgebendem Einfluß auf die Entwickelung der evangeliſchen Theologie ſein werden. Aber jedenfalls war ein ſolcher Angriff, wobei die ganze theologiſche Facultät in Erlangen, die doch anerkannt eine der erſten in ganz Deutſchland iſt, zu einer mitverſchuldeten Zielſcheibe erkoren ward, neu. Wie kommt K. dazu, gegen Männer in dieſer Weiſe aufzutreten, denen er doch ſonſt die Bruderhand im beſten Einvernehmen zu reichen kein Bedenken trug? Wo hinaus? kann man hier erſt recht fragen. Und wenn er angeſichts Deutſchlands die Väter warnt, ihre Söhne, die Theologie ſtudiren, nach Erlangen zu ſchicken, ſo fragt man ſich: wohin nun? Ob die Parole durchaus aus Meklenburg kommen ſoll? Ich ſehe mir alle Univerſitäten der Reihe nach an, und finde etwa nur eine einzige, Roſtock, die würdig wäre, im Sinne Kliefoth's, beſucht zu werden. Auf allen übrigen ohne Ausnahme ſind, nach K.'s Theorie, gefährliche Elemente. Das heißt doch, ſo ſchien es uns, die Sache auf die Spitze treiben. Und nichts iſt ſo ſchädlich rückwirkend, als Uebertreibung. Indeß beim zweiten Leſen — denn in der That kann man die Schrift, bei einer gewiſſen objectiven Ruhe, mit Vergnügen zweimal leſen — trat doch immer klarer hervor, daß die Hofmannſche Theologie ſo ziemlich unbeleuchtet bleibt, denn die dicken Bücher von Hofmann werden mit funfzig Druckſeiten nie und nimmer in Grund und Boden geſchoſſen; dagegen iſt es dem Gegner darum einzig und allein zu thun, Hofmann politiſch nicht blos zu verdächtigen, ſondern zu vernichten. Dieſer ganze Verſuch K.'s iſt aber als ein völlig misglückter zu erachten und der Erfolg wird es beſtätigen. K. der Mann der Wiſſenſchaft, hat gewiß vollkommen das Zeug dazu, etwas Tüchtiges den theologiſchen „Verirrungen" Hofmann's, wenn man ſie ſo nennen will, entgegenzuſtellen. Da hätte er eine Lanze mit dem

geiſtreichen Erlanger brechen ſollen. Bismark und Schmerling, Louis Napoleon und Palmerſton fürchten ſich vor den deutſchen Profeſſoren am wenigſten. Die Dſchingiskan, Attila, Mamud und Soliman, Wallenſtein und Napoleon I., die mit ihren eiſernen Dreſchwagen über die Friedensgefilde Europas daherrollen, die ſind die Zermalmer aller Wohlfahrt. Solange noch ein deutſcher Profeſſor — „auf dem Podium wie eine Tänzerin beklatſcht" — (in der That, wir hätten uns vom ernſten K. aus einer würdigeren Sprache gegen einen ſonſt ebenbürtigen Mann verſehen) — ſeine Rede mit einem emphatiſchen Seufzer: „Ach Gott vom Himmel ſieh darein" ſchließt, hat es gute Wege. Wir halten die ganze Arbeit, die ſich K. hier gemacht hat, nicht nur für völlig überflüſſig, weil unwirkſam und erfolglos, indem dieſe Anklage auf politiſche Unzuverläſſigkeit ganz in den Sand verfließen wird, ſondern auch für eine traurige Verirrung eines ſonſt achtunggebietenden Mannes, zu ſolchen Mitteln ſeine Zuflucht zu nehmen, um die theologiſche Haltung eines Gelehrten unhaltbar zu machen. Indeß leſen muß man die Schrift von K. Auch ein Zeichen der Zeit. Aber ein trauriges.

I.
Abhandlungen und Aufsätze.

1.
Hat die natürliche Erkenntniß Gottes einen Werth neben der offenbarungsmäßigen oder gilt letztere allein?

Von Pastor adj. Marpurg in St. Petersburg.

Der Apostel Paulus in seiner Rede zu Athen sowohl, die Act. 17 berichtet wird, als auch in seinem Römerbrief deutet unverkennbar die auch dem natürlichen Menschenherzen innewohnende Potenz des Geistes zum Wahrnehmen und Vernehmen der Selbstbezeugungen Gottes an. Wenn er dort Gottes Plan mit den Menschen bis auf die Zeit Christi, die Zeit der Erfüllung darauf angelegt sein läßt, „daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie ihn doch fühlen und finden möchten, denn er ist nicht ferne von einem Jeglichen unter uns und wir sind seines Geschlechts" — wenn er hier die in Sünden und Laster gesunkenen Heiden ohne Entschuldigung sein läßt in Hinsicht ihres Unglaubens, „denn daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar, denn Gott hat es ihnen geoffenbart damit, daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit wird ersehen, so man deß wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt:" hat er nicht mit derlei Aussagen die Gewißheit vom Dasein Gottes nicht nur als höchstes Ziel für das Streben des menschlichen Geistes, sondern

auch als höchſten, in der That möglichen Beſitz desſelben bezeichnet? — Die Offenbarungsſtimmen in der Natur und Geſchichte, wie in dem eigenen Herzen — ſie ſind es, die er dem von dem Urquell des Lichtes abgefallenen Menſchen mit auf den Weg gegeben ſein läßt, ob er wohl auf ſie hören, ſie verſtehen und ihre Botſchaft aufnehmen möchte! — Hat dieſer ſie nun gehört, verſtanden, bewahrt? — wir fragen jetzt nicht darnach: ſoviel ſcheint jedoch für des Apoſtels Meinung wohl gewiß zu ſein, er hätte ſie hören, verſtehen und bewahren können, wenigſtens ſoweit, daß er in der Zeit der Vorbereitung wäre zu entſchuldigen geweſen, denn nun — ſo heißt es — hat er „keine Entſchuldigung." — Das Bewußtſein vom Daſein eines Gottes, ſeiner ewigen Kraft und Gottheit — das Finden und Fühlen dieſes Gottes: es iſt alſo dem natürlichen Menſchen möglich; ſelbſt mit allen ſeinen Mitmenſchen, ja ſogar mit aller Creatur — wenn auch hier nur in gewiſſem Sinne — transcendenten Urſprungs findet er in ſich und außer ſich Anknüpfungspunkte für die Ueberzeugung von der Exiſtenz des überſinnlichen Gottes: — wenn er nun nicht zu derſelben gelangt — vorausgeſetzt, daß er die ihm gegebene Möglichkeit Gott zu erkennen genutzt — ſo hat das großentheils nur in verkehrtem Willen ſeinen Grund, er *mag* nicht die gewonnene Erkenntniß zum Eigenthum ſeines Denkens machen, d. h. er *will* nicht — iſt darum ohne Entſchuldigung. —

Ja, wäre dem nicht alſo, — wäre jene wenn auch noch ſo inadäquate Erkenntniß des höchſten Principes aller Dinge, ſei ſie nun in unmittelbarer oder mittelbarer Weiſe zu gewinnen, dem natürlichen Menſchen nicht als Möglichkeit eingeſenkt: es fehlte überhaupt an dem Lebensgrund aller Religion auf menſchlicher Seite, und wenn nun doch das Auftreten

dieſer von jeher die Erfahrung aller Orte und Zeiten für ſich hat, worauf weiſt das anders hin, als daß ſich dem Menſchen immer wieder auf natürlichem Wege die Ueberzeugung von dem Daſein Gottes aufgedrängt hat. Allerdings hat man wohl auf dem Felde der Miſſion Völker und Stämme in ſolch' verkümmertem Daſein gefunden, daß nicht allein nicht von einem Streben nach Erkenntniß Gottes, wie überhaupt von einem geiſtigen Leben unter ihnen nicht die Rede ſein konnte, — doch iſt dieſer Umſtand kein Beweis gegen die urſprüngliche Anlage des Menſchen zur religiöſen Erhebung in Gott. Wie alles geiſtige Vermögen, ſo iſt auch das religiöſe Vermögen und Streben zunächſt im Menſchen nur Anlage, eine ſtrebende Kraft, ein realer Trieb auf das ewige Gut hin, deſſen Entwickelungsgang wenigſtens inſofern derjenigen anderer Seelenkräfte und Seelentriebe ähnlich gedacht werden muß, daß ſich eben nur aus ſeiner Pflege, Ausbildung und Bethätigung ein ihm eigenthümliches Leben ergiebt. Wo es nun aber Generationen hindurch in Folge des Böſen an dieſer Pflege und Ausbildung fehlt, wo es in einem bis auf die Stufe nur ſinnlichen Daſeins herabgeſunkenen Menſchen dahin kommt, daß ſeine geiſtigen Vermögen in ihrer natürlichen Erweiſung und Aeußerung total gehemmt erſcheinen, da iſt freilich auch die ihm von Natur innewohnende religiöſe Kraft gebunden, aber nimmer ganz entſchwunden. Die Unzerſtörbarkeit deſſelben beweiſt ſich vielmehr alſobald wieder darin, daß ebenſo der auch noch ſo heruntergekommene wie der in Folge verirrten Denkens lange Zeit von Gott nichts ahnende Menſch oft plötzlich die ihm entgegengebrachte Kunde von Gott erfaßt und ſich ihr ergiebt. Dies ſowohl, als insbeſondere die Thatſache, daß von jeher die Menſchen außerhalb des Offenbarungsgebietes in Chriſto nie ohne

Religion geweſen, beſtätigt die Urſprünglichkeit des religiöſen Triebes in ihnen, damit auch ihre relative Fähigkeit, ſich zur Gotteserkenntniß zu erheben. Iſt aber das der Fall, und gelangt nun der Einzelne natürlich nicht ohne erziehende Einwirkungen von außen dahin, den unbewußten Trieb ſeines Herzens immer mehr in ſein Bewußtſein zu erheben vermöge der ihm gegebenen Vernunft, ihn zu reinigen von den unklaren Beimiſchungen der Phantaſie, die ſich gern mit ihm verbindet, — werden wir dann ſagen dürfen: es ſei Alles unwahr und treffe nicht zu, was er auf dem Wege ſeines Denkens, gereizt durch den ihm innewohnenden religiöſen Trieb erfaßt —? „Muß Alles, worauf ſich das höhere, religiöſe Erkennen bezieht, der ganze weſentliche Inhalt, einzelne Thatſachen und Wirkungen, wie allgemeine Principien — müſſen ſie durch die göttliche Offenbarung dem Menſchen gegeben werden" — widrigenfalls er in den höchſten Fragen ganz und gar im Dunkel iſt —?— Wir meinen: Es giebt auch in dem natürlichen Menſchen ein Gottesbewußtſein, das nicht unberückſichtigt zu laſſen iſt, namentlich für die, ſo da glauben, blos durch die Notiz der Offenbarung könne dem Menſchen die Idee Gottes und die Gewißheit von ſeinem Daſein, die Glaubensüberzeugung von Gott, als dem ewigen Grunde und Ziele alles Zeitlichen beigebracht werden. Damit wäre dann freilich der Atheismus das nothwendige Reſultat jeder das Gebiet der Offenbarung nicht berührenden, menſchlich vernünftigen Forſchung. — Doch dem iſt eben nicht alſo; die Offenbarung kann wohl und ſoll, anknüpfend an unſer religiöſes Sehnen, Verlangen und Denken, es erfüllen, befriedigen und richten, aber wo uns der religiöſe Trieb fehlte und überhaupt die Fähigkeit, zu dem Gottesgedanken uns erheben, — da richtete auch die Offenbarung bei uns

nichts aus. So ſagt denn auch der Apoſtel, da er vor den Heiden ſpricht in Röm. 1, 20: „Gottes unſichtbares Weſen..... wird erſehen ꝛc..... Wir theilen hiemit dem natürlichen Menſchen die Fähigkeit zu, Gott das höchſte Princip zu erkennen, ob wir auch noch dahingeſtellt ſein laſſen, wie weit dieſe Erkenntniß ihrem Inhalte und ihrer Ausführlichkeit nach zu gehen vermag.

Man wird ſich vielleicht durch dieſe Darlegung noch nicht ſofort von der Richtigkeit unſerer Auffaſſung überzeugen laſſen. Um ſie zu verwerfen, ſollte man aber eine wahrhaft in die Sache eingehende, die Sache wirklich erklärende andere aufzuſtellen im Stande ſein. Das iſt aber bisher noch nicht genügend geſchehn; das Verhältniß der natürlichen Erkenntniß in Bezug auf das höchſte Princip auf Gott zu der offenbarungsmäßigen iſt noch nicht in befriedigender Weiſe beleuchtet und bloß gelegt worden. Von bibliſch gläubiger Seite iſt man gewöhnlich geneigt geweſen, der natürlichen Erkenntniß des höchſten Principes gar keinen Werth zukommen zu laſſen oder ſie wenigſtens derart zu reduciren, daß von ihr ſo gut wie nichts übrig blieb! Warum wohl? Man ſagt: damit einmal nicht der Begriff der Sünde geſchwächt, ſodann auch der Werth der Offenbarung nicht herabgeſetzt werde! — Iſt Beides aber nothwendig der Fall? —

Was die erſte Gefahr betrifft: Nein — freilich nur bei richtig gefaßtem Begriffe der Sünde! Iſt der gegenwärtige Zuſtand der Menſchen wirklich eine in der menſchlichen Natur eingetretene durchgängige Verkehrung derſelben, alſo der Menſch mit einem Wort gegenwärtig an und für ſich böſe, Sünde, — dann fällt natürlich alles oben Geſagte über den Haufen, dann iſt's aber auch nicht zu begreifen, wie Paulus in der oben citirten Weiſe zu

den Athenern zu ſprechen wagt, dann giebt es kein, wenn auch noch ſo dunkles Gottesbewußtſein im Menſchen, keinen religiöſen Trieb zu Gott, keine Spur von Anlage zur Gottesidee ſich zu erheben. Liegt die Sache aber in der That ſo? — Nimmermehr! Hätte doch alsdann die Offenbarung Gottes in ſeinem Sohne nimmer Hoffnung herzuſtellen und wiederzugewinnen, was ein ſo völliger Raub der Sünde und des Irrthums geworden — und ſagt doch Paulus ſelbſt, das Wort etlicher griechiſchen Poeten beſtätigend: Wir ſind göttlichen Geſchlechts. Das ſagt er, trotzdem, daß er wohl Ernſt zu machen wußte mit der Sünde, denn das göttliche Ebenbild im Menſchen iſt zwar geſchwächt, getrübt und verdunkelt, aber nicht gänzlich vertilgt und verloren. In dem Maaße alſo, als der religiöſe Trieb nicht ertödtet iſt, ſondern vielmehr in raſtloſem Streben — wie es die Geſchichte der Philoſophie zeigt — auf freilich vielverſchlungenen Pfaden und unter manchen bitteren Erfahrungen vorwärts zu ſtreben und ſich zu reinigen vermag von den Beimiſchungen des Unwahren, das freilich in dieſem Aeon immer ſeinen Geſtaltungen ankleben wird — in dem Maaße wird er auch das Daſein Gottes immer wieder für ſich in Anſpruch nehmen und nicht davon laſſen.

Wie aber ſteht es mit der anderen Gefahr? Haben wir ein Mißkennen des Werthes der Offenbarung zu fürchten? Wir meinen auch hier: Nein. — Drängt doch das geſammte natürliche Erkennen darauf hin, an einen lebendigen Gott zu glauben, die Gottesidee alſo nicht deiſtiſch zu faſſen, als ob Gott etwa wie ein Baumeiſter nach vollendetem Bau demſelben fern bleibe und ihn ſich ſelbſt überlaſſe: — wie ſollte man denn gerade von dieſem Standpunkt der Betrachtung aus der Offenbarung Gottes in Chriſto nicht zugeneigt ſein, weil ſie alsdann von vorn herein

als eine mögliche erſcheinen muß, — ja wie ſollte man ſie nicht um ſo höher und werther achten, zumal da ſie die natürliche Gottesidee nicht nur läutert von ihren Schlacken, ſondern ſie in dem Sinne ſogar erweitert und erfüllt, daß ſie uns mit ihrer Botſchaft von Chriſto und ſeinem Verſöhnungs- und Erlöſungswerk erſt das innerſte Herz Gottes aufſchließt und ſodann uns in die Gemeinſchaft mit Gott verſetzt!

Nach dieſen Vorbereitungen werden wir denn hoffentlich ausſprechen dürfen, daß der religiöſe Trieb als einwohnende Beſtimmtheit auch des von der Sünde afficirten menſchlichen Weſens aufzufaſſen iſt, und ſeiner Erweiſung im religiöſen Denken der Gottesidee neben der offenbarungsmäßig gegebenen Kunde von dieſer eine ſelbſtſtändige Geltung thatſächlich zukommt. —

Zum weiteren Beweiſe dafür und um zugleich zu erkennen, wie weit das menſchliche Erkennen auf natürlichem, vorausſetzungsloſem Gange in den Inhalt der Gottesidee einzudringen vermag, werfen wir einen prüfenden Blick auf die unter dem Namen der „Beweiſe für das Daſein Gottes“ in der Dogmatik bekannten Argumentationen. Wir folgen hierbei der Darſtellung des Diakonus Friedrich Roos in ſeinem Buch: „das Verhältniß der Philoſophie zur Offenbarung!“ Sie iſt in gründlicher Forſchung und Prüfung beſtrebt, vor allem der theoretiſchen Philoſophie, aber im Grunde auch der praktiſchen jede ſelbſtſtändige Erkenntniß des höchſten Principes zu beſtreiten: — erſcheint alſo unſerer Abſicht nicht günſtig geſtimmt. —

Zuerſt wird der kosmologiſche Beweis verworfen von Roos. Er unterſucht vor Allem die Beſchaffenheit des höchſten Principes; dieſelbe findet er darin, daß es, um letztes Princip zu ſein, nicht wie alles Andere wieder durch Anderes

beſchränkt und bedingt ſein darf, ſondern abſolut unbeſchränkt und unbedingt; alle Beſchränkung, die ihm etwa zukommt, muß von ihm ſelbſt geſetzt ſein, kann darum auch immer wieder aufgehoben werden von ihm. Um deßwillen muß das Verhältniß, in welchem das höchſte Princip zum Abgeleiteten ſteht, ein durchaus verſchiedenes ſein von jedem Verhältniß, das ſonſt zwiſchen den Einzeldingen vom Denken geſetzt wird. Während dieſe einander gegenſeitig bedingen und beſchränken, kann das höchſte Princip nimmer bedingt und beſchränkt erſcheinen, — verhält ſich vielmehr einzigartig zu dem Abgeleiteten. Als ſolches iſt es denn nothwendig grundverſchieden von allem Abgeleiteten, und fehlen für die Erkenntniß ſeiner Beſchaffenheit und ſeines Verhältniſſes zu dem Endlichen die Prämiſſen in der Beſchaffenheit und dem gegenſeitigen Verhältniß des Abgeleiteten; ferner iſt es willkürlich, irgend einmal anzunehmen, daß irgendwo eine Schranke zu denken ſei für die Einzeldinge, an der dieſelben blos als beſtimmt, nicht auch als beſtimmend, blos als beſchränkt und bedingt, nicht auch als beſchränkend und bedingend ſich verhalten: kurz nur durch einen Sprung vermag das natürliche Denken von dem gegebenen Endlichen und Bedingten aus zu dem Begriffe eines von demſelben grundverſchiedenen Unbedingten zu gelangen.

Allein es will uns nicht gelingen, durch dieſe Angriffe den kosmologiſchen Beweis als zu nichte gemacht anſehen zu müſſen.

Einmal: iſt das Principielle denn von dem Abgeleiteten nothwendig grundverſchieden? — Stehen Gott und Welt, Ewiges und Zeitliches, Unbedingtes und Bedingtes, Unbeſchränktes und Beſchränktes einander ſo gegenüber, daß ſie ſich an keinem Punkte berühren, daß das Eine total aus-

geſchloſſen wird durch das Andere? — Liegt doch vielmehr in dem angeführten Verhältniß zwiſchen dem Principiellen und Abgeleiteten das enthalten, daß ſie wohl von einander unterſchieden ſind, aber nimmer grundverſchieden! Unterſchiedenheit aber, ſei ſie auch die tiefgreifendſte, iſt nur möglich, wenn das von einander Unterſchiedene auch gemeinſame Merkmale an ſich trägt. An obigem Punkte alſo den Rückſchluß von dem Abgeleiteten auf das Principielle verbieten, gilt ſo lange nicht, als man von einem Verhältniß zwiſchen dem Principiellen und Abgeleiteten redet; es muß vielmehr erſt letzteres überhaupt geleugnet werden, — dann freilich iſt die Unmöglichkeit des Schluſſes von den Einzeldingen auf ein „irgend etwas", das ich aus keinem weiteren Grunde lediglich ſo mit dem leidigen Namen: höchſtes Princip bezeichnet habe, ganz klar, für Jedermann aber auch ganz gleichgültig. In dieſem Fall kann denn dem Denken in allen ſeinen Prämiſſen, die in der Beſchaffenheit und dem gegenſeitigen Verhältniß des Abgeleiteten gegründet ſind, natürlicherweiſe nichts gegeben ſein, was etwa mit Nothwendigkeit auf etwas Anderes, von ihm Grundverſchiedenes außerhalb ſeiner beſchränkten Sphäre anzuwenden wäre. — Es iſt erſichtlich, durch dieſe Auffaſſung von der Grundverſchiedenheit des Principiellen von dem Abgeleiteten wird dem kosmologiſchen Beweiſe der Hals zugeſchnürt, aber auch überhaupt jedes Verhältniß zwiſchen Gott und Welt und dem, was in der Welt iſt, alſo geleugnet, daß daſſelbe auch nicht auf dem Wege der Offenbarung hergeſtellt zu werden vermöchte.

Sodann: iſt keine Nöthigung vorhanden anzunehmen, daß irgendwo die innere Beſchränktheit und Bedingtheit aufhöre? — Alſo regressus in infinitum — er ſollte im Stande ſein, das Sein irgend einer, ja aller bedingten

Subſtanzen zu erklären!! — Was nöthigt das Denken, ſolches nicht anzunehmen und vielmehr alle bedingten Subſtanzen ihren Grund in einem Unbedingten finden zu laſſen? Hören wir, was Dr. J. U. Wirth, dieſen Punkt betreffend, in der zu Halle erſcheinenden Zeitſchrift „für Philoſophie und philoſophiſche Kritik" ſagt: „Ein Bedingtes können wir gar nicht denken, ohne es zu unterſcheiden von dem, was es nicht iſt, einem Nichtbedingten oder Unbedingten. Der Gedanke des Unbedingten entſteht daher nicht mittelſt eines Sprunges von dem Denken des Bedingten aus, iſt vielmehr mit dem letzteren Begriffe nothwendig gegeben. Sodann heißt bedingt ſein ſo viel als abhängig ſein von einem Andern und zwar entweder dem bloßen Zuſtande oder dem Sein nach. Selbſt bedingte Subſtanzen ſind nur nothwendig hinſichtlich ihres Seins von einem Anderen abhängig, durch daſſelbe geſetzt. Alſo ſind ſie nicht ſelbſt Grund ihres Seins; das Sein ſelbſt iſt ihnen ſchlechthin ein gegebenes; folglich können ſie auch keinem anderen Weſen das Sein ſelbſt geben. Wenn daher gleich die bedingten Subſtanzen durch andere, ſelbſt bedingte Subſtanzen bedingt ſind, ſo kann ſich dieſe ihre wechſelſeitige Bedingtheit doch nur auf ihren Zuſtand beziehen, und ſelbſt der unendliche Regreß bedingter Urſachen erklärt nie das Sein einer einzigen Subſtanz. Das Sein einer jeden bedingten Subſtanz, mag ſie heute oder vor undenklichen Zeiten ans Tageslicht getreten ſein, erfordert ſchlechterdings zu ſeiner Erklärung die ſchöpferiſche Wirkſamkeit einer ſolchen Subſtanz, welche den Grund des Seins (ihres eigenen und desjenigen aller anderen Subſtanzen) in ſich ſelbſt hat, d. i. des Unbedingten. — Eben dies, was ſich aus einer genauen Analyſe der Begriffe ergiebt, beſtätigt die exacte Naturforſchung, welche aufs Beſtimmteſte erweiſt, daß nicht ein einziges Kraftweſen, nicht

ein einziges Atom durch das Zuſammenwirken noch ſo vieler anderer ſelbſt bedingter, endlicher Kraftweſen je erzeugt wird, daß vielmehr alles Zuſammenwirken der Weltſubſtanzen, der bedingten Grundweſen ſtets nur eine Beſtimmtheit des Zuſtandes der Subſtanzen oder Grundweſen zur Folge hat. Wenn nun das Zuſammenwirken aller beſtimmten Subſtanzen nicht einmal das Sein, das Werden eines einzigen Atoms Sauerſtoff erklärt, wieviel weniger kann daraus das Sein der beſeelten oder gar der begeiſteten Grundweſen begriffen werden!" — So ſcheint alſo doch wohl in dem kosmologiſchen Beweiſe das Denken ſich nöthigen zu müſſen, eine Gränze anzunehmen, an der die gegenſeitige Bedingtheit und Beſchränktheit aufhöre: damit iſt denn ihm auch objective Gültigkeit in Betreff ſeiner Erkenntniß des Unbedingten, des höchſten Principes geſichert. —

Auch dem teleologiſchen Beweiſe für das Daſein Gottes geht es bei Roos und ebenſo in mancher chriſtlichen Dogmatik nicht beſſer als dem eben behandelten. Es läßt ſich, ſo ſagt er, aus der überall ſich offenbarenden Zweckmäßigkeit, obwohl ſie uns in der Welt das Wirken von höherem geiſtigem intelligentem Weſen durch die Analogie mit dem Wirken unſeres geiſtigen Weſens erkennen läßt, doch nicht die Exiſtenz eines abſoluten zweckſetzenden und intelligenten Weſens als nothwendig folgern, und um deßwillen zwar: weil einmal alle in der Welt verwirklichte Weisheit, ſo groß ſie auch gedacht werden mag, doch keine abſolut unendliche iſt, ſondern begränzt, — weil ſodann neben dem Zweckmäßigen ſo vieles Zweckwidrige in der Welt iſt, daß, wenn die Welt blos für ſich betrachtet wird, das Denken nicht nothwendig in Allem Einen einheitlichen Plan und Einen Urheber dieſes Planes erkennen muß. —

Es ſind das die alten, ſchon oft gemachten Einwände

gegen den teleologischen Beweis; halten sie Stich? Wir nehmen das Zugeständniß von Seiten unseres Gegners an, daß wir in der Welt das Wirken eines höheren geistigen intelligenten Wesens erkennen, denn das zweckvolle Wirken, welches in der Natur durch einen mannigfach verschlungenen Vernunftzusammenhang von Mitteln und Zweck fortschreitet, setzt nothwendig ein in sich reflectirtes Sich Selbst und Alles bestimmendes Princip voraus — nämlich Willen, Persönlichkeit, eine denkend schöpferische Macht. Wir machen aber Ernst mit diesem Zugeständniß und sagen: diese denkend schöpferische Macht ist Gott, das höchste Princip: — hindern uns daran die gemachten Einwände? Einmal: dürfte die in der Welt verwirklichte Weisheit eine absolut unendliche sein, und wenn sie es nun wäre, hätte dann nur der Schluß auf einen absolut intelligenten Urheber derselben Platz? Nein, vielmehr sieht sich das natürliche Denken von vornherein dazu genöthigt, jede Weisheit, auch die göttliche absolute — zumal in ihrer Beziehung auf die Welt nicht als eine absolut unendliche zu fassen, schrankenlos und gränzenlos. Sie hat wohl Gränzen — aber sie setzt sich diese Gränzen selbst; sie hat unendlich viele Möglichkeiten, aber sie entscheidet sich für diese oder jene Möglichkeit. Ohne diese Wesensbestimmung an sich zu tragen, vermöchte sie überhaupt nicht „der schöpferische Grund eines Systems von Ideen, das immer eine in sich geschlossene ideelle Totalität ist, zu sein" (Wirth in gen. Zeitschrift). Sodann: es ist freilich nicht zu leugnen, daß es in der Welt neben dem Zweckmäßigen auch vieles Zweckwidrige giebt; natürlich aber werden wir hiervon auszunehmen haben, was so oft von unkundigem, aber fromm erregtem Sinn dazu gerechnet wird; — um nur eins zu berühren: der Wechsel der Vergänglichkeit im Haushalt der Natur, im vegetabi-

liſchen und animaliſchen Leben, oder näher z. B. die Ernährung der meiſten höheren Thiere durch lebende Organismen. — Wer aus einem höheren Geſichtspunkt das ganze Leben und Weben der Natur überſchaut, oder daſſelbe ſich darſtellen läßt, er lernt gerade in dieſen ihm bis dahin anſtößigen Vorgängen eine durchaus zweckmäßige Anordnung für den Haushalt der Natur bewundern, ohne dabei von ſchmerzlichem Mitleid ergriffen werden zu müſſen, weil er wohl weiß, daß der Stoff der niederen Organismen die Beſtimmung hat, ſich zum Träger höherer geiſtigen Daſeinsformen zu erheben. Ebenſo zu verwerfen aber iſt es, ſich in kleine Betrachtungen zu verlieren und etwa damit die Zweckmäßigkeit der Natur beſtreiten zu wollen, daß man fragt, wozu etwa der räuberiſche Wolf oder die läſtige Mücke denn wohl nütze ſei; ein erweiterter Blick, auf die geſammte Schöpfung geworfen, kann ſich durch ſolche Argumente nicht beirren laſſen. — Jedoch auch wir erkennen nicht nur das moraliſche Böſe und Zweckwidrige an in dem menſchlichen Herzen, nein, auch die Natur zeigt uns nicht blos eine normale Entfaltung ihrer Kräfte, ſondern auch eine Reihe gehemmter und geſtörter Entwickelungen, einen Tod, der zu frühe iſt, ein blühendes Leben, erkrankt durch den zerſtörenden Wurm gerade an dem Punkte ſeiner Entwickelung, wo es ſeine Schönheit und Herrlichkeit entfalten ſollte. — Allein dieſes Zweckwidrige in der Natur, es überwiegt nimmer das wunderſam Zweckvolle derſelben, erſcheint vielmehr als etwas Untergeordnetes gegenüber dem unendlich zweckvollen Welt-Organismus, der im Großen und Ganzen doch die Entwickelung nimmt und das Leben aufweiſt, dazu er beſtimmt iſt durch die Gedanken des Schöpfers. Aus dieſen kann aber ſelbſtverſtändlich all' das in der Natur als zweckwidrig Erſcheinende *nicht* ſtammen und

Religion geweſen, beſtätigt die Urſprünglichkeit des religiöſen Triebes in ihnen, damit auch ihre relative Fähigkeit, ſich zur Gotteserkenntniß zu erheben. Iſt aber das der Fall, und gelangt nun der Einzelne natürlich nicht ohne erziehende Einwirkungen von außen dahin, den unbewußten Trieb ſeines Herzens immer mehr in ſein Bewußtſein zu erheben vermöge der ihm gegebenen Vernunft, ihn zu reinigen von den unklaren Beimiſchungen der Phantaſie, die ſich gern mit ihm verbindet, — werden wir dann ſagen dürfen: es ſei Alles unwahr und treffe nicht zu, was er auf dem Wege ſeines Denkens, gereizt durch den ihm innewohnenden religiöſen Trieb erfaßt —? „Muß Alles, worauf ſich das höhere, religiöſe Erkennen bezieht, der ganze weſentliche Inhalt, einzelne Thatſachen und Wirkungen, wie allgemeine Principien — müſſen ſie durch die göttliche Offenbarung dem Menſchen gegeben werden" — widrigenfalls er in den höchſten Fragen ganz und gar im Dunkel iſt —?— Wir meinen: Es giebt auch in dem natürlichen Menſchen ein Gottesbewußtſein, das nicht unberückſichtigt zu laſſen iſt, namentlich für die, ſo da glauben, blos durch die Notiz der Offenbarung könne dem Menſchen die Idee Gottes und die Gewißheit von ſeinem Daſein, die Glaubensüberzeugung von Gott, als dem ewigen Grunde und Ziele alles Zeitlichen beigebracht werden. Damit wäre dann freilich der Atheismus das nothwendige Reſultat jeder das Gebiet der Offenbarung nicht berührenden, menſchlich vernünftigen Forſchung. — Doch dem iſt eben nicht alſo; die Offenbarung kann wohl und ſoll, anknüpfend an unſer religiöſes Sehnen, Verlangen und Denken, es erfüllen, befriedigen und richten, aber wo uns der religiöſe Trieb fehlte und überhaupt die Fähigkeit, zu dem Gottesgedanken uns zu erheben, — da richtete auch die Offenbarung bei uns

nichts aus. So ſagt denn auch der Apoſtel, da er vor den Heiden ſpricht in Röm. 1, 20: „Gottes unſichtbares Weſen..... wird erſehen ꝛc..... Wir theilen hiemit dem natürlichen Menſchen die Fähigkeit zu, Gott das höchſte Princip zu erkennen, ob wir auch noch dahingeſtellt ſein laſſen, wie weit dieſe Erkenntniß ihrem Inhalte und ihrer Ausführlichkeit nach zu gehen vermag.

Man wird ſich vielleicht durch dieſe Darlegung noch nicht ſofort von der Richtigkeit unſerer Auffaſſung überzeugen laſſen. Um ſie zu verwerfen, ſollte man aber eine wahrhaft in die Sache eingehende, die Sache wirklich erklärende andere aufzuſtellen im Stande ſein. Das iſt aber bisher noch nicht genügend geſchehn; das Verhältniß der natürlichen Erkenntniß in Bezug auf das höchſte Princip auf Gott zu der offenbarungsmäßigen iſt noch nicht in befriedigender Weiſe beleuchtet und bloß gelegt worden. Von bibliſch gläubiger Seite iſt man gewöhnlich geneigt geweſen, der natürlichen Erkenntniß des höchſten Principes gar keinen Werth zukommen zu laſſen oder ſie wenigſtens derart zu reduciren, daß von ihr ſo gut wie nichts übrig blieb! Warum wohl? Man ſagt: damit einmal nicht der Begriff der Sünde geſchwächt, ſodann auch der Werth der Offenbarung nicht herabgeſetzt werde! — Iſt Beides aber nothwendig der Fall? —

Was die erſte Gefahr betrifft: Nein — freilich nur bei richtig gefaßtem Begriffe der Sünde! Iſt der gegenwärtige Zuſtand der Menſchen wirklich eine in der menſchlichen Natur eingetretene durchgängige Verkehrung derſelben, alſo der Menſch mit einem Wort gegenwärtig an und für ſich böſe, Sünde, — dann fällt natürlich alles oben Geſagte über den Haufen, dann iſt's aber auch nicht zu begreifen, wie Paulus in der oben citirten Weiſe zu

den Athenern zu ſprechen wagt, dann giebt es kein, wenn auch noch ſo dunkles Gottesbewußtſein im Menſchen, keinen religiöſen Trieb zu Gott, keine Spur von Anlage zur Gottesidee ſich zu erheben. Liegt die Sache aber in der That ſo? — Nimmermehr! Hätte doch alsdann die Offenbarung Gottes in ſeinem Sohne nimmer Hoffnung herzuſtellen und wiederzugewinnen, was ein ſo völliger Raub der Sünde und des Irrthums geworden — und ſagt doch Paulus ſelbſt, das Wort etlicher griechiſchen Poeten beſtätigend: Wir ſind göttlichen Geſchlechts. Das ſagt er, trotzdem, daß er wohl Ernſt zu machen wußte mit der Sünde, denn das göttliche Ebenbild im Menſchen iſt zwar geſchwächt, getrübt und verdunkelt, aber nicht gänzlich vertilgt und verloren. In dem Maaße alſo, als der religiöſe Trieb nicht ertödtet iſt, ſondern vielmehr in raſtloſem Streben — wie es die Geſchichte der Philoſophie zeigt — auf freilich vielverſchlungenen Pfaden und unter manchen bitteren Erfahrungen vorwärts zu ſtreben und ſich zu reinigen vermag von den Beimiſchungen des Unwahren, das freilich in dieſem Aeon immer ſeinen Geſtaltungen ankleben wird — in dem Maaße wird er auch das Daſein Gottes immer wieder für ſich in Anſpruch nehmen und nicht davon laſſen.

Wie aber ſteht es mit der anderen Gefahr? Haben wir ein Mißkennen des Werthes der Offenbarung zu fürchten? Wir meinen auch hier: Nein. — Drängt doch das geſammte natürliche Erkennen darauf hin, an einen lebendigen Gott zu glauben, die Gottesidee alſo nicht deiſtiſch zu faſſen, als ob Gott etwa wie ein Baumeiſter nach vollendetem Bau demſelben fern bleibe und ihn ſich ſelbſt überlaſſe: — wie ſollte man denn gerade von dieſem Standpunkt der Betrachtung aus der Offenbarung Gottes in Chriſto nicht zugeneigt ſein, weil ſie alsdann von vorn herein

als eine mögliche erſcheinen muß, — ja wie ſollte man ſie nicht um ſo höher und werther achten, zumal da ſie die natürliche Gottesidee nicht nur läutert von ihren Schlacken, ſondern ſie in dem Sinne ſogar erweitert und erfüllt, daß ſie uns mit ihrer Botſchaft von Chriſto und ſeinem Verſöhnungs- und Erlöſungswerk erſt das innerſte Herz Gottes aufſchließt und ſodann uns in die Gemeinſchaft mit Gott verſetzt!

Nach dieſen Vorbereitungen werden wir denn hoffentlich ausſprechen dürfen, daß der religiöſe Trieb als einwohnende Beſtimmtheit auch des von der Sünde afficirten menſchlichen Weſens aufzufaſſen iſt, und ſeiner Erweiſung im religiöſen Denken der Gottesidee neben der offenbarungsmäßig gegebenen Kunde von dieſer eine ſelbſtſtändige Geltung thatſächlich zukommt. —

Zum weiteren Beweiſe dafür und um zugleich zu erkennen, wie weit das menſchliche Erkennen auf natürlichem, vorausſetzungsloſem Gange in den Inhalt der Gottesidee einzudringen vermag, werfen wir einen prüfenden Blick auf die unter dem Namen der „Beweiſe für das Daſein Gottes" in der Dogmatik bekannten Argumentationen. Wir folgen hierbei der Darſtellung des Diakonus Friedrich Roos in ſeinem Buch: „das Verhältniß der Philoſophie zur Offenbarung!" Sie iſt in gründlicher Forſchung und Prüfung beſtrebt, vor allem der theoretiſchen Philoſophie, aber im Grunde auch der praktiſchen jede ſelbſtſtändige Erkenntniß des höchſten Principes zu beſtreiten: — erſcheint alſo unſerer Abſicht nicht günſtig geſtimmt. —

Zuerſt wird der kosmologiſche Beweis verworfen von Roos. Er unterſucht vor Allem die Beſchaffenheit des höchſten Principes; dieſelbe findet er darin, daß es, um letztes Princip zu ſein, nicht wie alles Andere wieder durch Anderes

beſchränkt und bedingt ſein darf, ſondern abſolut unbeſchränkt und unbedingt; alle Beſchränkung, die ihm etwa zukommt, muß von ihm ſelbſt geſetzt ſein, kann darum auch immer wieder aufgehoben werden von ihm. Um deßwillen muß das Verhältniß, in welchem das höchſte Princip zum Abgeleiteten ſteht, ein durchaus verſchiedenes ſein von jedem Verhältniß, das ſonſt zwiſchen den Einzeldingen vom Denken geſetzt wird. Während dieſe einander gegenſeitig bedingen und beſchränken, kann das höchſte Princip nimmer bedingt und beſchränkt erſcheinen, — verhält ſich vielmehr einzigartig zu dem Abgeleiteten. Als ſolches iſt es denn nothwendig grundverſchieden von allem Abgeleiteten, und fehlen für die Erkenntniß ſeiner Beſchaffenheit und ſeines Verhältniſſes zu dem Endlichen die Prämiſſen in der Beſchaffenheit und dem gegenſeitigen Verhältniß des Abgeleiteten; ferner iſt es willkürlich, irgend einmal anzunehmen, daß irgendwo eine Schranke zu denken ſei für die Einzeldinge, an der dieſelben blos als beſtimmt, nicht auch als beſtimmend, blos als beſchränkt und bedingt, nicht auch als beſchränkend und bedingend ſich verhalten: kurz nur durch einen Sprung vermag das natürliche Denken von dem gegebenen Endlichen und Bedingten aus zu dem Begriffe eines von demſelben grundverſchiedenen Unbedingten zu gelangen.

Allein es will uns nicht gelingen, durch dieſe Angriffe den kosmologiſchen Beweis als zu nichte gemacht anſehen zu müſſen.

Einmal: iſt das Principielle denn von dem Abgeleiteten nothwendig grundverſchieden? — Stehen Gott und Welt, Ewiges und Zeitliches, Unbedingtes und Bedingtes, Unbeſchränktes und Beſchränktes einander ſo gegenüber, daß ſie ſich an keinem Punkte berühren, daß das Eine total aus-

geſchloſſen wird durch das Andere? — Liegt doch vielmehr in dem angeführten Verhältniß zwiſchen dem Principiellen und Abgeleiteten das enthalten, daß ſie wohl von einander unterſchieden ſind, aber nimmer grundverſchieden! Unterſchiedenheit aber, ſei ſie auch die tiefgreifendſte, iſt nur möglich, wenn das von einander Unterſchiedene auch gemeinſame Merkmale an ſich trägt. An obigem Punkte alſo den Rückſchluß von dem Abgeleiteten auf das Principielle verbieten, gilt ſo lange nicht, als man von einem Verhältniß zwiſchen dem Principiellen und Abgeleiteten redet; es muß vielmehr erſt letzteres überhaupt geleugnet werden, — dann freilich iſt die Unmöglichkeit des Schluſſes von den Einzeldingen auf ein „irgend etwas", das ich aus keinem weiteren Grunde lediglich ſo mit dem leidigen Namen: höchſtes Princip bezeichnet habe, ganz klar, für Jedermann aber auch ganz gleichgültig. In dieſem Fall kann denn dem Denken in allen ſeinen Prämiſſen, die in der Beſchaffenheit und dem gegenſeitigen Verhältniß des Abgeleiteten gegründet ſind, natürlicherweiſe nichts gegeben ſein, was etwa mit Nothwendigkeit auf etwas Anderes, von ihm Grundverſchiedenes außerhalb ſeiner beſchränkten Sphäre anzuwenden wäre. — Es iſt erſichtlich, durch dieſe Auffaſſung von der Grundverſchiedenheit des Principiellen von dem Abgeleiteten wird dem kosmologiſchen Beweiſe der Hals zugeſchnürt, aber auch überhaupt jedes Verhältniß zwiſchen Gott und Welt und dem, was in der Welt iſt, alſo geleugnet, daß daſſelbe auch nicht auf dem Wege der Offenbarung hergeſtellt zu werden vermöchte.

Sodann: iſt keine Nöthigung vorhanden anzunehmen, daß irgendwo die innere Beſchränktheit und Bedingtheit aufhöre? — Alſo regressus in infinitum — er ſollte im Stande ſein, das Sein irgend einer, ja aller bedingten

Subſtanzen zu erklären!! — Was nöthigt das Denken, ſolches nicht anzunehmen und vielmehr alle bedingten Subſtanzen ihren Grund in einem Unbedingten finden zu laſſen? Hören wir, was Dr. J. U. Wirth, dieſen Punkt betreffend, in der zu Halle erſcheinenden Zeitſchrift „für Philoſophie und philoſophiſche Kritik" ſagt: „Ein Bedingtes können wir gar nicht denken, ohne es zu unterſcheiden von dem, was es nicht iſt, einem Nichtbedingten oder Unbedingten. Der Gedanke des Unbedingten entſteht daher nicht mittelſt eines Sprunges von dem Denken des Bedingten aus, iſt vielmehr mit dem letzteren Begriffe nothwendig gegeben. Sodann heißt bedingt ſein ſo viel als abhängig ſein von einem Andern und zwar entweder dem bloßen Zuſtande oder dem Sein nach. Selbſt bedingte Subſtanzen ſind nur nothwendig hinſichtlich ihres Seins von einem Anderen abhängig, durch daſſelbe geſetzt. Alſo ſind ſie nicht ſelbſt Grund ihres Seins; das Sein ſelbſt iſt ihnen ſchlechthin ein gegebenes; folglich können ſie auch keinem anderen Weſen das Sein ſelbſt geben. Wenn daher gleich die bedingten Subſtanzen durch andere, ſelbſt bedingte Subſtanzen bedingt ſind, ſo kann ſich dieſe ihre wechſelſeitige Bedingtheit doch nur auf ihren Zuſtand beziehen, und ſelbſt der unendliche Regreß bedingter Urſachen erklärt nie das Sein einer einzigen Subſtanz. Das Sein einer jeden bedingten Subſtanz, mag ſie heute oder vor undenklichen Zeiten ans Tageslicht getreten ſein, erfordert ſchlechterdings zu ſeiner Erklärung die ſchöpferiſche Wirkſamkeit einer ſolchen Subſtanz, welche den Grund des Seins (ihres eigenen und desjenigen aller anderen Subſtanzen) in ſich ſelbſt hat, d. i. des Unbedingten. — Eben dies, was ſich aus einer genauen Analyſe der Begriffe ergiebt, beſtätigt die exacte Naturforſchung, welche aufs Beſtimmteſte erweiſt, daß nicht ein einziges Kraftweſen, nicht

ein einziges Atom durch das Zuſammenwirken noch ſo vieler anderer ſelbſt bedingter, endlicher Kraftweſen je erzeugt wird, daß vielmehr alles Zuſammenwirken der Weltſubſtanzen, der bedingten Grundweſen ſtets nur eine Beſtimmtheit des Zuſtandes der Subſtanzen oder Grundweſen zur Folge hat. Wenn nun das Zuſammenwirken aller beſtimmten Subſtanzen nicht einmal das Sein, das Werden eines einzigen Atoms Sauerſtoff erklärt, wieviel weniger kann daraus das Sein der beſeelten oder gar der begeiſteten Grundweſen begriffen werden!" — So ſcheint alſo doch wohl in dem kosmologiſchen Beweiſe das Denken ſich nöthigen zu müſſen, eine Gränze anzunehmen, an der die gegenſeitige Bedingtheit und Beſchränktheit aufhöre: damit iſt denn ihm auch objective Gültigkeit in Betreff ſeiner Erkenntniß des Unbedingten, des höchſten Principes geſichert. —

Auch dem teleologiſchen Beweiſe für das Daſein Gottes geht es bei Roos und ebenſo in mancher chriſtlichen Dogmatik nicht beſſer als dem eben behandelten. Es läßt ſich, ſo ſagt er, aus der überall ſich offenbarenden Zweckmäßigkeit, obwohl ſie uns in der Welt das Wirken von höherem geiſtigem intelligentem Weſen durch die Analogie mit dem Wirken unſeres geiſtigen Weſens erkennen läßt, doch nicht die Exiſtenz eines abſoluten zwecksetzenden und intelligenten Weſens als nothwendig folgern, und um deßwillen zwar: weil einmal alle in der Welt verwirklichte Weisheit, ſo groß ſie auch gedacht werden mag, doch keine abſolut unendliche iſt, ſondern begränzt, — weil ſodann neben dem Zweckmäßigen ſo vieles Zweckwidrige in der Welt iſt, daß, wenn die Welt blos für ſich betrachtet wird, das Denken nicht nothwendig in Allem Einen einheitlichen Plan und Einen Urheber dieſes Planes erkennen muß. —

Es ſind das die alten, ſchon oft gemachten Einwände

gegen den teleologiſchen Beweis; halten ſie Stich? Wir nehmen das Zugeſtändniß von Seiten unſeres Gegners an, daß wir in der Welt das Wirken eines höheren geiſtigen intelligenten Weſens erkennen, denn das zweckvolle Wirken, welches in der Natur durch einen mannigfach verſchlungenen Vernunftzuſammenhang von Mitteln und Zweck fortſchreitet, ſetzt nothwendig ein in ſich reflectirtes Sich Selbſt und Alles beſtimmendes Princip voraus — nämlich *Willen*, *Perſönlichkeit*, eine denkend ſchöpferiſche Macht. Wir machen aber Ernſt mit dieſem Zugeſtändniß und ſagen: dieſe denkend ſchöpferiſche Macht iſt Gott, das höchſte Princip: — hindern uns daran die gemachten Einwände? Einmal: dürfte die in der Welt verwirklichte Weisheit eine *abſolut unendliche* ſein, und wenn ſie es nun wäre, hätte dann nur der Schluß auf einen abſolut intelligenten Urheber derſelben Platz? Nein, vielmehr ſieht ſich das natürliche Denken von vornherein dazu genöthigt, jede Weisheit, auch die göttliche abſolute — zumal in ihrer Beziehung auf die Welt *nicht* als eine abſolut unendliche zu faſſen, ſchrankenlos und gränzenlos. Sie hat wohl Gränzen — aber ſie ſetzt ſich dieſe Gränzen ſelbſt; ſie hat unendlich viele Möglichkeiten, aber ſie entſcheidet ſich für dieſe oder jene Möglichkeit. Ohne dieſe Weſensbeſtimmung an ſich zu tragen, vermöchte ſie überhaupt nicht „der ſchöpferiſche Grund eines Syſtems von Ideen, das immer eine in ſich geſchloſſene ideelle Totalität iſt, zu ſein" (*Wirth* in gen. Zeitſchrift). Sodann: es iſt freilich nicht zu leugnen, daß es in der Welt neben dem Zweckmäßigen auch vieles Zweckwidrige giebt; natürlich aber werden wir hiervon auszunehmen haben, was ſo oft von unkundigem, aber fromm erregtem Sinn dazu gerechnet wird; — um nur eins zu berühren: der Wechſel der Vergänglichkeit im Haushalt der Natur, im vegetabi-

liſchen und animaliſchen Leben, oder näher z. B. die Ernährung der meiſten höheren Thiere durch lebende Organismen. — Wer aus einem höheren Geſichtspunkt das ganze Leben und Weben der Natur überſchaut, oder daſſelbe ſich darſtellen läßt, er lernt gerade in dieſen ihm bis dahin anſtößigen Vorgängen eine durchaus zweckmäßige Anordnung für den Haushalt der Natur bewundern, ohne dabei von ſchmerzlichem Mitleid ergriffen werden zu müſſen, weil er wohl weiß, daß der Stoff der niederen Organismen die Beſtimmung hat, ſich zum Träger höherer geiſtigen Daſeinsformen zu erheben. Ebenſo zu verwerfen aber iſt es, ſich in kleine Betrachtungen zu verlieren und etwa damit die Zweckmäßigkeit der Natur beſtreiten zu wollen, daß man fragt, wozu etwa der räuberiſche Wolf oder die läſtige Mücke denn wohl nütze ſei; ein erweiterter Blick, auf die geſammte Schöpfung geworfen, kann ſich durch ſolche Argumente nicht beirren laſſen. — Jedoch auch wir erkennen nicht nur das moraliſche Böſe und Zweckwidrige an in dem menſchlichen Herzen, nein, auch die Natur zeigt uns nicht blos eine normale Entfaltung ihrer Kräfte, ſondern auch eine Reihe gehemmter und geſtörter Entwickelungen, einen Tod, der zu frühe iſt, ein blühendes Leben, erkrankt durch den zerſtörenden Wurm gerade an dem Punkte ſeiner Entwickelung, wo es ſeine Schönheit und Herrlichkeit entfalten ſollte. — Allein dieſes Zweckwidrige in der Natur, es überwiegt nimmer das wunderſam Zweckvolle derſelben, erſcheint vielmehr als etwas Untergeordnetes gegenüber dem unendlich zweckvollen Welt-Organismus, der im Großen und Ganzen doch die Entwickelung nimmt und das Leben aufweiſt, dazu er beſtimmt iſt durch die Gedanken des Schöpfers. Aus dieſen kann aber ſelbſtverſtändlich all' das in der Natur als zweckwidrig Erſcheinende *nicht* ſtammen und

iſt nur herzuleiten aus hemmenden und ſtörenden Einflüſſen, deren hinderndes Dazwiſchentreten auf dem Felde lebendigſter und reichſter Entwickelung ſowohl unperſönlichen als auch dazu noch vorhandenen frei perſönlichen Lebens wohl als möglich geſetzt werden muß. — Den von der ſchöpferiſchen Cauſalität aber ſelbſt geſetzten Principien oder bildenden Kräften der Dinge wohnt durchaus eine wundervolle Zweckmäßigkeit ein und dieſe — woher ſtammt ſie, wenn nicht nothwendig aus Gott?

Somit ſind wir weit entfernt, uns durch die obigen Einwände wider den teleologiſchen Beweis bewegen zu laſſen, dieſem ſeine bedeutungsvolle Gültigkeit zu nehmen. Was er will, nämlich aus der zweckvollen Wirklichkeit der Welt das Daſein einer ſchöpferiſchen Vernunft als Grund derſelben zu erweiſen, ergiebt ſich aus ihm für Jeden, der willig, einer wahrhaft denkenden Anſchauung fähig iſt und ſich von der einmal vorhandenen Summe des Zweckvollen auf den denkenden, zwecksetzenden Urheber nicht nur führen laſſen will, ſondern, weil er nicht anders kann, nothwendig mit ſeinem Denken führen laſſen muß.

Zurückblickend auf die ſomit geſchehene Vertheidigung des kosmologiſchen und teleologiſchen Beweiſes, können wir ſagen, wir haben nur mit anderen Worten ausgedrückt, was Paulus Röm. Cap. 1 bemerkt: „Gottes *unſichtbares Weſen*, das iſt, ſeine ewige Kraft und Gottheit *wird erſehen*, ſo man deß *wahrnimmt* an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt.“

Roos hat dem theoretiſchen Erkenntnißſtreben des natürlichen Menſchen die Möglichkeit abgeſprochen, bis zum höchſten Principe hindurchzudringen, dem praktiſchen geſteht er mehr zu. Er rechtfertigt zunächſt die ſelbſtſtändige Stellung der praktiſchen Philoſophie, wenn er auch zugleich

ihre Schranke darin aufweiſt, daß ſie eine eigenthümliche Quelle der Erkenntniß, aber eine in beſonderer Weiſe beſtimmten und beſchränkten Erkenntniß hat, — und fragt dann, ob von dieſem Erkenntnißgebiet aus eine Erkenntniß des höchſten Principes poſitiv gegeben ſei. Er läugnet es nicht, denn das Bewußtſein — ſo fährt er fort — wird durch das Innewerden der abſoluten Willensbeſtimmung und unbedingten Forderung des ſittlichen Factors in unſerem Weſen mit Nothwendigkeit auf das Sein eines abſolut höchſten, über dem Ich und der Welt ſtehenden Principes geführt; es erſcheint dieſes als in ſeiner Wirklichkeit poſitiv bezeugt durch eine unzweifelhafte Thatſache des unmittelbaren Bewußtſeins. Aber anderſeits iſt auch offenbar, daß mit dieſer Bezeugung von dem Weſen und Inhalt des höchſten Princips keine klare und beſtimmte Erkenntniß gegeben iſt, ſo viel etwa: daß es Wille iſt und ethiſchen Inhalt hat. Welcher Inhalt das ſei, bleibe unbeſtimmt, denn die ſittliche Willensbeſtimmung werde von uns nur in unbeſtimmtem Innewerden aufgenommen, außerdem könne dem höchſten abſoluten Willen nicht nur eine beſondere Art des menſchlichen Handelns, ſondern überhaupt das menſchliche Verhalten nicht zukommen. Die Bewahrung der rechten Ordnung und Harmonie, welche für das menſchliche ſittliche Handeln durchweg charakteriſtiſch iſt, könne es für das göttliche nicht in gleichem Maaße ſein, weil es in ſich keine Schranke habe, die es zu bewahren hätte, während doch der Begriff der Ordnung ſolche vorausſetze. So Roos; auch hier giebt er nur eine unvollſtändige, unklare Erkenntniß des höchſten Principes zu.

Wir freuen uns vor Allem deſſen, daß auch von Roos die Unmöglichkeit hervorgehoben wird, die ſittliche Ordnung in uns und der Welt in haltbaren Gedanken zu den-

ken außerhalb wirklich geiſtigen Weſens, nämlich eines geiſtigen Weſens, das, ſich zur tiefſten Einheit in ſich ſelbſt zuſammenfaſſend, aus dieſer heraus in bewußter Wirkung, alſo mit eigentlichem Wiſſen und Wollen ſeines Wirkens, die Ordnung ſetze. Wirkliches ſittliches, vernünftiges, geiſtiges Sein iſt überall nicht zu denken außerhalb wirklichen, einheitlich ſelbſtbewußten, alſo perſönlich zu nennenden Geiſtes. Es geht alſo nicht mit der abſtracten Vorſtellung von einer moraliſchen Weltordnung, das ſich vertiefende Bewußtſein kommt mit ihr nicht definitiv zur Ruhe. Damit iſt aber nicht Unerhebliches gewonnen, wenn wir wiſſen, daß das höchſte Princip der Urheber des ſittlichen Geſetzes iſt, auf das uns die allgemeine praktiſche Anlage unſeres ſittlichen Weſens weiſt. Denn nun iſt uns eine wenigſtens relative Erkenntniß des göttlichen Willens allerdings möglich, trotzdem daß im menſchlichen Daſein ſich das ſittliche Bewußtſein, wie überhaupt das Geiſtesleben nur allmählich aus zuerſt bewußtloſem Naturleben, ſodann in unbeſtimmtem Innewerden entwickelt und kund giebt, bis der Menſch endlich ſelbſt mehr oder weniger die Forderung des Sittengeſetzes verſteht und in der Erfüllung derſelben ſich mit ihr bewußt und wollend zuſammenſchließt. Im höchſten, überweltlichen Sein kann natürlich dieſer Hergang nicht gedacht werden, oder es wäre dann überhaupt alle Geiſtigkeit und Vernünftigkeit hervorgegangen aus dem Ungeiſtigen und Vernunftloſen. Wenn nun aber das Geſetz des Sittlichen geſetzt iſt durch den Willen Gottes, von Ewigkeit her für ihn ſelbſt, dann für alle ſittliche Weſen; wenn es nach ſeinem ewigen Weſen zu faſſen iſt als Weſensbeſtimmtheit Gottes und ſeines Willens, nach ſeiner Erſcheinung im Endlichen als von Gott geſetzte Beſtimmtheit des vernünftigen Weſens: ſo iſt doch gewiß ein

Recht dazu vorhanden, daß wir uns nach der Analogie deſſen, was wir Menſchen als ſittlich gut in uns erkannt, eine Vorſtellung machen von dem göttlichen Wollen, das der letzte Grund des Sittlichen in uns iſt, — ſo werden wir doch nicht fehl gehen, wenn wir meinen, daß Gerechtigkeit, Güte, Wahrheit ꝛc. dem göttlichen Willen gemäß ſeien. — Es wird uns weiter vorgehalten: das göttliche Handeln habe in ſich keine Schranke, — die Bewahrung der rechten Ordnung, wie ſie dem menſchlichen Handeln zukomme, treffe alſo für das göttliche nicht zu. — Aber auch dieſer Einwand hält nicht Stich, wenn wir an ſchon Geſagtes erinnern, daß wir nicht unter dem höchſten Princip ein ſchrankenloſes, gränzenloſes Weſen zu denken haben. Wirth bemerkt treffend: „Ein völlig ſchrankenloſer Wille wäre gar kein vernünftiger Wille, der immer zugleich maßvoll iſt; er könnte ſchlechterdings keinen Endzweck haben, weil jeder Endzweck etwas nicht mehr zu Negirendes, ein Letztes iſt, das gilt, deſſen Sein auch in jeder ferneren Entwickelung zu erhalten iſt, während der ſchrankenloſe Wille alles Geſetzte als ein Beſtimmtes, damit Beſchränktes ſofort auch wieder aufheben müßte."

Was aber die Vollſtändigkeit und Klarheit der Erkenntniß des höchſten Principes betrifft, die Roos vermißt, ſo hat doch gewiß die natürliche Gotteserkenntniß niemals auf ſie Anſpruch zu machen gewagt, und wird auch eine ſolche — wenn wir ſie nach allen Seiten hin verlangen, — wie mir ſcheint, nicht einmal auf dem Boden der Offenbarung geboten, geſchweige denn auf dem Felde der natürlichen Vernunft. — Sollte nun aber nicht in Berückſichtigung all' des Geſagten nicht nur dem natürlichen Erkenntnißſtreben eine gewiſſe ſelbſtſtändige Geltung und Bedeutung in der Frage nach dem höchſten Princip

zuzugeſtehen ſein, ſondern auch von demſelben verlangt werden können, daß es in ſeinen einzelnen Denkgebieten herauslaufe auf das höchſte Princip, den unbedingten ſchöpferiſchen und zweckeſetzenden, ſittlichen Gott? Es will uns ſcheinen, als ob man Unrecht darin gethan, ſchon ſeit einiger Zeit in der chriſtlichen Glaubenslehre bei Gelegenheit der Frage nach Gottes Daſein, deren Bejahung die Bibel ja von vornherein vorausſetzt, die philoſophiſchen Beweiſe entweder gar nicht oder doch nur ſtiefmütterlich behandelt zu haben; liegt doch in ihrer richtigen Faſſung ein mächtiger Hebel, das menſchlich natürliche Denken dahin zu führen, — daß es ſich nun auch verſenke in den geoffenbarten Gott des Chriſtenthums. Jedoch wir hatten nur die Abſicht, mit obigen Zeilen wieder einmal die Beantwortung der Frage zu verſuchen, ob die natürliche Gotteserkenntniß eine Bedeutung und Geltung beanſpruchen dürfe oder nicht neben der offenbarungsmäßigen, und ſtellen nunmehr dieſelbe, nachdem ſie günſtig ausgefallen iſt, dem Urtheil der Leſer anheim.

2.

Wäre es wünſchenswerth und zeitgemäß, daß die Baptiſten-Secte höhern Orts beſtätigt werde?

Synodal-Thema 1863 (Mitau).

Von

Paſtor **Rottermund** in Libau.

Um dieſe als Synodal-Thema aufgegebene Frage nicht etwa übers Knie brechend zu beantworten, iſt es bei der Wichtigkeit derſelben unumgänglich nothwendig, nicht allein das von dieſer Secte aufgeſtellte Glaubensbekenntniß

näher zu beleuchten, ſondern auch die Art und Weiſe, wie der Baptismus in unſerer Gegend auftritt und zu anderen Confeſſionen ſich verhält, ins Auge zu faſſen. — Als die bekannteſte und am weiteſten verbreitete Confeſſionsſchrift iſt jedenfalls die bei J. G. Oncken in Hamburg 1860 erſchienene, zu bezeichnen. Sie führt den Titel: „Glaubensbekenntniß und Verfaſſung der Gemeinden getaufter Chriſten, gewöhnlich Baptiſten genannt, mit Belegen aus der heil. Schrift.“ — — Obwohl hier weder Zeit noch Ort iſt, die 15 Artikel dieſer Bekenntnißſchrift ganz ausführlich auseinander zu ſetzen, ſo möge es wenigſtens geſtattet ſein, ſie mit wenigen Worten der Reihenfolge nach anzuführen und mit unſerer Lehre zu vergleichen. Die Glaubensſätze, wie ſie von dieſer Secte aufgefaßt ſind, werden hier zwar mit Ernſt und Ruhe, jedoch ohne Conſequenz entwickelt und die von der evangel.-lutheriſchen Kirche abweichenden Lehren höchſt oberflächlich, oft ſo ſchwach berührt, daß bei flüchtiger Hinſchauung der eigentliche und weſentliche Unterſchied kaum zu bemerken iſt. — Der Gang des erwähnten Glaubensbekenntniſſes iſt folgender:

Artikel I. handelt von dem Worte Gottes. Als Quell deſſelben ſind ſämmtliche kanoniſche Schriften genannt, die apokryphiſchen Bücher werden gar nicht erwähnt.

Artikel II. von Gott. Im Ganzen richtig, aber all zu kurz aufgefaßt. Von den uns Menſchen erkennbaren Eigenſchaften Gottes ſind z. B. nur genannt: ewig, allmächtig, allweiſe, allwiſſend, allgegenwärtig, — nicht erwähnt bleiben: gerecht, barmherzig, gnädig, gütig, wahrhaftig, langmüthig ꝛc. — Sollten dieſe hier fehlenden Eigenſchaften Gottes abſichtlich weggelaſſen ſein? ſo dürfte dadurch, gleichſam einleitend, ſchon hier auf die abſolute Prädeſtination hingedeutet werden.

Art. III. Von der Sünde — ist mit unsrer Kirche gleichlautend, stellt aber auch hier wieder durch einen zu eng begrenzten Raum ein so schauriges Bild der Menschheit dar, daß nur der tiefste Schlagschatten, aber nicht der leiseste Schimmer eines Lichtstrahls, vor unser geistiges Auge tritt.

Art. IV. Von der Erlösung, ist den Worten nach, gleichfalls mit uns übereinstimmend; — auffallend aber ist der Widerspruch, daß hier ausdrücklich gelehrt wird: „Christus hat uns seinen heil. Geist gesandt, der uns willig macht, die Segnungen der Erlösung im Glauben aufzunehmen" und uns später dennoch alle Fähigkeit abgesprochen wird: nach Seligkeit zu ringen.

Art. V. Von der **Erwählung** zur Seligkeit. Hier wird gelehrt, daß Jehova durch seine Menschwerdung und durch seinen Tod der Erlöser geworden sei. — Obwohl Christus selbst sagt: ich und der Vater sind eins, so werden doch drei Personen in der Gottheit durch verschiedene Namen bezeichnet, — unrichtig ist demnach, das Wort Jehova, als eine Bezeichnung des Vaters, auf den Sohn zu übertragen. Solches jedoch als unwesentlich nicht weiter berührend, ist aber destomehr hervorzuheben, daß in diesem Artikel die absolute Prädestination zur Seligkeit und Verdammniß, wie schon in dem vorhergehenden § angedeutet, gelehrt wird. Furchtbar ist der Lehrsatz, daß durch ein decretum absolutum, ohne Rücksicht auf das eigene Streben der Menschen, der eine zur Verdammniß, der andere zur Seligkeit bestimmt sei; — wahrlich! nicht übereinstimmend ist solches mit den Worten des Herrn: Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er umkehre und lebe. Die von Gott jedem in Christo Gläubigen verliehene Kraft zur Umkehr oder Buße, die vielfache Be-

rufung zu dieſer Umkehr, die in der heil. Schrift in zahlloſen Stellen und eben ſo in den verſchiedenſten Verhältniſſen des Lebens uns ertönt, die gleichfalls von Gott uns gegebene Vernunft und endlich die Vaterliebe und Barmherzigkeit Gottes, die in Chriſto Jeſu ſich uns offenbart, alles das ſpricht gegen eine Prädeſtination, wie ſie in dieſem Artikel gelehrt wird. — Doch, wie ſchon bemerkt, hier iſt nicht Zeit und Ort derartige Lehrſätze weiter zu entwickeln, nur muß hier wieder ins Licht geſtellt werden, daß gerade in dieſer Lehre die baptiſtiſche Secte, obwohl ſie in dem angeführten Glaubensbekenntniß den Gegenſtand nur leicht behandelt, in der Praxis überaus ſcharf von jeder andern Kirche ſich abgränzt. — Sie halten ſich allein für die Berufenen und Erwählten, nur bei ihnen ſei der Geiſt zum Durchbruch gekommen und alle Nicht-Baptiſten gehören dem Teufel an. — Schriftſtellen, wie z. B. 1 Joh. 2, 2: Chriſtus iſt die Verſöhnung für unſere Sünden, nicht allein für die unſrigen, ſondern auch für die der ganzen Welt, oder 1 Tim. 2, 4: Gott will, daß allen Menſchen geholfen werde und daß alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, — ſolche Stellen ſuchen ſie durch andere, aus dem Zuſammenhang geriſſene und nun völlig unklare und zwar, wo möglich, aus der Offenbarung, oder dem hohen Liede genommene, zu umhüllen und nach ihrem Dünkel beliebig zu deuteln.

Art. VI enthält die Lehre von den Gnadenmitteln und deren Ordnung. Zuerſt kommt hier in Anwendung a) das Wort Gottes, dann ſollen die durch den Geiſt Bekehrten b) durch die Taufe in die Gemeinde Chriſti aufgenommen werden, und dieſe dann c) das heilige Abendmahl genießen. Als viertes Gnadenmittel wird zwar das Gebet nicht genannt, doch aber als die Seele

aller dieſer Mittel bezeichnet. — Nach dieſer Darſtellung wird mithin hier ſchon auf die Verwerfung der Kindertaufe angedeutet, — doch hierüber ſpäter.

Art. VII. Von der Bekehrung des Sünders durch das Wort Gottes. Ohne Rückſicht auf die Taufe, von der doch Chriſtus ſelbſt zu Nicodemus ſpricht Joh. 3, 5: wahrlich, wahrlich, ich ſage Dir: es ſei denn, daß jemand geboren werde aus dem Waſſer und Geiſt, ſo kann er nicht in das Reich Gottes kommen, und ohne Beachtung der Worte Pauli Tit. 3, 5: durch das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des heil. Geiſtes werden wir ſelig, — lehren die Baptiſten, daß der Menſch durch die Erkenntniß allein ſchon die Wiedergeburt erlange.

Art. VIII. Von der heiligen Taufe. Hier wird nun, obwohl das Wort Kinder vermieden iſt, durch die weitere Auseinanderſetzung die Kindertaufe verworfen und das Tauchen unter Waſſer als Hauptbedingung der Taufe beſtimmt. Die unrichtige Ueberſetzung Luther's Matth. 28, 19: gehet hin und lehret alle Völker und taufet ſie ꝛc., wird hier als maßgebend aufgenommen, nicht aber der griechiſche Grundtext, nach welchem es wörtlich heißt: gehet hin und machet alle Völker zu Jüngern, dadurch, daß Ihr ſie taufet (μαθητεύσατε) und (dann) lehret ſie halten ꝛc. Der Schwerpunkt für die Taufe der Erwachſenen und nicht der Kinder iſt den Baptiſten Mark. 16, 16: wer da glaubet und getauft wird, der wird ſelig werden, wobei ſie außer Acht laſſen, daß dieſe Worte nicht wie im Evangelio Matth. bei der Einſetzung der Taufe im Allgemeinen geſprochen ſind, ſondern nur auf diejenigen ſich beziehen, die als Erwachſene das Chriſtenthum annahmen, und natürlich in dieſem Falle erſt dann getauft werden durften, wenn ſie gläubig geworden

waren. Ob dieſe Stelle des Markus nicht überhaupt nur auf die Apoſtel und nicht wie bei Matth. auf alle Menſchen zu beziehen ſei, möge dahin geſtellt bleiben, — jedenfalls ſind V. 14: „zuletzt, da die Elfe zu Tiſche ſaßen, offenbarte er ſich und ſchalt ihren Unglauben", und dann V. 17: „die Zeichen aber, die da folgen werden denen, die da glauben, ſind die: in meinem Namen werden ſie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden" ꝛc., — jedenfalls ſind dieſe Worte nicht ſo allgemein gehalten, wie die ſchon oben angezogenen Einſetzungsworte der Taufe im Matthäus, denn wer vermag gegenwärtig als Zeichen ſeines Glaubens derartige Wunderthaten auszuführen? — Andere Bibelſtellen, die deutlich auf die Kindertaufe hindeuten, fertigen die Baptiſten mit dem Machtſpruch ab: das Kind glaubt nicht und verlangt auch nicht die Taufe, folglich gilt ihm die Taufe nichts. — Wird ihnen nun die im erſten Buche Moſ. 17, 10 von Gott feſtgeſetzte Beſchneidung entgegengeſtellt: „dies iſt mein Bund — — ein jeglicher Knabe, wenn er 8 Tage alt iſt, ſoll beſchnitten werden" ꝛc. — und ihnen nun dargethan, daß das jüdiſche Knäblein ja auch nicht glaube und die Beſchneidung nicht verlange, daß aber dennoch Gottes Wort, bei Androhung der Vernichtung, ſolches verlange und daß nach der Analogie, die von Chriſto in Stelle der Beſchneidung angeordnete Taufe gleichfalls das neugeborene, etwa 8 Tage alte Kind, in den Gnadenbund aufnehmen müſſe, dann wirft der Baptiſt völlig inconſequent dieſe Folgerung mit den kurzen Worten bei Seite: Chriſtus hat die Forderungen des A. T. aufgehoben, — nicht bedenkend, daß der Herr ſelbſt erklärte: ich bin nicht gekommen aufzulöſen, ſondern zu erfüllen, Matth. 5, 17. — Eine weitere Auseinanderſetzung, obſchon ſo unendlich viel ſich ſagen ließe, darf na-

türlich auch hier nicht ſtattfinden, da ja die abweichenden Lehrſätze gegenwärtig nur angedeutet, nicht aber erſchöpft werden können. — Zu bemerken aber iſt noch, daß die Baptiſten ſtatt der Kindertaufe einen Segen über die Kinder ſprechen und hierbei ihnen in der Regel einen altteſtamentlichen Namen geben. Sie berufen ſich auf die Stelle: Chriſtus ließ die Kinder zu ſich kommen und ſegnete ſie, — aber er taufte ſie nicht. — Hat denn Chriſtus überhaupt jemals ſelbſt, oder nur Erwachſene getauft?

Artikel IX. Vom heiligen Abendmahl. Scheinbar ſtimmt die Lehre der Baptiſten, nach dem Wortlaute mit der evangel.-lutheriſchen Kirche überein, — ſolches iſt aber re vera nicht der Fall, denn auch in dieſer Lehre wird der eigentliche Unterſchied nicht einmal berührt, geſchweige denn offen und frei ausgeſprochen. — Nach dem evangel.-lutheriſchen Glauben, eingedenk der Worte Pauli: der Menſch prüfe ſich ſelbſt, — denn wer da unwürdig iſſet, oder trinket, der iſſet und trinket ſich ſelbſt das Gericht, darum, daß er nicht unterſcheidet den Leib des Herrn, 1 Cor. 11, 28, iſt für uns dies Sacrament ſo hoch-heilig, daß wir mit dem größten Ernſte uns darauf vorbereiten und nicht durch vorhergegangene Zerſtreuung und zu häufige Wiederholung es zur Sache der Gewohnheit machen, daher wir es auch nur im Hauſe des Herrn bei gottesdienſtlicher Feier genießen. Wenn der Heiland, als er zum letzten Male mit ſeinen Jüngern vereint war und nochmals ſeine Lehren ihnen ans Herz gelegt hatte, nun zum Schluß der Mahlzeit als letzte Handlung ſeines Lebens das Brot und den Wein mit den Worten ihnen darreichte: Solches thut zu meinem Gedächtniſſe, ſo dürfen doch wir nicht bei unſeren gewöhnlichen Mahlzeiten ein ähnliches Recht in Anſpruch nehmen wollen?! — Solches thun aber die Bap-

tiſten und ſetzen in Stelle des heil. Abendmahls: die ſogenannten Agapen. — Daß dieſe zur Zeit der Apoſtel, während ſie ſelbſt noch Vorſteher der Gemeinden waren, eine Zeitlang Beſtand hatten, bald aber, weil vielfache Unordnungen hierbei vorkamen, wieder aufgehoben wurden, iſt aus der Geſchichte bekannt, bedarf daher keiner weiteren Auseinanderſetzung. — Wohin übrigens ein derartiger Genuß des heil. Abendmahls führe, zeigt ſich auch gegenwärtig bei den Baptiſten, denn Fälle ſind bereits vorgekommen, die das Sacrament geradezu entwürdigen, — es iſt z. B. ſtatt Brot — Pfefferkuchen gereicht worden.

Art. X. Von der Gemeine der Heiligen. Dieſer Artikel bezeichnet die Baptiſten als die Heiligen, ordnet die verſchiedenen Aemter durch Wahl und Abſtimmung ſämmtlicher Gemeindeglieder, beſtimmt die Zucht derſelben und giebt Anweiſung über Aufnahme und Ausſchluß, gleichfalls durch Stimmen-Mehrheit. Es findet ſich hier faſt ganz das Syſtem der Herrnhuter und braucht mithin nicht weiter erläutert zu werden. — Was nun zuerſt die Wahl der Lehrer oder Prediger betrifft, ſo iſt es wol nicht mehr als billig, daß auf den Fortſchritt der Zeit und der aus ihr hervorgehenden geiſtigen Bildung geachtet werde. Wenn demnach in den erſten Zeiten des Chriſtenthums einfache und nicht wiſſenſchaftlich gebildete Männer als Lehrer und Apoſtel anerkannt wurden, ſo muß dagegen unſere gegenwärtige Zeit, wo namentlich nicht mehr in Wunderkraft der heil. Geiſt ſich offenbart, vollkommen berechtigt ſein, höhere Anforderungen an die Biſchöfe und Lehrer der Gemeinden zu ſtellen. — Jacobus (3, 1) ſpricht das ernſte Wort: unterwinde ſich nicht jedermann Lehrer zu ſein ꝛc. — Die Jünger Jeſu folgten 3 Jahre lang ihrem Meiſter und Herrn, der ſie belehrte und führte und auch die Mahnung

ihnen gab: sehet Euch vor, vor den falschen Propheten, die in Schafkleidern zu Euch kommen ꝛc. Matth. 7, 15; und so sprach auch Paulus zu den Aeltesten aus Ephesus Act. 20, 31: denket daran, daß ich nicht abgelassen habe drei Jahre lang Tag und Nacht Euch mit Thränen zu vermahnen ꝛc., — und dennoch wird, wie viele Beispiele lehren, von den Baptisten hauptsächlich ein solcher Mann als Lehrer für geeignet gehalten, der viel Bibelsprüche im Kopfe hat, ganz davon abgesehen, ob er, gleich Jesu Jüngern, Jahre lang zum Amte vorbereitet worden, ob er irgend welche Bildung besitze und einerlei, ob er auch tiefer eingedrungen sei und wahre Erkenntniß besitze. Auf solche Lehrer beziehen nun die Baptisten Schriftstellen, die Jesus speciell zu seinen Jüngern und nicht zum Volke sprach, z. B. Matth. 18, 1 u. 18: was Ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein ꝛc. — Hier gilt in Betreff der Baptisten-Secte das Wort: kann ein Blinder den Blinden leiten? — Nach diesem § soll ferner hinsichtlich der Aufnahme eines neuen Mitgliedes abgestimmt werden, desgleichen bei dem Ausschluß irgend einer Person. Eine Abstimmung in solcher Angelegenheit unter zahlreichen Mitgliedern, deren Denkvermögen und Urtheilskraft (wie bei unsern Letten) noch so wenig entwickelt ist, bleibt überaus mißlich und öffnet zugleich Thür und Thor der Scheinheiligkeit und dem pharisäischen Wesen. Der Ausschluß eines Gemeindemitgliedes durch Abstimmung ist aber noch viel mißlicher, — und doch wird von dieser Secte der evangel.-luth. Kirche der Vorwurf gemacht, daß sie viel zu tolerant sei und namentlich nicht vom heiligen Abendmahle sofort diejenigen Personen zurückweise, die irgend wie im schlechten Rufe stehen, hierbei gewöhnlich den Bibelspruch anführend 2 Cor. 6, 15: wie stimmt Chri-

ſtus mit Belial? — Spricht aber nicht der Heiland ſelbſt: laſſet das Unkraut mit dem Weizen zuſammen wachſen, bis zur Ernte. Matth. 13, 30.

Art. XI. Von der Heiligung. In dieſem Satze wird zugegeben, daß der Menſch in ſeinem Streben nach Heiligung dennoch wieder in Sünde fallen könne, in mündlichen Aeußerungen aber wird ſolches völlig in Abrede geſtellt. Ganz frei wird die Behauptung aufgeſtellt: wer einmal geheiligt iſt, kann nicht mehr ſündigen, und wenn ſolches auch ſcheinbar geſchehen ſollte, namentlich hinſichtlich der Fleiſches-Sünden, ſo hängen ſolche doch nur dem Körper an und nicht der Seele. Solche Uebertretungen könnten ſich übrigens die Gläubigen ſelbſt unter einander vergeben, denn es heißt ja: wer ſeine Sünde bekennt, dem iſt ſie vergeben. — Häufig, ſo auch hier, weicht in der Baptiſten-Secte Theorie und Praxis von einander ab.

Art. XII. Vom göttlichen Geſetze. Auffallend iſt es, daß zwar aller Gebote Erwähnung geſchieht, jedoch nur das dritte beſonders betont wird. Der Beſuch des Gottesdienſtes wird ſtreng verlangt, das Betreten einer evangel.-luth. Kirche wird aber, zwar nicht ſchriftlich in dieſem §, dagegen aber, nach ganz allgemeiner Aeußerung, geradezu als Sünde betrachtet und ſolch ein Gotteshaus als Teufelshaus bezeichnet.

Art. XIII. Von der Ehe. Nach dieſem § dürfen ſich nur Gläubige unter einander verehelichen, und zwar durch das Wort Gottes und Gebet in der Gemeinde. Dieſer Satz iſt nicht klar ausgedrückt. In der Praxis ſollen ſchon mehrere Copulationen auf fünf Jahre geſchloſſen ſein. In Betreff der Eheſcheidung ſtimmen die Baptiſten mit den ſtrengſten Anſichten unſerer Kirche.

Art. XIV. Von der bürgerlichen Ordnung. Uebereinſtimmend mit uns, — die Worte ſind aber auf Schrauben geſtellt, namentlich in Bezug auf den von der Obrigkeit geforderten Eid und Kriegsdienſt; — da heißt es z. B.: „in dieſen Punkten können wir uns herzlich mit ſolchen vereinigen, die hierin unſere Ueberzeugung nicht theilen.“ — Obrigkeitlichen Verordnungen wollen die Baptiſten Folge leiſten; wenn aber ſolche irgend wie, und wenn es auch noch ſo gezwungen wäre, „auf den Glauben gedeutet werden können, dann ſind ſie ſogleich mit dem Bibelſpruche zur Hand: man muß Gott mehr gehorchen, als den Menſchen. — Mit dem Gehorſam gegen die Obrigkeit ſieht es daher mißlich genug aus.

Art. XV. Von der Wiederkunft des Herrn, der Auferſtehung der Todten und dem jüngſten Gericht. Dieſe Lehren harmoniren mit den unſrigen. Die Schlußworte ſind aus der Apokalypſe 22, 17 genommen: der Geiſt und die Braut ſprechen: komm! und dann wird noch das Wort hinzugefügt: wir betrachten uns als deren weſentliches Glied. — Hier könnte wol gefragt werden: weſſen? Sind wir ein Glied des Geiſtes oder der Braut?

Nach dieſer nur andeutenden und durchaus nicht erſchöpfenden Darſtellung des baptiſtiſchen Glaubensbekenntniſſes kommen wir nun auf die Synodalfrage ſelbſt zurück: wäre es wünſchenswerth und zeitgemäß, daß die Baptiſten-Secte höheren Orts beſtätigt werde? — Hierauf kann nach obiger Auseinanderſetzung zwar mit einem Ja! aber nur mit einem ſehr bedingten Ja! geantwortet werden. Völliges Verbieten oder die Aufhebung dieſer Secte würde zu nichts [redacted] Maßregeln aber würden nur erbittern [redacted] höchſten Grade ſteigern. Die un-

terdrückten Baptiſten hätten dann gleichſam das Recht, ſich als Märtyrer ihres Glaubens anzuſehen und würden, wie die Kirchengeſchichte lehrt, durch das Kreuz, das ſie triumphirend dann gleichſam zur Schau tragen könnten, unfehlbar zur eifrigſten Nachfolge reizen. Eine obrigkeitliche Anerkennung wäre mithin eine Nothwendigkeit, ſie müßte aber jedenfalls ſtreng geregelt ſein. — Würden die Baptiſten in der That ſich ſo zeigen, wie ſie in Worten ſich darſtellen, ſo könnten ſie gewiß auf eine große Toleranz Anſpruch machen, — leider aber iſt vieles bei ihnen, wenigſtens wie ſie in der Gegend von Libau ſich zeigen, nur Schein, nicht Wahrheit. Wie zahlreiche Beweiſe es darthun, iſt bei ihnen, wenn auch nicht bei allen, doch bei vielen, nicht wirklicher Glaubensdrang vorherrſchend, ſondern hauptſächlich nur ein Beſtreben, ſich von weltlicher und geiſtlicher Beaufſichtigung zu emancipiren. — Vor etwa 30 Jahren ſchon zeigten ſich hier Spuren dieſer Secte, gleichſam als Nachhall der berüchtigten Ebelſchen Wirren in Königsberg, unter dem Namen Mukkerei bekannt. Dies Unweſen verlor ſich indeſſen nach und nach wieder, trat aber vor einigen Jahren im nordweſtlichen Theile Kurlands abermals ins Leben und zwar jetzt mit mehr baptiſtiſcher Färbung. Preußiſche Emiſſaire, reichlich mit Geld verſehen, ſchlichen mehr und mehr ſich ein, begründeten hier und da heimliche Conventikel, ſprachen viel von Gleichheit und Freiheit und regten die Gemeinden gegen ihre Prediger auf. — So konnte auch ihr erſtes und offeneres Auftreten, im vorigen Jahre (1862), in und um Libau (von anderen Gegenden fehlen authentiſche Nachrichten), nichts weniger als Anerkennung für ſie erwecken, denn mit mancherlei Mitteln begründeten ſie ihre Conventikel, mit bedenklichen Päſſen wollten die neu angeworbenen Proſelyten über die Landesgränze gehen,

um ſich in Memel taufen zu laſſen, obgleich ſie kurz vorher das Verſprechen gegeben hatten, ſtill und ruhig, höhere Verordnungen zu erwarten. Mit Mißhandlungen und Drohungen, wo ſüße Worte nichts fruchteten, ſuchten und ſuchen ſie, Proſelyten zu machen und bringen dadurch die traurigſten Verirrungen in die Gemeinde. — Zahlloſe Streitigkeiten zwiſchen Eheleuten, Aeltern, Kindern und Hausgenoſſen gehen dadurch hervor und wirken wahrhaft verderblich auf chriſtliche Zucht und Ordnung. Fleiſchliche Sünden, wie ſchon bemerkt, halten ſie für gering, denn ſie ſeien ja nicht ſchuld, daß nur der Geiſt willig, das Fleiſch aber ſchwach ſei. In ihren Conventikeln werden endlos lange Gebete gehalten, im Gegenſatz zu Chriſti Worten: ihr ſollt nicht viel plappern ꝛc. Matth. 6, 7, und auf den Knieen heranrutſchend, die Hände ihres Vorbeters küſſend, ſuchen ſie von ihm die Sündenvergebung zu erlangen. Ob ſie aber während dieſer Zeit auch für ihr Haus, und namentlich für Pflege und Erhaltung der Kinder geſorgt haben, das wird nicht beachtet, wie vielfache Klagen ſolches erhärten. Nach Schluß eines ſolchen Gottesdienſtes wird der größte Theil der Gemeinde entlaſſen und nur die Auserwählten beiderlei Geſchlechts bleiben zurück. — In einzelnen Gegenden, wie von glaubwürdigen Männern berichtet wird, hat der Fanatismus ſogar ſchon Hallucinationen hervorgerufen, dieſem und jenem Gliede der Baptiſten-Secte hat ſelbſt ſchon der Heiland ſich perſönlich offenbart ꝛc. ꝛc.

Ein ſolcher Zuſtand kann natürlich nicht länger fortbeſtehen und höchſt wünſchenswerth iſt daher, da mit Gewaltmaßregeln, wie ſchon angedeutet, durchaus nichts zu machen iſt, daß feſte obrigkeitliche Beſtimmungen über die Art und [redacted] werden, wie dieſe Secte zu dul-

den und unter Aufſicht zu ſtellen ſei. — So wie die übrigen in Rußland geduldeten Confeſſionen, die katholiſche, reformirte und lutheriſche ihre beſtimmten Regeln haben, die genau zu beobachten ſind, wenn z. B. ein Glied aus einer Gemeinde in die andere treten will, wie ihre Stellung zu einander normirt und jedes willkürliche Hin- und Herlaufen und jede Proſelytenmacherei nicht geduldet wird, wie über Taufe und Abendmahl, Führung von Kirchenbüchern, Anſtellung geprüfter und ordinirter Prediger ꝛc. ꝛc., die Kirchenordnung ihre Beſtimmung trifft, ſo müſſen auch hier und namentlich hier, wo ſo vieles der reinen Lehre des Chriſtenthums ſtarr entgegen ſteht, ſtreng und ernſtlich gehandhabte Geſetze dieſen Wirren ein Ende machen. Es iſt ſchon oben angedeutet worden, daß bei den Baptiſten das Streben nach Emancipation von weltlicher und geiſtlicher Aufſicht vorherrſchend zu ſein ſcheint, wie denn jenes Wort eines zum Baptiſtenthum ſich neigenden Mannes deutlich dafür ſpricht: die Herren Paſtoren haben lange genug die Kanzel betreten, jetzt können wir es ſelbſt thun. Daß zu ſolchen Ueberhebungen und dem Zerreißen des ſchönen patriarchaliſchen Bandes zwiſchen Prediger und Gemeindegliedern, wie es bisher beſtand und Gottlob! größtentheils auch noch beſteht, einzelne Stimmen durch Hohn und Verſpottung bisher heilig gehaltener Verhältniſſe, leider nur all zu ſehr beigetragen haben, das iſt bekannt genug. — Dem ſei nun aber, wie ihm wolle, „ſo iſt, nochmals ſei es geſagt, jedenfalls wünſchenswerth und zeitgemäß, daß unter ſo bewandten Umſtänden die Baptiſten-Secte hochobrigkeitlich beſtätigt werde, jedoch unter abermaliger Betonung des Wortes, nur nach einer feſt beſtimmten und geordneten Geſetzgebung. Unmaßgeblich dürf-

ten vielleicht einige der nachſtehenden Punkte hierbei ins Auge gefaßt werden können:

1) da die baptiſtiſche Secte ſich eine evangeliſche nennt, ſo bleibt ſie gleich der reformirten Kirche, dem evangeliſch-lutheriſchen Conſiſtorio untergeordnet.

2) Die Baptiſten leben ganz ſporadiſch in lutheriſchen Gemeinden, nur noch mehr zerſtückelt als die Herrnhuter in Livland; demnach verbleiben ſie, dieſen ähnlich, unter näher zu beſtimmenden Regeln (beſchränkte Conventikel erlaubt? Taufe bei Erwachſenen iterirt? Abendmahl auch im Hauſe?), in einer gewiſſen Verbindung mit den lutheriſchen Predigern derjenigen Gemeinden, in denen ſie ſich aufhalten, beſonders in Hinſicht der Führung der Kirchenbücher über Geborene, Verſtorbene ꝛc.

3) Das raſche Losreißen, oder um den früheren Ausdruck zu gebrauchen, das ſich ſelbſt Emancipiren, muß möglichſt gehindert werden, d. h. es darf nicht jedem, der aus dieſem oder jenem leichtfertigen Grunde, um etwa eine Laſt ſich abzuſchütteln, oder einen Vortheil zu erlangen, der Austritt aus der Gemeinde ſofort geſtattet werden. Hier wäre jedenfalls nothwendig, daß ihm ein längerer Termin zum Nachdenken bei dieſem ernſten Schritte beſtimmt werde, daß er die Gründe ſeines Austritts genügend auseinanderſetze und diejenigen Lehrſätze der lutheriſchen Kirche, die ſeinem Glauben entgegenſtehen, deutlich bezeichnet, mit einem Worte: daß er Rechenſchaft von ſeinem neuen Glauben gebe. Ob nun ſolches vor dem Propſte, dem eigenen bisherigen, oder einem hierzu aus der Nachbarſchaft deſignirten Prediger geſchehen müſſe, das hätte natürlich das Geſetz näher zu beſtimmen. Der förmliche Uebertritt geſchehe übrigens nach denſelben Regeln, wie ſie zwiſchen Lutheranern und Katholiken feſtgeſetzt ſind.

4) Proſelytenmacherei iſt auf das Strengſte zu verbieten und zu beſtrafen.

5) Die Zeit, wann Conventikel gehalten werden, muß von ihnen der Obrigkeit bekannt gemacht werden, und unter keiner Bedingung ſollen bei verſchloſſenen Thüren Myſterien gehalten werden, denn das Chriſtenthum iſt ein Licht, das nicht unter den Scheffel geſtellt werden darf.

6) Collecten zu geheimen Zwecken ſind verboten.

7) Nur ſolche Lehrer, die ſich einem näher zu beſtimmenden Examen unterworfen haben und obrigkeitlich beſtätigt ſind, haben das Recht, den Gottesdienſt zu leiten, zu predigen, die Sacramente zu verwalten und die Kirchenbücher, falls nicht hinſichtlich dieſer andere Verordnungen gegeben werden, zu führen.

8) Die Sacramente müſſen frei und offen verwaltet werden. Die Baptiſtentaufe darf daher nicht, um Unfug zu vermeiden, zur Nachtzeit ſtattfinden.

9) Die ſich neu conſtituirende Gemeinde muß Nachweis geben, aus welchen Mitteln die Koſten für Kirchen, Schulen und Beamten erhoben werden ſollen.

10) Die Eltern müſſen verpflichtet werden, für ihre Kinder entweder eigene Schulen zu gründen (natürlich unter obrigkeitliche Aufſicht geſtellt), oder ſie in die lutheriſchen Schulen zu ſchicken, in welchem Falle ſie den allgemeinen Schulgeſetzen unterworfen wären.

11) Kirchhöfe müſſen ſie entweder ſelbſt anlegen, oder die lutheriſchen nach Einigung mit dieſer Gemeinde benutzen.

12) Wie noch jetzt viele Güter Bauten und Abgaben an Kirchen (ſelbſt katholiſche z. B. das Krongut Perkuhnen) zu leiſten haben, zu denen ſie jetzt nicht mehr, wohl aber in frühern Zeiten gehörten, ſo ſind auch diejenigen Bauerhöfe, die gegenwärtig aus dem Kirchenverbande ausſchei-

den, nach wie vor verpflichtet, dieſen Beſtimmungen Folge zu leiſten, Stolgebühren ꝛc. zu zahlen. Um aber jeden Anſtoß zu vermeiden, entſagen die lutheriſchen Prediger, in ſo fern ſolches ſie ſelbſt betrifft, gern und willig einer ſolchen Einnahme, weiſen ſie aber an die Gebietslade, zum Beſten der Armen.

Nach Darlegung dieſer unmaßgeblichen Vorſchläge möge als Schlußwort dieſer vielleicht ſchon zu langen, in Bezug auf ihre Wichtigkeit aber viel zu kurz die Hauptpunkte berührenden Abhandlung über das Baptiſtenthum, die Mahnung des Apoſtels in unſer aller Herzen dringen: Seid fleißig die Einigkeit zu halten im Geiſte, durch das Band des Friedens. Epheſ. 4, 3.

3.

Dr. Richard Rothe. Zur Dogmatik.

Von neuem durchgeſehener und durchgängig vermehrter Abdruck aus den Theol. Studien und Kritiken. Gotha 1863.

Von

Paſtor Wilh. Brückner zu Neudorf in Südrußland.

Sehr ſpät kommt die Anzeige dieſes Buches. Doch nicht zu ſpät. In der theologiſchen Literatur unſerer Tage begegnen uns ſehr viele Producte des theologiſchen Fleißes, die, obwohl ſie eine Jahreszahl des ſiebenten Jahrzehnts unſeres Jahrhunderts auf dem Titel haben, doch nach Inhalt uud Ausführung einer vergangenen Zeit angehören, die nämlich lediglich darauf ausgehen, den herkömmlichen Beſtand einer ſymboliſch fixirten Kirchenlehre, die das abgetragene Gewand der Zeit, in welcher ſie entſtanden iſt, nicht verleugnen kann, zu repriſtiniren und zu conſerviren und ſich dadurch als von ſpecifiſch „gläubigem Standpunkte"

ausgehend auszuweiſen. Solche Erſcheinungen unſerer theologiſchen Literatur, ſo maſſenweis ſie auch der Büchermarkt bringt, verdanken ihre Entſtehung einem Anachronismus und werden einer nicht mehr fernen Zukunft, wenn ſie der Vergeſſenheit anheimgefallen ſein werden, nur noch dazu dienen, die Armuth wahrhaft wiſſenſchaftlicher Thätigkeit in der neueſten Vergangenheit und Gegenwart zu illuſtriren. Das Buch, welches wir hiermit zur Anzeige bringen, gehört zu den ſehr ſeltenen Erſcheinungen der neueſten Theologie, welche einen neuen Frühling auf dieſem Gebiete ankündigen, und daher möchte auch die ſpäte Anzeige noch zeitig genug kommen. Eine ganz eigenthümliche jugendliche Frühlingsfriſche weht uns aus dem ganzen Buche entgegen. Es iſt ſo feſſelnd und anziehend geſchrieben, daß der Leſer, der ſich überhaupt für die darin behandelten Fragen intereſſirt, es nicht aus der Hand legen mag, bis es zu Ende geleſen iſt, um ſich dann wieder an den einzelnen Ausführungen zu erquicken. Wir möchten das Buch dringend in die Hand eines jeden Theologen legen, dem es noch heiliger Ernſt iſt um eine wahrhaft wiſſenſchaftliche, daher aber auch freimüthige, nicht durch Stichworte der theologiſchen Partei ſich beſtechen laſſende Erforſchung der wichtigſten theologiſchen Fragen. Wir empfehlen es aber ebenſo dringend jedem gebildeten Laien, dem es daran gelegen iſt auch hinſichtlich ſeiner chriſtlichen Erkenntniß auf dem Standpunkt des 19. Jahrhunderts zu ſtehen. In ſeiner einfachen und zugleich ſchönen Ausführung auch bei ſeinem geringen Umfange iſt es jedem Gebildeten zugänglich. Doch wir müſſen das Buch für ſich ſelber ſprechen laſſen, ſo weit dieſes in den Schranken einer Anzeige möglich iſt. Das Buch umfaßt drei Artikel: Begriff der evangeliſchen Dogmatik, Offenbarung und heil. Schrift.

In dem erſten Artikel iſt die encyklopädiſche Stellung, welche nach Rothe in dem Geſammtgebiet der theologiſchen Wiſſenſchaften der Dogmatik gebührt, eigenthümlich. Die Dogmatik wird ſo definirt: „Sie iſt die ſyſtematiſche oder (was damit gleichbedeutend iſt) die wiſſenſchaftliche Darſtellung der in einer beſtimmten Kirchengemeinſchaft öffentlich geltenden kirchlichen Lehre, — oder ausführlicher: die wiſſenſchaftliche Darſtellung der Lehrſätze, in welchen eine beſtimmte kirchliche Gemeinſchaft ihr eigenthümliches frommes Bewußtſein ausdrücklich und authentiſch in begrifflicher Weiſe ausgeſprochen hat, nach ihrem innern Zuſammenhange unter einander.“ S. 14. Sie hat die geltende kirchliche Lehre, wie ſie in Lehrſätzen, d. h. Dogmen ausgeſprochen iſt, „genau zu ermitteln und treu darzuſtellen“, und es iſt lediglich ein wiſſenſchaftliches Erforderniß, daß dieſes in ſyſtematiſcher Weiſe geſchieht, d. h. daß die Darſtellung den innern Zuſammenhang der einzelnen Dogmen und ihre „gemeinſame Beziehung auf die ſpecifiſche Grundbeſtimmtheit“ des frommen Bewußtſeins oder auf das den Inhalt der geſammten Dogmatik beherrſchende Grundprincip herausſtellt. In der evangeliſchen Dogmatik iſt dieſes Grundprincip: „die Rechtfertigung des Menſchen vor Gott allein aus dem Glauben an Chriſtum.“ S. 20. Weil nun eine wiſſenſchaftliche Bearbeitung der Dogmen kein anderes Intereſſe haben kann „als die Ermittelung ihrer Wahrheit oder Unwahrheit“, ſo führt die Darſtellung der kirchlichen Lehre von ſelbſt zu einer kritiſchen Beurtheilung derſelben. So iſt die Dogmatik nach Rothe lediglich eine „hiſtoriſch-kritiſche Disciplin.“ „Sie hat ein gegebenes Object an der poſitiven hiſtoriſch gegebenen Kirchen-

lehre; sie hat dieses gegebene Object zu einem wissenschaftlichen Lehrsystem zu construiren, und eben damit zugleich kritisch zu ermitteln, ob und in wieweit die historisch gegebene Kirchenlehre ihrem eigenen Begriffe wirklich entspricht." S. 16. „Daß das positive (historische) und das kritische Element reinlichst auseinander gehalten werden, ist dabei von der größten Wichtigkeit. Eine speculative Disciplin ist also die Dogmatik durchaus nicht." S. 16. Rothe verlangt außer der Dogmatik und unabhängig von dieser eine speculative Theologie. Es ist nach Rothe sehr unrichtig „aus der Dogmatik ein Surrogat für die den Theologen fehlende speculative Theologie zu machen", und noch mißlicher erscheint es ihm, unter dem Namen der Dogmatik „ein mixtum compositum aus positiven und speculativen Elementen" aufzustellen, und am mißlichsten, „wenn sich ein solches Mischwesen etwa philosophische Dogmatik nennt." Rothe's Begriff der Dogmatik ist also durchaus abweichend von dem aller übrigen Dogmatiker unsrer Zeit. Rothe's Begriff der Dogmatik steht im Zusammenhange mit seiner Ueberzeugung, daß die Dogmatik in der Theologie und Kirche nicht mehr die unbedingte Herrschaft haben kann, welche ihr im 17. Jahrhundert eingeräumt ward, da noch die Identificirung der christlichen Wahrheit mit ihrer Verdünnung in der Kirchenlehre der protestantischen Orthodoxie der damaligen Scholastik axiomatisch feststand, und diese Verwechselung als solche derselben noch gar nicht zum Bewußtsein kam. „Soviel kann überhaupt jeder Nachdenkende sich leicht sagen, daß das Ende der Wege des Herrn mit seiner Christenheit nicht ein Dogmensystem sein kann", sagt Rothe zum Schluß des ersten Artikels. S. 54. Unsere Andeutungen resp. Auszüge aus demselben werden um so mehr für den Zweck einer An-

zeige genügen, als der Begriff der Dogmatik weniger ein allgemeines Intereſſe in Anſpruch nehmen darf als das ſpeciellere eines „dogmatiſirenden Subjects.“

Der zweite Artikel handelt von der Offenbarung. S. 55—120. Die ältere proteſtantiſche Theologie identificirte ohne Weiteres Offenbarung und heilige Schrift. „Immer von der Vorſtellung ausgehend, daß die göttliche Offenbarung in der übernatürlichen Mittheilung einer religiöſen Lehre an die Menſchen beſtehe, dachten ſie bei ihr ſofort an die göttliche Eingebung der heiligen Schriften, aus welchen wir jetzt jene Lehre ſchöpfen.“ Sobald von dem übernatürlichen Vorgange, durch welchen die heil. Schrift entſtanden vorgeſtellt wird, abgeſehen werden ſoll, geht den alten Dogmatikern jeder klare und deutliche, jeder concrete Gedanke der göttlichen Offenbarung aus. Und eben dieſes iſt die Stelle, an welcher die neuere Theologie ihre Arbeit aufgenommen hat. Die wirkliche Vollziehung der Unterſcheidung zwiſchen der göttlichen Offenbarung und der Bibel iſt eine der wichtigſten unter den bleibenden Errungenſchaften, die wir ihr verdanken.“ S. 56. Wie ſehr es Rothe feſtſteht, „daß die zum Heil erziehende Thätigkeit Gottes ſich ausnahmslos über alle Theile unſeres Geſchlechts von Anfang an erſtreckt hat und fort und fort erſtreckt“, ſo behauptet er, „daß dieſe univerſelle göttliche Pädagogie die beſondre Richtung auf die Herſtellung der Wahrheit des Gottesbewußtſeins ausſchließend innerhalb des Gebietes des teſtamentariſchen Volkes genommen hat, folglich nur hier eine offenbarende geweſen iſt.“ S. 61. „Ihrem Begriff zufolge iſt die Offenbarung Gottesoffenbarung; Gott, indem er ſich offenbart, offenbart ſich ſelbſt; Gott und lediglich Gott iſt der Gegenſtand, den die göttliche Offenbarung offenbart, Gott und

ſonſt nichts," S. 61. Wir müſſen es leider unterlaſſen die Folgerungen, die ſich aus dieſer Begriffsbeſtimmung ergeben, zu ziehen. Nur dieſes können wir nicht unterlaſſen: „Offenbarungserkenntniſſe gibt es ſchlechterdings keine außer den Erkenntniſſen von Gott; welche andre Erkenntniſſe auch ſonſt dafür mögen ausgegeben werden: ſie ſind im beſten Falle nur aus der geoffenbarten Erkenntniß von Gott abgeleitete Erkenntniſſe, geoffenbarte ſind ſie nicht. Nirgends liegt dieſer Thatbeſtand augenſcheinlicher vor als grade in der vollendeten Offenbarung in der in Chriſto." S. 62. Rothe unterſcheidet bei der Offenbarung zwei Seiten: die Manifeſtation und die Inſpiration. „Gott tritt mittelſt einer unzweideutig übernatürlichen, eigenthümlich göttlichen Geſchichte ſelbſt als handelnde Perſon ein in die natürliche Geſchichte und ſtellt ſich dem Menſchen in ſolche Nähe, daß er auch dem durch die Sünde verdunkelten Auge deſſelben evident werden kann." S. 68. Dieſes Moment der Offenbarung nennt Rothe Manifeſtation. Beiläufig bemerken wir, daß man ſchwerlich beſtimmter und entſchiedener den Offenbarungsſtandpunkt, und das iſt recht eigentlich der gläubige, ausſprechen kann, als es in dieſen Worten geſchieht. Die Manifeſtation vollzieht ſich in einer Reihe zuſammenhängender Thatſachen, in denen das perſönliche Handeln Gottes, ſeine Wirkſamkeit in der Geſchichte ſich darſtellt, in Geſchichtsthatſachen, die ihre Vollendung in der Erſcheinung Jeſu Chriſti haben. Das objective Moment der Manifeſtation ergänzt ſich nothwendig durch ein inneres und ſubjectives. „Es muß zur Manifeſtation noch eine innere Erleuchtung durch Gott hinzutreten, eine unmittelbare Hervorbringung von Erkenntniſſen im Menſchen bei der Aufnahme der äußern Kundgebung mittelſt übernatürlicher Geſchichts-

ereigniſſe zum Behuf ihres richtigen Verſtändniſſes, und ſie nennen wir die Inſpiration.“ S. 69. „Es darf nicht überſehen werden, daß beide, Manifeſtation und Inſpiration, geſchichtlich bedingt und folglich auch geſchichtlich beſchränkt ſind, woraus denn wieder folgt, daß die göttliche Offenbarung ſich nur allmählich vollziehen kann, nur über eine Reihe von Stufen hinweg.“ S. 73. Auch wird die Inſpiration hinter der Manifeſtation zurück bleiben, und zwar, abgeſehen von dem trübenden Einfluſſe, den die Sünde auf die Erkentnißfähigkeit auch des Inſpirirten ausübt, gemäß dem Geſetze der Sparſamkeit in dem fortlaufenden Gange der Geſchichtsentwickelung. „Nur bei der Offenbarung in ihrer Vollendung, alſo bei der in Chriſto, verhält es ſich anders in dieſer Beziehung. In dem Erlöſer als dem Gottmenſchen decken ſich die Manifeſtation und die Inſpiration ſchlechthin, ebenſofern jede von beiden die in ſich vollendete iſt. — Er allein, in ſeiner Perſon und in ſeinem Geſchick, conſtituirt die ganze Manifeſtation im Neuen Bunde, nichts von allem dem, was ſich um ihn her bewegt, gehört mit zu derſelben; und eben darin iſt Er die vollendete Manifeſtation Gottes, daß ein individuelles Menſchenleben in ſeiner einheitlich in ſich geſchloſſenen abſoluten Totalität Gott abſpiegelt. Iſt aber Er die ganze und alleinige neuteſtamentliche Manifeſtation, und coincidiren in der neuteſtamentlichen Offenbarung Manifeſtation und Inſpiration ſchlechthin; ſo fällt auch dieſe ganz und ausſchließend in ihn hinein. Es gibt mithin in der neuteſtamentlichen Offenbarung im ſtrengen und eigentlichen Sinne des Worts nur Einen Inſpirirten, Chriſtum ſelbſt, — der aber als der ganz und ſchlechthin Inſpirirte mehr iſt als ein Inſpirirter,

nämlich der, in welchem Gott ſelbſt wohnt. Außer Ihm aber giebt es im Bereiche der neuteſtamentlichen Offenbarung keine Inſpiration, welche die Manifeſtation Gottes, d. i. eben Chriſtum, auf ſchlechthin authentiſche Weiſe zu interpretiren vermöchte. Auch die apoſtoliſche Inſpiration vermag es nicht" S. 74 f. Wir brechen hier ab in unſerem Referate über den zweiten Artikel: Offenbarung. Gefliſſentlich haben wir uns darauf beſchränkt Rothe's eigene Worte anzuführen. Es ſcheint uns dieſes der Abſicht, welche dieſer Anzeige zu Grunde liegt, am meiſten zu entſprechen. Wir möchten nur in den Leſern den lebhaften Wunſch erwecken nach dem Buche ſelbſt zu greifen, um ſich an Rothe's Ausführung des ſchwierigen und wichtigen Gegenſtandes zu erquicken. Ja, dem Leſer verſprechen wir eine höchſt anziehende Lectüre. Ob aber mit der Lectüre ſich die Zuſtimmung verbinden wird, iſt freilich eine andere Frage. Grade bei dieſem Gegenſtande der Offenbarung iſt es von zwei Seiten möglich, daß Rothe's Ausführung die Zuſtimmung verſagt wird: von Seiten des „theologiſchen Liberalismus" wegen Rothe's entſchiedenen Offenbarungsſtandpunktes, und von Seiten der kirchlichen Orthodoxie, wegen ſeiner Freimüthigkeit, die nur die Wahrheit ſelbſt ins Auge faſſend ſich durch keine weitern Rückſichten binden läßt. Es iſt dieſes ein unerläßliches Erforderniß wahrer Wiſſenſchaftlichkeit, aber in unſrer Zeit auf theologiſchem Gebiete ſo ſelten anzutreffen, daß die Theologie als Wiſſenſchaft wegen der Vorurtheile und Rückſichten, von denen ſie ſich beherrſchen läßt, nicht gerade unverdientermaßen in Verruf gekommen iſt. Rothe's Buch gibt uns das erfreuliche Beiſpiel einer freien und doch gläubigen, ſagen wir richtiger: einer wahrhaft gläubigen und daher wahrhaft freien Theologie.

Dieſe Freimüthigkeit bewährt ſich auch bei dem dritten Artikel: Heilige Schrift, welcher bei weitem den größten Theil des Buches S. 121—356 ausmacht und in welchem ſich die theologiſche Meiſterſchaft des Verfaſſers in glänzendſter Weiſe bekundet. Wie müſſen hier vor der Macht ſeiner Beweisführung alle Rückſichten fallen, welche den Theologen die Löſung der Frage nach dem Verhältniß der heil. Schrift zur Offenbarung erſchweren! Mit welcher klaren Evidenz werden hier die Unhaltbarkeiten und Bedenklichkeiten, mit welcher die heutige Theologie theils ihre Nichtübereinſtimmung mit dem Inſpirationsbegriff der alten Dogmatik verhüllt und bemäntelt, theils eine ſcheinbare Uebereinſtimmung mit demſelben erkünſtelt, aufgedeckt und zurückgewieſen! Je wichtiger der Gegenſtand iſt — es handelt ſich ja um das ſogenannte formale Grundprincip der Reformation — deſto bedeutungsvoller erſcheint Rothe's eingehende Ausführung deſſelben. Iſt denn auf dem Boden der proteſtantiſchen Theologie, die ſich gegenüber von der kirchlichen Tradition des römiſchen Katholicismus allein auf dem Grunde der heil. Schrift erbauet hat, überhaupt eine wiſſenſchaftliche Arbeit möglich ohne eine klare und unbefangene möglichſt erſchöpfende Orientirung über das Verhältniß der heil. Schrift zum Worte Gottes, zur Offenbarung? Iſt denn überhaupt weiter eine richtige Stellung, ein rechtes Vertrauen zu der heil. Schrift und ſomit zu der Offenbarung in Chriſto, deren urkundliche geſchichtliche Zeugniſſe uns in den Schriften des neuen Teſtaments vorliegen, bei den Proteſtanten unſrer Tage, insbeſondere den Gebildeten und Denkenden unter ihnen, zu erwarten, ohne daß das richtige Verhältniß der heil. Schrift zu dieſer Offenbarung in Chriſto zur Klarheit gebracht wird, nachdem die durch die Vermiſchung und Identificirung von Offenbarung

und heil. Schrift entſtandene Verwirrung über den Begriff der Offenbarung einerſeits, und die Bedeutung der heil. Schrift andrerſeits ſich nicht länger verbergen laſſen dürfte? Indem Rothe die Bedeutung der Frage mit dem heiligſten Ernſte würdigt, giebt er in ſeiner Abhandlung eine Klarheit über dieſelbe, wie ſie ſonſt nirgends gefunden werden kann.

Soll die Offenbarung als Geſchichte nachwirkende Bedeutung für die ganze Folgezeit haben, ſo iſt dieſes nur möglich durch urkundliche Zeugniſſe über dieſelbe, d. h. ſolche, „die ſelbſt als integrirende Beſtandtheile der Thatſache mit angehören, welche ſie kund machen.“ S. 124. Dieſe Urkunden müſſen uns „die eigene Erlebung der göttlichen Offenbarung vertreten.“ S. 124. Bei Vorausſetzung der Offenbarung, wie ſie im zweiten Artikel dargeſtellt worden iſt, iſt dieſes die allereinfachſte und unmittelbar ſich ergebende Forderung, die an eine heilige Schrift geſtellt werden kann. Das iſt aber nicht der Geſichtspunkt der alten Dogmatik. Ihr iſt die Bibel „nicht eine Geſchichtsurkunde, ſondern ein Religionslehrbuch.“ Daher iſt ihr die heil. Schrift das Wort Gottes. Die heil. Schrift iſt ſelber von Gott inſpirirt und ihr eignet vermöge ihres Urſprunges abſolute Richtigkeit und Unfehlbarkeit. Der auctor primarius der heil. Schrift iſt der heil. Geiſt und nur die Schriftzüge, der Mechanismus des Schreibens kommt auf Rechnung der auctores secundarii. In dieſer Annahme von der Inſpiration der Schrift ſtimmen die lutheriſchen und reformirten Dogmatiker vollſtändig überein. Hollaz lehrt, daß omnia et singula verba a spiritu sancto inspirata et in calamum dictata sunt, S. 135 und Voetius antwortet auf die Frage: an ordinaria studia, inquisitiones et praemeditationes fuerint necessaria ad scribendum?

unbedenklich: nego; spiritus enim immediate, extraordinarie et infallibiliter movebat ad scribendum et scribenda inspirabat ac dictabat. S. 136. Genau genommen kommt es bei dieſer Inſpirationslehre, die auch ſonſt hinlänglich bekannt iſt, nicht auf die Thatſachen der Offenbarung ſelbſt, alſo nicht auf Thun und Leiden, Sterben und Auferſtehen Chriſti, ſondern recht eigentlich auf die durch Inſpiration nicht nur vermittelte, ſondern bewirkte Schriftfaſſung über alles dieſes allein an.

Nach der Darſtellung der alten Inſpirationslehre wendet ſich Rothe zu deren Beurtheilung S. 146 ff. Er anerkennt vor Allem ihre Conſequenz, ſo daß er gleich von vornherein ſich nicht verhehlen kann, „man werde dieſe Lehre entweder ganz ſo wie ſie lautet annehmen oder ſie ganz fallen laſſen müſſen, ein halber und bedingter Beitritt, unter Vorbehalt ihrer Verbeſſerung in einzelnen Partien, werde unausführbar ſein.“ S. 147. Wie ſehr wir auch durch das testimonium spiritus s. des göttlichen Urſprungs und Charakters der heil. Schrift im Großen und Ganzen und zwar ſowohl hinſichtlich ihres Inhalts als auch hinſichtlich ihrer Form gewiß werden, es reicht doch dieſes nicht hin, um die Inſpirationslehre der alten Dogmatik zu erweiſen. Treffend ſagt Rothe S. 155: „Iſt die Bibel nun wirklich unbedingte Autorität, ſo muß es nun ja vor Allem darauf ankommen, mich deſſen unzweifelhaft zu vergewiſſern, wofür ſie ſelbſt ſich giebt und was ſie ſelbſt ſein, namentlich auch uns ſein will und was nicht.“ Nun folgt eine ganz vorzügliche Prüfung des hierauf bezüglichen Selbſtzeugniſſes der heil. Schrift, beſonders S. 170—223, aus welcher wir nichts Einzelnes auszuziehen im Stande ſind, es muß eben die ganze Entwickelung in ihrem Zuſammenhange geleſen werden. Es iſt die wich-

tigſte Partie des Buches. Wenn auf eine Einzelheit, ſo möchten wir auf die ſchöne Stelle hinweiſen S. 174 ff., wo davon gehandelt wird, wie Jeſus ſelbſt mit ſeiner Bibel umging und ſie auslegte. Das Selbſtzeugniß der Schrift dient nur zur Auflöſung der alten dogmatiſchen Inſpirationslehre. Rothe iſt ſich aber deſſen bewußt, mit dieſem Reſultat keineswegs etwas Neues zu bringen; er weiß ſich in Uebereinſtimmung mit der Anſicht von der Inſpiration der Bibel, welche jetzt in der Theologie die entſchieden vorherrſchende iſt. S. 249. Gelegentlich finden wir auch in Rothe's Buch in ſorgfältig ausgewählten Citaten unter dem Text eine ganze Wolke von Zeugen unſrer Zeit, die ſich des allgemeinen Eindrucks von der Nichtübereinſtimmung der Schrift, wie ſie ſich unmittelbar giebt, mit der altproteſtantiſchen Lehre von ihrer Inſpiration nicht erwehren können und dieſes auch mehr oder weniger entſchieden ausſprechen. Da finden wir Schenkel und Holtzmann, Nitzſch und Dorner, Lange und Martenſen, Tholuck und Tweſten, Scherer und Reuß, Rougemont und Viguie, Kahnis und Hofmann (doch über letztern vergl. Anm. zu S. 125 f. 269. 305 ff.).

Aber hier beginnt auch die eigenthümliche Stellung Rothe's zu der beregten Frage. Er tadelt die Unklarheit, welche bei den Vertretern der auch von ihm getheilten Anſchauung über deren Verhältniß zu der alten kirchlichen dogmatiſchen Inſpirationslehre waltet. Es muß zu einer Verwirrung der Begriffe führen, wenn man die Anſchauungen der neuen Theologie für eine bloße Modification der altkirchlichen Vorſtellung hält. „In Wahrheit iſt die neue Anſicht etwas toto genere Anderes als die kirchliche Inſpirationslehre, und involvirt ganz beſtimmt das Aufgeben dieſer letztern.“ S. 250. Ferner verwirft er

auch die ziemlich allgemein gewordene Sitte derjenigen Theologen, welche die Unmöglichkeit, die altkirchliche Anschauung aufrecht zu erhalten, empfinden, die heil. Schrift als ein gottmenschliches Werk zu bezeichnen und zu fordern, daß man in ihr eine göttliche und eine menschliche Seite unterscheide, S. 271 f., ebenso wie die Annahme einer Unterscheidung von Inspirirten und Nichtinspirirten, von irrthumslosem Heilsinhalt und menschlich-zeitlicher Form in der Schrift. Mit Recht erscheinen ihm solche Unterscheidungen durchaus unthunlich, weil unausführbar und weil sie eigentlich auf einer Herabsetzung der Form oder des sogenannten Menschlichen in und an der Schrift beruhen, zu welcher der Bibelleser, der die Bibel dazu benutzt, wozu sie geschrieben ist, sich gar nicht veranlaßt fühlen kann. Rothe gelangt zu dem Resultat: „So verzichte ich denn auf alle Verhüllungen und gebe offen und ehrlich die These, daß die Bibel inspirirt sei, überhaupt auf." S. 272. Dabei wird auch folgerichtig die absolute Irrthumslosigkeit oder Unfehlbarkeit aufgegeben, S. 274–300. „Die Verkündigung keines einzelnen Apostels ist schlechthin irrthumslos, aber die Gesammtverkündigung der Apostel enthält vollständig die Bedingungen eines schlechthin irrthumslosen Verständnisses Christi" S. 286. „Wir besitzen an der Schrift allerdings einen unfehlbaren und irrthumslosen Bericht über die göttliche Offenbarung (nämlich in ihrer Gesammtheit, in ihrer Totalwirkung), aber nicht so, daß er uns unmittelbar in die Hand gegeben würde, sondern den Bericht, der uns unmittelbar dargeboten wird, müssen wir uns erst selbst zu einem unfehlbaren und irrthumslosen herstellen — durch nie rastende Schriftforschung, die historische Kritik der heil.

Schrift selbst ausdrücklich mit einbegriffen" S. 290. „Das ist freilich eine ganz andre Vorstellung von der Infallibilität der Bibel als die der altkirchlichen Theologie." S. 292. Wir möchten hier bemerken: Der Glaube bedarf ja so wenig der absoluten Infallibilität der Bibel wie überhaupt der Infallibilität irgend einer äußeren Autorität. Er bedarf nur der Infallibilität seines Gottes, der nicht trügt, und der Liebe seines Heilandes, der treu ist, und dieses Bedürfniß findet er durch das Zeugniß des heil. Geistes in dessen Selbstgewißheit befriedigt.

Alle Schwierigkeiten fallen hinweg, wenn die heil. Schrift zuoberst unter dem Gesichtspunkte betrachtet wird, daß sie lediglich die Geschichtsurkunde über die göttliche Offenbarung ist, S. 300. (Hier berührt sich Rothe am innigsten mit Nitzsch: System der christlichen Lehre. 6. Aufl. § 42, und Akademische Vorträge über die christl. Glaubenslehre, S. 48 ff.) bei Voraussetzung der schlechthinigen Uebernatürlichkeit und Göttlichkeit der Offenbarung im Allgemeinen und der in Christo als der vollendeten insbesondere (vgl. dazu S. 273). „Die Aufgabe des gläubigen Christen und Theologen der Schrift gegenüber ist die, aus ihr den Thatbestand der Offenbarung zu erheben, und so steht er denn als Historiker vor ihr als seiner Geschichtsquelle, als dem Inbegriff der Urkunden, aus denen er zu schöpfen hat." S. 304. Nur unter dieser Voraussetzung, daß die biblischen Schriften sich als historische Urkunden geben, die selbst als Bestandtheile den Thatsachen mit angehören, von welchen sie Kenntniß geben, ist auch die allein wissenschaftliche biblische Kritik möglich, die vorurtheilsfrei in ihrem Geschäft nur nach historisch gegebenen Zeugnissen zu Werke geht, und nicht von vornherein darauf ausgeht, das über Verfasser,

Abfaſſung u. ſ. w. traditionell Ueberlieferte à tout prix aufrecht zu erhalten, und ebenſo jene allein wiſſenſchaftliche Exegeſe, welche immer den ſtets Einen von dem Verfaſſer ſelbſt erkannten und gewollten Sinn zu eruiren ſucht und nicht wie etwa die von Hupfeld „theoſophiſche oder mythologiſche Schrifterklärung" genannte ihre ganz aparten Bahnen abſonderlicher „Gläubigkeit" bei der Auslegungsarbeit einſchlagen muß. Gewinnt nicht durch eine ſolche Auffaſſung der bibliſchen Schriften lediglich als geſchichtlicher Urkunden, die als ſolche integrirende Beſtandtheile der Thatſachen ſind, von denen ſie Zeugniß geben, die Bibel einen Werth, der durch nichts erſetzt werden kann? und zwar einen völlig genügenden? Und iſt es nicht ein Gewinn, mit dieſer ſehr klaren Vorſtellung ein für alle Mal aller Täuſchung, die die Bibel etwas anderes ſein laſſen will, als ſie ſich ſelber giebt, enthoben zu ſein? Rothe geht in der Folgerichtigkeit ſeiner Ausführung ſoweit, daß er denn auch der heil. Schrift ausdrücklich nur dieſen Namen und nicht den des Wortes Gottes vindiciren will, ja daß er ſogar beiläufig bemerkt: „es ſei ſchon der Umſtand, daß über die Bibel gepredigt werden muß (denn dazu, Predigttext zu ſein, iſt ſie doch wirklich nicht geſchrieben) für ihre Auslegung eine ſchwere Calamität geworden." S. 338. Hier fühlen wir uns gedrungen den Leſer dieſer Anzeige recht herzlich zu bitten, nicht eher etwa ein Davor bewahre uns lieber Herre Gott ausſprechen zu wollen, als bis das ganze Buch im Zuſammenhange geleſen iſt, und wollen um den etwa unangenehmen Eindruck wieder gut zu machen, aus dem unmittelbar Folgenden die überaus ſchönen herrlichen Worte anführen: „Die Offenbarung iſt mir wirklich in die Geſchichte eingetreten, ſie iſt mir ſeitdem wirklich da in der Welt als weltgeſchichtliche

Macht, nicht etwa blos dadurch, daß auf dem Papier von ihr geſchrieben ſteht. Sie hat ſich auch von vorn herein keineswegs allein in der Bibel Objectivität in der Welt und damit ein Verhältniß zur Geſchichte und ein Inſtrument für eine geſchichtliche Wirkſamkeit gegeben, ſondern auch in vielen andern Weiſen und Wegen hat ſie das gethan und auch in dieſen allen wirkt ſie raſtlos geſchichtlich fort in der Chriſtenheit, wiewohl nicht außer beſtimmter Beziehung zur Bibel, ſtets neue Früchte zeitigend, inſonderheit auch neue Früchte der Erkenntniß, ja ſelbſt auf dem Gebiete des Verſtändniſſes der göttlichen Offenbarung und deſſen, in dem ſie ſich vollendet, Chriſti. Ihr vollkommenes Verſtändniß iſt eben nicht anders erreichbar als mit Hülfe der vollkommenen Mittel des Erkennens, und das heißt, nicht anders als zuſammen mit der Vollendung des menſchlichen Erkennens überhaupt, denn jene können nur zuſammen mit dieſer gegeben ſein. Auch die apoſtoliſche Auffaſſung der Offenbarung und insbeſondre des Erlöſers, wie ſie uns im N. T. urkundlich vorliegt, iſt alſo noch einer Vervollkommnung fähig und mithin auch bedürftig, und zwar einer unaufhaltſam bis zum Ende unſerer irdiſchen Tage fortſchreitenden. Ein vollkommenes Verſtändniß kann nur die höchſte und letzte Blüthe des Erkennens der durch Chriſtum allmählich vollſtändig erneuerten Menſchheit ſein. Ich ſage es ohne Scheu: wer anders urtheilt, urtheilt unfromm; ſein Heiland iſt ihm nicht wirklich groß, nicht wirklich „der Heilige Gottes" in ſeinem Herzen. Von Ihm, wie er in ſeiner ſchlechthin einzigartigen Größe und Hoheit durch die Welt hinwandelte, Freunden und Feinden ein Wunder und ein Räthſel, konnten die erſten Zeugen ſeiner Erſcheinung, ſo hoch auch die ihnen widerfahrenden Inſpirationen dabei in Rechnung

gebracht werden mögen, ein vollkommenes Bild noch nicht faſſen, ungeachtet übrigens ſie allein ein wahres Bild von ihm in ſich aufnehmen und für Andre zur Darſtellung bringen konnten. Erſt die ganze chriſtliche Geſchichte kann der ausreichende Commentar ſein zum vollen Verſtändniſſe Chriſti und ſeiner Herrlichkeit, zum vollen Verſtändniſſe der Gnade und Wahrheit, die in ihm iſt. Dieß iſt die Ehre unſeres Herrn, daß es ſich ſo verhält, und nicht, wie unſre ältere Theologie unbeſehen annahm, umgekehrt." S. 339—341.

Wie ſehr uns auch Rothe's Abhandlung über Offenbarung und heilige Schrift aus der Seele geſchrieben iſt, ſo wagen wir doch zum Schluſſe eine kleine Ausſtellung. Ueberraſchend iſt es uns nämlich, daß Rothe der Inſpiration, mit Ausnahme der ſchon von uns erwähnten Inſpiration Chriſti als des ſchlechthin Inſpirirten, S. 74, jegliche Stetigkeit abſpricht, und dieſelbe „als einen nur momentanen, flüchtig dahineilenden Zuſtand", S. 244, gedacht wiſſen will, und als „ein plötzliches Aufblitzen eines weſentlich Neuen außer jedem uns erinnerlichen Zuſammenhange mit unſerer eigenen producirenden Geiſtesthätigkeit", S. 245, beſchreibt. Auch indem er bald darauf nachzuweiſen ſucht, daß die moderne Anſchauung von der Inſpiration völlig eine andre iſt als die der altkirchlichen Theologie und darauf ein Gewicht legt, daß die altkirchliche Theologie ſich dieſelbe als „einen accidentellen und nur momentanen" Zuſtand vorſtellte, hingegen die moderne Vorſtellung die Inſpiration nur auf einen habituellen Zuſtand baſirt, S. 251, kann er ſelbſt, wie aus dem Zuſammenhange hervorgeht, ſich dieſe Meinung der modernen Vorſtellungsweiſe nicht aneignen, wie ſehr er auch ſonſt mit dieſer übereinſtimmt. Ich wüßte nicht, was

uns zu solcher Beschränkung der Inspiration nöthigte? Als subjectives Moment der Offenbarung, das sich an der objectiven Offenbarungsthatsache, der Manifestation in dem Geistesleben der betreffenden Personen entwickelt und zwar zur Aufnahme, Erkenntniß, Verständniß der Offenbarungsthatsache, scheint mir, was die Stetigkeit oder Flüchtigkeit der mit der Inspiration gesetzten Geistesthätigkeit betrifft, eine nicht leicht zu beschränkende Mannigfaltigkeit von Arten sowohl der Erregungen als der Zustände, von denen wir reden, möglich zu sein. Wenn Rothe selbst jegliche Inspiration als „zum Behufe eines richtigen Verständnisses" der Manifestation, S. 69, für nothwendig erachtet und die Inspiration als „innere Erleuchtung durch Gott," als „unmittelbare Hervorbringung von Erkenntnissen im Menschen" beschreibt, so müssen damit nicht nur flüchtige Erregungen gemeint sein, sondern auch Zustände des erregten Gottesbewußtseins, denn Erkenntnisse und Verständniß können nur als durch fortlaufende Geistesbewegung vermittelt gedacht werden. Nur die Unmittelbarkeit und zwar als eine Gottgewirkte, als ein Licht, das sich an der betreffenden Manifestation entzündet, aufleuchtet, das wohl als Erleuchtung in bleibender Dauer sich fortsetzen kann, wird unerläßliches Moment jener Erregungen des Geisteslebens, genauer des Gottesbewußtseins, die wir Inspiration nennen, sein müssen. Rothe's Meinung ist nun aber offenbar, daß dieses Stetigwerden in der Erleuchtung nicht mehr Inspiration genannt werden kann, vgl. S. 251. Es ist nicht einzusehen aus welchem Grunde?

Rothe's Erörterungen über die Offenbarung und die heil. Schrift dürften nun, weil sie das betreffende Gebiet nach allen Seiten ausmessen und, vom Standpunkte des wärmsten Glaubens ausgehend, zugleich in die Tiefe der

Sache greifen, als maßgebend gelten. Seine Reſultate ſind klar, deutlich und unverfänglich und überheben jeglicher weitern Bedenklichkeit, mit welcher wir Theologen hinſichtlich dieſer Fragen uns zu tragen pflegen. Nun iſt es nicht mehr ſchwer, vielleicht aber nicht ganz ungefährlich die richtige Antwort zu geben. Indem Rothe der Inſpiration eine andre Stelle anweiſt, als ihr von der alten Dogmatik gegeben wird, und die Inſpiration der Schrift als ſolcher mit aller Entſchiedenheit verwirft, bedingt ſeine Unterſcheidung der göttlichen Offenbarung, wie ſie ſich im altteſtamentlichen Bundesvolke vorbereitet und in der Perſon Chriſti vollendet, von der hinſichtlich ihrer Entſtehung durchaus menſchlichen heil. Schrift, die unerläßliche wahrhaft evangeliſche Freiheit von jeglichem Buchſtabendienſt; während die von Rothe ſcharf betonte innige Zuſammengehörigkeit von Offenbarung und heil. Schrift, ſofern die Offenbarung allein in den Schriften A. und N. Teſtaments ihre urkundliche Darſtellung gefunden hat, ſo daß nur durch das Medium der heil. Schrift hindurch die göttliche Offenbarung erkennbar wird, den unvergänglichen ſchlechthin unerſetzlichen Werth der heil. Schrift für alle Zeiten klar erſichtlich macht.

4.

Fleiſchliche, ſeeliſche und geiſtliche Menſchen.

(Eine Leſefrucht.)

Lic. Neſſelmann, Prediger in Elbing, beſpricht in einem Vortrage, den er auf einer Paſtoral-Conferenz zu Danzig gehalten hat (abgedruckt Allg. Kirchen-Ztg. Nr. 13 ff.

1864) eine Frage, die intereſſant genug zu Erörterungen auf anderen Paſtoral-Conferenzen iſt, weshalb wir darüber kurz berichten. Im N. T. kommen drei Ausdrücke vor, die offenbar Unterſcheidungen bezeichnen. Es wird der Menſch, ἄνθρωπος, genannt ein σαρκικός, ψυχικός oder πνευματικός. Das Adjectivum σαρκικός hat Luther conſtant „fleiſchlich" überſetzt, ψυχικός (kommt im N. T. viermal vor) verſchieden, zweimal mit „natürlich", einmal mit „menſchlich" und einmal mit „fleiſchlich" wiedergegeben, da im deutſchen Sprachvorrath von „Seele" (ψυχή) kein Adjectivum ſich vorfand. Nun ſcheint es Manchem richtig, daß die Eintheilung der Menſchen in „gute" und „böſe", „geiſtlich-geſinnte" und „fleiſchlich-geſinnte", gläubige und ungläubige, bekehrte und unbekehrte vollkommen hinreiche, indem man meint, es gebe in dieſer Beziehung nur ein Ja oder Nein, ein Entweder-Oder. Der Verf. aber iſt anderer Meinung. Wofür denn ſonſt drei Ausdrücke? Sind denn σαρκικός und ψυχικός identiſch, und in der Art ſynonym, daß ſie ſich decken? Das ſcheint doch nicht, wie denn auch σωματικός und σαρκικός nicht ganz daſſelbe ſagen, und man ſcharf diſtinguirend auch nicht σάρξ (Fleiſch) und σῶμα (Leib) promiscue brauchen wird. Nach dem Verf. ſoll es einen Unterſchied geben zwiſchen „ſeeliſchen" (pſychiſchen) und „fleiſchlichen" Menſchen. „Die Pſyche (ψυχή) iſt wie der Sitz der Gemüthsbildung, ſo auch der der ſittlichen und Verſtandesbildung. Der fleiſchliche Menſch iſt ein roher Naturmenſch, hingegeben der Sinnlichkeit, beherrſcht von der unbändigen Leidenſchaft, der ſeeliſche oder ſeelenvolle dagegen ein gebildeter Mann, und beide unterſcheiden ſich wie Natur und Cultur." „Die Bibel ſcheint dem ſeeliſchen Menſchen eine Mittelſtellung zwiſchen dem fleiſchlichen und geiſtlichen einzuräumen." Als Beiſpiele ließen ſich anführen jene Jo-

hannesjünger, die Paulus in Epheſus antraf, die an Chriſtum bereits gläubig geworden waren, aber nur erſt die Taufe der Buße empfangen hatten und von einem heiligen Geiſt als höchſtem Lebensprincip noch nichts wußten (Apoſtelg. 19, 1), mithin nicht Pneumatiker ſein konnten, was waren ſie alſo anders, als — Pſychiker? Jener Schriftgelehrte (Mark. 12, 28 ff.), der Jeſu Rede billigt und die Gottes- und Nächſtenliebe für beſſer erklärt, als alle Opfer, zu dem daher der Herr ſagen konnte: „Du biſt nicht ferne vom Reich Gottes", der aber eben, wenn er dieſem auch nicht ferne ſtand, doch noch nicht darin ſein konnte, alſo nicht Pneumatiker war, was war er anders, als Pſychiker, und wir ziehen vergleichungsweiſe die ſchwankende Bemerkung des Juden Agrippa herbei: „Es fehlt nicht viel, du überredeſt mich, daß ich ein Chriſt würde." Sach. 9, 13, wo der Herr die Verheißung ausſpricht: „Ich will deine Kinder, Zion, erwecken über deine Kinder, Griechenland", gibt uns auch eine Veranlaſſung, dieſe Unterſcheidung geltend zu machen. In Griechenlands civiliſirten Söhnen blüht das pſychiſche, im Volke Gottes dagegen, in den Kindern Zions, reift das pneumatiſche Leben; und Letztere haben hier die troſtreiche Verheißung, daß ſie über jene zuletzt den Sieg erringen. — „Wer ſind nun die ſeeliſchen, d. h. von der Seele beherrſchten Menſchen? Diejenigen, in denen vorzugsweiſe oder ausſchließlich das Seelenleben ſich geltend macht, in denen alſo nicht mehr das Fleiſch, und noch nicht der heil. Geiſt die Herrſchaft führt, ſind jedenfalls noblere Leute, als die gemein fleiſchlichen, grobſinnlichen, aber auch andrerſeits viel tiefer ſtehend, als die vom Geiſte des Herrn erfüllten, wahren Chriſten. Wie die σάρξ (Fleiſch) die Verwandtſchaft des Menſchen mit der niedern Welt bezeichnet, ſo iſt die ψυχή (Leib) der Sitz des Selbſtbewußtſeins, und das πνεῦμα (Geiſt) das

Organ des Gottesbewußtſeins, ſo daß im ganzen Menſchen, als dem Mikrokosmos, alles Seiende ſich wiederſpiegelt. Es werden alſo die fleiſchlichen Menſchen vorzugsweiſe von Selbſtliebe, und die pneumatiſchen von Gottesliebe beherrſcht ſein. Aber nicht blos die Weltliebe, ſondern auch die Selbſtliebe wird alsbald zu einer unlauteren Liebe, und nur die Gottesliebe iſt eine reine Liebe. Die Seeliſchen ſowol, als die Fleiſchlichen ſind unwiedergeborne Menſchen. Wiewol wir alſo das fleiſchliche, ſeeliſche und geiſtliche Leben ſtufenweiſe aufſteigen ſehen, können wir doch eigentlich nicht behaupten, daß die ſeeliſchen Menſchen nothwendig dem Reiche Gottes näher ſtehen, als die fleiſchlichen (der Verf. erſchrickt offenbar über die Conſequenzen. D. R.), alſo gewiſſermaßen als Candidaten des Gnadenſtandes zu betrachten ſeien, oder daß ſie zwiſchen Sünde und Gnade den Standpunkt der Neutralität beobachten, was ſchlechthin eine Unmöglichkeit wäre. Sie ſind eben auch unbegnadigte Sünder, nur von ganz andern Sünden beherrſcht, als jene. Auch iſt das pſychiſche Leben nicht als unumgänglicher Durchgangspunkt anzuſehen, um aus dem fleiſchlichen ins geiſtliche Leben zu gelangen; es geht gar Mancher direct aus jenem zu dieſem hinüber. Ungeachtet aller Vielſtufigkeit im Erdenleben wird es einſt am jüngſten Tage nur zwei Klaſſen geben, Gläubige und Ungläubige, Selige und Verdammte." — So dieſe Anſicht. Wer etwas Beſſeres weiß, wird eingeladen, ſein Pfund nicht zu vergraben!

II.

Zur Literatur.

Als wir im Anfange des Jahres (ſ. Mitth. XXI. 1. 62) uns 14 Bücher zurechtlegten, um ſie mit einer kurzen Beſprechung theils aus eigenem Antrieb (1—7), theils (8—14) weil ſie uns zur Anzeige zugeſchickt waren, in unſre hieſige Welt einzuführen, oder derſelben unſre Anſicht über ſie nicht vorzuenthalten, haben wir nicht in Betracht gezogen, daß trotz dem auch bei uns merklich die Zeit fortſchreitet und ein Lebensplan, oder vielmehr wie hier, ein Programm für ein halbes Jahr einer Zeitſchrift ſchon ein gewagtes Unternehmen iſt. Wenn die beiden erſten Hefte nämlich von den vorläufig notirten 14 Büchern nur 4 gebracht haben, ſo hätten wir ja nach dieſem Maßſtab für mehr als einen vollen Jahrgang Stoff, die Rubrik „Zur Literatur" zu füllen. Das ſcheint uns aber doch nachgerade langweilig, da inzwiſchen wieder neue Erſcheinungen die Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen, und bereits geleſen und, wenn auch nicht vergeſſen, ſo doch verwerthet und zur ewigen Zierde der Bibliothek einverleibt worden ſind. Varnhagen ſchreibt aus Berlin an Oelsner nach Paris, verſteht ſich unter dem Siegel der Verſchwiegenheit per Courier, der alle Monat einmal das Neueſte dem nach authentiſchen Wahrheiten Schmachtenden bringt, es ſei (1820) ein rechter Jammer, daß aus Paris und London nur zweimal wöchentlich (ganz wie bei uns noch 1865 in Wolmar und Fellin!) Zeitungen nach Berlin kommen, und betrachtet es als ein Weltereigniß, daß durch den damaligen neuen Poſtminiſter Nagler nunmehr die Poſttage auf dreimal in der Woche geſteigert ſind. Was hat ſich ſeitdem verändert!

Wir in Riga können aus Berlin dreimal täglich Briefe haben, ungerechnet die Telegraphenmaſchine, die aber in der Nacht noch zu ruhen ſcheint, und mein Berliner Sonntagsblatt leſe ich in Riga Dienstag früh. Was will man mehr! Ich weiß noch von der Zeit zu erzählen, wo mein Vater ſagte: nun iſt die Schifffahrt geſchloſſen, und jetzt haben wir uns auf einen ſechsmonatlichen literariſchen Winterſchlaf zu rüſten! Die Schriftſteller in Dorpat und Umgegend konnten inzwiſchen fleißig drucken laſſen, bis im Frühjahr mit der aufgegangenen Düna die erſten Schiffe uns Apfelſinen und neue Bücher und Zeitſchriften brachten! Das iſt jetzt alles anders. Inzwiſchen hängt doch bei uns noch der Zopf der „patriarchaliſchen" Gemüthlichkeit mit Behagen recht ſichtbar nach links und nach rechts, und nur die alles bezwingende Concurrenz mahnt, wenn auch mit Seufzen, vom Iſolirſchemel zu ſteigen. Wir wollten eigentlich weiter nichts ſagen, als daß mit der Rubrik „Zur Literatur" nächſtens eine ſchnellere Bewegung eintreten muß. Dieſer alte langweilige Schlendrian, nur alle zwei Monate ein paar Tröpfchen literäriſche Nachrichten zu geben, macht ſich gar zu altmodiſch und paßt nur für Zuſtände, wie ſie in Island noch zu Hauſe ſein mögen, wo die Paſtoren während der langen nordiſchen Winternacht die Edda ſtudiren und lateiniſche Sprache treiben, während in Dorpat die gewagten halsbrechenden Evolutionen in dem Idiome Latiums ſchon längſt vom Katheder und in speciminibus eruditionis als antiquirt beſeitigt ſind; lingua vernacula iſt die Loſung, und die Mordwinen und Tſchuwaſchen träumen ſchon von ihrer beginnenden Nationalliteratur, wo ſie ihre ſelbſtgezeugten Kante und Schellinge auf tſchuwaſchiſch im kategoriſchen Imperativ ſelbſtredend einführen werden. Quod felix faustumque sit!

Wir wollen alſo möglichſt ſchnell unſer Penſum mit der Beleuchtung der noch im Reſt verbliebenen 5—14 löſen und dann ſofort zur weiteren Tagesordnung ſchreiten.

5) Die Arbeiterfrage und das Chriſtenthum, vom Biſchof von Mainz v. Ketteler. Es iſt ſehr bezeichnend für die Lage der Dinge, daß ein römiſcher Kirchenfürſt, und zwar deutſcher Nation, ſich herbeiläßt, in einer allgemein verſtändlichen Sprache, und noch dazu im modernſten angenehmen Publiciſtenſtyl Fragen zu erörtern, die die Gegenwart zu den „brennenden" zählt. Daß die Schrift des Hrn. Biſchofs in weiten Kreiſen Anklang gefunden hat, gibt die „dritte Auflage" zu erkennen. Bekanntlich zählt die katholiſche Kirche unter ihren 20 Millionen Bekennern in Deutſchland Viele, die mit herzlichem Beifall ihren kirchlichen Leitern beiſtimmen, wenn dieſe aus der ſcharfen Luft des confeſſionellen Haders in die Region der Beſtrebungen „chriſtlicher Liebe" ſich begeben, und der Armſeligkeit des geiſtlichen und leiblichen Elends der Menſchen ihre liebevolle Pflege zuwenden, in der Kraft der „Liebe, die Chriſtus in die Menſchenherzen ausgießt." Solche „Humanitätsbeſtrebungen" thun allen Chriſten wohl, welche Sonderſtellung ſie auch ſonſt einnehmen mögen. Auch in der ſüddeutſchen Welt, die ſich vorzugsweiſe um ihre Cardinäle und Erzbiſchöfe ſchaart, hat man es ſatt, trotz dem Gebahren mancher Tyroler, die Oppoſition gegen die Evangeliſchen zu ſchüren, und man freut ſich, wenn Berührungspunkte ſich zeigen, wo die verſchiedenen Confeſſionen zu gleichen Zwecken ſich in Liebe begegnen. Die Sprache des Hrn. v. Ketteler iſt auch ſehr inſinuant, und redet in einem warmen, gewinnenden Ton, und vermeidet jede Schärfe, die irgend wie auch Andersgläubige verletzen könnte. Dabei iſt aber doch nie zu verkennen, wie ſolches durch das

ganze Buch wie ein rother Faden, wenn auch vielfach vom Golde des allgemein christlichen Bewußtseins umkleidet, sich hindurchzieht, daß der Bischof unter Christenthum das römische, und unter Kirche die römische versteht. Das bleibt im Grunde die stillschweigende Voraussetzung. Eine der stärksten Stellen, wo der Bischof etwas unumwundener heraustritt, und die „Unfehlbarkeit" der Auslegung der heiligsten Wahrheiten betont, welche Rom beansprucht, und nach seiner Meinung auch consequent beanspruchen muß, möchte die sein, wo es S. 91 heißt: „Da, wo es sich um jene ewigen Glaubenswahrheiten handelt, die alle anderen Wahrheiten tragen sollen, hat Gott uns ein Tribunal gegeben, dessen Ausspruch uns nicht durch eine dem Irrthum ausgesetzte Fiction als absolut und wahr erscheint, sondern an sich und ewig wahr ist, nämlich das unfehlbare Lehramt der katholischen Kirche, wenn es uns den wahren Sinn jener Wahrheiten interpretirt, die der Sohn Gottes selbst den Menschen verkündet hat." (Wenn man nicht wüßte, daß der Bischof eben nichts anderes als die röm. Kirche im Sinne hat, so könnte man fast geneigt sein, auch den Satz wohlverstanden zu acceptiren, denn auch wir evangelischen Glaubens glauben an „Eine heilige allgemeine (katholische) Kirche" und an eine historische Continuität der Heilswahrheit, die wir ja nicht erst suchen, sondern wirklich bereits haben.) Wie tief und schön die Sache introducirt wird, mögen die Worte zeigen: „Ich glaube schon insoweit ein Recht zu haben, über die Arbeiterfrage öffentlich mein Urtheil abzugeben, als dieselbe sich mit den materiellen Bedürfnissen des christlichen Volkes beschäftigt. In dieser Hinsicht ist sie auch eine Frage der christlichen Liebe. Unser göttlicher Heiland hat die christliche Religion mit Allem für immer und unauflöslich

verbunden, was sich auf die Milderung des geistigen und leiblichen Elendes der Menschen bezieht. Nach dieser Anweisung hat die Kirche überall und zu allen Zeiten gehandelt. Die Uebung der christlichen Liebe in den Werken der christlichen Barmherzigkeit ist stets ein hervorragender Theil des Lebens der christlichen Kirche gewesen. Aus ihr ist die großartige Fürsorge für alle Noth der Menschen hervorgegangen. Jede Frage, die sich mit Abhülfe des Nothstandes beschäftigt, ist daher wesentlich eine christliche, eine religiöse, an der die Kirche und alle ihre lebendigen Glieder sich auf das Innigste betheiligen sollen. (Schade nur, daß niemals im ganzen Buch ein Wort steht, das auch der evangelischen Kirchengemeinschaft den Namen einer Kirche mit gleicher Berechtigung der Selbstständigkeit innerhalb der großen allgemeinen christlichen Kirche vindicirt.) Jeder Christ, der nicht gedankenlos unter den wichtigsten Zeitereignissen dahinleben will, muß ja hierüber mit sich im Reinen sein. Man will den „sittlichen und wirthschaftlichen Zustand der arbeitenden Classe" heben, und macht für diesen Zweck bestimmte Vorschläge. Was kann wichtiger sein, als zu wissen, wie diese Vorschläge sich zum Christenthum verhalten? ob wir ihnen beistimmen, sie unterstützen dürfen oder nicht? welche besonderen Mittel das Christenthum besitzt für die sittliche und wirthschaftliche Hebung des Arbeiterstandes? — Christus ist nicht nur dadurch der Heiland der Welt, daß er unsere Seelen erlöst hat, er hat auch das Heil für alle andern Verhältnisse der Menschen, bürgerliche, politische und sociale, gebracht. Er ist insbesondere auch der Erlöser des Arbeiterstandes, Heil und Verderben des Arbeiterstandes hängt von Christus ab." Hr. v. K. glaubt „diese Schrift Allen in Deutschland widmen zu dürfen, die im Geiste des Christenthums (elasti-

ſche Ausdrücke) ſich mit dieſer wichtigen Frage beſchäftigen. Wenn auch die Trennung im Glauben eine beklagenswerthe Scheidewand zwiſchen uns errichtet hat, die noch fortbeſteht, ſo hat doch die chriſtliche Liebe keine Grenzen, und überdies beſitzen wir in dem einen Glauben an den Sohn Gottes noch ein feſtes Band, das uns zuſammenhält und die Möglichkeit bietet, bezüglich des Arbeiterſtandes und der Mittel, ihm zu helfen, uns vielfach freudig die Hand zu reichen. (Wenn wir aber als Hauptuniverſalmittel das reine und lautere Wort Gottes, und nur das Wort haben, wie dann?) Nur Chriſtus und das Chriſtenthum kann der Welt und insbeſondere auch dem Arbeiterſtande helfen." Zuletzt ſieht ſich der Verf., nachdem er gewiß viel Wahres über die Nothſtände beigebracht hat, gleichſam um ſich zu ſalviren, genöthigt, einzulenken, indem er S. 159 die Aeußerung thut: „der Gedanke, daß nur das Chriſtenthum dem Arbeiterſtand helfen kann, würde wie von ſelbſt, zu dem Andern führen, der den Gegenſtand erſt zum Abſchluß brächte, daß nämlich nur die katholiſche Kirche die von Gott geſetzte Anſtalt iſt (da haben wir's), die dieſen wahren, vollen Chriſtenglauben mit der Anbetung der Gottheit Jeſu Chriſti (als wenn unſere lutheriſche Kirche das nicht auch hat!) und allen unermeßlichen Segnungen, die aus dieſem Glauben über das ganze Menſchengeſchlecht ſich ergießen, zu tragen und zu erhalten im Stande iſt. Alles aber, was ich bisher geſchrieben habe, habe ich nicht nur an katholiſche Chriſten, ſondern an Alle gerichtet, die ein Herz für den Arbeiterſtand haben und den Glauben an Chriſtus, den Sohn Gottes, mit uns (alſo doch!) theilen. Ich müßte daher fürchten, durch dieſe Ausführung meinen Leſerkreis zu beſchränken (wenn er nämlich die wahre Hülfe

in dem Anſchluß an die katholiſche Kirche auseinanderſetzen wollte). Ich verzichte deshalb darauf mit der ſchmerzlichen Erinnerung an die unſeligen Folgen dieſer Trennung und mit der Ueberzeugung, daß eben in dieſer Trennung der Hauptgrund liegt, weshalb viele Fragen der Welt jetzt ſo ſchwer zu löſen ſind. Die Arbeiterfrage iſt eine von den vielen großen Fragen, von deren Löſung das Heil des Menſchengeſchlechts abhängt. Ich zweifle nicht, daß ſie leicht zu löſen wäre, wenn die Spaltungen nicht vorhanden wären, welche die Chriſtenheit trennen. Möge Gott uns wiedergeben, was wir Alle noch im apoſtoliſchen Glauben bekennen: „Ich glaube an Eine heilige katholiſche Kirche." (Das iſt, wenn auch verblümt, doch ziemlich deutlich geredet. Und damit auch ausgeſprochen, worin der Verf. eigentlich die Löſung der Frage ſieht. Um dieſe herbeizuführen, müßten die von dem „wahren vollen Chriſtenthum" ſich getrennt habenden Chriſten dieſem ſich wieder zuwenden. Wo dieſes zu finden, ſagt der Verf. freilich nicht mit dürren Worten, aber doch verſtändlich genug.)

6) Caterina von Siena. Ein Heiligenbild von Dr. Karl Haſe. Es giebt täppiſche Geſellen und kleine untergeordnete Geiſter, welche ihre eigenen Anſichten, die ihnen als ein Widerfahrniß zugefallen ſind, mit der Entwickelung eines von innen heraus gewachſenen Lebens verwechſeln, und demnach, ſobald ſie auf das Andere ſehen, die vermeintlichen auf der Naſe ihres „Gegners" befindlichen Fliegen mit Keulenſchlägen und Steinwürfen zerſchlagen, und nun triumphiren, als wäre der „Unſaubere" abgethan. Es gibt neben dieſen Unvermeidlichen, dergleichen auch im Garten der theologiſchen Wiſſenſchaft als Diſtelgewächſe blühen und ein Schrecken derer ſind, die nicht ungeſtraft unter Palmen wandeln ſollen, auch

Solche, die ihren eigenen Kohl pflanzen, und den naturwüchsigen Trieben der Eitelkeit und des Hochmuths, des Ehrgeizes und der Trägheit Hekatomben opfern, dabei von jeder wissenschaftlichen Bewegung Abstand nehmen, und richtig auch des alten Göthe Spruch bestätigen: „was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle." Leider verleiten solche Beispiele Manchen zu der Vermuthung, daß wol auch darin der alte Göthe Recht habe, wenn er sagt: „das Niederträchtige ist das ewig Mächtige, und wer heute obenauf ist, wird es auch morgen sein." Es gibt aber auch in der Theologie edle feine Geister, und Gottlob, diese Race geht auch nie aus, die, sei es mehr als Männer der Wissenschaft oder der geistlichen Praxis, segnend wirken, mit Liebe und Weisheit das Vergangene und Gegenwärtige betrachten und behandeln, und auch das Fremdartige mit einer wunderbaren Schonung zu erklären, d. h. zu entschuldigen wissen, und darum als die Leuchtenden und Wärmenden ihrer Zeit leben, während das Andere bald vergessen dem Elemente wieder anheimfällt. Der „bekannte" Jenaische Theologe Karl Hase hat in seinem „Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche" (1862, bereits jetzt in 2. Aufl. 665 Seiten), das wir zu seiner Zeit auch hier als ein Buch empfahlen, das Niemand, den diese Sachen nahe angehen, unbeachtet lassen darf, gezeigt, in wie mustergültiger Form eine solche schwierige Angelegenheit behandelt werden muß. Das „Heiligenbild der Caterina von Siena" ist diesem protestantischen Theologen auch zu liefern möglich gewesen. Sich hinein zu versetzen in Stimmungen und Zustände, die so ganz anderer Art sind, als wir sie an uns selbst wahrnehmen, und zwar, wenn solche uns fremdartige die Signatur der subjectiven Wahrhaftigkeit an sich tragen, ist belehrend.

Man pflegt zu ſagen, das Gleichartige ziehe einander an. Aber auch das Andersartige kann unter Umſtänden uns ein hohes Intereſſe abnöthigen. Die realiſtiſche Unmittelbarkeit, wie ſie die Menſchen im 14. Jahrhundert beherrſchte, tritt uns in dieſem Lebensbilde in einer ſo ergreifenden Weiſe entgegen, daß wir, die Kinder einer Zeit 500 Jahre ſpäter, wo die Realitäten Chriſtus, Wunder, Offenbarung, Gottesliebe, in den Anſchauungen und Begriffen eine ganz andre Form gewonnen haben, nur mit einer gewiſſen Anſtrengung in ſolche Zuſtände uns verſetzen können. Caterina (1382 †, 33 J. alt), eine Färberstochter, ein Kind des Volkes, die nie in ihrem Leben etwas von Petrarca, Boccaccio und Dante gehört hat, die erſt in ſpäteren Jahren leſen und ſchreiben lernt, und doch die Sprache handhabt claſſiſch und muſtergültig, ſchon mit ſechs Jahren ſich dem „religiöſen" Leben widmet, ſtets ihrem „cavaliere dolce e amoroso" (Chriſtus) ausſchließlich zugewandt bleibt, als Affiliirte des Dominikanerordens an allen politiſchen und kirchlichen Bewegungen des damaligen Italiens ſich betheiligt, für die Rückkehr des Papſtes von Avignon nach Rom arbeitet, die bürgerlichen Unruhen in Florenz zu beſchwichtigen ſucht, für einen Kreuzzug ſchwärmt, mit Päpſten, Prälaten, Königinnen, Staatsmännern brieflich und mündlich verkehrt, vor Conferenzen weltkluger, hochgebildeter Männer bewunderte Reden hält, ſich durch Bußübungen die härteſten Marter auflegt, auf einem Kopfkiſſen von Holz ſchläft, das Blut des Erlöſers aus ſeinen Seitenwunden trinkt, Erſcheinungen und Anſprachen der allerheiligſten Jungfrau gewürdigt wird, mit ihrem Heilande ſich verlobt durch einen Ring, der nur ihr ſichtbar bleibt, trotz des Neides der Franziskaner ſich des Abdruckes der Wundenmahle Chriſti an ihrem Leibe rühmen darf, wochen-

lang nur von den Elementen des heil. Sacraments lebt, zuletzt heilig gesprochen wird, — „hat sie, wie Hase sagt, in demjenigen, was sie wirken und schaffen wollte, den Widerspruch des Ideals gegen die Wirklichkeit schmerzlich empfunden, aber „die Mutter von Tausend und aber Tausend Seelen," war sie es auch noch jenseits ihres irdischen Daseins, hat sie die anerschaffene religiöse Genialität in der Freiheit ihres starken Willens zu einem Ideal der Frömmigkeit in der kirchlichen Form des Mittelalters verwirklicht, für alle Zeiten zu einer herzerhebenden Anschauung." „Sie erscheint als ein Urbild katholischer Frömmigkeit und mittelalterlicher Weltanschauung."

7) Pietismus und Christenthum im Spiegel der äußeren Mission, von Langhans. Der Herr Langhans sollte doch von Dr. K. Hase lernen, sich in ihm fremdartige Anschauungen und Situationen versetzen, er würde zu ganz anderen Resultaten gekommen sein! Was hilft aller Witz und alle Kritik, wenn die Liebe und die eigene Thatkraft fehlen? Ja, die „äußere Mission," dieses vielgeschmähte Werk innigen Glaubens und erbarmender Liebe, wo die Treue Alles auf Hoffnung stellen muß, und oft vor der Welt zu Schanden wird! O daß die Menschenherzen im civilisirten Europa von der Liebe Christi ergriffen würden, wie von der Sucht nach Tabakrauchen und Crinolinen, nach Absynthbuden und Polkatusch, nach bunten Bändern und nach Kartenspiel! Wir meinen nicht zu wenig zu sagen, wenn wir behaupten, es würde dann im Werk der Heidenmission eine ganz neue Aera beginnen! Aber nun sehe man doch heutzutage die gelangweilten schläfrigen Gesichter, wenn einmal von der Mission die Rede ist! Da heißt es: a) es sei unmöglich das Werk auszuführen, denn das Heidenthum sei eine ungeheure unerschütterliche Macht; b) es sei überflüssig, denn man könne als Heide auch ganz glücklich leben; Brod und „gebildete" Genüsse seien auch dem Heiden zugänglich; c) das gegenwärtig vorhandene Christenthum sei nicht das echte, darum das unechte zu geben bedenklich; und wenn man auch in Abrede stellen wolle das Unmögliche, Ueberflüssige und Bedenkliche eines solchen Schrittes, so d) seien die Menschen nicht vorhanden, denn die jetzigen Missionäre taugten nichts, und e) es sei kein Geld für diese Sache da; denn auch das, was nicht wenig ins Gewicht falle, sei zu berücksichtigen, daß die Bekehrungen mit Unkosten und Geldausgaben

verbunden seien; eine so „edle und ideale" Sache mit irdischen Mitteln zu verquicken, sei höchst unerbaulich. So pflegen diejenigen laut zu denken, die überhaupt mit der Kirche nichts zu thun haben wollen, und hinterher wol gar einfließen lassen, sie fänden es „durchaus liberal", wenn man sie bei allen diesen Missionsbestrebungen, was Collecten und anderweitige Betheiligung betrifft, ganz in Ruhe ließe. Solch ein Buch, wie der Herr Pfarrer Langhans in der Schweiz mit kaltem Blut, vielem Humor und Geschick zusammengeschrieben hat, ist aber dazu geeignet, wenn man nur ein Herz hat für die „Last", welche die missionirenden „Lastträger" mit großem Seufzen tragen, zu einem nicht dagewesenen Eifer und Enthusiasmus für die noch sehr schwach betriebene Sache zu entflammen! L. will zeigen, wie die Resultate der gegenwärtigen „halb pietistischen halb heuchlerischen" Missionen auf „Humbug" hinauslaufen, wie sie nur klappern mit veralteten, trocknen und hölzernen dogmatischen Menschensatzungen, die nicht um ein Haar besser als die Lehren Buddhas seien, und sich in endloser „Streitsucht" bewegen; wie sie bei ihrer verhimmelnden „Transcendenz" nur in den Wolken schweben und ewig an das Jenseits appelliren, und dabei in endloser Taktlosigkeit sich ergehen; wie ihr „Gefühlswesen" in „Phrase" sich verlaufe, und wie ihre sogenannte „Weltflucht" nichts sei als ein Mammons- und „Weltdienst!" Wollten wir annehmen, dem sei wirklich so, und man müßte, der Wahrheit die Ehre gebend, ein solches Testimonium förmlichen Bankerotts an heiligem Geist der gegenwärtigen evangelischen Missionsarbeit ertheilen, so läge doch die Aufgabe für diejenigen, welche die „Idee" billigen, aber die „Mittel" verwerfen, nahe, nun selbst kräftig ans Werk zu gehen und der erstaunten Welt in ihrer Treue und Hingebung, in ihrer Weisheit und Geschicklichkeit das Muster einer Missionsarbeit unter den Heiden aufzustellen. Warum machen sich die Herren L. und Consorten nicht daran, sofort kräftig ans Werk zu schreiten und ein Missionsseminar nach ihren Ideen zu gründen, und die Welt zu begeistern für ihr Unternehmen, daß die Säckel sich öffnen und die Menschen staunen, wie gewaltig sie mit „Resultaten" in Erstaunen setzen? Nichts von allem dem bis auf den heutigen Tag. Da ist bei L. u. Comp. nur Kritisiren und Mäkeln und Tadeln, aber von Bessermachenwollen auch nicht der leiseste Ansatz. Wir können nur wünschen, daß das vortreffliche Evangelische Missions-Magazin,

in Basel herausgegeben, recht weit verbreitet und viel gelesen würde. Wen dieses ausgezeichnete Missionsblatt, das in zwölf Heften jährlich erscheint, nicht überzeugt, der ist überhaupt für die ganze heilige Sache nicht zu gewinnen. Im Aprilheft 1865 und in den vorhergehenden beschäftigt sich dieses Blatt mit einer ausführlichen Besprechung der Angriffe des Herrn L., und weisen wir auf dieselbe hin. Wir erlauben uns nur ein paar Stellen herzusetzen: „Ich stimme L. in dem einen Wunsche bei, daß doch die besten Männer in die Mission hinausgehen möchten. Es gibt leider viel schwache Missionäre, wackere Leute, die aber nicht viel ausrichten. Die Frage: und wer ist hierzu tüchtig? ist noch nicht gehörig beantwortet, seit Paulus (2 Cor. 2) sie angeregt hat. Ich stehe nicht an, zu behaupten, daß alle Leiter des Missionswerkes mit Freuden ihr Missionshaus schließen und sich mit Aussendung der von Gott ihnen angebotenen Männer begnügen würden, wenn sie einen Weg wüßten, die trefflichsten Kräfte zu bekommen. Es fragt sich nur: wie bekommt man die besten Leute?"

„Wo finden wir den rechten Missionär, wie er sein sollte, um alle Kritik zu Schanden zu machen; den Mann, der immer im Himmel lebt, aber die Erde sich dienstbar macht; der mit offenem Sinn die Natur und alles Menschliche auffaßt, ohne von seinem Ziel abzuirren, der eingeht auf alle Irrthümer, ohne selbst je aus der Wahrheit zu gleiten? wo den Mann, der ebenso umsichtig denkt als entschlossen handelt, ebenso gut schreibt als redet, ebenso sicher mit scharfem Wort das innerste Herz trifft, als er in mäßigen Schritten wie spielend vom Aeußern und Verkehrten zum Wesentlichen und Richtigen überleitet, der immer das Böse straft und meidet, aber nie über die Bösen zürnt, der Kinder segnen, mit Männern streiten und Teufel überwinden kann? der geschickt ist, Mangel zu leiden und übrig zu haben, auch den leiblichen Bedürfnissen der Heiden aufhilft, ohne je die geistigen Motive zu trüben? wo den Mann, der den Einzelnen ebenso leicht anzufassen als sicher weiter zu führen versteht, der aus lebendigen Steinen eine Gemeinde zusammenfügt und zusammenhält, ohne die, welche draußen stehen, aus den Augen zu verlieren? den Mann, der auf die Nahen wie auf die Fernen Licht und Leben ausströmt, auf jeden nach dem Maße seiner Empfänglichkeit, und mit gleicher Fröhlichkeit in seinem Dienste lebt und stirbt? den Mann, der Alles thut was ihm befohlen

iſt, und doch für ſich und ſeine Kirche und ſeine Geſellſchaft keine Ehre ſucht, ſondern nur die Ehre deß, der ihn geſandt hat? Kurz, wo finden wir den vollkommenen Nachfolger Chriſti, einen offenen Brief von Gottes Hand an das Volk, das Er heimſuchen will, leſerlich für Jedermann? Wir ſuchen ihn umſonſt. Es ſind lauter einſeitige, beſchränkte Menſchen, die an dieſem großen Werke dienen; mehr oder minder getrübte Strahlen des ewigen Lichtes, Lebendige, die ſich ſelbſt erſt aus dem ſie umgebenden Tode herausarbeiten, die durch viel Leiden und Demüthigung ſich zur Geſundheit und Klarheit durchkämpfen, die ohne die Langmuth ihres Gottes nicht nur unnütze Knechte bleiben, ſondern ſich ſtets auch hüten müſſen, daß ſie nicht über ihrem Predigen ſelbſt verwerflich werden. Ein Miſſionskritiker hat daher recht, wenn er ſagt, das ganze Miſſionsweſen ſei krank; nur macht ihn ſelbſt ſolche Erkenntniß noch nicht geſund; noch weniger befähigt ſie ihn zum Beſſermachen. Deßungeachtet finden wir noch heutigen Tages in der Miſſion alle heilſamen und nothwendigen Gaben der Kirche Chriſti, wenn auch ſehr vertheilt und mit allerlei Schwachheit gemengt, und trauen es auf Grund der bisherigen Erfahrung der Barmherzigkeit unſeres Gottes zu, daß er auch unſeren Miſſionsgeſellſchaften offene Thüren aufthue, wenn ſie ſein Wort halten, ſeinen Namen nicht verleugnen und „in Liebe und Geduld Seiner Erſcheinung entgegenharren.“

Auch die letzten Hefte der Evang. Kirchen-Zeitung von Hengſtenberg enthalten ſehr intereſſante Artikel, ſo den über Hölty, Matthiſſon und Salis, den über Arnold Ruge, den armen gejagten und geplagten Burſchenſchafter. Der Aufſatz „Die Vorbereitung auf das geiſtliche Amt“ gibt gleichfalls viel Beherzigenswerthes, und wir erlauben uns aus dem reichen Inhalt deſſelben ein paar Stellen mit einigen Bemerkungen unter Berückſichtigung unſerer Verhältniſſe mitzutheilen. Denn wir können es uns nicht verhehlen, daß ſo Manches bei uns, auch in den vorliegenden Beziehungen, eben anders iſt, als jenſeits des Schlagbaumes, wo der Zollverein anfängt und das Unleidliche des Baptiſten- und Irvingianerweſens und der in ſich ſelbſt zerfallenen ſeparirten Lutheraner u. ſ. w., was wir Alles mit ſeinen unvermeidlichen Wirkungen bei uns noch nicht haben. Von der andern Seite iſt ebenſo wahr, daß eine ſolche Univerſal-Kirchenzeitung, wie die Evangeliſche von Heng-

ſtenberg, die mehr das Allgemeine im großartigen Maßſtabe vor Augen hat, ſchon den Mund um ein Bedeutendes voller nehmen kann, und ſich vor keinem Tadel in Betreff des elenchus nominalis zu ängſtigen braucht. Dort geht Alles großartig her.

Es handelt ſich in jenem Aufſatz um die „Hebung" des geiſtlichen Standes durch einen geſunden Nachwuchs. Das Wort „Hebung" kann aber unter Umſtänden wie ein leiſer Tadel klingen, als wäre damit eine innere Aufbeſſerung des geiſtlichen Standes gemeint. Damit, heißt es denn wol, werde „die Kirche" angegriffen. Nun, wir können ganz ruhig uns etwas über Lippe-Detmold oder Baden erzählen laſſen, wie es dort „mit den Schäden ſich verhält, welche der Vorbereitung auf das geiſtliche Amt in der evangeliſchen Kirche anhaften." Der Verfaſſer, dem es redlich Ernſt iſt um einen kräftigen geſunden Nachwuchs des geiſtlichen Amtes, berührt nun einige Punkte, die, wie er meint, ſchadhaft ſeien, und deshalb einer Aufbeſſerung bedürfen. Wir wollen zuſehen, inwiefern „wir für uns" daraus etwas lernen können.

1) Zuerſt findet er die „primitive Urſache", nämlich, daß es mit der Vorbereitung auf das geiſtliche Amt nicht recht gehen wolle, „auf dem Gebiete des Familienlebens". Er wünſcht, daß „die Taufgnade als ein faſt nie abgeriſſener goldener Faden von früh auf das Leben" des einſtigen Paſtors durchziehen möchte (das Beiſpiel eines Auguſtin paßt hier wol nicht). Deshalb legt der Verf. den Geiſtlichen und zumal denen, welchen Gott Kinder beſchert hat, die Gewiſſensfrage vor: „woher kommt es, daß im Ganzen jetzt ſo wenig Paſtorenſöhne den Beruf ihrer Väter aus freier Luſt, aus innerem Triebe wiederwählen, ſondern lieber alles andere werden, während es früher damit anders ſtand." „Woher kommt es, fragt er, daß bisweilen ganze Synoden kaum zwei oder drei Paſtorenſöhne aufzuweiſen haben, die ſich wieder dem theologiſchen Studium widmen? Liegt das nicht daran ꝛc.?" Alſo, „wer von dem aufrichtigen Wunſche beſeelt iſt, ein beſſeres (!) Geſchlecht von Geiſtlichen heranwachſen zu ſehen, der ſuche" u. ſ. w. Dieſe ganze Ausſtellung, das erlauben wir uns auszuſprechen, paßt auf „unſere" Zuſtände gar nicht. Es wäre ein Leichtes, den ſtatiſtiſchen Nachweis zu liefern, daß die überwiegende Mehrzahl der Prediger bei uns Paſtorenſöhne ſind. Auch glaube ich, würde die Matrikel unſerer Landesuniverſität

daſſelbe Reſultat liefern. Dankenswerth wäre es, wenn Jemand die Ausführung einer ſolchen Arbeit übernähme. Hier in Riga ſtehen jetzt acht Paſtorenſöhne und ſechs aus anderen Berufskreiſen im geiſtlichen Amt. Nun

2) Wir ſollen auch aus anderen Familien tüchtige, viel verſprechende Kräfte für den Dienſt der Kirche zu gewinnen ſuchen. Das iſt gewiß ein vortrefflicher Grundſatz, den alle Geiſtlichen, denen die Kirche theuer iſt, an ihrem Ort nach Kräften in Anwendung zu bringen haben. Der Kirche iſt wahrhaft nur gedient mit tüchtigen Kräften. Und die ſoll man zu gewinnen ſuchen, wo ſie eben anzutreffen ſind. Nun meint der Verf.: „gerade auf die vornehmeren Stände ſollten wir dabei ein gewiſſes Augenmerk richten; denn es würde die Stellung des geiſtlichen Amtes gegenüber den höheren Schichten der Geſellſchaft vielfach erleichtern, wenn daſſelbe ſeine Träger nicht ſo vorwiegend aus den mittleren und niederen Ständen ſammelte, ſondern auch Kinder der vornehmſten Häuſer ſich entſchließen könnten, in frommer Demuth dem Altar Gottes und der Verkündigung des Evangeliums zu dienen. Freilich, fügt er mit Recht hinzu, wird es immerhin ſchwer halten, die ſogenannten höheren Stände für den Dienſt der Kirche zu gewinnen, weil" u. ſ. w. Wie einmal die Dinge und Menſchen ſind, wird die evangeliſche Kirche es nur als Ausnahmefälle betrachten müſſen, wenn aus den „vornehmeren Häuſern" ſich welche ihr zum geiſtlichen Amte ſtellen, während die Beiſpiele in der katholiſchen Kirche, man denke nur an den Baron v. Ketteler in Mainz, Grafen Spiegel in Cöln, Fürſten Schwarzenberg zu Prag, Herrn v. Diepenbrock in Breslau ꝛc., an die hohe biſchöfliche Lordbank, wo Gentlemen vom reinſten Waſſer ſitzen, in Maſſen ſich aufweiſen laſſen. Von reichen Kaufmannsſöhnen, Erben von 100,000 und mehr weiß unſere Kirche nichts zu erzählen, daß ſie einer vocationi divinae gefolgt ſeien. Es wird fürs erſte noch dabei bleiben, was Luther von ſich ſagt: „meine Aeltern ſind rechte Bauern geweſt." Kommt einmal etwas, ſo iſt das gewiß eine ſchöne Zugabe, denn wir verkennen nicht die vom Verfaſſer bezeichneten Vortheile, aber zu rechnen iſt darauf nicht.

3) Daß ein tüchtiger Religionsunterricht auf den Gymnaſien ein Haupthebel zur Vorbereitung auf das geiſtliche Amt ſei, erkennen wir vollkommen an, und dürfte über *einen* Mangel an ſolchem bei uns am wenigſten die Ur-

ſache zu ſuchen ſein, wenn etwa das Thema zur Sprache käme, wie das geiſtliche Amt zu heben ſei.

4) Muß das Studium der Theologie auf der Univerſität mit Geiſt und Herz getrieben werden. Es ſei geſtattet, es unumwunden auszuſprechen, daß die Lehrſtühle unſerer theologiſchen Facultät in Dorpat mit Männern beſetzt ſind, die in der That mit Geiſt und Herz lehren, und „das geiſt- und kopfloſe Studium," wenn es mitunter bei den Jüngern der Wiſſenſchaft vorkommen mag, am wenigſten den Docenten zur Laſt gelegt werden kann.

5) Die „Verſuchungen und Ausartungen der (ſogenannten) academiſchen Freiheit" ſeien auch als ſchwerwiegende Thatſachen anzuerkennen, wodurch die rechte Vorbereitung zum geiſtlichen Amt vielfach leide. Darüber wollen wir hier kein Wort verlieren, da dieſes uns auf ein Feld führen würde, wo die Sachen in kurzen Theſen und allgemeinen Berufungen auf die Erfahrung der Leſer nicht zu erſchöpfen wäre. Wir wollen nur anführen, was dort geſagt iſt: „Ein jedes hat ſein Maß und gerade um die edelſten Gewächſe rankt ſich nicht ſelten eine giftige Schmarotzerpflanze, um daſſelbe zu erſticken. So aber verhält es ſich eben auch mit der viel geprieſenen academiſchen Freiheit. Wer will es in Abrede ſtellen, daß der ſtudentiſche „Comment" mit ſeinen traditionellen Pertinentien, mit Kneipe und Hauboden und was ſonſt dazu gehört, für viele wirklich den Hauptreiz des Univerſitätslebens ausmacht" u. ſ. w. Wir meinen, daß es in dieſer Hinſicht auf unſern Univerſitäten viel beſſer ſteht, als vor 40 Jahren, vollends von den Schilderungen, die Tholuck in ſeinem bekannten Buche von den Zuſtänden unſerer Univerſitäten in früheren Menſchenaltern mit dem wüſten Pennalismus und Schlägerunweſen gibt, gar nicht zu reden. Aber mit Erlaubniß ſei es geſagt, ſo gut ſteht es denn doch noch nicht, wie Hermann Graf Keyſerling mit ſeiner vortrefflichen Schrift über das Duell es zu erzielen ſtrebt. Es iſt in der That ganz ſeltſam aber bezeichnend, daß dieſe Schrift, die jeder Vater ſeinem Sohne auf die Univerſität mitgeben ſollte, förmlich todtgeſchwiegen wird. Aber Erdmann's Anweiſung für junge Studenten wird gekauft, das wir hier bei allem Reſpect vor des Verfaſſers Scharfſinn doch in der Duellſache als ein ſchlechtes Buch einſt beurtheilen mußten. Wenn wir nicht irren, wurde E. für ſeine Abſonderlichkeiten zum „Ehrenfechtbodiſt" oder ſo etwas dergleichen, bei der — ia gekrönt!

III.

Nachrichten.

Im Auslande werden auch wol einmal die wichtigſten Zeitſchriften der evangel. Kirche, welche zur Zeit in Deutſchland erſcheinen, beſprochen und aufgezählt. Damit ſind die bei uns in Rußland erſcheinenden Blätter kirchl. und theol. Inhalts zumeiſt ausgeſchloſſen. Wir müſſen dieſes Schickſal ſchon tragen, daß unſere Zeitſchriften, ſo wichtig oder unwichtig ſie auch auswärts ſein mögen, jedenfalls dort dem größern Theile nach ignorirt werden, während ſie für das pulſirende Leben unſerer Kirche allhier im ruſſiſchen Reich allerdings von der höchſten Wichtigkeit ſind. Nicht blos in der fortgeſetzten Verwaltung der Oberbehörde unſrer hierländiſchen Kirche mit den ihr untergeordneten Conſiſtorien, nicht blos in der Verkündigung des Wortes in allen Gemeinden und in den praktiſchen Erfolgen kirchlicher Thätigkeit manifeſtirt ſich unſer evangeliſches Verhalten, ſondern nicht minder, da nun einmal die Preſſe der mitbedingende und nicht als gering anzuſchlagende Factor aller geiſtigen Bewegung und Entwickelung in der gegenwärtigen Culturwelt ſich geltend macht, auch in den Zeitſchriften treten fortlaufend die Zeugniſſe Derer in motivirender und erklärender Rede und Gegenrede heran, die zum Aufbau und zur Förderung eines geſunden Fortſchrittes des Reiches Chriſti etwas zu ſagen haben. Das „Neue Zeitblatt für die Angelegenheiten der lutheriſchen Kirche", herausgegeben von Paſtor Dr. Münkel in Olſte bei Werden, beſchäftigt ſich ab und zu wol mit unſern Zuſtänden (ſo z. B. Nr. 31, 41 und 47 des vorigen Jahres), ſoweit eben für die Auswärtigen das Material reicht, indeß ſcheint es grade aus den gegenwärtig bei uns beſtehenden Zeitſchriften kirchlichen und theologiſchen Inhalts (der Zahl nach fünf, von denen zwei in Riga, zwei in Dorpat und eine in St. Petersburg erſcheinen) ſo gut wie nichts zu ſchöpfen und das dort Vorhandene nicht zu benutzen, weil man erſichtlich von der Exiſtenz derſelben dort wie anderwärts in Deutſchland kaum eine ſchwache Kunde hat. Obgleich das Münkelſche Blatt ſchreibt: „Die lutheriſche Kirche Deutſchlands ſieht mit theilnehmendem Blick auf die Vorgänge (nämlich des kirchlichen Lebens bei

uns) und wird gewiß ihrer Brüder nicht vergessen," — so theilt es einige Bruchstücke aus dem Leben des livländischen Propstes Aßmuth (nach dem „Lebensbilde" von Lossius) doch „um der livländischen Kirche willen" mit, von der es ausdrücklich sagt, daß „sie, obgleich unser eigen Fleisch und Blut, uns mehr als entrückt ist." Und so ist es auch. Auch die Erlanger Zeitschrift (Februarheft 1865) führt, wenn sie bei Besprechung des trefflichen Buches von Busch „Materialien zur Geschichte und Statistik des Kirchen- und Schulwesens der evang.-luther. Gemeinden in Rußland," das auch wir zu seiner Zeit hier angezeigt haben, bei der Aufzählung der verschiedenen Nationalitäten der Glieder unsrer Kirche als gesonderte Nationalitäten wie folgt an: „Finnen, Letten, Liefländer, Ehstländer und Curländer." Wie gefällt euch das, liebe Leser?

Der diesjährige Congreß der katholischen Vereine Deutschlands wird in der ersten Hälfte des Monats September in Trier abgehalten. Man erwartet dort nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus Belgien und Frankreich ein bedeutendes Zusammenströmen von Klerikern und Laien. Der inzwischen verstorbene Erzbischof von Trier, Arnoldi, hatte zugesagt, daß gelegentlich dieses Congresses sämmtliche Reliquien der Trierschen Kirchen gezeigt werden und man hofft, daß auch der nunmehr neugewählte Bischof der Trierschen Diöcese, Peldram, die Heiligthumsfahrt anordnen wird. Im Jahre 1844 wallfahrteten beim heiligen Rock in der Domkirche zu Trier 1,100,000 Menschen vorbei. Für die diesjährige Pilgerfahrt erwartet man einen noch größeren Zuzug.

Zwei Prediger in Berlin haben jüngst das Leben Jesu beschrieben, nachdem Rénan, Schenkel und Strauß großes Aufsehen erregt haben, und zuletzt noch Schleiermacher in seinen nunmehr gedruckten Collegienheften auferstehen mußte: 1) Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet von W. Ziethe, Prediger an der Parochialkirche in Berlin (bis jetzt 9 Hefte à 4 Bogen oder 575 Seiten). Verlag von Fünfhausen in Berlin. 1864. 2) Das Leben Jesu nach den Evangelien dargestellt von Hermann Biedebantt, Pastor zu St. Johannis-Evangelist in Berlin. VIII und 103 S. in Schillerformat. Verlag von Fr. Schulze, 1865.

Das „Neue Zeitblatt für die Angelegenheiten der lutherischen Kirche," herausgegeben von Pastor Dr. K. K. Münkel in Olste bei Verden in Hannover, wöchentlich

ein Blatt, 8 Seiten Octav, koſtet hier 2 Rbl. 80 Kop., obgleich „Preis des Jahrganges incl. Poſtaufſchlag im In- und Auslande 1 Rthlr. 10 Ngr." zu leſen ſteht, iſt jedenfalls in einem friſchen und anregenden Geiſt geſchrieben. So heißt es im Vorwort d. J.: „die theologiſche Schule, welche der (ſogenannten) Humanität (die ſich im Gegenſatz zum kirchlichen Chriſtenthum fühlt) zugeſchworen hat, wie entſchieden iſt ſie noch. Zaghaft und zurückhaltend ſtehen viele vor dem letzten Schritt, der ſie zu Vollblut-Humanen machen ſoll. A. Coquerel weigert ſich mit ſeinem Freunde Renan durch Dick und Dünn zu gehen, und Schenkel, welcher die Kunſt gelernt hat, mit dem Winde zu ſegeln, läßt Strauß grüßen, und hält es für gerathener, noch einige jenſeitige Artikel auf ſeinem Waarenlager zu führen (da er von dem Jenſeits nicht ganz loskommen kann)." — „Die Macht der Kirche iſt geſunken, ſie wird zu Magdsdienſten im Auftrage der Politik erniedrigt und muß ſich gefallen laſſen, daß ſie höhnend oder geringſchätzig behandelt wird, als wenn man fragen wollte, wann dieſe Aſchenbrödel verabſchiedet würde. Indeſſen da doch die Kirche noch zu ſehr in das Volks- und Staatsleben verflochten iſt, ſo bedarf es noch einer zähen Arbeit, um ſie ganz herauszulöſen". — „(Was die Trennung der Kirche von der Volksſchule betrifft) ſo thaten auch die evangeliſchen Geiſtlichen (in Baden) Schritte, um ihrer Kirche die Schule zu erhalten, und es muß bemerkt werden, daß ſelbſt der bekannte Pfarrer Zittel in Heidelberg gegen die Trennung der Schule von der Kirche das Wort redet. Ja ſogar der evangeliſche Ober-Kirchenrath in Karlsruhe, dem es gewiß nicht an Freiſinnigkeit fehlte, verwahrte ſich gegen die neue Schulordnung, welche ſeinen Wirkungskreis beeinträchtigte. Indeß dieſen evangeliſchen Einreden konnte kein Nachdruck (ah!) gegeben werden, da die Geiſtlichen nicht einen Erzbiſchof in Freiburg, ſondern den fürſtlichen Oberbiſchof im großherzoglichen Schloß zu Karlsruhe an ihrer Spitze hatten, in deſſen Namen die Schulordnung erlaſſen war. Die katholiſchen Geiſtlichen ſtützten ſich auf ihren Gehorſam gegen den Erzbiſchof; die evangeliſchen Geiſtlichen hätten ſich nur den Namen der Rebellen gegen ihre Obrigkeit (mit Recht) verdienen können. Das iſt die Schattenſeite der evangeliſchen Kirchenverfaſſung, daß ſie zu abhängig vom Staate und der Politik gemacht iſt. Man iſt aber jetzt fleißig daran, dieſe Uebelſtände zu beſeitigen. Feſt

das ganze evangelische Deutschland ist in kreisender Bewegung, welche die beste Verfassung zur Welt bringen soll, um der Kirche nicht nur ihre berechtigte Selbstentscheidung, sondern auch ihre Selbstständigkeit und Einheit zu verschaffen. Nichts geringeres als eine nationale evangelische Kirche für ganz Deutschland ist das lockende Ziel der Bestrebungen, eines deutschen Messias würdig, wenn sich ein solcher fände, welcher das große Wunder im heiligen Geiste nach dem Worte Gottes verrichten könnte. Er würde Deutschland eine Auferstehung schaffen, wir würden ihn zum obersten Kirchenregenten bestellen und Gott bitten, daß er ihm Methusalems Jahre schenken möchte. Indessen Wunder geschehen nicht mehr, oder sie dürfen nicht mehr geschehen. Innerhalb der bestehenden Ordnung der Dinge, ganz nach dem gesetzmäßigen Laufe, wenn auch unter freier Mitwirkung der Menschen muß die große Veränderung in der evangelischen Kirche geschehen. Vieles aber geschieht, das die Saiten unserer Geburtshoffnung stark herunter stimmt."

Der Mangel an Predigern in der Schweiz wurde neulich zu Neufchatel auf einer Predigerconferenz besprochen. Ein Herr Junot wies in einem Vortrag auf den vorhandenen Mangel hin. Die protestantische Schweiz zählt 1047 Pfarren (NB. in ganz Rußland, natürlich Liv-, Kur- und Estland miteinbegriffen [ohne Finland, das einmal Alles für sich apart hat und gar nicht in Betracht kommt] gibt es nur circa 400 Pfarren!). Es scheint fast, als wenn die ausreichende oder unzureichende Besoldung darauf Einfluß geübt hätte. Junot suchte den Grund des Mangels zuerst und hauptsächlich im Geiste der Zeit, was wol richtig sein mag. Platt ausgedrückt, wenn die Waaren nicht mehr gesucht werden, so fallen sie im Preise, und werden auch nicht mehr fabricirt. Man möchte eine Hungerkur für angemessen erachten.

In der englisch-protestantischen Staatskirche regt sich wieder eine katholisirende Triebkraft. Ein junger Geistlicher dieser Kirche hat in Norwich ein Kloster eingerichtet, während in Polen und Italien die Zahl der Klöster höchst zweckmäßig auf das vernünftige Maß gestellt wird, und eine ziemliche Anzahl von Novizen dafür geworben. In mehreren größeren Städten hat er ungeheuer besuchte Vorlesungen gehalten, um die Klosterfreudigkeit zu wecken und die Vorzüge des ehelosen Lebens und der Klostergelübde

anzupreiſen. Er nennt ſich Bruder Ignatius. Er beweiſt ausführlich, daß er mit ſeiner Ordensſtiftung lediglich in den Grenzen des anglicaniſchen Glaubensbekenntniſſes bleibt, alſo der Kirche nur wiederſchenken will, was ihr die Ungunſt der Zeiten geraubt hat. Neben ihm hat ſich noch ein zweiter Bruder in Newcaſtle, ein Geiſtlicher aus London, Bruder Paul aufgethan, welcher einen Orden für die Erziehung armer Kinder, den Beſuch der Armen und Kranken, alles „zur Verbreitung der proteſtantiſch-anglicaniſchen Kirche," geſtiftet hat, mit dem „Gelübde der Armuth, Keuſchheit und des unbedingten Gehorſams" (wem?). Die Ordensbrüder tragen einen ſchwarzen Talar aus grobem Zeuge mit Lendengurt und einem breiten flachen Hut. Bei der Nachahmungsſucht der Deutſchen ſteht zu erwarten, daß nächſtens dieſe neu aufgekommene engliſche Mode auch in Berlin unter den Linden auftreten werde.

Es liegt in der kirchlichen Luft etwas von ſüßem Verlangen, die Kirche, die „Mutter", nicht blos durch die Gnadenmittel in baulichem Stande zu erhalten, ſondern man ſinnt auch darauf, ſie mit feſten Mauern und Gräben zu umgeben, damit ſie eine Belagerung aushalten kann. Man will etwas haben wie eine Art ſichtbaren Staat (die „Anſtalts-Kirche") mit einer Obrigkeit von Gottes Gnaden, mit Beamten, Dienern, Geſetzen und Rechten, alles ſo in einander gefügt, daß Eine Gewalt das Ganze treibt. Das Volk darinnen hat das „Recht" (!) zu hören und ſich bedienen zu laſſen, und die „Pflicht" (!) zu gehorchen. Dieſelbe Pflicht haben auch die Geiſtlichen, als Beamte und Diener der Kirche, die, nunmehr aus den Händen der weltlichen Obrigkeit „erlöſt", unter das Gebot einer „proteſtantiſchen Hierarchie" oder geiſtlichen Herrſchaft, wenn eine ſolche nicht ein Widerſpruch in ſich ſelber iſt, geſtellt werden ſoll. Dieſe Hierarchie, oder dieſe Kirche als Anſtalt, bildet nun nach ſolcher Anſicht eigentlich das Fundament der Kirche, ihre Mauern und Wälle. Dieſe Hierarchie wird von Manchen an manchen Orten, wenn auch mit wenig Erfolg, angeſtrebt, aber Niemand hat ſo bittern Ernſt damit gemacht, als der Prof. juris Dr. Huſchke in Breslau, ſeit Jahren das regierende Haupt der lutheriſchen Separation in Preußen. Er hat ſich von Anfang der Separation an mit dieſen hierarchiſchen Entwürfen getragen und wie ein altrömiſcher unbeugſamer Senator immer feſter darin geſetzt. Ihm war die Freigebung und Gewährleiſtung der

reinen lutheriſchen Lehre nicht genug. Er wollte auch Regiment und Verfaſſung „frei“ haben, und die Folge davon war die Separation. In dieſer nunmehr conceſſionirten lutheriſchen Freikirche in Preußen wurde dem Oberkirchencollegium in Breslau der Stuhl der Obrigkeit zuerkannt und damit die hierarchiſche Spitze geſchaffen. — Welch einen traurigen Verlauf hat dieſe Separation genommen, die dafür gehalten wurde und ſich ſelbſt dafür hielt, daß ſie die lutheriſche Kirche retten und für kommende Zeiten das Zoar der lutheriſchen Kirche in Deutſchland werden ſollte! Nur zwanzig Jahre ſind vergangen, ſeit ſie ſich ihre Geſtalt und Verfaſſung gab, und nach zwanzig Jahren hat ſie ſich ſchon ſoweit verſtiegen und vermeſſen, daß ſie daſſelbe thut, was ſie der preußiſchen Union mit Backenſtreichen vorgehalten hat, und die lutheriſche Kirche, oder das, was Luther in ihr iſt, verfolgt, unterdrückt und hinausſtößt. Aber in der That haben die Lutheriſchen in der preußiſchen (unirten, der viel geſchmähten!) Landeskirche jetzt mehr Raum und Freiheit als in der Huſchkeſchen Kirche. Das iſt ein ebenſo niederſchlagendes als warnendes Beiſpiel. Wir ſind in Deutſchland wieder auf die Landeskirchen gewieſen, da der Verſuch der preußiſchen Freikirche vollſtändig fehlgeſchlagen iſt. Vor allen Dingen müſſen wir um Einigkeit in der Wahrheit bitten. Denn ohne dieſe Einigkeit laufen die Kirchenbauverfaſſungsverſuche auf die Geſchichte des babyloniſchen Thurmes hinaus. Iſt die rechte Kirche gefunden, ſo wird ſich auch das Haus finden. Bis dahin müſſen wir es uns gefallen laſſen, wenn wir auch unter Zelten im Freien zu wohnen kommen ſollten. — So ungefähr ſpricht ſich das Münkelſche Zeitblatt richtig aus.

Das katholiſche Bisthum in Genf, der Stadt Calvin's und der Wagenburg der älteren reformirten Kirche, iſt lange Zeit das Ziel der römiſchen Kirche geweſen. Seit im Jahre 1815 katholiſche Landſchaften zu Genf geſchlagen wurden, konnte es nicht ſchwer werden, Katholiken in Genf hineinzuziehen. Das iſt allmählich ſo weit gediehen, daß ſie in Genf ſchon eine anſehnliche Maſſe bilden, welche unter Umſtänden den Ausſchlag geben können. Es wäre alſo wol eine recht hübſche Erwerbung, wenn in Genf ein katholiſches Bisthum aufgerichtet werden könnte. Bisher ſtand Genf unter einem Biſchof in Freiburg, der den Titel „Biſchof von Lauſanne und Genf“ führte. Man hat nun doch einen Verſuch in dieſer Richtung gemacht, wofür man den katho-

liſchen Genfer Pfarrer Mermillod vorgeſchoben hat, der das leitende Haupt der dortigen Katholiken iſt. Er ſteht in ſeinen beſten Jahren, iſt ſchön, beredt, thatkräftig, glänzend in der Unterhaltung und dabei ſtreng ultramontan. In Rom iſt er ſeit Jahren bei Pius IX. hoch angeſchrieben, der ihn oft nach Rom einlud, weil er in ihm ein ſehr brauchbares Werkzeug erkannte. Im vergangenen Jahre erfolgte Mermillod's Erhebung zum Biſchof, freilich ſo, daß er nominell nur wurde „Biſchof von Hebron", alſo nicht von Genf, wo er nach wie vor Pfarrer blieb. Der Papſt ſelbſt weihte ihn mit eigener Hand unter großem Gepränge, und die Cardinäle, die ihn als ihres Gleichen behandelten, zeichneten ihn auf alle Weiſe aus. Er ſteht mit allen katholiſchen Größen in der Welt in Verbindung, und der Name von Genf mit ſeinem eigenen verſchlungen, wird ihn ſelbſt zu einer Größe in der Kirche machen. Bei ſeiner Rückkehr ſagte er in ſeiner erſten Predigt: „der Papſt hätte ebenſo gut das Recht gehabt, einen Biſchof von Genf ſtatt eines Biſchofs in Genf zu ernennen". Seine Genoſſen unterlaſſen nicht, an dieſen Biſchof in Genf ihre ausſchweifenden Hoffnungen zu knüpfen.

Es wurde unlängſt in den „Mittheilungen" ein Buch des Privatdocenten der römiſch-katholiſchen Facultät der Theologie der Univerſität München, Dr. A. Pichler rühmend angezeigt: „Geſchichte der kirchlichen Trennung zwiſchen dem Orient und Occident von den erſten Anfängen bis zur jüngſten Gegenwart". 1. B. 1864; doch wurde dabei die Befürchtung ausgeſprochen, daß ſolche hiſtoriſche Darſtellungen in Rom unmöglich Beifall finden könnten, und dem wahrheitsliebenden Verfaſſer und ſeinem Werk ein unvermeidliches Geſchick geweiſſagt. Das iſt auch richtig eingetroffen. Am 15. Mai d. J. hat die bekannte „Indexcongregation" in Rom durch ein Decret dieſes Buch in der Liſte der verbotenen Schriften aufgeführt. Die Augsburger Allgemeine weiß nachher zu erzählen, daß der Verfaſſer reumüthig ſeine Irrthümer bekannt und vor dem hohen Richterſpruch als ein gehorſamer Sohn ſeiner Kirche ſich gebeugt habe, aber bezeichnet dieſe Nachricht ſelbſt mit einem ?. Wo bliebe denn nun auch der zweite zu erwartende Band?

Am 19. April d. J. fand in Rom die große Beleuchtung oder die ſogenannte Girandola oder Feuerwerk ſtatt, welches früher auf der Engelsburg aufflammte, jetzt ſeit

Jahren auf der Höhe des Monte Pincio, deſſen ſchöne Terraſſenarchitectur ein Jeder kennt, der einmal ſo glücklich geweſen iſt, Rom beſucht zu haben. Es heißt, am meiſten ſei die Menge durch das Transparent, das auf dem Pantheonplatz errichtet war, angezogen worden. Es ward nämlich ein großes Transparentgemälde angeſtaunt, worauf Pius IX. dargeſtellt war, wie er die Encyklika vom 8. December und den Syllabus veröffentlicht. Die Völker des Erdkreiſes nehmen ſeine Lehre demüthig entgegen und ſtrömen herbei den Peterspfennig darzubringen — unten in einem Kohlenbecken brennen die Schriften der „falſchen Propheten Luther, Voltaire, Renan". Hört es, Quiriten!

Der Cardinal Fürſterzbiſchof hat am 25. Jan. 1865 ein „Hirtenſchreiben an die Erzdiöceſe Wien" erlaſſen unter dem Titel: „Der Staat ohne Gott," d. h. „falſche Propheten ſeien Luther" u. ſ. w. Die akatholiſchen Conceſſionen von Rechtswegen müſſen fort, ſonſt ſei „der Staat ohne Gott", d. h. gottlos. Hört es, ihr Wiener!

Dagegen ſchrieb der würdige Biſchof Hille von Leitmeritz in Böhmen, deſſen ſoeben erfolgter Tod allgemein bedauert wird, ein Werk im echten Geiſt chriſtlicher Duldung: „Soll die Scheidewand zwiſchen Proteſtanten und Katholiken noch länger fortbeſtehen?" wodurch er ſich ein ehrendes Denkmal geſetzt hat. Auch „war er der einzige böhmiſche Kirchenfürſt, der die Verleihung der Februarverfaſſung in Oeſterreich, durch welche auch die Proteſtanten aus ihrem rechtloſen Zuſtande wenigſtens vorläufig nach dem Geſetz befreit wurden, durch ein ſolennes Hochamt in ſeiner Cathedrale feierte." Dieſer tolerante Biſchof war, wie man anderweit ſagt, ein „Vermittelungstheologe."

Wieder nicht vom Fleck! Es bleibt doch trotz der ſchönſten Anläufe nur zu oft beim Alten. Aus Wien: „der erſte Beſchluß, den das Univerſitätsconſeil bei den neu begonnenen Berathungen über das neue Statut und die darüber eingelaufenen Gutachten faßte, lautete mit Majorität auf Nichtzulaſſung von proteſtantiſchen (!) Profeſſoren (in Deutſchland, d. h. in Wien!) zu akademiſchen Würden". Man ſieht wie es mit der verfaſſungsmäßig gewährleiſteten Gleichberechtigung aller Confeſſionen in Oeſterreich noch beſtellt iſt.

In Tübingen iſt gegenwärtig Prof. Waizſäcker auf dem academiſchen Lehrſtuhl Chr. Fr. Baur's Nachfolger. Sein theologiſcher Standpunkt, den er neulich in ſeinem

Buch „Unterſuchungen über die evangeliſche Geſchichte, ihre Quellen und den Gang ihrer Entwickelung" (Gotha, 1865, 580 S.) entwickelt hat, erſcheint in kritiſcher Hinſicht ebenſo nahe verwandt mit demjenigen Schenkel's und Holzmann's, wie er hinſichtlich der Chriſtologie einerſeits an Th. Keim's „Geſchichtlichen Chriſtus", andrerſeits an Beyſchlag's Referat auf dem Altenburger Kirchentage erinnert. Man kann ſagen, daß Waizſäcker in der Mitte zwiſchen dem zuletzt genannten Hallenſer Theologen und zwiſchen ſeinem Züricher Collegen nebſt deſſen Heidelberger Geiſtesverwandten ſteht. Meſſner's Ev. K.-Z. ſagt gewiß ganz richtig, daß Waizſäcker hinſichtlich der übernatürlichen Factoren der Geſchichte des Herrn in demſelben Streben nach möglichſter Vernatürlichung aller Vorgänge, nach möglichſter Beſeitigung aller abſolut wunderbaren Thatſachen befangen iſt, dem der Verfaſſer der „Charakterbilder Jeſu" huldigt. Der wunderbare Inhalt der evangeliſchen Geſchichte ſoll nicht ganz aufgegeben oder principiell geleugnet, aber er ſoll numeriſch und dynamiſch ſo viel als möglich reducirt werden, damit das moderne Zeitbewußtſein möglichſt wenig Mühe habe, ſich ihn anzueignen. Der tiefliegendſte Grund für dieſes Streben Waizſäcker's, ſein Bekenntniß zu den eigentlich ſupranaturalen Elementen der Offenbarung möglichſt auf Schrauben zu ſtellen, liegt in ſeiner chriſtologiſchen Grundanſchauung, welche den jenſeitigen, überirdiſchen göttlichen Factor der Perſon des Erlöſers negirt und einen reinen Menſchen mit ſündloſer Entwickelung an die Stelle des Gottmenſchen zu ſetzen ſucht. Das gründliche Zerfallenſein ſeiner chriſtologiſchen Theorie mit dem kirchlichen Dogma und die Unfähigkeit, einen wirklich ſupranaturaliſtiſchen Wunder- und Offenbarungsbegriff aufzuſtellen und aufrecht zu erhalten liegt auf der Hand. Und das iſt ſchlimm.

I.
Abhandlungen und Aufsätze.

1.
Ueber das Verhältniß des christlichen Glaubens zu unserer heutigen wissenschaftlichen Bildung.

Drei populäre Vorträge[1]) von Consistorialrath Dr. **Frommann** in St. Petersburg.

Erster Vortrag.

Ich glaube von keiner Seite einem Widerspruch zu begegnen, wenn ich feststelle, daß das Verhältniß des christlichen Glaubens zu unserer heutigen wissenschaftlichen Bildung ein Verhältniß des Gegensatzes, ja oft der Feindseligkeit ist. Meine Absicht ist nun nicht, die hervorragendsten literarischen Erscheinungen der Gegenwart, soweit sie Zeugnisse der Bildung unserer Zeit sind, im Einzelnen zu charakterisiren, zu beurtheilen und mit den Satzungen des christlichen Glaubens zu vergleichen. Ein solches Geschäft würde ein bei Weitem größeres Maß von Zeit und Raum erfordern, als es mir für diese Vorträge zu Gebote steht. Vielmehr möchte ich, wie der Mathematiker eine algebraische Formel sucht und aufstellt, um nach ihr alle einschlagenden Aufgaben zu lösen, so auch einige allgemeine Grundsätze

[1]) Es erscheinen hier diese Vorträge, deren Druck von vielen Seiten gewünscht worden ist, mit Auslassung der Einleitung in dem ersten und mit einer Erweiterung in dem dritten Vortrag. Sonst ist nur der Ausdruck hin und wieder verändert worden.

aufſuchen und feſtſetzen, nach welchen die wiſſenſchaftlichen Erſcheinungen unſerer Tage vom Standpunkte des chriſtlichen Glaubens aus zu beurtheilen ſind.

Da wäre denn das erſte, daß wir uns über den Begriff und das Weſen des Glaubens und der Wiſſenſchaft überhaupt klar zu werden ſuchen.

Glauben und Wiſſen, wie beide ſich uns erfahrungsmäßig darſtellen, möchte ich als zwei feindliche Geſchwiſter bezeichnen. Geſchwiſter ſind ſie nicht allein, weil ſie einem gemeinſamen Mutterſchooße, dem menſchlichen Geiſte, entſtammen, ſondern auch weil ſie einen gemeinſamen Familienzug an ſich haben. Bezeichnen ſie doch beide ein Fürwahrhalten irgend einer Ausſage oder Thatſache. Feindliche Geſchwiſter aber ſind ſie, weil ſie ſo oft, gleich den Kindern einer und derſelben Familie, gerade da am heftigſten in Streit mit einander gerathen, wo ſie vermöge ihrer Natur und Verwandtſchaft am wenigſten Beruf und Recht dazu haben.

Das Wiſſen iſt, wie das künſtleriſche Schaffen und ſittliche Handeln des Menſchen, eine der herrlichſten Blüthen des menſchlichen Geiſtes. Es iſt das Product eines unſerem Geiſte anerſchaffenen unwiderſtehlichen Entwickelungstriebes, welcher aus der uns umgebenden Außenwelt den Anreiz zu ſeiner Entfaltung, ſowie den Stoff zu ſeiner Bethätigung, empfängt. Das, wodurch er ſich bethätigt, iſt die Erkenntniß. Durch ſie tritt unſer Geiſt mit der Außenwelt in Verbindung. Zunächſt iſt dieſe Erkenntniß eine ſinnliche, indem wir durch unſere Sinne die Dinge außer uns wahrnehmen. Dann tritt aber ſogleich eine geiſtige Erkenntniß hinzu, indem wir die ſinnlich wahrgenommenen Erſcheinungen durch unſer Denkvermögen vermittelſt der Begriffe, Urtheile und Schlüſſe beobachten,

ordnen, ſichten, auf einander beziehen, von einander unterſcheiden, deren Urſachen erforſchen, ſie dadurch erklären, und die ſo gewonnenen Erkenntniſſe zu unſerem Nutzen verwenden. Auf dieſem Wege entſtehen die ſogenannten empiriſchen Wiſſenſchaften. Oder auch unſer erkennender Geiſt erhebt ſich von den ſinnlich wahrgenommenen Erſcheinungen der Außenwelt in das innere Gebiet des Gedankens, des reinen Denkens, und baut in demſelben, wie dieſes in den ſogenannten ſpeculativen Wiſſenſchaften geſchieht, ſeine Theorien und Syſteme auf. Durch dieſe Bethätigung des in uns liegenden geiſtigen Entwickelungstriebes verhilft die Wiſſenſchaft dem Menſchengeiſte zu ſeiner Ausbildung, und führt ihn nach dieſer Seite hin ſeiner von dem Schöpfer ihm gegebenen Beſtimmung entgegen; gleichwie die Pflanze ihre Beſtimmung erreicht, wenn ſie ſich in Stengel, Zweigen, Blüthen und Früchten durch ihr allmähliches Wachsthum entfaltet, und ihrem Daſein eine reichere Fülle giebt.

Immer aber iſt es die ſinnliche Welt, wie ſie in Raum und Zeit beſteht, innerhalb welcher die Wiſſenſchaft auf ihren verſchiedenen Gebieten das wirkliche Sein der Dinge oder die Wahrheit, die ſie erſtrebt, zu erforſchen vermag. So unermeßlich nun auch das Gebiet der Wiſſenſchaft ſein mag, es iſt doch kein unbegrenztes. Ueber Zeit und Raum, zu dem ewigen Urgrund alles Geſchaffenen, kann der menſchliche Geiſt nicht dringen, ſo wenig als es den Bäumen gegeben iſt, in den Himmel zu wachſen. Ja, ſelbſt innerhalb des ihr zugänglichen Bereichs kann die Wiſſenſchaft ihr Ziel, die Wahrheit, nie vollkommen erreichen. Sie bleibt ihr immer ein Ideal, wie dieſes in Bezug auf einen beſtimmten Zweig der Wiſſenſchaften in dem bekannten Worte Haller's ausgeſprochen iſt: „In's Inn're der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt, Zu glücklich, wenn ſie

nur die äußere Schale weiſ't!" Man kann alſo ſagen: die Wiſſenſchaft vermag nur einzelne Wahrheiten zu erkennen; die Wahrheit, als der ewige Urgrund alles Seins, iſt ihr unerreichbar. Ein Gedanke, welchen die Bibel in dem Worte ausdrückt, daß Gott in einem Lichte wohne, zu welchem Niemand zukommen kann[2]), und welchen auch die beiden größten unſerer Dichter ausſprechen: der eine in dem „verſchleierten Bild von Sais", deſſen Schleier der Jüngling nur mit ſchuldiger frevelnder Hand lüften kann; der andere in der unvergleichlich ergreifenden Schilderung des Helden der deutſchen Volksſage, welcher in ſeinem himmelſtürmenden Streben nach der Wahrheit ſeinen Untergang findet, gleich dem in die Lichtflamme hineinflatternden Schmetterling.

Was nun die Wiſſenſchaft nicht zu erringen vermag, das wird dem Glauben gegeben. Außer der ſinnlichen Welt nämlich, welche uns umgiebt, ſehen wir uns auch mitten in eine geiſtige, überſinnliche Welt hineingeſtellt, die wir weder irgendwie ſinnlich wahrnehmen, noch auch mit den Begriffen, Urtheilen und Schlüſſen unſeres Denkvermögens erreichen können. Sie liegt zunächſt in dem Geiſte des Menſchen, in dem Reiche der Gedanken, Gefühle, Willensbeſtimmungen. Jeder von uns fühlt ſich vermöge dieſer geiſtigen Welt in uns als ein Glied eines großen Leibes, welcher die Menſchheit iſt. — Ja, eine innere Nöthigung zwingt uns, außerhalb und über dieſer geiſtigen Welt noch eine andere höhere vorauszuſetzen, obwohl wir ſie ebenfalls weder mit unſeren Sinnen wahrnehmen, noch mit unſerem Geiſte entdecken oder erfinden können. Unſer innerſtes Bewußtſein ſagt uns, daß wir,

[2]) 1 Tim. 6, 16.

obwohl in die Schranken dieſer endlichen Welt eingeſchloſſen, doch eigentlich Fremdlinge in derſelben ſind. Wir tragen in uns ſelbſt das Bewußtſein eines höheren, himmliſchen Urſprungs, einer überirdiſchen, ewigen Beſtimmung, eines Zuſammenhangs mit einem unerſchaffenen, unendlichen, vollkommenen Geiſte, kraft deſſen wir uns über das Loos der Endlichkeit, dem die ſinnliche Welt unterworfen iſt, erhaben fühlen. Die menſchliche Sprache nennt dieſen Geiſt Gott. Und ſo liegt wie eine Erinnerung an unſeren göttlichen Urſprung, und wie eine Mahnung an eine geiſtige überirdiſche Welt, tief in unſerem Herzen die Ahnung Gottes, die Ahnung unſerer Unſterblichkeit, die Ahnung einer Beſtimmung zur Vollkommenheit in unſerem Gewiſſen. Das ſpricht ſchon der heidniſche griechiſche Dichter Aratus in dem von dem Apoſtel Paulus in ſeiner Rede zu Athen citirten Worte aus: „Wir ſind göttlichen Geſchlechts“[3]).

Giebt es aber eine ſolche überirdiſche geiſtige Welt, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn auch in uns das unabweisbare Bedürfniß liegt, mit derſelben, als einer unſerem Weſen verwandten, in Verbindung zu treten. Und allerdings, der Menſch iſt ein zur Gemeinſchaft beſtimmtes und geſchaffenes Weſen. Er fühlt zuvörderſt als Einzelner eine unüberwindliche Sehnſucht nach Gemeinſchaft mit ſeines Gleichen, welche, nachdem ſie durch das Wort des Schöpfers: „es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei“[4]), ihre göttliche Anerkennung gefunden, auch ihre Befriedigung erlangt hat in der Gemeinſchaft der Familie, welche ſich zu der des Stammes, des Volks u. ſ. w. erweitert. Als Glied aber der ganzen Menſchheit fühlt auch der Menſch in ſeinem allgemeinen menſchlichen Geſammtbewußtſein ein

---

[3]) Apoſt.-Geſch. 17, 28. [4]) 1 Moſ. 2, 18.

unabweisbares Verlangen nach Gemeinschaft mit der übersinnlichen Welt oder mit Gott, mit welchem er sich verwandt weiß, wie sich dieses Verlangen so tief und innig ausspricht in dem Psalmwort: „Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott[5]). Dasselbe Bedürfniß erkennt auch Jesus an, und verheißt dessen Befriedigung, wenn er sagt, daß er ein lebendiges Wasser darreiche, welches in das ewige Leben quillt[6]), oder sich als das Brod des Lebens bezeichnet, vom Himmel gekommen, welches allen Hunger stille[7]). Ja, er fordert sogar das Empfinden solchen Bedürfnisses als die Bedingung der Seligkeit des Menschen, wenn er diejenigen selig preist, „die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit"[8]).

Diesem Bedürfniß nun muß auch eine Fähigkeit oder Empfänglichkeit des Menschen für die Eindrücke aus der übersinnlichen Welt entsprechen. Das Organ aber, durch welches wir kraft jener Empfänglichkeit diese Eindrücke in uns aufnehmen, um dadurch mit der übersinnlichen Welt in Gemeinschaft zu treten, und das, was unserem geistigen Bedürfniß entspricht, aus ihr uns anzueignen, ist der Glaube. Er ist somit das Organ und die Bedingung der Religion. Durch ihn eignen wir uns die zu unserem geistigen Leben nöthigen religiösen Lebens- und Nahrungselemente an, wie die Pflanze durch Wurzeln und Blätter die ihr nöthigen Nahrungssäfte und Elemente in sich aufnimmt. Durch den Glauben also erfahren wir die Thatsachen der übersinnlichen Welt, welche sich der Erkenntniß durch die Sinne oder der Entdeckung durch unser Denkvermögen entziehen. Der Glaube ist „eine gewisse

---

[5]) Psalm 42, 2. 3. [6]) Ev. Joh. 4, 10—14.
[7]) Ev. Joh. 6, 35 ff. [8]) Ev. Matth. 5, 6.

Zuverſicht des, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht ſiehet"[9]). So iſt es alſo der Glaube, durch welchen unſer innerſtes heiligſtes Bedürfniß des geiſtigen Lebens befriedigt wird, nicht das Wiſſen. Als Fauſt, der nur das Wiſſen als Mittel ſeiner innerſten Befriedigung kennt, in ſeiner Verzweiflung über das Mißlingen ſeines Ringens die Klänge des Oſterliedes vernimmt, da kann er ſich deſſen Inhalt nicht aneignen; er muß troſtlos ſprechen: „die Botſchaft hör' ich wohl, jedoch es fehlt der Glaube!"

Wie tritt nun der Glaube in Gemeinſchaft mit Gott, in welchem ja allein die Wahrheit liegt? — Da weder die geiſtige Welt in dem Menſchenherzen, noch auch Gott durch ſinnliche Wahrnehmung oder die Kraft des Denkens zu entdecken iſt, die Wahrheit vielmehr mit einem Schleier verhüllt iſt, welchen des Menſchen Hand nicht zu lüften vermag, ſo muß, ſoll der Menſch ſie wahrnehmen und erkennen, die Wahrheit ſelbſt dem Glauben ſich entſchleiern und enthüllen, um in den geiſtigen Geſichtskreis des Menſchen einzutreten. Das geſchieht durch die Offenbarung. In der Menſchenwelt vollzieht ſich dieſelbe hauptſächlich durch das Wort, durch welches wir Gedanken, Gefühle, Willensbeſtimmungen des vor uns verborgenen und unausforſchlichen Menſchenherzens erfahren, um ſie in uns aufnehmen und zu unſerem geiſtigen Eigenthum machen zu können. Gott aber hat verſchiedene Wege, ſich dem Menſchengeiſte kund zu thun, zu enthüllen, zu offenbaren. Davon werden wir ſpäter zu reden haben. An dieſem Orte genüge es uns, feſtzuſtellen, daß der Glaube ſeinen Inhalt nicht aus ſich ſelber ſchöpfen noch gewinnen kann, wie das Wiſſen, ſondern jedes Mal eine Offenbarung zur Voraus-

[9]) Hebr. 11, 1.

ſetzung hat; daß er nichts aufnehmen kann, was ihm nicht von außen kund gegeben iſt. „Der Glaube kommt aus der Predigt“ [10]).

Unterſcheiden ſich auf dieſe Weiſe Glauben und Wiſſen ſehr ſcharf von einander in Beziehung auf ihr beiderſeitiges Gebiet und ihren eigentlichen Inhalt, die Wahrheit, ſo nicht minder in Bezug auf ihr beiderſeitiges eigentliches Weſen.

Die Wiſſenſchaft hält nur das für wahr, was ſie ſelbſt durch Anwendung ihrer Erkenntnißmittel gefunden hat. Sie ſtellt für ihre Ausſprüche Beweiſe auf, indem ſie nachweiſet, daß ſie bei ihren Operationen einen richtigen und den Geſetzen des menſchlichen Geiſtes entſprechenden Gebrauch von ihren Erkenntnißmitteln gemacht hat. Sie kann auch nur da auf Zuſtimmung zu ihren Ausſprüchen von Seiten Anderer rechnen, wo dieſelben ihre Probe beſtanden haben, indem ſie ſich als ſolche erweiſen, die ſich auf richtige Sinneswahrnehmung gründen und mit den Geſetzen des Denkens in Uebereinſtimmung ſind, die alſo eingeſehen, verſtanden, begriffen werden können. Man kann ſagen: die Wiſſenſchaft vertraut nur ſich ſelbſt, oder der Geſetzmäßigkeit ihres Erkennens, Beobachtens und Denkens. Auf das Wort des Meiſters ſchwören — wäre dem Weſen der Wiſſenſchaft geradezu widerſprechend.

Der Glaube, welchem die Wahrheit ohne ſein Zuthun ſich enthüllt, kann einen ſolchen Maßſtab für dieſelbe nicht anlegen. Er wird unmittelbar von dem ſich ihm offenbarenden Geiſte, ohne alle begleitende Reflexion oder Ueberlegung, ergriffen und berührt, wie der Kelch der Blume ſich unmittelbar dem Strahle der Sonne öffnet, ſobald er

---

[10]) Röm. 10, 17.

ihn trifft, oder wie der Blick oder das Wort der Liebe unmittelbar in dem empfänglichen Herzen des Anderen zündet. Da ſein eigentliches Weſen Empfänglichkeit, Hingebung an die ſich ihm kund thuende Wahrheit iſt, ſo liegt für ihn der Grund, warum er etwas für wahr hält, einzig und allein in dem Vertrauen zu dem Geiſte, der ſich ihm geoffenbart hat, oder in der Befriedigung ſeines innerſten wohlverſtandenen Herzensbedürfniſſes, die ihm die geoffenbarte Wahrheit gewährt. Der Glaube fordert zu ſeiner Bewährung keine Beweiſe, wie die Wiſſenſchaft, ſondern Zeugniſſe. Beſitzt der Geiſt, welcher dem Glauben etwas kund thut, das Vertrauen des letzteren, ſo iſt er dieſem ein gültiger Zeuge, und derſelbe hält jene Kundgebungen eben deshalb für wahr, auch wenn er ſie nicht begreift, noch ſich durch ſein Denken zu erklären vermag. Oder, kommt der Inhalt der Offenbarung dem wohlverſtandenen geiſtigen Bedürfniß des Glaubens entgegen, ſo wird er eben deshalb von dieſem als wahr angenommen, weil er ſich dem Geiſte unmittelbar bezeugt, und ſich demſelben durch die Erfahrung als wahr erweiſet. Das Wort: „man glaubt, was man wünſcht" — ſpricht ſonach allerdings eine Wahrheit aus.

Zur Verdeutlichung dieſes Verhältniſſes zwiſchen Glauben und Wiſſen mögen einige Beiſpiele dienen. Ich ſage: ich weiß, daß die Roſe roth iſt, oder daß 3 mal 3 gleich 9 iſt. Das erſte ſagt mir meine richtige Sinneswahrnehmung, das letztere mein Verſtand. Ich ſage: ich weiß, daß eine ſo und ſo große Quantität von Dampf erforderlich iſt, um die Maſchine in eine ſo und ſo große Geſchwindigkeit zu verſetzen. Das ſagen mir meine ſinnlichen empiriſchen Erfahrungen und mein Verſtand zugleich. Man wird aber ſagen: ich glaube, daß mein Freund mir in der

Noth beiſtehen wird. Denn dieſe Erwartung beruht auf dem Vertrauen auf die erprobte Treue des Freundes. Du ſprichſt: ich glaube, daß Chriſtus um unſerer Sünden willen geſtorben iſt. Das kannſt du weder aus der Betrachtung der Thatſache des Kreuzestodes Chriſti, noch aus deinem Nachdenken *wiſſen*; das iſt dir vielmehr gewiß, weil dich Jeſus und die Apoſtel dieſe Bedeutung des Todes Chriſti lehren und dieſe Verkündigung deinem erlöſungsbedürftigen Gemüth befriedigend entgegenkommt. — Man kann auch, je nach den verſchiedenen Standpunkten, welche man einnimmt, eins und daſſelbe als Gegenſtand des Glaubens ſowohl, wie des Wiſſens betrachten. Z. B. Ich *weiß*, daß die Erde rund iſt — wird der ſagen, welcher die Gründe für dieſe Thatſache erforſcht hat, und ſie darum vollkommen begreift. Aber: ich *glaube*, daß die Erde rund iſt — wird der ſprechen, der es lediglich auf Autorität eines Lehrers hin für wahr hält, ohne es ſelbſt einzuſehen und zu begreifen. Ich *weiß*, daß Gott iſt — iſt das Bekenntniß des Wiſſenſchaftlichen, der durch ſein eigenes Nachdenken zu dieſer Erkenntniß gelangt iſt, wie etwa Paulus ſagt[11]): „daß man weiß, daß Gott ſei, iſt ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen geoffenbaret, damit daß — ſeine ewige Kraft und Gottheit wird *erſehen an den Werken*, nämlich an der Schöpfung der Welt." Ich *glaube*, daß Gott iſt — iſt das Bekenntniß deſſen, der es für wahr hält, weil es die Bibel lehrt, oder weil ſich ihm das Daſein Gottes unmittelbar in ſeinem Bewußtſein, ohne Reflexion und Nachdenken, bezeugt hat. — Der Apoſtel Thomas, welcher die Auferſtehung Chriſti nicht für wahr halten will, es ſei denn, er habe ſich durch ſeine Sinnes-

[11]) Röm. 1, 19 ff.

wahrnehmung davon überzeugt, wird von dem Herrn, nachdem er ihm ſein Verlangen erfüllt hatte, durch das Wort: „Selig ſind, die nicht ſehen und doch glauben“ [12]) — daran erinnert, daß er, anſtatt auf dem Standpunkt des Glaubens zu bleiben, auf den des Wiſſens getreten ſei.

Dieſen Unterſchied zwiſchen Glauben und Wiſſen betont der bekannte Ausſpruch eines alten Kirchenvaters: credo, quia absurdum, d. h. ich glaube etwas, weil es unbegreiflich iſt. Sonſt wäre es ja ein Gegenſtand des Wiſſens, und nicht des Glaubens. Darum wird auch Abrahams Glaube in der Schrift ſo hoch geprieſen, weil er durch den Gehorſam gegen Gott, der das Widerſprechende ihm befahl, ſeinen einzigen Sohn, auf welchem Gottes Verheißungen ruhten, zu opfern, und durch andere wohl beſtandene Glaubensproben an den Tag legte, wie er auch diejenigen Offenbarungen für wahr hielt, welche gegen alles menſchliche Begreifen gingen [13]).

Es zeugt mithin von einem gänzlichen Verkennen der Natur des Glaubens, wenn man das Begreifen von Seiten des Verſtandes zu deſſen Maßſtab macht, und etwa ſagt: ich kann das oder jenes nicht glauben, weil ich es nicht begreife. Oder es beruht eine ſolche Geſinnung auf einer Läugnung jeglicher überſinnlichen Wahrheit, deren Natur es eben iſt, daß ſie unbegreiflich, d. h. dem menſchlichen Denken und Entdecken unzugänglich ſein muß.

Man wird hieraus nicht den Schluß ziehen wollen, als ob etwa dem Glauben ein minderer Grad von Gewißheit einwohne, als dem Wiſſen. Dieſer Schein entſteht nur, wenn man das Wort „Glauben“ in der allerdings in

[12]) Ev. Joh. 20, 24—29.

[13]) 1 Moſ. 15, 6. Röm. 4, 3. Gal. 3, 6. Jak. 2, 23. Hebr. 11, 17.

unſerer deutſchen Sprache ſehr gewöhnlichen Bedeutung anwendet, daß man es als gleichbedeutend mit Vermuthen, Meinen, gebraucht; wie wenn man etwa ſagt: ich glaube, daß es heute noch regnen wird u. dgl. Dann ſchließt das Wort Glauben allerdings einen Zweifel, eine Ungewißheit ein, und tritt in geraden Gegenſatz zu dem Wort: Wiſſen, welches eine zweifelloſe Gewißheit bezeichnet. Von dieſer Bedeutung des Wortes Glauben ſehen wir bei unſerer gegenwärtigen Erörterung gänzlich ab, nehmen es vielmehr als Ausdruck einer völligen inneren Gewißheit, welche ebenfalls allen Zweifel ausſchließt. In dieſem Sinne nun beſitzt entſchieden der Glauben einen wenn nicht höheren, doch mindeſtens eben ſo hohen Grad von Gewißheit als das Wiſſen. Dieſes letztere — o wie vielen Irrthümern iſt es bei ſeinem Wege zu ſeinen Kenntniſſen und Lehrſätzen ausgeſetzt! Wie oft finden bei den empiriſchen Wiſſenſchaften Sinnentäuſchungen oder unrichtige Beobachtungen ſtatt! Wie häufig begegnen wir bei dieſen, wie bei den ſpeculativen Wiſſenſchaften, auch Irrthümern im Bilden von Urtheilen und Schlüſſen! Ja, auch in der Wiſſenſchaft gelten diejenigen Ausſprüche und Sätze als die untrüglichſten, welche mit dem Glauben das gemein haben, daß ſie ſich ſchon dem unmittelbaren Selbſtbewußtſein des Menſchen bezeugen, und daher eines Beweiſes weder bedürfen, noch ſelbſt fähig ſind, weil ſie, wie man ſagt, ſich von ſelbſt verſtehen, wie z. B. die Ausſage: ich bin — oder der Satz: jede Größe iſt ſich ſelber gleich — u. dgl. Axiome mehr. Der Glaube dagegen wird um ſo mehr ſeiner Sache gewiß ſein, je mehr ſein Vertrauen in ſeine Zeugen ein gerechtfertigtes iſt, oder je mehr ſein inneres Herzensbedürfniß durch den Gegenſtand, den er in ſich aufgenommen, befriedigt wird. Verſuche es, einem

Kinde die von ſeinem Vater empfangenen Lehren durch allerlei Gründe verdächtig zu machen. Es wird nicht im Stande ſein, deine Gründe zu widerlegen; es wird dir aber erwidern: mein Vater hat es geſagt, und darum halte ich daran feſt. Verſuche es, einen gläubigen Chriſten zum Zweifel zu verführen. Ob deine Dialektik auch noch ſo ſiegreich und der Kraft des Anderen überlegen ſei, er wird dir entgegnen: aber es ſteht alſo geſchrieben, und ich finde in dem Gegenſtand meines Glaubens meine Seligkeit; darum bleibe ich dabei, trotz aller Unzulänglichkeit meines Verſtandes, einen bindenden Beweis zu führen[14]). Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß bei dem Glauben kein Irrthum möglich ſei. Der Glaubende kann ja ſein Vertrauen einer Autorität ſchenken, welche deſſen nicht würdig iſt. Er kann ſich über ſein wahres Bedürfniß, in deſſen Befriedigung er eine Beglaubigung ſeiner Wahrheiten erkennt, täuſchen. Jedenfalls aber iſt die Möglichkeit des Irrthums bei dem Glauben um nichts größer, als bei dem Wiſſen.

Ein weiterer Unterſchied iſt dieſer. Bei dem Wiſſen geht der Menſchengeiſt in ſeinem Erkennen mit willkürlicher freier Selbſtthätigkeit aus ſich ſelbſt heraus, um durch eigene Kraft in mühſamer, geiſtiger Arbeit die Wahrheit wie eine Braut zu ſuchen und um ſie zu werben. Das Gelingen ſeines Strebens erfüllt den Wiſſenſchaftlichen, weil es ſein eigenes Werk, die Frucht ſeiner Anſtrengung, iſt, mit gerechtem ſtolzem und freudigem Selbſtgefühl. — Der Glaube vermag das nicht. Er verhält ſich der von ihm erſehnten Wahrheit gegenüber nur empfänglich, aufnehmend. Er muß harren, bis die von ihm erſehnte

---

[14]) Auf dieſen Erfahrungsbeweis des Glaubens legt die Schrift beſonders hohen Werth. S. z. B. Ev. Joh. 7, 17. Röm. 1, 16.

Wahrheit in ſeinen geiſtigen Geſichtskreis tritt und ſich ihm offenbart, gleichwie das Auge der aufgehenden Sonne, das lechzende Blatt des erquickenden Thautropfens, die Braut des Bräutigams harret. So wird der greiſe Simeon recht eigentlich als ein Gläubiger geſchildert, wenn von ihm geſagt wird, „daß er auf den Troſt Iſraels gewartet" habe[15]). Das Gewinnen der Wahrheit iſt alſo dem Gläubigen nicht die Frucht eigener Arbeit und Strebens, ſondern ein Geſchenk des ſich ihm offenbarenden Geiſtes. Er erkennt darin Gottes Werk, und darum wird er nicht mit ſtolzem Selbſtgefühl, ſondern vielmehr mit Demuth erfüllt, wie ſie etwa aus dem Munde der Gebenedeieten unter den Weibern redet, welche, nachdem der verkündende Engel ihre Bedenken gelöſet, in das Wort ausbricht: „ich bin des Herrn Magd, mir geſchehe, wie du geſagt haſt"[16]).

Faſſen wir die eben geſchilderten Züge in ein Geſammtbild zuſammen, ſo möchte vielleicht geſagt werden können, das Wiſſen ſei vorherrſchend männlicher, der Glaube vorherrſchend weiblicher Natur; wie ja auch erfahrungsmäßig die Wiſſenſchaft die Stärke des Mannes, Glaube und Religion aber die Stärke des Weibes zu ſein pflegt.

Ein fernerer Zug, der das Wiſſen von dem Glauben unterſcheidet, iſt der, daß jenes ein unintereſſirtes, dieſer aber ein ſehr intereſſirter iſt. Wie ſehr auch der Mann der Wiſſenſchaft ſich durch eine ſtarke innere Neigung und Liebe zu dem Gegenſtande ſeiner Forſchung hingezogen fühlt und fühlen ſoll, ſo ſoll er ſich doch zu den Reſultaten ſeiner Forſchung vollkommen gleichgültig verhalten, mögen dieſelben ſeiner Neigung und ſeinem Wunſche entſprechen und ihm willkommen ſein, oder nicht.

---

[15]) Ev. Luc. 2, 25. [16]) Ev. Luc. 1, 38.

Sobald der Forſcher aus dieſer kalten objectiven Intereſſenloſigkeit heraustritt, iſt er in Gefahr, in zahlloſe Irrthümer zu verfallen. Er wird dann von ſeinem Gegenſtande beherrſcht, ſtatt ihn zu beherrſchen. — Der Glaube vermag das nicht. Er kann ſich keine Wahrheit aneignen, ohne ſogleich etwas für ſie zu fühlen, ſich liebend in ſie zu verſenken, ſich mit ſeinem ganzen inneren Sein in ihren Dienſt zu ſtellen und ſich von ihrer Kraft durchdringen zu laſſen. Das ſpricht ſich auch in jenem eben angeführten Worte der Maria aus: Mir geſchehe, wie du geſagt haſt; ich bin des Herrn Magd. — Wie ganz anders klingt es doch, ob du ſagſt: „ich weiß", — oder: „ich glaube, daß mein Bruder mich liebt!" Im erſteren Fall ſprichſt du einfach die Thatſache aus, daß dein Bruder dich liebe, ohne im mindeſten zu verrathen, ob du deshalb etwas für ihn fühlſt in irgend einer Gegenliebe, oder nicht. Das andere aber kannſt du nicht ausſprechen, ohne zugleich eine innere Theilnahme an der Liebe deines Bruders, entweder ein Gefühl des Dankes, oder der Gegenliebe, oder der daraus fließenden Beruhigung u. ſ. w. zu bekennen. Als der Herr kommt, den Lazarus zu erwecken, und der trauernden Martha das Wort zuruft: „Dein Bruder ſoll auferſtehn" — da ſpricht ſie nicht, ich glaube, ſondern: „ich weiß wohl, daß er auferſtehen wird in der Auferſtehung am jüngſten Tage." Damit deutet ſie an, daß ſie ſich mit jener Verheißung des Herrn auf eine in weiter Ferne liegende Thatſache hingewieſen ſieht, die ihr für ihren gegenwärtigen Schmerz weder Abhülfe noch Troſt bietet, ſie alſo ganz gleichgültig läßt. Als aber dann Jeſus fortfährt: „Ich bin die Auferſtehung und das Leben — Glaubſt du das?" Da tritt ihr der unendliche Troſt und die Kraft dieſer Wahrheit nahe, da fühlt ſie ſich durch die Nähe eines ſolchen mächtig geſtärkt,

und ſie ergreift den darin liegenden Troſt mit ihrem ganzen Herzen, indem ſie lebhaft ausruft: „Herr, ja, ich glaube, daß du biſt Chriſtus, der in die Welt gekommen iſt“ [17]).

Daher kommt es denn auch, daß Schwärmerei oder Fanatismus als ein übertriebener, krankhafter Grad des Intereſſirtſeins und der Begeiſterung, nur auf dem Gebiete des Glaubens zum Vorſchein kommt; auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft nur dann, wenn der Forſcher aus ſeiner kühlen Intereſſeloſigkeit heraustritt, und ihm ſein Gegenſtand, wie man ſagt, zu einem Glaubensartikel geworden, derſelbe alſo etwas von der Natur des Glaubens angenommen hat. — Daher auch die Erſcheinung, daß Streitigkeiten über Glaubensſachen die heftigſten und leidenſchaftlichſten zu ſein pflegen, weil das Herz mehr als bei anderen Dingen dabei intereſſirt iſt.

Hieraus ergiebt ſich auch, daß nur in dem Glauben eine den ganzen Menſchen erfaſſende und durchdringende, umgebärende ſittliche Kraft ruht; in dem Wiſſen als ſolchem nicht. Es hat gegeben und giebt große und mit Recht bewunderte Meiſter der Wiſſenſchaft und Kunſt, denen wir doch als Menſchen unbedingt unſere Achtung verſagen müſſen. Daher denn auch die Erſcheinung, daß eine bloße Civiliſation, eine einſeitig blos auf wiſſenſchaftlicher Bildung beruhende Cultur, ohne gleichzeitige entſprechende Pflege der Religion und des Glaubens, nur zu einer verfeinerten Unſittlichkeit und übertünchten Sittenverderbniß führt.

Endlich, das Wiſſen findet ſeine Befriedigung in der geiſtigen Bewegung, in dem ſteten Ringen und Arbeiten, in dem unendlichen Streben nach dem Ideal der Wahrheit.

---

[17]) Ev. Joh. 11, 23—27.

Es iſt eigentlich ein Tadel, daß diejenigen, welche doch Vertreter des Glaubens ſein ſollten, ſich lediglich auf den Standpunkt des Wiſſens ſtellen, welchen Paulus gegen gewiſſe Verführer ausſpricht, wenn er ihnen nachſagt, daß „ſie immerdar lernen und können nimmer zur Erkenntniß der Wahrheit kommen[18])". Laß daher einem Forſcher die Wahl zwiſchen dem vollen Beſitz der ganzen Wahrheit oder dem mühſamen und beſchwerlichen Streben nach ihr, und er wird unbedingt das letztere wählen; das erſtere würde ihn langweilen. Der Glaube dagegen findet ſeine Befriedigung in der Ruhe, in dem unbeſtrittenen Beſitz der von ihm erſehnten und ihm nun zu Theil gewordenen Wahrheit. Erwecke Zweifel in ihm und du wirſt ſeine Befriedigung und Seligkeit ſtören. Der Mann der Wiſſenſchaft ruft, wenn es ihm gelungen iſt, ein ſchweres Problem zu löſen, zwar mit Entzücken aus: ich habe es gefunden, — aber nur um ſeine Entdeckung weiter zu verfolgen und auf dem eroberten Grund weiter zu forſchen und fort zu arbeiten. Der Gläubige ruft, wenn ſich ihm die Wahrheit geoffenbart und er dieſelbe ſich angeeignet hat, auch mit Entzücken aus: „ich habe nun den Grund gefunden" — aber um ſogleich hinzuzuſetzen: „der meinen Anker ewig hält", und alſo ſich dem ungeſtörten Genuß ſeiner Befriedigung zu überlaſſen.

Iſt dieſe ganze Auseinanderſetzung richtig, ſo würde man ſagen können: das Wiſſen entſpricht im Geiſte des Menſchen dem Triebe in den organiſchen Körpern, welcher den in ihnen liegenden Entwickelungskeim durch Wachsthum zu ſeiner Entfaltung und Ausbildung bringt; der Glaube dagegen den Organen, durch welche die organiſchen Körper die zu ihrer Nahrung und ihrem Leben dienenden Stoffe

[18]) 2 Tim. 3, 7.

aus Boden und Luft ſich aneignen. Daraus würde dann erhellen, daß Glauben und Wiſſen beide gleicherweiſe dem menſchlichen Geiſte zu ſeiner von Gott ihm gegebenen Beſtimmung und zu ſeiner vollen Ausbildung nothwendig ſind, und es alſo ein ſchwerer Irrthum wäre, zu meinen, Glaube und Religion ſei nur eine Sache für Frauen, Ungelehrte oder Schwache, nicht aber für die ſtarken und denkenden Geiſter. Nicht dieſen Irrthum hat der Apoſtel Paulus ausſprechen wollen, wenn er ſagt, der Glaube ſei nicht Jedermanns Ding[19]); ſondern er will nur damit die leider auch heute noch beſtehende Thatſache conſtatiren, daß nicht Jedermann für den chriſtlichen Glauben empfänglich ſei. — Nein, vielmehr erſt durch den Glauben erhebt ſich der Menſch wahrhaft über jedes andere Geſchöpf auf Erden. Denn eine, wenn auch noch ſo niedrige, Form des Denkens und der Verſtandesthätigkeit findet ſich auch bei manchen Thieren, ein dem Glauben vergleichbares Vermögen aber nirgends.

Daher iſt nur, wo beides, Glauben und Wiſſen gleichmäßig waltet und ausgebildet wird, das Leben des Menſchen ein geiſtig und innerlich geſundes, ſeiner göttlichen Beſtimmung entſprechendes. Wo das eine oder das andere als bloßes Vermögen unentwickelt und unthätig im Geiſte liegen bleibt und nicht zur Wirkſamkeit gelangt, da tritt geiſtige Verkrüppelung oder Verkümmerung ein. Der Pietiſt, welcher bei ſeiner großen Gläubigkeit Wiſſenſchaft und Kunſt, „des Menſchen höchſte Kraft,“ verachtet und in ſich unausgebildet läßt, gleicht dem verkrüppelten Baume, deſſen Wachsthum gehemmt iſt, und der alſo keine oder nur taube Früchte trägt. Der Gelehrte, welcher bei ſeiner hohen

---

[19]) 2 Theſſal. 3, 2.

Wiſſenſchaft den Glauben verachtet und nicht zum Leben in ſich gelangen läßt, gleicht der verkümmerten Pflanze, welche in dunkelem Keller nur farbloſe Keime und unfruchtbare Schößlinge treibt. Das wegen ſeiner hohen Kunſt und Wiſſenſchaft mit Recht ſo geprieſene alte Griechenland zeigt doch bei ſeinem Mangel an religiöſer Entwickelung nur ein geiſtig verkümmertes Daſein. Das durch ſeine Gottesfurcht und ſeinen erleuchteten Glauben ſo hoch begnadigte Volk Iſrael, welches keine andere Literatur hervorgebracht hat, als eine heilige, und keine andere Kunſt, als eine dem Cultus dienende, hatte eben wegen dieſer mangelhaften wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Bildung ein geiſtig verkrüppeltes Leben.

Nicht allein aber, daß zur vollen Ausbildung des Menſchen Glauben und Wiſſen gleicher Pflege bedürfen; ſie bedürfen beide auch gegenſeitig einander zu ihrer Vervollkommnung. Der Glaube ohne Wiſſen iſt eben ſo unvollkommen als das Wiſſen ohne den Glauben.

Der Glaube bedarf des Wiſſens. Ungemein tiefſinnig iſt das Wort, welches Gott, der Herr, zu Moſes ſagt, der die Herrlichkeit des Herrn zu ſehen begehrt: „Mein Angeſicht kannſt du nicht ſehen, denn kein Menſch wird leben, der mich ſiehet.“ Es wird dem Knechte Gottes nur geſtattet, dem Herrn wenn er an ihm vorübergegangen, nachzuſehen[20]). Ja, ſo iſt es, der Sterbliche kann Gott nicht unmittelbar, von Angeſicht zu Angeſicht, ſehen. Das Ewige und Unendliche iſt weder unſerer Sinneswahrnehmung, noch unſerem Denkvermögen zugänglich. Erſt jenſeits iſt uns das Schauen Gottes verheißen. Bis dahin haben wir Gott gegenüber, wie einſtmals Moſes, nur das

[20]) 2 Moſ. 33, 18—23.

Nachſehen, wenn Er „vor unſerem Angeſicht her alle ſeine Güte gehen, und predigen läßt des Herrn Namen vor uns". Wir können Gott nur in ſeinen Wirkungen, da er an uns vorübergegangen iſt, erkennen, inſofern wir aus ſeinen Werken und Wirkungen auf dem Wege des Wiſſens ſchließen, daß ſeine ewige Kraft und Gottheit hier müſſe wirkſam geweſen ſein. Das iſt die ſogenannte natürliche Offenbarung Gottes.

Aber es giebt auch eine poſitive Offenbarung, indem Gott auf eine von den Naturgeſetzen unabhängige, gleichſam durch einen neuen Schöpfer-Willen bedingte, alſo wunderbare Weiſe in irgend einer dem Menſchengeiſte faßbaren Form oder Erſcheinung, in Bild oder Wort, oder in beidem zugleich, aus ſeiner Verborgenheit hervortritt und ſich ſo den Menſchen zu erkennen giebt. So erſcheint er z. B. demſelben Moſes im feurigen Buſch durch Bild und Wort zugleich. — Wir können daher ſagen: Gott enthüllt ſich in ſeiner Offenbarung dem ſterblichen Menſchen nicht anders, als daß er ſich ſogleich wieder verhüllt in Bild und Wort, und dem Menſchengeiſte damit die Aufgabe ſtellt, dieſe ſeine Erſcheinungsformen zu deuten und ihn in dieſen den menſchlichen Erkenntnißkräften zugänglichen Verhüllungen zu erkennen. Schön drückt dieſes der Apoſtel Paulus aus: „wir ſehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkelen Wort; dann aber von Angeſicht zu Angeſicht[21])."

Um nun dieſer Aufgabe zu genügen, dazu bedarf der Menſch der Wiſſenſchaft, damit er Bild und Wort richtig deute, nicht das Bild mit der Sache verwechſele, die es vorſtellen ſoll, oder das Wort, in welchem ſich Gott offenbart, falſch verſtehe. Wo nicht, ſo würde er ſtatt des

---

[21]) 1 Kor. 13, 12.

Wahren nur das Irrige und Falſche in ſich aufnehmen, und ſtatt dem Glauben ſich dem Aberglauben ergeben. Je mehr alſo der Geiſt des Menſchen in der Schule des Wiſſens gebildet iſt, je geübter ſein Erkennen, deſto gereinigter und geläuterter wird ſein Glaube ſein, deſto mehr wird er von dieſer Seite ſich vor wüſtem Aberglauben zu behüten vermögen.

Ferner haben wir oben geſagt, daß alles Glauben auf einem angeſtammten Bedürfniß des menſchlichen Herzens nach Gemeinſchaft mit Gott beruhe. Wir haben aber zugleich hinzugefügt, daß dieſes Bedürfniß ein wohlverſtandenes ſein müſſe. Es darf weder durch ſinnliche und fleiſchliche, des denkenden Menſchengeiſtes unwürdige, Einflüſſe getrübt und gefälſcht ſein, noch darf es, zu ſpiritualiſtiſch, die Realität der Erſcheinungen, durch die ſich Gott dem Menſchengeiſte kund thun will, verkennen oder läugnen. Im erſteren Fall würde es Gott von der ihn offenbarenden Erſcheinung zu wenig unterſcheiden und ihn, den ewigen Geiſt, in das Endliche herabziehen; im anderen würde es, ſtatt Gott aus ſeiner Erſcheinung zu erkennen, ihn vielmehr aus eigenem Geiſte willkürlich dichten und ſchaffen. In beiden Fällen würde der Menſch etwas als Gott erkennen was nicht Gott iſt, und dem Aberglauben des Heidenthums verfallen. Denn es iſt doch weſentlich gleichgültig, ob der Gott, den man verehrt, von des Menſchen Hand gemacht, oder von des Menſchen Geiſt erfunden ſei; es bleibt immer ein Menſchenwerk. Je aufgeklärter und gebildeter daher des Menſchen Geiſt iſt, deſto richtiger und geläuterter wird auch ſein religiöſes Bedürfniß ſein, deſto weniger wird er auch von dieſer Seite ſich der Gefahr des Irrthums oder des Aberglaubens ausſetzen.

Demnach kann eine reine und wahre Gotteserkenntniß

und ein den Menſchen wirklich befriedigender und beſeligender Glaube nur bei einem verhältnißmäßigen Grad geiſtiger Cultur, wenn ſie durch die Wiſſenſchaft bewirkt wird, gedeihen.

Ebenſo bedarf das Wiſſen des Glaubens. Denn das Wiſſen wird durch den Glauben befruchtet. Ich glaube nicht, daß Jemand demjenigen Jünger der Wiſſenſchaft dieſen ſchönen Namen zugeſtehen und ihn als ſolchen achten werde, der ſeine Wiſſenſchaft nur treibt um des Broderwerbes willen oder aus irgend einem unſittlichen oder unwürdigen Beweggrunde. Man wird vielmehr nur Demjenigen den Preis zuerkennen, der ſich als einen Diener der Wahrheit anſieht, und ſich bei ſeinem Arbeiten und Forſchen durch nichts anders als durch die Liebe zu ihr beſtimmen läßt. Woher nun ſoll dieſe Liebe zur Wahrheit und die Begeiſterung für ſie kommen, wenn nicht zuvor der Geiſt dieſe Wahrheit, die nur in Gott iſt, geſchaut und empfunden hat in der Tiefe des inwendigen Glaubenslebens! So empfängt alle wahre Wiſſenſchaft ihren Antrieb, ſowie alle Nahrung und Lebenskraft aus der inneren Welt des religiöſen Glaubens, gleich wie die Pflanze ihre Nahrung und ihre Kraft zum Wachsthum und Gedeihen aus den Säften und Einflüſſen erhält, welche Wurzel und Blätter ihr zuführen. Oder, wo es anders wäre, wo die Wiſſenſchaft ſich nähren wollte aus anderen Lebensquellen, da wäre ſie keine wahre; ſie wäre nur eine Scheinwiſſenſchaft, ohne Schöne, ohne Hoheit und Würde, ohne die Gewähr, ſich von Irrthum frei zu halten. Sie würde der Pflanze gleichen, welche, ihrem heimiſchen Boden und Klima entzogen und in einen ihrer Art nicht zuſagenden fremden Boden verpflanzt, nur zu einer gebrechlichen elenden Zwerggeſtalt heranwachſen könnte.

So iſt auch thatſächlich alle wahre geiſtige Cultur der Pflanzſchule des Glaubens und der Religion entwachſen. Die Prieſter waren überall die erſten Träger der Cultur. Und auch heute noch werden diejenigen Völker, welche in rohem Naturzuſtande leben, niemals durch die Civiliſation zur Religion, ſondern umgekehrt, durch die Religion zur Bildung und damit zu einem wahren menſchenwürdigen Daſein erzogen. Die Miſſionaire haben, gleichſam als die Pioniere der Bildung, bei dieſem Werke immer die erſte Arbeit, um die rohen Völker aus dem Groben heraus zu bilden.

Die Erfahrung wird es überall beſtätigen, wo eine wahre Wiſſenſchaft blühen und gedeihen ſoll, da iſt es nur möglich durch einen verhältnißmäßigen Grad gläubiger religiöſer Anregung[22]).

Man könnte hiergegen die Thatſache anführen, daß doch ſehr viele gerade unter den Heroen der Wiſſenſchaft — wir nennen als Beiſpiele nur Göthe und Schiller — ſich eben nicht durch ein großes Maß von Gläubigkeit in Sachen der Religion auszeichnen. Die Thatſache als ſolche muß unbedingt zugegeben werden, aber — recht erwogen — beweiſet ſie nichts gegen unſeren Satz. Was Schiller anlangt, ſo hat unter anderen einſtmals Guſtav Schwab in einer Abhandlung zu beweiſen geſucht, daß er keineswegs

---

[22]) Als einen gewiß unverwerflichen Zeugen für dieſe Wahrheit erlauben wir uns den berühmten Philoſophen Fichte, den Aelteren, anzuführen, welcher ſagt: „Unſer Denkſyſtem iſt nur die Geſchichte unſeres Herzens. Alle unſere Ueberzeugung kommt aus der Geſinnung, nicht aus dem Verſtande, und die Verbeſſerung des Herzens führt zur wahren Weisheit" (Beſtimmung des Menſchen, Werke II. S. 293 ff.). Verbeſſerung des Herzens aber iſt nur möglich durch den Glauben.

dem christlichen Glauben so fern gestanden habe. David Strauß[23]) in seiner kaustischen Manier hat diese Schrift Schwab's einen Schwabenstreich genannt. Er hat damit Recht aber auch Unrecht; Recht, wenn man behaupten wollte, daß Schiller sich zu den besonders charakteristischen Lehren des Christenthums bekannt hätte. Davon kann — wir nennen nur eines — bei dem Dichter der „Götter Griechenlands" schon keine Rede sein. Das Christenthum trat eben in seiner damaligen allgemeinen kirchlichen Verkündigung ihm in einer Form und Sprache entgegen, in welcher es auf so bevorzugte Geister eben so wenig eine Anziehungskraft zu üben geeignet war, wie gewisse kirchliche Richtungen auf die Genie's unserer Tage sie zu üben vermögen. Unrecht aber hat Strauß, wenn er läugnen wollte, daß der Schiller'schen Muse ein tief religiöser allgemeiner Glaube zu Grunde liege. Derselbe fehlt diesem Dichter eben so wenig als Göthe, eben so wenig als irgend einem anderen in Kunst und Wissenschaft hervorragendem, wahrhaft großem, Geiste. Denn eine wahrhaft hohe Geistesbildung, die nicht auf dem Grunde des Glaubens erwachsen wäre, ist eben unmöglich.

Zweiter Vortrag.

Wir treten nunmehr der Lösung unserer Aufgabe um einen Schritt näher, indem wir das Verhältniß des christlichen Glaubens zu der Wissenschaft untersuchen.

Wir reden vom christlichen Glauben, nicht als ob etwa derselbe seinem eigentlichen Wesen nach ein anderes Fürwahrhalten wäre als jeder Glaube überhaupt, sondern

---

[23]) S. Strauß, Glaubenslehre II. S. 624.

um damit den dem Chriſtenthume ausſchließlich eigenen Gegenſtand oder Inhalt des Glaubens zu bezeichnen, mit einem Worte: das oder die Summe deſſen, was der Chriſt glaubt, die chriſtlichen Glaubensſätze oder Lehren. Dieſe ſind auch dem Chriſten, wie jedem Gläubigen überhaupt, gegeben, nicht von ihm erdacht oder erfunden, und zwar gegeben durch eine eigenthümliche, ganz eigen geartete, Offenbarung. Ueber das Weſen derſelben ſpricht ſich das Chriſtenthum ſelbſt deutlich genug aus, wenn es ausſagt: „Nachdem vor Zeiten Gott manchmal und mancherlei Weiſe geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am letzten in dieſen Tagen zu uns geredet durch den Sohn, welcher iſt der Glanz ſeiner Herrlichkeit und das Ebenbild ſeines Weſens, und trägt alle Dinge mit ſeinem kräftigen Wort[24]." Hierin wird zunächſt als das Bild im Wort, durch welches ſich Gott im Chriſtenthum geoffenbart hat, die Perſon Chriſti bezeichnet, ein Bild, welches zugleich Wort iſt (denn Gott hat durch ihn geredet), und ein Wort, welches zugleich Bild iſt. Und zwar wird Chriſtus dargeſtellt als der Glanz göttlicher Herrlichkeit und als das Ebenbild des Weſens Gottes. Damit wird, in Uebereinſtimmung mit anderen Zeugniſſen des Chriſtenthums[25]), das letztere als eine abſolut vollkommene Offenbarung Gottes beſchrieben. Denn wahrer und dem Menſchengeiſte zugänglicher und erkennbarer kann Gott dem nach ihm dürſtenden Menſchenherzen nicht nahe treten, dem nach ihm ausſchauenden Menſchengeiſte ſich nicht enthüllen, als durch den Sohn, welcher, ſelbſt wahrer Menſch, doch zugleich das vollkommene Ebenbild ſeines Weſens und der Abglanz ſeiner Herrlichkeit iſt.

[24]) Hebr. 1, 1–3.

[25]) Vgl. z. B. Coloſſ. 1, 15. Ev. Joh. 14, 9; 1, 1–3.

Es wird aber in jenen Worten auch zweitens ausgesprochen, daß sich in dem Christenthume Gott durch den Sohn nicht in einer einzelnen Erscheinung, sondern in einer Reihe von organisch unter einander zusammenhängenden göttlichen Thatsachen, d. i. in einer Geschichte, geoffenbart habe. Denn es hat ja Gott vor Zeiten manchmal und in mancherlei Weise zu den Vätern geredet durch die Propheten, zuletzt aber durch den Sohn.

Indem aber die Offenbarung Gottes durch den Sohn als die letzte genannt wird, ist endlich drittens Christus nicht nur als der Schlußpunkt des geschichtlichen Verlaufs der Offenbarung in den vorangehenden mannichfaltigen Verkündigungen der Propheten, und mithin als die Blüthe und Vollendung der alttestamentlichen Offenbarung Gottes bezeichnet, sondern auch, weil er das Ebenbild des göttlichen Wesens, und mithin absolut vollkommene Offenbarung Gottes ist, als der Anfangs- und Keimpunkt aller nachchristlichen Geschichte hingestellt, so daß alle Geschichte seit Christi Erscheinung bald klar erkennbar, bald mehr in der Tiefe verborgen seines Geistes Signatur und Gepräge auf ihrer Stirn trägt, und die Aufgabe hat, sich in das vollkommene Urbild, welches in Christo ihr vorgehalten ist, immer mehr hinein zu bilden und dadurch zu verklären[26]).

---

[26]) Hiermit steht eine neuere theologische Schule, von dem gelehrten sel. Dr. Baur in Tübingen begründet, welche sich die historisch-kritische nennt, in Widerspruch. Sie betrachtet Christum nicht als den absolut vollkommenen Schlußpunkt der göttlichen Offenbarung, zu welcher die nachchristliche Geschichte sich mehr oder weniger als ein Abfall verhalte, sondern nur als relative Vollendung der vorchristlichen Offenbarungs-Geschichte, die sich selbst aber zu der nachfolgenden Reihe von religiösen Entwickelungen nur wie ein mehr oder weniger unvollkommener Anfangspunkt verhalte, welcher seine Vollendung in dem Menschengeiste erst noch von der Zukunft zu er-

So faßt der chriſtliche Glaube mit Recht Chriſtum als den Wendepunkt der Zeiten auf, von deſſen Erſcheinung an er die Jahre der Geſchichte zählt.

Die Gewähr ſeiner Wahrheit trägt nun freilich das Chriſtenthum für den glaubenden Chriſten in ſich ſelbſt. Sie liegt ihm zuerſt darin, daß die Wahrheit ihm zukommt und verkündigt wird durch die glaubwürdigſten Zeugen, durch die Propheten, zuletzt durch den Sohn, in welchem Gott, alſo die Wahrheit ſelbſt, zu der Menſchheit redet. Sie liegt ihm aber auch noch in der Erfahrung, auf welche Jeſus ſelbſt hinweiſet, und welche ſeit dem Apoſtel Paulus[27]) die Frommen aller Zeit beſtätigen, daß der Inhalt des chriſtlichen Glaubens dem richtig verſtandenen innerſten Bedürfniß des menſchlichen Geiſtes, ſeiner Sehnſucht nach Seligkeit in Gemeinſchaft mit Gott, auf das vollſtändigſte und würdigſte entgegenkommt und demſelben ſeine vollkommene Befriedigung gewährt. Der Wiſſenſchaft bedarf alſo das Chriſtenthum nicht, um ihm eine Gewißheit oder Beſtätigung ſeiner Wahrheit zu verleihen, welche es ohne ſie nicht hätte. Es kann in dieſer Beziehung die Wiſſenſchaft dem chriſtlichen Glauben nichts anders, als den immerhin nicht unwichtigen und ſehr dankenswerthen Dienſt leiſten, daß demſelben auch von Seiten der menſchlichen Erkenntnißkraft her die Beſtätigung deſſen zu Theil wird, was er ohnedieß ſchon als vollkommen wahr in ſein Inneres aufgenommen hat.

---

worten habe. — Indem aber eben dieſe Anſchauung augenſcheinlich mit der bibliſchen ſich in Widerſpruch befindet, ſcheint ſie weder auf einem recht hiſtoriſchen, noch auch recht kritiſchen Verfahren zu beruhen.

[27]) Vgl. die Ausſprüche, auf welche ſchon früher hingewieſen wurde, Ev. Joh. 7, 17. Röm. 1, 16.

Aber um ſo unentbehrlicher iſt dem Chriſtenthum die Wiſſenſchaft in einer anderen Hinſicht.

Die Urkunde ſeiner Offenbarung beſitzt das Chriſtenthum in der Bibel, in welcher Gott durch die Propheten und am letzten durch Chriſtus (und die Apoſtel) zu uns redet. Dieſe repräſentiren von Moſes bis zu den Apoſteln einen Zeitraum von mehr als anderthalb Jahrtauſenden, und theilen in ſehr verſchiedener Form und Sprache die ihnen gegebene göttliche Wahrheit mit. Wie viele gelehrte und wiſſenſchaftliche Kenntniſſe ſind darum ſchon nöthig, um nur zu dem einfachen Wortverſtändniß dieſer göttlichen Offenbarungs-Urkunde zu gelangen, und bei allen Ausſprüchen derſelben genau das zu denken, was die betreffenden Schriftſteller ſelbſt dabei gedacht haben, als Kenntniß der Sprachen der Bibel, der Geſchichte des iſraelitiſchen Volks bis zur Zeit Jeſu und der Zerſtörung Jeruſalems, geographiſche, ethnographiſche, archäologiſche Kenntniſſe mannichfacher Art, Wiſſenſchaft der Auslegungskunſt, u. ſ. w.

Gott redet aber zu uns in der Bibel auch „in mancherlei Weiſe," bald in Geſchichte, bald in Lehrausſprüchen, bald in begeiſterter, dichteriſcher und prophetiſcher Rede. Es gilt alſo, dieſe in einem lebendigen geſchichtlichen Fluß ſich bewegende geoffenbarte Wahrheit aus demſelben zu gewinnen und in beſtimmten Lehrſätzen formulirt ſo feſtzuſtellen, daß ſie von dem empfänglichen und nach Gott dürſtenden Geiſt des Menſchen aufgenommen und durch den Glauben angeeignet werden kann. Das konnte wiederum nur ſo geſchehen, daß dieſe Formulirung des Glaubensgehaltes ſich an die in der Zeit und in dem Volke liegenden geiſtigen Bildungselemente anſchloß, um durch ſie dem Geiſte der Menſchen zugänglich zu werden. Wo nicht, wo die göttliche Wahrheit unverſtanden und unerkannt nur

äußerlich und gedächtnißmäßig angenommen würde, ohne ſich mit dem Geiſte des Menſchen zu verbinden und denſelben zu durchdringen, wie der Sauerteig die ganze Maſſe des Teigs durchdringt, würde ſich niemals ein recht lebendiger Glaube erzeugen. Das zeigt ſich ſchon zu der Apoſtel Zeiten. Hätte ſich nicht die Wiſſenſchaft, die er als ein gelehrter jüdiſcher Rabbiner ſeiner Zeit in großer Ausbreitung und hohem Maße in ſich trug, dem Glaubensbewußtſein des Apoſtels Paulus als ein tauglicher und bildender und bildſamer Stoff hergeliehen, wo bliebe dann ſein mächtiges, gewaltiges Lehrgebäude von der Rechtfertigung aus dem Glauben, durch welchen er zuerſt den Unterſchied zwiſchen Judenthum und Chriſtenthum ſo ſcharf gezeichnet, dem letzteren ſeine welthiſtoriſche Bedeutung geſichert und uns evangeliſchen Chriſten unſere ganze volle Berechtigung der katholiſchen Kirche gegenüber verliehen hat! Und das Evangelium Johannis? War es nicht die damalige alexandriniſche philoſophiſche Bildung, welche den Lieblingsjünger des Herrn befähigte, uns das verklärte Bild Chriſti, des Sohnes Gottes, in ſeinem himmliſchen Urſprung und göttlicher Herrlichkeit erkennen und begreifen zu lehren, und welche dem Adler ſeines Geiſtes die Schwingen verlieh, mit denen er in ſeinem ganzen Evangelium, jenem „rechten, zarten Hauptevangelium" — wie es Luther nennt — ſeinen majeſtätiſchen Flug gegen Himmel nimmt!

Weiter bildet ja die chriſtliche Offenbarung ſelbſt einen organiſchen geſchichtlichen Proceß, ſo daß die göttliche Wahrheit ſelbſt innerhalb des A. T. durch die Stufen der patriarchaliſchen, moſaiſchen und prophetiſchen Offenbarung hindurch in einem ſteten Fluß und Wachsthum begriffen iſt, und ihre Spitze und Vollendung in Jeſu und den Apoſteln erreicht. Dabei können, wie bei jedem organiſchen

Bildungsproceß, manche Bildungsformen einer früheren Periode abfallen, um neuen, einer ſpäteren Periode entſprechenden, zu weichen, ſo daß doch die Subſtanz der Wahrheit dieſelbe bleibt, ſo wie ja auch der Menſch ſtets derſelbe iſt, wie ſehr auch ſeine Erſcheinungsform bei ſeinem Wachsthum aus der Kindheit in das Mannesalter von Zeit zu Zeit wechſeln. So hat Jeſus zwar erklärt, daß er nicht gekommen ſei, aufzulöſen, ſondern zu erfüllen[28]), und doch hat ſein Geiſt manche altteſtamentliche Bildungsformen, welche nur für eine frühere Periode Bedeutung und Geltung haben konnten, wie z. B. das ganze Ceremonial- und Civil-Geſetz von ſich abgeſtoßen. Ergiebt ſich nun hieraus die Aufgabe, dieſes allmähliche Werden und Sichausbilden der Wahrheit innerhalb der bibliſchen Offenbarung mit geiſtiger Betrachtung zu verfolgen, um das ewig bleibende von dem zu unterſcheiden und zu ſondern, was nur eine zeitliche und vorübergehende Bedeutung hat, ſo iſt auch dieſe Aufgabe ohne Hülfe wiſſenſchaftlicher Erkenntnißmittel nicht zu löſen.

Chriſtus iſt aber auch wieder der Anfang einer neuen Zeit geworden und hat die Welt erobert, und mit ihr auch die großen, hohen und gelehrten Menſchengeiſter, die Träger der Wiſſenſchaft, welche ihre Kronen dem Sohne Gottes zu Füßen legten und der Welt Weisheit, in welcher ſie geglänzt, mit dem Glauben an die Predigt vom Kreuze vertauſchten. Da war es eben wieder die Wiſſenſchaft, welche in jedem Zeitalter die dem geiſtigen Bildungsſtande deſſelben angemeſſene Form, in der es ſich die chriſtliche Wahrheit am beſten aneignen konnte, in den verſchiedenen einzelnen chriſtlichen Lehrgebäuden ſchuf. So hat zur Zeit

---

[28]) Ev. Matth. 5, 17.

der ersten christlichen Jahrhunderte die damals herrschende neuplatonische Philosophie dem christlichen Glauben den Weg zu den größten Geistern der Zeit, den Kirchenvätern, gebahnt, welche die Wahrheit, die sie vergebens in den Systemen menschlicher Weisheit gesucht, endlich in der Gottesweisheit des Evangeliums fanden. So hat später durch das Mittelalter hindurch die wieder erwachte aristotelische Philosophie in den bewunderungswürdigen Systemen des Scholasticismus die Form und das Gefäß hergegeben, um den christlichen Geist in ihnen zu bergen und auf die kommenden Zeiten zu bringen. So weiß jeder Kundige, welchen Einfluß seit der Reformation die nach einander auftauchenden verschiedenen philosophischen Systeme bis auf unsere Tage auf die jedesmalige herrschende Richtung des Glaubens geübt haben.

Endlich, um den in der heil. Schrift ursprünglich fließenden und nachher in der christlichen Glaubenslehre gleichsam krystallisirten und formulirten Geist göttlicher Wahrheit in die Form zu bringen, in welcher er auch Zugang zu den einzelnen Individuen, Kindern und Erwachsenen in der Gemeinde, gewinnen und durch Anwendung auf das Leben Kraft und Gestalt erlangen könne, wie viel mannichfaltige Wissenschaft gehört nicht auch dazu! Wer sieht es z. B. dem kleinen Katechismus Luther's so leicht an, welch eine Fülle gründlicher Gelehrsamkeit und bewunderungswürdiger Wissenschaft zu dessen Abfassung erforderlich gewesen! So haben wohl auch manche Hörer einer kräftigen und einschlagenden Predigt kaum eine Ahnung davon, wie vielfältige wissenschaftliche Vorbereitung sie zu ihrer Voraussetzung gehabt.

Es hat so mit naturgemäßer Nothwendigkeit das Christenthum eine theologische Wissenschaft hervorgebracht, welche so fruchtbar an literarischen Erscheinungen

geworden iſt, wie ſonſt kaum irgend ein anderer Zweig der Wiſſenſchaft in der Welt, und durch welche der Beſtand, ſo wie die Reinheit und Lebendigkeit des chriſtlichen Glaubens innerhalb der Kirche weſentlich mit bedingt iſt.

Hat demnach das Chriſtenthum von der Wiſſenſchaft viele und dankenswerthe Dienſte empfangen, ſo hat es ſeine Schuld an die letztere durch wichtige Dienſte ſeinerſeits wieder abgetragen. Es hat zuvörderſt die eigentliche und wahre Wiſſenſchaft geboren, indem von ihm der mächtigſte und reinſte Antrieb zu geiſtiger Forſchung überhaupt ausging. Sodann hat die chriſtliche Kirche und Theologie lange Zeit alle anderen Wiſſenſchaften an ihren Brüſten geſäugt und erzogen. Sie ward überhaupt der Heerd aller Geiſtesbildung. Bis durch das Mittelalter hindurch waren Kirchenlehrer und Theologen faſt allein die Träger der Wiſſenſchaft. Ja, bis noch vor wenigen Jahrzehenden ſind in einzelnen wiſſenſchaftlichen Gebieten, wie z. B. auf dem Felde der Philologie und Geſchichtsforſchung, die bedeutendſten Gelehrten aus der Reihe der Theologen und aus den Hörſälen theologiſcher Profeſſoren hervorgegangen. Im Laufe der Zeiten, namentlich ſeit der Reformation, hat ſich das geändert. Die Wiſſenſchaften, wie andere Zweige der menſchlichen Geiſtesbildung, fingen an, ſich von der Kirche zu emancipiren. Der wiſſenſchaftliche Erkenntnißtrieb, urſprünglich von dem Chriſtenthum geweckt und genährt, erſtarkte allmählich ſo, daß er ſich von dem mütterlichen Schooße der Kirche und des religiöſen Glaubens losriß und ſelbſtſtändig ſich nach den ihm einwohnenden Geſetzen zu entfalten und zu entwickeln begann. Es lag dieſes in der Natur der Sache. Der chriſtliche Glaube kann und ſoll wohl das wiſſenſchaftliche Leben befruchten; er darf ihm aber nicht ſeine Richtung und ſein Ziel anweiſen

wollen, wie die Wurzeln zwar den Keim befruchten und nähren, aber Geſtalt und Form der Pflanze nicht beſtimmen können.

Die chriſtliche Kirche konnte auch getroſt die Wiſſenſchaften aus ihrer unmittelbaren Pflege entlaſſen, weil ſie ja doch des Vertrauens leben durfte, daß es nicht in der Natur und Beſtimmung der Wiſſenſchaft liegen könne, ſich mit der von der Kirche als unumſtößlich erkannten Glaubenswahrheit in Widerſpruch zu ſetzen, und damit in die vollkommene Ausbildung des menſchlichen Geiſtes ſelbſt Widerſpruch oder Zwieſpalt zu pflanzen, ſondern daß die Wiſſenſchaft, mit der Kirche Hand in Hand, der völligen Ausbildung des menſchlichen Geiſtes dienen werde, wie ja auch der Entwickelungstrieb in der Pflanze deren Aneignungsbedürfniß niemals widerſpricht, ſondern durch die Thätigkeit und Wirkung eines jeden dieſer Vermögen gedeihliches Wachsthum und Ausbildung der Pflanze erſt recht bedingt wird. Gerade je mehr die Kirche ihrer Glaubenswahrheit gewiß und ſicher war, deſto mehr mußte ſie geneigt ſein, der Wiſſenſchaft alle gebührende Freiheit zu laſſen. Sonſt hätte ſie ja nur ein Mißtrauen in die Wahrheit ihres eigenen Glaubens verrathen.

Der Erfolg hat dieſe Erwartung nicht beſtätigt. Die Wiſſenſchaft hat den Geiſt ihrer mütterlichen Ernährerin und Pflegerin je länger je mehr verleugnet und beſtritten. Sie hat als Reſultat ihrer Forſchungen Thatſachen und Lehren behauptet, welche den Glaubensſätzen des Chriſtenthums oder den Ausſprüchen der Bibel ſchnurſtracks widerſprechen, ſie aufzulöſen, zu vernichten drohen. Wen ſollen wir anklagen, die Wiſſenſchaft, welche undankbar und frevelnd die Hand wider ihre einſtige Amme und mütterliche Pflegerin erhoben, oder die Kirche, daß ſie unberechtigter Weiſe

ihre Bevormundung auch auf ihren nunmehr erwachsenen und mündig gewordenen Zögling ausgedehnt habe?

Denn die Kirche zunächst sah sich der Wissenschaft gegenüber in die Lage der Henne versetzt, welche die Entenküchlein, die sie ausgebrütet, mit Angst auf das ihr so verderblich dünkende Element des Wassers, wohin sie ihnen nicht zu folgen vermag, sich begeben sieht. Sie ließ es bei dem Locken und Zurückrufen nicht bewenden; sie nahm, als dieses keinen Erfolg hatte, ihre Zuflucht zu der Gewalt, und begann mit der Wissenschaft einen Vernichtungskrieg. Die Kirche beging damit, wie wir nachher ausführen werden, einen schweren Irrthum. Aber man muß doch bei den betrübenden Erscheinungen, welche nun die Geschichte aufweiset, jenes Verhältniß und die Motive der Kirche bei ihrem Verfahren im Auge behalten, um dasselbe nicht unbedingt als Aeußerungen roher Barbarei zu verdammen, sondern für dasselbe, wenn es auch immerhin nicht zu entschuldigen ist, wenigstens eine mildere Erklärung zuzulassen.

Die Kirche hat in früheren Jahrhunderten allerdings die Wissenschaft bis aufs Blut bekämpft. Priesterherrschaft hat es versucht, den Glauben der Kirche den Menschen nicht ohne Bedrückung des Gewissens aufzuzwingen. Wo das nicht gelang, hat sie mit Inquisition, mit Feuer und Schwert gewüthet. Jetzt sind die Zeiten milder geworden. Heut zu Tage verabscheut man jene grausigen Auto-da-Fé's. Man zieht jetzt gegen das, was die Kirche als dem Glauben gefährlichen Irrthum auf dem Gebiete der Literatur ansieht, zu Felde mit Censur, Verboten, mit Setzen auf den Index, mit Encykliken, wenn's hoch kommt, mit Excommunication. Aber Gewalt bleibt eben doch Gewalt. Auch in mitten unserer evangelischen Kirche, in welcher, Gott sei Dank! die Hierarchie ja sehr gründlich gebrochen ist, zeigen sich den-

noch mitunter leiſe hierarchiſche Gelüſte, — nicht zwar in gewiſſen kirchlichen Einrichtungen und Beſtrebungen, bei welchen das Geſpenſt der Hierarchie nirgends anders als nur in der Einbildungskraft derer zu finden iſt, die ſich davor fürchten, wohl aber — in ſogenannten „Zeugniſſen", oder öffentlichen Erklärungen, welche bloße Verdammungs-Urtheile und -Sprüche ohne auch nur einen Verſuch der Widerlegung enthalten. Gewalt aber, beſtehe ſie auch nur in Machtſprüchen, bleibt eben doch Gewalt. Alle dieſe Gewalt-Mittel und -Sprüche, welche bloß behaupten, ohne zu beweiſen, erweiſen ſich der Wiſſenſchaft gegenüber eben ſo macht- und wirkungslos wie die einſtigen Ketzergerichte. Sie reizen, auch wo ſie wirklich ihrem Inhalte nach in ihrem vollen Rechte wären, die Gegner nur zu Spott oder zu noch heftigerer Oppoſition. Dergleichen Maßregeln, namentlich wo ſie etwa in Einzel- oder Collectiv-Zeugniſſen beſtehen, können allerdings mitunter rein um des Gewiſſens willen erlaſſen ſein und, fern von aller Prätenſion oder gar hierarchiſcher Geſinnung, an ſich ihre volle Berechtigung beſitzen. Aber dem Gegner gegenüber, gegen welchen ſie gerichtet ſind, werden ſie immer nur höchſtens den Werth haben, daß ſie die Gleichgeſinnten um eine Fahne ſammeln und zu einer Partei organiſiren. Dadurch nöthigen ſie aber die Gegner zu dem gleichen Thun und ſetzen daher den Kampf ins Unendliche fort, ſchlagen neue Wunden, ſtatt die Wunden zu heilen, und thun dieſes alles, ohne die mindeſte Ausſicht auf einen entſcheidenden, den Kampf beendigenden Sieg. Oder wo ein Sieg erfochten würde, ſo würde ſich derſelbe augenblicklich in eine Niederlage verwandeln. Denn auf dem Gebiete des Geiſtes iſt jeder Sieg, der ſtatt mit den Waffen der Wahrheit, nur mit den äußerlichen Waffen der Gewalt und der Maßregelungen gewonnen wird, eine Niederlage,

weil er ein Zeugniß geiſtiger Armuth in ſich ſchließt. — Ueberhaupt wer die Wiſſenſchaft gewaltſam in ihrer Entwickelung aufhalten oder derſelben Richtung und Ziel nach Belieben anweiſen wollte, der gliche einem Manne, welcher es unternimmt, in die Räder einer dahinbrauſenden Locomotive einzugreifen, um dieſelbe zu lenken oder zum Stillſtand zu bringen. Der menſchliche Geiſt in ſeinem ihm angeborenen Entwickelungstrieb iſt ſo frei und gewaltig und in dieſer ſeiner Freiheit ſo berechtigt, daß es keine Macht auf Erden giebt, die auf die Dauer ihn hemmen oder ihm Weg und Steg vorſchreiben dürfte. — Ueberdieß hat der Irrthum, wie es mich bedünken will, überall ſeine Urſache nicht in einem zu großen Maße wiſſenſchaftlicher Bildung, ſondern in einem zu geringen, in einſeitiger Bildung, in Mangel an Kenntniſſen, in Halbwiſſerei. Das beſte Mittel, ja das allein wirkſame, um den Irrthum aus der Welt zu ſchaffen, wäre demnach, deſſen Entſtehung möglichſt zu verhüten durch Förderung und Hebung des Unterrichts und der geiſtigen Bildung in allen Orten und in allen Ständen. Dadurch würden die Träger der Wiſſenſchaft überall durch erhöhete Thätigkeit in der Anwendung ihrer Erkenntnißmittel, durch ein volleres Maß von Kenntniſſen und mehrſeitigere Ausbildung des Geiſtes und Herzens in den Stand geſetzt werden, die Einſeitigkeit und damit manche Irrthümer zu vermeiden und der Wahrheit auf einem jeglichen ihrer Gebiete näher zu kommen. Oder wo dennoch Irrthum zu Tage käme, ſo würde er in der wahren und richtigen Wiſſenſchaft ſeine Widerlegung und damit von ſelbſt ſeine Correctur oder Vernichtung finden.

Gleichwohl kann die Kirche ohne dadurch irgend welche Hierarchie zu verrathen, im Intereſſe ihrer Selbſterhaltung in den Fall kommen durch ihr Regiment irgend welchen

unerläßlichen Act der Disciplin vollziehen zu müſſen. Geſteht man einer jeden Geſellſchaft in der Welt bereitwillig das Recht zu, ein ſolches ihrer Mitglieder, welches nicht nur ihre Principien oder Geſetze verleugnet und übertritt, ſondern auch mit Widerſpruch und Widerſetzlichkeit bekämpft, von ſich auszuſchließen oder ſonſt unſchädlich zu machen, ſo wird kein billig Denkender es der chriſtlichen Kirche verargen dürfen, wenn auch ſie gegen ſolche ihrer Diener in ihrer eigenen Mitte, welche den Glaubensgrund, auf welchem ihr Daſein ruht, untergraben, und beſonders durch ihre Stellung nachtheilig auf Andere einwirken, aus Nothwehr ſchmerzliche Reaction übt und Maßregeln ergreift, welche dieſelben in ihrem Einfluß auf die Kirche im Ganzen und Einzelnen beſchränkt. Und das ſind ja wohl auch die einzigen Fälle, in denen inſonderheit die evangeliſche Kirche gegen die Träger der Wiſſenſchaft überhaupt mit äußerlichen Waffen vorzugehen pflegt.

Die Wiſſenſchaft ihrerſeits, welche ſich anfänglich in dem Kampfe mit der Kirche mehr auf die Defenſive beſchränkt ſah, iſt nach und nach ſo erſtarkt, daß ſie die Offenſive ergriff. Sie hat begonnen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und auch auf ihrem Gebiete durch Errichtung einer Gewaltherrſchaft oder weltlichen Hierarchie gegen die Kirche und den chriſtlichen Glauben einen Vernichtungskampf zu eröffnen. – Oder iſt es nicht auch Knechtung der Geiſter, wenn die Gelehrten und Träger der Wiſſenſchaft allen Einzelnen im Volke zumuthen, ihre Lehren und Entdeckungen auf ihr bloßes Wort hin ohne Weiteres für wahr zu halten indem jene doch unmöglich ſich ſelbſtſtändig von dieſer Wahrheit überzeugen können, weil ſie weder die gelehrten Kenntniſſe und Vorbedingungen eines wiſſenſchaftlichen Studiums beſitzen, noch die Zeit und Möglichkeit haben, den mühſa-

men und langen Weg, welchen die wiſſenſchaftlichen Forſcher gemacht, ihnen nachzumachen? fordern ſie da nicht von der Menge den gerade von ihnen ſelbſt ſo verſchrieenen Köhlerglauben? Iſt es nicht ein gewaltſamer Terrorismus von Seiten der Wiſſenſchaft, jeden Zweifel an der Richtigkeit ihrer Behauptungen als ein Zeichen von Zurückgebliebenſein hinter der Zeit oder von geiſtiger Beſchränktheit zu verpönen und zu brandmarken, und etwa, ſtatt einen Beweis für eine Behauptung zu führen, vielmehr den imponirenden Trumpf auszuſpielen, jeder geſund organiſirte Kopf, der nur etwas von der Sache verſtehe, müſſe ſie einſehen? Heißt es nicht, dem Glauben den Vernichtungskrieg erklären, wenn nicht allein in wiſſenſchaftlichen Büchern gelehrt, ſondern in vielen Zeitſchriften und Unterhaltungsblättern, unter banalen Phraſen von „Aufklärung" und „Obſcurantismus" verſichert wird, mit dem Chriſtenthum ſei es zu Ende, kein vernünftiger Menſch glaube mehr daran, oder die ſolches verſicherten ſeien Heuchler, es werde auch nicht beſſer werden in der Welt, bis der Glaube, dieſe Wurzel alles Uebels, ausgerottet ſei! Doch — ich wollte von der Wiſſenſchaft reden, und habe mich in die trübſten Gewäſſer der Tagesliteratur verirrt, wo die Unwiſſenheit, Rohheit und Gemeinheit das Scepter führt. Es ſei fern von uns, für Preßerzeugniſſe ſolcher Art die Wiſſenſchaft verantwortlich machen zu wollen, aber das dürfte doch nicht zu läugnen ſein, daß ſie heut zu Tage im Allgemeinen auf ihrem Gebiete eine Hierarchie übt, welche ganz derſelben Art und mindeſtens eben ſo unerträglich iſt als die Hierarchie in der Kirche. Denn ob dieſelbe geübt werde von Prieſtern im Chorrocke oder im Philoſophenmantel, von Kanzel und Altar, oder von Katheder und Schreibpult aus, mit Katechismus und ſymboliſchen Schriften, oder mit

Hand- und Lehrbüchern, mit Mikroſcop und Teleſcop, mit Secirmeſſer und Experimentir-Apparat, durch Bannflüche von der Engelsburg aus geſchleudert, oder in Erzeugniſſen des literariſchen Markts niedergelegt — das dürfte doch im Weſentlichen ganz gleichgültig ſein. Warum alſo werden insbeſondere wir Theologen, wenn wir beſcheidentlich Einwendungen gegen dieſe oder jene wiſſenſchaftliche Feſtſetzungen erheben und ihnen gegenüber den Glauben feſthalten und vertheidigen, — womit wir ja nur unſere Schuldigkeit thun und eben ſo gut im Dienſte der Wahrheit zu ſtehen überzeugt ſind wie jeder andere — Pfaffen und Hierarchen geſcholten, oder in Pauſch und Bogen als eine „Zunft" bezeichnet, um deren Urtheil ſich zu kümmern ſich gar nicht verlohne, weil ſie es vielmehr mit dem Segnen als mit dem Lehren halte, von welchen das erſtere bekanntlich ein eben ſo leichtes und lohnendes als das letztere ein ſchweres und undankbares Geſchäft ſei![29]) Wir wiſſen ſolchen übereifrigen Gegnern nicht anders zu antworten als durch Hinweiſung auf das Wort des Herrn vom Splitter in des Bruders und dem Balken in dem eigenen Auge. Denn fürwahr, das Verhältniß hat ſich gegen die früheren Zeiten dahin geändert, daß wenn heut zu Tage die Kirche an der Wiſſenſchaft ſich tauſendfach verſündigt, die letztere an der erſteren dieſes zehntauſendfach thut.

Je unwürdiger und unſittlicher ein ſolcher Kampf iſt, durch welchen die beiden hehrſten Mächte des Geiſtes, Wiſ-

---

[29]) Durch dergleichen Aeußerungen hat leider David Strauß, der in ſeiner erſten Bearbeitung des Lebens Jeſu die wiſſenſchaftliche Würde doch zu wahren gewußt hat, ſein neues Buch über denſelben Gegenſtand vielfältig verunreinigt. S. deſſen Leben Jeſu, für das deutſche Volk bearbeitet. Leipzig 1864; beſonders die Vorrede S. XII.

ſenſchaft und Glaube, ſich einander befehden, deſto mehr war man darauf bedacht, eine Verſöhnung zwiſchen beiden anzubahnen. Man hat gemeint, der Widerſtand zwiſchen den Lehren der Wiſſenſchaft und den Lehren und Anſchauungen der Bibel als der Urkunde der chriſtlichen Offenbarung, ſei ein bloßer Schein, welcher alsbald ſchwinden werde, wenn man nur die Ausſprüche der Bibel nicht buchſtäblich oder fleiſchlich, ſondern geiſtig und nach ihrem wahren Sinn auffaſſen wollte. Demnach hat man verſucht, durch eine vermeintlich richtigere Interpretation als die gewöhnliche z. B. die Uebereinſtimmung der bibliſchen Anſchauung mit den neueren wiſſenſchaftlichen Entdeckungen auf dem Felde der Aſtronomie oder der Geognoſie und Geologie in Uebereinſtimmung zu bringen. In einzelnen Punkten mag ſich nun wohl allerdings nachweiſen laſſen, daß einzelne bibliſche Ausſprüche den Reſultaten der heutigen Wiſſenſchaft nicht widerſprechen und inſofern denſelben allen Spielraum gewähren; aber dieſe Methode, auf eine ganze Reihe von wiſſenſchaftlichen Thatſachen angewendet, pflegt in der Regel keinem Theile Genüge zu leiſten. Die Wiſſenſchaftlichen klagen über Mangel an Sachkenntniß und Mißverſtand, der ſolchen Verſuchen zu Grunde liege; die Theologen pflegen an ihnen auszuſetzen, daß dem klaren Wortſinn der Bibel Gewalt angethan und die Auslegung keine richtige ſei.

Auf anderer Seite hat man einen anderen Weg eingeſchlagen. Man meinte, wenn doch die Urſache des Widerſtreits zwiſchen jenen beiden Geiſtesmächten darin liege, daß eine jede die andere unterjochen und zwingen wolle, ſich entweder ſelbſt aufzugeben, oder ſich nicht ihren eigenen Geſetzen und Grundſätzen, ſondern denen der anderen zu unterwerfen, ſo würde der Friede und die Verſöhnung zwi-

ſchen beiden gefunden werden, wenn jede Macht die andere als gleichberechtigt anerkennen und deren Reſultate und Lehren als vollendete Thatſachen gelten und ſtehen laſſen wollte. Es würden dann die Glaubenden und Wiſſenſchaftlichen, da ein jeder Theil ſein beſonderes und geſchiedenes Gebiet der Wahrheit für ſich inne habe, gegenſeitig unbekümmert um einander und unbeirrt durch einander ihre Straße neben einander in Frieden ziehen können, ohne bei abweichenden Reſultaten ihrer Beſtrebungen mit einander zu ſtreiten. Wollte man dieſe Meinung dahin verſtehen, daß jeder Einzelne beiderlei Lehren annehmen, als Chriſt die Weiſungen der göttlichen Offenbarung, als Gebildeter oder Wiſſenſchaftlicher aber die der Wiſſenſchaft, auch wo ſich beide nicht deckten, vielmehr mit einander in Widerſpruch ſtänden, für wahr halten müſſe, — ſo wäre das freilich eine unſittliche Forderung, und man hätte das Recht, eine ſolche Maxime, wie man gethan, als ein Syſtem doppelter Buchhaltung zu verſpotten. Indeß iſt nur dieſe letzte Folgerung eine falſche und unberechtigte; der Grundſatz ſelbſt, daß beide Gebiete ſich nicht mit einander vermiſchen dürfen, daß alſo Glaubenswahrheiten nicht nach den Geſetzen der Wiſſenſchaft, wiſſenſchaftliche Lehren aber nicht nach den Satzungen des kirchlichen Glaubens zu bemeſſen und zu beurtheilen ſind, dürfte doch, richtig verſtanden, ſeine Wahrheit haben.

Vor allem ſtellen wir feſt: die Urſache des Conflicts zwiſchen Glauben und Wiſſen liegt, wie wir früher bemerkt haben, nicht und kann nicht liegen in dieſem Vermögen des menſchlichen Geiſtes ſelbſt. Sie haben beide gleiche Berechtigung und Nothwendigkeit. Es iſt daher nicht angemeſſen, von einem Verſuche zur Verſöhnung *zwiſchen Glauben und Wiſſen* zu ſprechen. Der Streit zwiſchen

beiden hat vielmehr ſeine Wurzel in einer falſchen Anwendung der Erkenntnißkraft, oder in einem falſchen Verhalten zu der geoffenbarten Wahrheit, deſſen ſich entweder die einzelnen Glaubenden oder Wiſſenden, oder beide zugleich ſchuldig machen. Es kann daher nur von einer Verſöhnung zwiſchen den Glaubenden und den Wiſſenden die Rede ſein, indem man beide Theile auf die von ihnen begangenen Fehler aufmerkſam macht und ſie zur Vermeidung derſelben ermahnt.

Betrachten wir zuerſt die auf Seiten der Glaubenden begangenen Fehler. Es iſt neuerlich oft der Satz behauptet worden, die Bibel ſei nicht Gottes Wort, ſondern enthalte nur Gottes Wort. Der Satz iſt ſchillernd und bedarf einer näheren Beſtimmung. Daß die Bibel nicht wirklich Gottes Wort ſei, wird ſich der chriſtliche Glaube niemals einreden laſſen. Er wird immer daran feſthalten, daß durch die Propheten und Apoſtel Gott ſelbſt zu uns rede, indem dieſe Organe Gottes, welche die Verfaſſer der heil. Schrift ſind,. in einer beſonderen Weiſe vom Geiſte Gottes erfüllt, d. h. inſpirirt waren. Mithin iſt alles, was ſie in der Bibel reden, es ſei denn, daß ſie einzelne Ausſprüche ſelbſt ausdrücklich als nur ihrem menſchlichen Geiſte entſtammend bezeichnen[30]), Gottes Wort. Ja ſelbſt die gleichgültigſten und alltäglichſten Ausſprüche, wie wenn etwa Paulus ſeinem Jünger Timotheus diätetiſche Vorſchriften ertheilt[31]), oder ihm aufträgt, die in Troas vergeſſenen Gegenſtände mitzubringen[32]), haben im Munde eines Apoſtels einen anderen Werth als in dem eines ge-

[30]) Wie das z. B. der Apoſtel Paulus thut, 1 Cor. 7, 6. 12 vgl. V. 10.

[31]) 1 Timoth. 5, 23.

[32]) 2 Timoth. 4, 13.

wöhnlichen Schriftſtellers. Nichtsdeſtoweniger beſteht im Inhalt der heiligen Schrift ein Unterſchied, der uns berechtigt, zu ſagen, daß nicht alles, was ſie enthält, wirkliche Offenbarungswahrheit ſei. Die Offenbarung des Chriſtenthums ſtellt ſich uns, wie oben gezeigt worden, in Form von Geſchichte dar. Sie enthält demnach vieles, was nicht religiöſer Art und Bedeutung iſt, ſondern ſich auf geſchichtliche Thatſachen, auf Geographie, Aſtronomie, Naturkunde, mit einem Worte auf Gegenſtände der menſchlichen Wiſſenſchaft, bezieht. Alles dieſes, da es unmöglich dem religiöſen Glaubensbedürfniß des Menſchen dienen kann, darf daher nicht als Gegenſtand des Glaubens oder als Offenbarungswahrheit angeſehen werden. Das iſt oft von Seiten der Glaubenden überſehen und nicht beachtet worden.

Ferner bewegt ſich ja auch die chriſtliche Offenbarungswahrheit ſelbſt in einem geſchichtlichen Fluß und vollendet ſich durch einen geſchichtlichen Entwickelungs-Proceß. Wie dieſes innerhalb der Offenbarungsurkunde ſelbſt ſtatt finde, indem im A. T. die Offenbarung Gottes verſchiedene Stufen durchläuft, bis ſie in Chriſto ihre Vollendung und Erfüllung erreicht, ſo daß ſchon innerhalb der Bibel ſelbſt die ewiggültigen und bleibenden Elemente der göttlichen Wahrheit von den bloß vorübergehenden und durch ſpätere vollkommnere Stufen aufgehobenen Elementen unterſchieden werden müſſen, darauf haben wir ſchon oben hingewieſen. Dasſelbe gilt aber auch von der Ausbildung der chriſtlichen Lehre in der nachapoſtoliſchen Zeit bis auf unſere Tage, ja bis ans Ende der Welt. Wenn Chriſtus zu ſeinen Jüngern ſpricht, er habe ihnen noch viel zu ſagen, ſie könnten es aber jetzt nicht tragen, und ſie daher auf ſeinen Geiſt, den Tröſter, als den Geiſt der Wahrheit verweiſet, den er ihnen ſenden, der ſie in alle Wahrheit leiten und ſie an

alles das erinnern werde, was er ihnen gesagt habe[33]): was anderes spricht er damit aus, als daß das Wort der Wahrheit, welches er in die Herzen seiner Jünger gelegt, durch des heil. Geistes Kraft und Einfluß sich als ein lebendiger, fruchtbarer Keim erweisen werde, der mancherlei verschiedene Stufen der weiteren Ausbildung, wie sie für die jedesmaligen Zeiten und Entwickelungen in der Kirche angemessen, dem Menschengeiste faßbar und zugänglich sein würden, durchlaufen werde? Diese Verheißung hat sich in der That vollständig erfüllt. Mannichfaltige Lehrentwickelungen haben sich im Laufe der christlichen Kirchengeschichte aus dem Worte Christi herausgebildet und das in Jesu Christo selbst in die Zeit gelegte Senfkorn hat sich zu einem vielverzweigten Baum der christlichen Lehre entwickelt. Es war das nothwendig und der Natur der Sache angemessen. Theils der Fortschritt der allgemeinen Geistesbildung unter den verschiedenen Völkern, welche allmählich sich zu dem Christenthum bekehrt haben, theils der Gegensatz, in welchem fort und fort die Kirche Christi zu den vielfältig auftauchenden Irrlehren trat, und die Nöthigung, die letzteren zu bekämpfen und zurückzuweisen, um die gesunde, rechtgläubige Lehre festzustellen und rein zu bewahren, hat solche Entfaltungen und Neubildungen des in der Bibel liegenden Keimes der göttlichen Wahrheit hervorbringen müssen, bis dieselben in den Bekenntnissen der gegenwärtigen Kirchengemeinschaften vor der Hand ihren Schlußstein erhalten haben. Ich sage vor der Hand. Denn dieselben Bedingungen und Ursachen der Lehrentwickelung in der Kirche wirken noch fort und werden fortwirken bis ans Ende der Tage. Die Geistesbildung in der Menschheit, auch in der

[33]) Ev. Joh. 16, 12—14; 14, 26.

chriſtlichen, wird ja, Gott gebe es! immer weiter fortſchreiten. Gegenſätze gegen die geſunde Lehre, falſche Meinungen in Glaubensſachen, bald durch den Unglauben, bald durch den Aberglauben erzeugt, tauchen leider ebenfalls immer wieder auf. Wie richtig und wahr, wie genau der Offenbarung Gottes in der heil. Schrift entſprechend, demnach auch unſere jetzige Faſſung der chriſtlichen Lehre, in der evangeliſchen Kirche namentlich, ſei und von uns anerkannt werde, eine abſolut vollkommene und ewige Geltung können wir ihr darum doch nicht zuerkennen. Gerade vom Standpunkt unſerer evangeliſchen Kirche aus dürfen wir die Möglichkeit nicht läugnen, daß die Nöthigung, ſich mit einer wirklich fortgeſchrittenen allgemeinen Geiſtesbildung in das richtige Verhältniß zu ſetzen, und etwa auftauchende Irrthümer und falſche Meinungen zu bekämpfen, in irgend einer ſpäteren Folgezeit vielleicht eine andere Faſſung des in der Bibel vorliegenden göttlichen Wahrheitsgehaltes hervorrufen werde, daß manche Lehren in andere Verbindungen gebracht, manche in einen anderen Ausdruck gekleidet, manches, was jetzt betont wird, in den Hintergrund geſtellt, und umgekehrt manches, was jetzt in dem Hintergrunde ſteht, betont und vorangeſtellt werden dürfte u. ſ. w. Erſt neuerlich hat ſich in Erlangen ein Streit erhoben über „eine neue Weiſe, eine alte Wahrheit zu lehren". Mag auch darüber gerechtet werden können, ob wirklich durch die neue Lehrweiſe die alte Wahrheit unverändert erhalten worden ſei, oder nicht, der Verſuch an ſich darf weder als unberechtigt angeſehen, noch ohne Weiteres zurückgewieſen werden.

Dazu kommt, daß dieſe Fortbildung der Lehre aus dem göttlichen Keime der Bibel, wie ſehr ſie auch unter der Herrſchaft und dem Einfluß des Geiſtes der Wahrheit ſtehe, welchen Chriſtus in die Kirche gepflanzt hat, doch, wie wir

oben gezeigt haben, mit Beihülfe der Wiſſenſchaft geſchieht. Sie hat das Amt und kann es allein haben, das Erz der ewigen göttlichen geoffenbarten Wahrheit, wie es in der Bibel vorliegt, in die dem Zeitbewußtſein und den jedesmaligen Verhältniſſen angemeſſene Form zu gießen. Die Wiſſenſchaft aber iſt auf ihrem Wege immer dem Irrthum ausgeſetzt. Bei den menſchlichen Lehrformeln, welche durch ſie gebildet und ausgeprägt werden, iſt daher die Möglichkeit des Irrthums niemals ausgeſchloſſen, wenn auch der in ihnen niedergelegte Wahrheitsgehalt als die eine und unveränderliche Wahrheit angeſehen werden muß. Es mag in einzelnen Fällen ſehr ſchwer ſein, die Form von der in ihr enthaltenen Wahrheit zu ſcheiden und zu ſondern, aber daß beides, Form und Inhalt, doch in ihrer Idee nicht als völlig eins gedacht werden könne, ſondern alſo unterſchieden werden müſſe, daß der letztere auch bei dem Wechſel und den Veränderungen der erſteren, doch als bleibend und unverändert erſcheint, das darf doch nicht geläugnet werden. Es kann alſo, wenigſtens von unſerem proteſtantiſchen Standpunkte aus, auch von dieſer Seite her unſere chriſtliche Lehrentwickelung, wie ſie dermalen beſteht, wohl als eine für jetzt und relativ wahre und richtige, aber darum eben noch nicht als eine auch abſolut vollkommene und für alle Zeiten gültige angeſehen werden. Man hat viel über die Perfectibilität des Chriſtenthums geſtritten, d. h. darüber, ob das Chriſtenthum die ganz und abſolut vollkommene Offenbarung der Wahrheit ſei, oder ob letztere einer fortſchreitenden Vervollkommnung fähig und bedürftig ſei. Die Frage beantwortet ſich leicht. Verſteht man unter dem Chriſtenthum Chriſtum ſelbſt, als das ewige Wort, durch welches Gott zu uns redet, ſo iſt es nach allen Seiten hin vollkommen, wie Gott ſelbſt vollkommen iſt. Verſteht

man aber darunter die Summe der christlichen Glaubens- und Lehrsätze und die Art und Weise, wie sie bestimmend auf das Leben der Kirche und der Einzelnen wirken, so ist es einer steten und unendlichen Vervollkommnung eben so fähig wie bedürftig.

Es ist daher gewiß ein Fehler, wenn ein Glaubender, ein Theolog, die Resultate anderer Wissenschaften überall, wo sie der geltenden christlichen Lehre widersprechen, ohne Unterschied, als für den Glauben gefährlich oder gar tödtlich bekämpft, ohne erst zu untersuchen, ob sie wirklich den Kern und nicht bloß die Schale, wirklich den Wahrheitsgehalt und nicht bloß die Form der Glaubenslehre, wirklich also die göttliche Offenbarung und nicht bloß deren menschliche Auffassung und Darstellung berühren.

Hierbei ist aber freilich große Vorsicht und ein hohes Maß christlicher Weisheit und wissenschaftlicher Einsicht vonnöthen. Wir müssen uns daher näher hierüber erklären, um nicht uns dem Vorwurf auszusetzen, daß wir der Wissenschaft ein zu ausgedehntes und für den christlichen Glauben verhängnißvolles Recht einräumen. Es wird nicht selten von den Vertretern der Wissenschaft behauptet, daß sie dem Christenthume keineswegs feindlich gesinnt wären, und daß diese oder jene ihrer Satzungen zwar der Kirchenlehre, vielleicht auch der heil. Schrift, widersprächen, nimmermehr aber das Christenthum selbst in Frage stellten. Wenn nur Solche uns darüber belehren wollten, was denn das für ein Christenthum sei, das weder in der Kirchenlehre, noch in der Bibel seinen Ausdruck fände! Wir wüßten dann für ein solches Christenthum keinen anderen Sitz und Quell als den eigenen Geist derer, welche dieses aussagen. Das wäre dann ihr besonderes Christenthum — wie man ja

häufig die Rede vernimmt: „ich habe meinen Glauben für mich.“ Das wäre irgend ein ſubjectiver Gedanke, irgend eine willkürliche Meinung, irgend ein Menſchenfündlein, alſo ein Erzeugniß des Wiſſens ohne allgemein gültige und göttlich beglaubigte Wahrheit, nimmermehr ein Glaubensartikel. Eine derartige Verſicherung könnte uns alſo nicht beruhigen, noch beſchwichtigen, ſondern müßte uns unſer wirkliches Chriſtenthum erſt als recht gefährdet erſcheinen laſſen. Nein, das Urtheil darüber, ob eine wiſſenſchaftliche Behauptung nur die Form, nicht aber den Gehalt der chriſtlichen Glaubenswahrheit antaſte, können wir nicht den Trägern der Wiſſenſchaft zugeſtehen, ſondern müſſen es denen des Glaubens vorbehalten. Da kennen wir denn kein anderes Chriſtenthum als dasjenige, welches, durch die Kirchenlehre beſtimmt, von dem allgemeinen Glaubensbewußtſein in der Kirche angenommen, durch die heilige Schrift beglaubigt und durch die Befriedigung unſeres frommen Bedürfniſſes in der Herzenserfahrung bezeugt iſt. Nach dieſem Maße müſſen wir meſſen, und nicht etwa nach irgend einer zukünftigen Faſſung und Formulirung des öffentlichen chriſtlichen Bekenntniſſes, die wir noch nicht kennen. Wir können nimmermehr irgend einem Einzelnen oder einer Partei das Recht einräumen, irgend eine von der allgemein geltenden chriſtlichen Lehre abweichende Satzung oder Meinung als Ausdruck des chriſtlichen Glaubensbewußtſeins zu proclamiren, ſondern dergleichen Aeußerungen höchſtens als eine an die Zukunft geſtellte Frage betrachten, indem erſt abzuwarten bleibt, ob dieſelben durch Annahme von Seiten des allgemeinen Glaubensbewußtſeins in der Kirche ſich das Bürgerrecht in ihr erringen werden, oder nicht. — So weitherzig wir daher auch in dieſer Hinſicht ſein mögen, ſo ſehr wir die menſchliche Auffaſſung und

Darſtellung der chriſtlichen Wahrheit von dieſer ſelbſt unterſcheiden und die erſtere dem Wechſel und der Veränderung preis geben mögen, ſo ſehr müſſen wir doch darauf beſtehen, daß uns der Kern der chriſtlichen geoffenbarten Wahrheit, wie wir ſie in Bibel, Kirchenlehre und unſerem Herzen bezeugt finden, nicht angetaſtet werde und daß dieſer, als der Polarſtern, nach welchem wir uns bei unſerem Laufe zur Seligkeit zu richten haben, in ewig unverändertem und ungetrübtem Glanze ſtehen bleibe. Zu dieſem Kern aber gehört doch zum mindeſten der Glaube an einen perſönlichen außer- und überweltlichen Gott, welcher die Welt geſchaffen hat, ſie mit ſeinem göttlichen Weſen durchdringt und in ewiger Allmacht, Weisheit und Liebe regiert. Dahin gehört das Bewußtſein von einem tiefen Fall, in welchen die geſammte Menſchheit von Adam her durch die Sünde gerathen iſt, ein Fall, welcher die Menſchheit von der Gemeinſchaft mit Gott, alſo der Seligkeit, ausſchließt, und von welchem der Menſch durch eigene Kraft ſich nicht zu erheben vermag. Dahin gehört ferner, daß der gnädige erbarmungsvolle Gott in ſeiner Liebe ſeinen Rathſchluß der Erlöſung, als einer zweiten, geiſtigen Schöpfung, auf wunderbare Weiſe vollführt hat, indem Er ſelbſt in dem im A. T. geweiſſagten und in Jeſu Chriſto erſchienenen Erlöſer Menſch ward, um durch denſelben, inſonderheit durch deſſen Kreuzestod, die Menſchheit mit ſich und ſich mit der Menſchheit zu verſöhnen, und durch Ihn, der auferſtanden und gen Himmel gefahren iſt, Seinen Geiſt als eine Kraft zur Heiligung und zu einem neuen ewigen Leben über die Menſchheit auszugießen. Dahin gehört endlich, daß derſelbe, welcher unſer Erlöſer iſt, einſt, am Ende des Dieſſeits, als Richter der Welt erſcheinen und ſein Reich in jenſeitiger Herrlichkeit aufrichten wird.

Indem wir dieſe Gränzen feſtzuſtellen verſuchen, glauben

wir das äußerſte zugeſtanden zu haben, was der W
ſchaft zugeſtanden werden kann, ohne den Glauben
zu geben. Inſoweit die erſtere dieſes ſolchergeſtalt
ſteckte Gebiet der chriſtlichen Wahrheit unangetaſtet
und damit die Grundlage des Glaubens achtet und be
wollen wir ſie gern gewähren laſſen, um nicht eigen
und in falſcher Beſchränktheit an der Schale der chriſt
Lehrfaſſung und deren Buchſtaben feſtzuhalten und di
zu ſpröder Starrheit gerinnen zu laſſen. Dadurch
ſie nur alles Einfluſſes auf die Männer der Wiſſe
beraubt, und dieſe würden noch obendrein gegen das
ſtenthum verſtimmt werden. Ja, noch mehr, wir
in der Gewißheit, daß die Wiſſenſchaft der chriſt
Wahrheit dann nicht ſchaden, ſondern durch Eröffnung
Geſichtspunkte und durch vollkommnere und reinere F
ihr nützen werde, dieſelbe auf chriſtlicher Seite willko
heißen. Und ſo werden wir immer mit unter den
ſein, wenn es gilt, die Kränze zu flechten, mit welche
dankbare Mit- und Nachwelt die Schläfe der großen W
und echten Prieſter der Wiſſenſchaft ſchmückt, welch
geweiheten Lippen irgend eine Wahrheit verkündig
mit ſelbſtloſer Liebe an dem Wohl und Gedeihen der W
heit gearbeitet haben. Der Glaube wird in ihnen ſtets
Mitarbeiter im Reiche Gottes, ſeine Gehülfen zur Erke
der Wahrheit, welche von Gott ſtammt, der die Wa
ſelber iſt, erkennen und verehren. Freilich aber könn
dieſe Huldigung und Anerkennung nicht denjenigen Ju
der Wiſſenſchaft zollen, welchen die Wahrheit nicht die
reine himmliſche Göttin, ſondern ein eitles Phantaſie
iſt, mit welchem ſie buhlen, oder ein mit allerlei
und in die Augen fallenden Flittern ausgeſtattetes Aus
ſchild, durch welches ſie eine unverſtändige gaffende

an ſich locken, oder gar die melkende Kuh, von welcher ſie ſchmutzigen Gewinn ziehen wollen.

Dritter Vortrag.

Die Bemerkung am Schluß des letzten Vortrags führt uns zum andern auf die Fehler, welche auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft begangen zu werden pflegen und dann einen Conflict zwiſchen ihr und dem chriſtlichen Glauben hervorrufen. — Es wird hier ſo oft die Wahrheit überſehen, „daß der Menſch irrt, ſo lang er ſtrebt". — Die Wiſſenſchaft gleicht auf ihrem Wege zur Erkenntniß der Wahrheit dem büßenden Wallfahrer, welcher nach zwei vorwärts gethanen Schritten immer einen wieder zurück thut. Wo iſt ein Forſcher, der nicht vieles zu widerlegen hätte, was ſeine Vorgänger behauptet, ſich nicht gemüßigt ſähe, manches niederzureißen, was dieſe aufgebaut hatten! Aber auch, wo ſie ſtracks fortſchreitet, bringt die Wiſſenſchaft nicht in ſenkrechter kürzeſter Linie zu dem in unabſehbarer Höhe ſchwebenden Tempel der Wahrheit empor, ſondern ſteigt in vielfach gewundener Spirallinie aufwärts. Sie gewinnt ihre Wahrheitsſchätze bald mehr bald weniger langſam auf vielen Umwegen und Bewegungen im Kreiſe. Es bedarf demnach bei jeder neuen wiſſenſchaftlichen Entdeckung einer großen Vorſicht und ſtrenger gewiſſenhafter Prüfung; es bedarf der Geduld, um von der Zukunft erſt ihre Bewährung zu erwarten und zuzuſehen, ob ſie von dem allgemeinen Bewuſſtſein der gebildeten, wiſſenſchaftlichen Welt als Wahrheit werde angenommen werden. Es iſt erſt neulich von dieſer Stätte aus von einem wackeren Jünger der Wiſſenſchaft ausdrücklich zugeſtanden worden, wie ſeine Fachgenoſſen es liebten, ſobald nur der Weg zu

einem Ziel entdeckt ſei, auch das Ziel ſelbſt ſchon als erreicht zu betrachten, und ſich ſo Vermuthungen oder Hypotheſen hinzugeben, welche ſo lange ohne allen wiſſenſchaftlichen Werth bleiben müßten, bis ſie durch unumſtößliche wiſſenſchaftliche Thatſachen bewährt und bewieſen wären. Die hiermit empfohlene weiſe und beſonnene Vorſicht wird oft verabſäumt. Wie oft ſind neue geiſtreiche Einfälle oder Vermuthungen vorſchnell für geſicherte Reſultate der Wiſſenſchaft gehalten und iſt ſo Irrthum ſtatt der Wahrheit verbreitet worden! Daher ziemt der Wiſſenſchaft Beſcheidenheit und Zurückhaltung überall, am meiſten aber da, wo ihre Reſultate den Wahrheiten des chriſtlichen Glaubens widerſprechen. Da ſollte ſie ſich doppelt veranlaßt fühlen, ihre Operationen einer erneuten Reviſion zu unterwerfen, und ſollte es den Glaubenden nicht verargen, wenn dieſelben um jener noch ſo unſicheren wiſſenſchaftlichen Reſultate willen nicht ſogleich ihre Wahrheitsſchätze preis- und aufgeben, ſondern erklären, daß ſie warten können, bis die Verkündigungen der Wiſſenſchaft ſich erſt bewährt haben werden.

Auch wird von Seiten der Wiſſenſchaft nicht ſelten der Fehler begangen, daß ſie vergißt, wie ſie bei ihren Thätigkeiten mit vollkommner Intereſſeloſigkeit zu verfahren hat. Nur zu häufig finden wir den Forſcher, wenn er das Gebiet des Glaubens betritt, dermaßen mit vorgefaßten Urtheilen und Meinungen entweder für oder gegen den betreffenden Inhalt der Offenbarung erfüllt, daß er darum ſeine Forſchung um den Ruhm der Objectivität und Unbefangenheit bringt und ſie damit ſelbſt eines großen Theils ihres wiſſenſchaftlichen Werthes beraubt.

Verſuchen wir es nunmehr, von dem bisher Geſagten die Anwendung auf die hauptſächlichſten neueren Verkündigungen der verſchiedenen Wiſſenſchaften zu machen, um den Einfluß

zu bestimmen, den sie etwa auf den christlichen Glauben haben könnten.

Fragen wir nach dem Grade der Evidenz, oder der Gewißheit, welche den Resultaten der Wissenschaft einwohnt, so besitzt unstreitig den höchsten Grad diejenige Wissenschaft, welche sich mit Zahl und Größe, und also lauter bloß gedachten Dingen und Verhältnissen beschäftigt. Das ist die Mathematik. Deren Schlüsse und Beweise sind für jeden einleuchtend und zwingend, weil ihnen keine Voraussetzungen irgend einer Art zu Grunde liegen, sondern weil sie einzig und allein durch die reinen Gesetze des Denkens, wie sie aller Menschen Geist von Gott eingeprägt sind, zu Stande kommen. Mathematischen Beweisen gegenüber, wo sie richtig geführt sind, ist also ein Zweifel gar nicht möglich. Alle anderen Wissenschaften haben einen Stoff, welchem irgend welche wirkliche Existenz auch außerhalb des menschlichen Geistes zukommt. Diesen hat das Denken zu verarbeiten; es müssen also die Gesetze des letzteren auf denselben angewendet werden. Da ist schon mancher Irrthum möglich. Durch vorgefaßte Meinung, durch Uebersehen irgend eines oft geringfügigen Umstandes, durch mangelhafte Kenntniß des dem denkenden Geiste des Menschen vorliegenden Stoffs und andere Ursachen entstehen Fehlschlüsse und Irrungen. Bei den Naturwissenschaften im weitesten Sinn des Worts tritt noch die sinnliche Beobachtung hinzu. Wie viel kommt hier auf richtiges Sehen, auf genaues oder ungenaues Aufmerken an: wie viel hängt von der Güte der Instrumente ab! Allen diesen Wissenschaften gegenüber ist daher der Zweifel an ihren Resultaten wohl gerechtfertigt. Daher werden wir gewiß gut thun, nicht jeder ersten besten Entdeckung auf diesem Gebiete zu trauen, sondern erst zu prüfen.

In einer erſt vor einigen Jahrzehnten abgeſchloſſenen Literaturperiode hat offenbar die Philoſophie in der Wiſſenſchaft die Herrſchaft geführt. Die Namen eines Kant mit ſeinen Schülern und Nachfolgern, eines Fichte, Schelling, Hegel — bezeichnen eben ſo viele unſterbliche philoſophiſche Syſteme, deren jedes tief in ſeine Zeitperiode eingegriffen hat. Erſt neuerlich hat die Philoſophie ihre Herrſchaft an die Naturwiſſenſchaften abgetreten, welche in ihren einzelnen Zweigen wirklich erſtaunliche, rieſenhafte Fortſchritte gemacht haben, durch die ſie nicht allein große und dankenswerthe Verbeſſerungen und Vervollkommnungen unſeres materiellen Daſeins ins Leben gerufen, ſondern auch unläugbar einen Umſchwung in der allgemeinen geiſtigen Anſchauungsweiſe in der Menſchheit angebahnt haben.

Da iſt zuvörderſt die Aſtronomie und mathematiſche Geographie, welche die Weltanſchauung der Bibel ſehr nahe berührt. Es iſt für uns heut zu Tage eine zweifelloſe, durch unumſtößliche mathematiſche und andere Beweiſe erhärtete Thatſache, daß unſere Erde eine Kugelgeſtalt hat. Dieſes widerſpricht offenbar der bibliſchen Anſchauung, nach welcher die Erde, eben ſo wie von den alten Culturvölkern überhaupt, als eine Scheibe gedacht wird, über welcher der Himmel, als der Ort, da Gott und das Reich der Seligen wohnt, und unter welcher die Hölle, der Aufenthaltsort der Abgeſchiedenen, ſich befindet. Dieſe Vorſtellung liegt z. B. dem Worte des Pſalmiſten zu Grunde, der da ausruft: Wo ſoll ich hingehen vor deinem Geiſt, und wo ſoll ich hinfliehen vor deinem Angeſicht? Führe ich gen Himmel, ſo biſt du da; bettete ich mir in der Hölle, ſiehe, ſo biſt du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe, und bliebe am äußerſten Meer, ſo würde mich doch deine Hand daſelbſt

führen, und deine Rechte mich halten[84]). Sollen wir nun etwa darum an der Göttlichkeit der bibliſchen Offenbarung zweifeln, die uns doch nimmermehr über die Gegenſtände menſchlicher Wiſſenſchaft belehren, ſondern uns Anweiſung zu unſerer Seligkeit geben will? Iſt darum der Gedanke, den der Pſalmiſt hat ausdrücken wollen, daß wir nirgends dem allgegenwärtigen Gott und ſeiner Macht und Güte uns entziehen können, irgend zweifelhaft oder auch nur verändert worden? Oder ſoll uns nun die durchgängige bibliſche Lehre, nach welcher Himmel und Hölle als die durch Gottes gerechte Vergeltung in dem Jenſeits eintretenden Zuſtände der Seligkeit und Verdammniß bezeichnet werden, irgend verdächtig gemacht werden? Es kann unſere heutige richtigere Erkenntniß von der Geſtalt unſerer Erde höchſtens zu einer anderen geiſtigern Form unſerer Vorſtellung von jener göttlichen Vergeltung führen.

Noch weit mehr wird die heilige Schrift von unſerer heutigen durch Kopernikus begründeten Weltanſchauung betroffen. Wir wiſſen, daß die Erde ein im Verhältniß zur Sonne unendlich kleiner Planet neben vielen anderen zum Theil beträchtlich größeren Planeten iſt, welche alle ſich um die Sonne bewegen, daß unſer ganzes Sonnenſyſtem einen Raum einnimmt, deſſen Ausdehnung aller unſerer Vorſtellungen und unſerem Verſtande faßbaren Maße ſpottet, und daß daſſelbe doch nur eine Inſel von Weltkörper-Syſtemen bildet, die wohl noch unermeßlich viele ähnliche Inſeln im unendlichen Weltraume neben ſich haben kann. Uns erſcheint demnach unſere Erde als ein unendlich kleiner, faſt verſchwindender, Punkt in dem unermeßlichen Weltall. Das widerſpricht offenbar der Bibel. Sie denkt

[84]) Pſalm 139, 7—10.

ſich, wie ſchon das berühmte Joſua-Wort: Sonne, ſtehe ſtill![35]) — bezeugt, daß die Erde, der ſich um ſie bewegenden Sonne gegenüber, feſtſtehe. Ihr erſcheint die Erde als der Mittelpunkt der Schöpfung, welchem gegenüber die anderen Himmelskörper lediglich eine dienende Stellung einnehmen, wenn ſie z. B. lehrt, daß Sonne, Mond und Sterne von Gott nur geſchaffen ſeien, um auf Erden zu ſcheinen und den Wechſel von Tag und Nacht zu beſtimmen[36]). — Dieſer bibliſchen Anſchauung gegenüber wird das Wort Galilei's, das er bei ſeinem erzwungenen Widerruf ſeiner Lehre von der Bewegung der Erde geſprochen haben ſoll: „Und ſie bewegt ſich dennoch"! — auch wenn es nicht geſchichtlich wäre, immer ſeine welthiſtoriſche Geltung behaupten. Unſere heutige Anſchauung, welche auf unumſtößlichen mathematiſchen Beweiſen beruht, beanſprucht mit ſolchem Recht eine vollkommene Richtigkeit, daß ſie in das Bewußtſein der geſammten gebildeten Menſchheit eingegangen iſt, und daß jeder, der ſie läugnen wollte, ſich unbedingt lächerlich machen würde. — Wie nun, ſollen wir an der Wahrheit der bibliſchen Offenbarung irre werden? Mit nichten. Gott offenbart ſich, wie wir oben nachgewieſen haben, jedem Zeitalter ſo, wie daſſelbe die zu offenbarende Wahrheit faſſen kann, und redet gleichſam mit jedem Zeitalter deſſen eigene Sprache. Da nun zu Joſua's Zeit unſere heutige Anſchauung noch nicht bekannt war, ſo mußte er alſo ſprechen, wie er zu ſeiner Zeit nicht anders konnte, um den Gedanken auszudrücken, daß der Tag noch länger andauern möchte. — Es ſei erlaubt, hier noch einen anderen Anſtoß zu berühren, welcher neuerlich an einem Aus-

---

[35]) Joſua, 10, 12.
[36]) 1 Moſ. 1, 15—18.

ſpruch der heil. Schrift genommen worden iſt. Man hat zu verſtehen gegeben, daß die neueren Fortſchritte auf dem Gebiete der Meteorologie, kraft deren wir nun beſtimmte Kunde von der Entſtehung und dem Laufe der Windzüge und Stürme hätten, die Richtigkeit des bekannten Ausſpruchs Jeſu beeinträchtigten, nach welchem es als etwas dem Menſchen unmögliches bezeichnet wird, zu wiſſen, „von wannen der Wind kommt und wohin er fährt". (Ev. Joh. 3, 8)[37]). Wollen wir annehmen, daß es mit jener meteorologiſchen Entdeckung ſeine Richtigkeit habe, ſo war ſie eben zu Jeſu Zeit noch nicht gemacht, und es konnte mithin der Herr, um ſeinen Gedanken auszudrücken, ganz füglich ſo reden, wie er geredet hat. Die einzig zuläſſige Folgerung wäre die, daß Jeſus, wenn er etwa unter uns wieder erſcheinen wollte, die Aeußerung, daß das Wirken des Geiſtes Gottes in dem Menſchen ein für uns unbegreifliches ſei, durch ein anderes Beiſpiel als das vom Winde erläutern würde. Die Wahl eines ſolchen würde wenig Verlegenheit bereiten. — Soll es nun aber ferner, wie die Spötter ſagen, ungereimt ſein, daß dieſes im Weltall faſt verſchwindende Pünktchen des Erdkörpers mit ſeinen Menſchenkindern, die nun durch die Wiſſenſchaft, zugleich mit ihrem Wohnplatze, von ihrer Höhe heruntergeſtoßen und ihres Anſpruchs, die Krone der ganzen Schöpfung zu ſein, verluſtig gegangen wären, von Gott vor allen andern Weltkörpern bevorzugt und dazu erwählt ſei, um auf ihm in Seinem Sohne Menſch zu werden? Oder ſollen wir, um die Erlöſung der Menſchheit durch Chriſtum zu retten, annehmen, daß der Herr Seinen Sohn auch auf alle Sonnen, Monde und Sterne geſandt habe? Nichts von dieſem allem.

---

[37]) S. Schleiden, die Pflanze und ihr Leben.

Was das letztere anlangt, ſo müßte erſt bewieſen werden, daß auf irgend einem der übrigen Weltkörper erlöſungsbedürftige Weſen gleich dem Menſchen exiſtiren. Nehmen wir nun auch einſtweilen, bis ein ſolcher doch wohl etwas ſchwieriger Beweis geliefert ſein wird, auch ohne Beweis an, es wäre dem alſo, ſo würde doch wahrlich Gottes Weisheit und Liebe nicht zu unvermögend ſein, auch jenen Weſen eine Erlöſung zu bereiten. Und was das erſtere anlangt, ſo wiſſen wir ja, daß in einem Organismus nicht immer das größte Glied, ſondern oft ein kleines, das edlere iſt. Iſt z. B. nicht das Auge, jener Spiegel der Seele, eines der zarteſten und edelſten Glieder an dem Leibe? Und doch iſt es viel kleiner als z. B. der Magen und liegt nicht wie dieſer, mehr in der Mitte, ſondern faſt am oberen Ende des Körpers. Wer will nun das Gegentheil beweiſen, wenn der Glaube ſagt: was das Auge an dem Leibe des Menſchen iſt, das eben iſt die Erde, gerade weil ſie der Wohnplatz des nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffenen Menſchen iſt, in dem unermeßlichen Leibe des Weltalls? Wo bleibt demnach die Ungereimtheit der chriſtlichen Offenbarung, daß Gott gerade auf Erden in Chriſto Menſch geworden ſei? Weit entfernt alſo, uns in dem chriſtlichen Glauben irre zu machen, dient unſere heutige Weltanſchauung nur dazu, die Größe der Barmherzigkeit Gottes ins Licht zu ſtellen, welcher des nichtigen, im großen Weltall verſchwindenden Menſchen ſich annimmt, und die unendliche Allmacht, Majeſtät und Herrlichkeit des Schöpfers, der dieſes unendliche Weltgebäude durch ſein Werde! hervorgebracht, zu erhöhen und es uns mit um ſo größerer Begeiſterung und Anbetung dem Pſalmiſten nachſprechen zu laſſen: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veſte verkündiget ſeiner Hände Werk". (Pſalm 19, 2).

Hatten wir es bisher mit wiſſenſchaftlichen Thatſachen zu thun, deren Richtigkeit uns über allen Zweifel erhaben iſt, ſo treten wir nunmehr zu ſolchen Behauptungen und Entdeckungen der neueren Wiſſenſchaft, welche uns nicht ſo entſchieden als wahr gelten können.

Die Geologie hat ſeit lange gelehrt, daß die Oberfläche der Erde mit ihren Bergen, Thälern und Meeren durch ungeheure Revolutionen von Naturkräften ſich ſo gebildet habe, wie ſie jetzt erſcheint, und man ſtritt ſich nur, ob dieſe Kräfte vulkaniſcher oder neptuniſcher Natur, Feuer oder Waſſer geweſen ſeien. Nach dieſer Lehre müßten von der Entſtehung der Erde bis jetzt ungleich viel mehr Jahrtauſende vergangen ſein, als die Geſchichte der Menſchheit, wie ſie in der Bibel erzählt wird, zuläßt. — Ganz neuerlich ſind dieſe gewaltigen Erdrevolutionen geläugnet und iſt gelehrt worden, es habe ſich die Oberfläche der Erde ganz allmählich und friedlich, in unendlicher Langſamkeit aus der anfänglichen Urform zu ihrer gegenwärtigen Geſtalt entwickelt und umgeformt. Dieſer Proceß ſetzt wieder eine alles menſchliche Maß und Vorſtellung überſteigende Zeitdauer, Hunderte von Jahrtauſenden, voraus, ſo daß zu der unermeßlichen Unendlichkeit im Raum, von welcher die Sternenwelt zeugt, auch eine gleich unermeßliche Unendlichkeit in der Zeit tritt, welche durch die Geſtalt der Erde verkündigt wird. — Bevor wir uns nun hier um die Frage beſorgen, welche Folgen dieſe Theorien für unſeren Glauben haben könnten, dürften wir doch allem zuvor die Wiſſenſchaft zu bitten haben, dieſen Widerſtreit der Meinungen in ihrer Mitte zu ſchlichten und uns gewiß zu ſagen, was denn das richtige ſei, die Annahme einer durch gewaltige Revolutionen oder unendlich langſame Bildung erfolgten Geſtaltung der Erdrinde. Denn auch zugegeben, daß nach

der einen wie nach der anderen Theorie jedenfalls der Erde ein weit höheres Alter zukomme, als es die Bibel voraussetzt, was verliert unser christlicher Glaube dabei, wenn zwischen Adam und Noah noch so viele Jahrtausende zwischen inne liegen, von denen wir nichts wissen! Die göttliche Offenbarung will uns ja doch keine Chronologie lehren.

Noch vor wenigen Jahrzehnten war es eine ziemlich allgemeine Annahme, daß von Anfang an nicht nur ein Menschenpaar, sondern eine Vielheit von menschlichen Individuen auf Erden existirt haben müsse. Die Schädel der verschiedenen Menschenraçen, sagte man, zeigen so bedeutende Abweichungen von einander, daß die Zurückführung der letzteren auf ein ursprüngliches Menschenpaar, von welchem alle abstammten, eine Unmöglichkeit sei, und man sich genöthigt sehe, eine Mehrheit von Menschenpaaren als ursprünglich anzunehmen. Wer zu jener Zeit Zweifel gegen diese Annahme geäußert hätte, würde den Ruhm, auf der Höhe der Bildung zu stehen, gänzlich auf das Spiel gesetzt haben. — Wäre nun jene Behauptung richtig, so würde durch sie dem Christenthum ein tödtlicher Stoß versetzt sein. Dann wäre der Sündenfall, in welchen der ursprünglich gut und unschuldig geschaffene Mensch gerathen, und die Verbreitung der Sünde von dem ersten Menschenpaare aus, — eine Thatsache, welche die Grund-Voraussetzung und -Bedingung der Erlösung durch Christum bildet, eine Unmöglichkeit. Da kam die Hülfe von der Wissenschaft selbst. Die ganz einfache Erwägung, daß ja der menschliche Leib nicht bloß Kopf sei, sondern auch einen Rumpf und Extremitäten besitze, hat darauf geführt, das ganze Skelett des Menschen, und nicht bloß den Schädel, in Bezug auf jene Frage zu prüfen. Das Resultat war, daß nun die tüchtigsten Naturforscher, der große Alexander v. Humboldt

an deren Spitze, aussagen, es sei wissenschaftliche Nothwendigkeit, die verschiedenen Menschenracen auf einen Urtypus zurückzuführen. So lenkte die Wissenschaft selbst wieder zur Offenbarung hinüber.

Ist früher, namentlich von den Vertretern einer ursprünglichen Vielheit von Menschen auf Erden, der Ausspruch gethan worden, es sei die Art der schöpferischen Natur, ihre Gaben in verschwenderischer Fülle darzubieten, nicht, dieselben auf armselige einzelne Exemplare zu beschränken, so hat sich neuerdings auf diesem Gebiete der Wissenschaft der entgegengesetzte Zug geltend gemacht, indem man bemüht ist, die gegenwärtige Mannichfaltigkeit der Geschöpfe möglichst auf ursprüngliche Einheiten, wohl gar auf eine Ureinheit zurückzuführen. Dieses ist unter anderen bei derjenigen Theorie der Fall, welche nach ihrem hauptsächlichsten Urheber, dem Engländer Darwin, benannt ist, und welche sich eines großen Beifalls der wissenschaftlichen Fachgenossen unter uns zu erfreuen hat. Nach derselben sollen die unzähligen Arten organischer Geschöpfe auf Erden nicht ursprünglich von der Schöpfung her vorhanden sein, sondern sich aus einer ursprünglichen Urform herausgebildet haben, so daß jede neue Art sich aus der früheren zu einer vollkommneren Erscheinungsform heraus entwickelt hätte. Demgemäß habe der Mensch, die Krone der Schöpfung, seine Ahnen in dem Affengeschlecht zu suchen, aus welchem er durch allmähliche Uebergänge entstanden sei, wie denn z. B. der Gorilla-Affe sich von der niedrigsten Menschenrace viel weniger unterscheide als von dem Affen der niedrigsten Ordnung. — Der in dieser Hypothese — denn mehr als eine solche ist die Darwin'sche Theorie vor der Hand nicht — enthaltene Gedanke ist nicht neu. Er ist schon vor Jahrzehnten unter anderen von einem unserer

tüchtigſten und anerkannteſten Naturforſcher ausgeſprochen worden[38]), aber wohlweislich als eine nur denkbare Möglichkeit, nicht aber als wirkliche Thatſache, und mit ſehr weſentlichen Einſchränkungen. Wäre nun dieſe Theorie in der Allgemeinheit, in welcher Darwin ſie behauptet, richtig, ſo bedarf es keines weiteren Nachweiſes, wie ſehr dieſelbe nicht nur unſerem chriſtlichen Glauben, ſondern ſogar unſerem allgemein menſchlichen Selbſtbewußtſein widerſpräche. Sie wäre auch die entſchiedenſte Läugnung der bibliſchen Darſtellung, nach welcher jede Art der Geſchöpfe auf Erden ihren Urſprung einem eigenen ſchöpferiſchen Akte Gottes, und nicht einer Umbildung aus einem ſchon vorher vorhandenen Geſchöpf, verdankt[39]). Und namentlich iſt der Menſch in Folge eines beſonderen Rathſchluſſes Gottes und in ganz eigenthümlicher Weiſe, als ein ſpecifiſch von allen früheren Geſchöpfen unterſchiedenes Weſen, geſchaffen[40]). Wir ſtehen von einer Beurtheilung jener Theorie ab, weil wir weder die nöthige wiſſenſchaftliche Ausrüſtung noch den Beruf dazu beſitzen. Wohl aber möchten wir uns berechtigt fühlen, von den Vertretern jener Anſicht als Beweis für dieſelbe eine Probe zu fordern. Man richte doch eine Miſſion unter den Gorilla-Affen ein und verſuche es durch Züchtung und Veredlung derſelben es nur dahin zu bringen, daß der gebildetſte und vollkommenſte der Zöglinge in der erſten Klaſſe die Reife erlange, welche für die unterſte Stelle der Elementarklaſſe einer derjenigen Schulen erforderlich iſt, welche unſere Miſſionäre unter den niedrigſten und verkommenſten Negerſtämmen eingerichtet haben. Gelingt der Verſuch, ſo wollen wir ihnen zufallen; wo nicht, ſo werden

[38]) S. v. Baer, Reden, 1 Theil. St. Petersburg 1864. S. 35 ff.
[39]) 1 Moſ. 1, 21. 24. 25.
[40]) S. 1 Moſ. 1, 26. 27. vgl. 2, 7.

ſie uns ſchon erlauben müſſen, ihre Anſicht für einen ganz unbegründeten und werthloſen Einfall zu halten. Freilich werden uns die Gegner antworten, ein ſolcher Umbildungsproceß erfordere viele Jahrhunderte, wo nicht gar Jahrtauſende. Denn die gewaltigen rieſigen Zeugungskräfte der Urzeit ſeien in dem gegenwärtigen hohen Lebensalter unſeres Erdplaneten ſo abgeſchwächt und erſchöpft, daß jetzt ſchwerlich noch künſtlich werde erzeugt werden können, was einſt die Natur von ſelbſt hervorbrachte. Wir müſſen daher wohl auf jene Forderung verzichten, tröſten uns aber einſtweilen damit, daß die bedeutendſten und beſonnenſten Fachgelehrten erklären, daß ſie ſich gar keine Vorſtellung davon machen könnten, wie z. B. der — aufrechtgehende und mit Geiſt begabte — Menſch aus dem Orang-Utang habe hervorgebildet werden können, und alſo dieſe Behauptung etwas wiſſenſchaftlich Unmögliches aufſtelle[41]).

Die Phyſiologie lehrt, daß der menſchliche Geiſt ſeine Thätigkeit durch die in den feinſten Netzen und Geweben das Gehirn durchziehenden Nervenfaſern vollziehe, ſo daß durch die geringſte Verletzung oder Beſchädigung einer dieſer Faſern auch die Thätigkeit des Geiſtes eine Störung oder Verringerung erleide. Niemand wird an der Richtigkeit dieſer wiſſenſchaftlich feſtgeſtellten Thatſache zweifeln. Da iſt man denn raſch zugefahren und hat gerufen: Alſo ſehet ihr, daß das, was man Geiſt nennt, gar nichts für ſich beſtehendes, ſondern nur der Reiz iſt, welcher von den Gehirnnerven ausgeht! Auf ſolcher Grundlage hat denn unſer heutiger Materialismus ſein Syſtem aufgebaut, welches mit der Realität des menſchlichen Geiſtes natürlich alle höhere Würde des Menſchen, Unſterblichkeit, ewiges

[41]) S. v. Baer, ebendaſelbſt, S. 56.

Leben u. ſ. w. läugnet. — Wie unbedacht und unbeſonnen, alſo unwiſſenſchaftlich, iſt doch ein ſolcher Schluß, welcher obendrein durch das allgemeine geiſtige Selbſtbewußtſein in dem Menſchen Lügen geſtraft wird! Es folgt aus jener Thatſache nur ſoviel, daß die Gehirnnerven die Organe des Geiſtes ſind, deren Beſchädigung ganz natürlich ſeine Thätigkeit hemmen oder beeinträchtigen muß, eben ſo wie die Verſtimmung oder Beſchädigung eines Inſtruments die Kunſt des Spielers entweder gar nicht oder nur unvollkommen zur Ausführung kommen läßt[42]). Und für die Religion folgt höchſtens das daraus, daß wir uns den Geiſt auch in dem ewigen Leben wieder an irgend welche, wenn auch verklärte, Organe gebunden denken müſſen. Von dieſer Seite aus betrachtet, würde aus jener wiſſenſchaftlichen Thatſache dem chriſtlichen Glaubensartikel von der „Auferſtehung des Fleiſches" ſogar noch eine Beſtätigung zuwachſen.

Aus den bisherigen Bemerkungen wird ſich uns das beruhigende Reſultat ergeben müſſen, daß die Aufſtellungen der neueren Wiſſenſchaft, wo ſie als unbeſtritten wahr zu betrachten ſind, weit entfernt dem chriſtlich-bibliſchen Glauben gefährlich zu ſein, denſelben im Gegentheil entweder gar nicht berühren, oder ſogar ſtützen und ihm förderlich ſein können, daß aber jene Aufſtellungen, wo ſie einzelne Glaubensſätze oder Offenbarungswahrheiten verletzen, weit entfernt, unbeſtritten wahr zu ſein, vielmehr den ſtärkſten und gerechtfertigtſten Zweifeln Raum geben.

Es gehört ferner zur Signatur unſerer Zeit, daß die-

---

[42]) Wir verweiſen auch hier wieder vorzugsweiſe auf v. Baer, welcher (a. a. O. S. 237 ff.) in großer Kürze in treffender und ſchlagender Weiſe unſeren heutigen Materialismus bekämpft.

jenigen, welche ſich die Gebildeten und Wiſſenſchaftlichen nennen, das Wunder für unmöglich halten. „In keinem Gebiete wiſſenſchaftlicher Forſchung, ſagen ſie, wird ein Wunder, d. h. ein Eingriff, welcher den auf dieſem Gebiete waltenden Geſetzen widerſpricht, als möglich zugelaſſen, die Annahme eines ſolchen wäre für die Wiſſenſchaft ein Selbſtmord. Der Forſcher wüßte ſo nie, ob an dem Punkte, an dem er gerade ſteht, nicht der nothwendige Cauſalzuſammenhang durch ein Wunder unterbrochen iſt, und ob nicht ſeine Schlüſſe aus Urſachen auf Wirkungen und umgekehrt ins Blaue gehen." — Damit hat die Wiſſenſchaft unſtreitig vollkommen Recht auf ihrem Gebiete und von ihrem Standpunkte aus. Ja, wir geben noch mehr zu. All unſer Denken und Thun in den gewöhnlichen irdiſchen Angelegenheiten unſers Lebens beruht auf der Vorausſetzung einer ausnahmsloſen Geſetzmäßigkeit alles Geſchehens, wie dieſelbe durch die allen natürlichen Dingen einwohnenden natürlichen Kräfte bedingt iſt, und ſchließt mithin die Annahme oder Erwartung eines Wunders völlig aus. Wer bei ſeinem Thun irgendwie auf ein ſolches rechnen würde, der würde unrettbar dem Urtheile der Schwärmerei verfallen. Aber von dem Standpunkte des Glaubens aus erſcheint die Sache anders. Da hat ja der Dichter ſchon die Wahrheit ausgeſprochen, das Wunder ſei des Glaubens liebſtes Kind. Der Glaube lebt ja eben von göttlichen Einwirkungen auf ſich, welche nicht erſt durch die beim Wiſſen wirkſamen Thätigkeiten des Geiſtes vermittelt ſind, alſo außerhalb der gewöhnlichen Geſetze des Denkens und Urtheilens und ohne Rückſicht auf dieſelben vor ſich gehen. Er würde daher inconſequent handeln, wenn er, was er in ſich ſelbſt als wirklich erfährt, unmittelbare und von den ſonſtigen Geſetzen geiſtiger Aneignung unabhängige Einwirkung auf ſich, außer-

halb ſeiner für nicht möglich hielte, und darum Eingriffe göttlicher Thätigkeit, welche unabhängig von den in der Natur oder dem Geiſte waltenden Geſetzen vor ſich gehen, d. h. Wunder im Allgemeinen läugnete. Im Gegentheil, der chriſtliche Glaube, welcher ja nicht einem blaſſen, abſtrakten Deismus huldigt, nach welchem Gott nur einfach als die Urſache der Welt gedacht wird, die ſich auf rein mechaniſche Weiſe von ſelbſt fortentwickelt, und mit der der Schöpfer, nachdem er ſie einmal geſchaffen, eben ſo wenig mehr in Zuſammenhang ſteht, wie etwa der Uhrmacher mit der von ihm gefertigten Uhr; — der chriſtliche Glaube, welcher vielmehr von einem lebendigen, allmächtigen, allgegenwärtigen, allregierenden Gott weiß, der fortwährend die von ihm geſchaffene Welt belebt durch ſeinen Geiſt und ununterbrochen in ihr wirkt, ſo daß wir in Ihm leben, weben und ſind; — der chriſtliche Glaube, der das Wort des Herrn nicht vergeſſen hat: „Mein Vater wirket bisher“[43]), — kann das Wunder nicht für etwas unerwartetes, fremdartiges, worüber man ſich zu wundern hätte, ſondern muß es für etwas ganz natürliches und einfaches halten, woran nur wunderbar ſein würde, daß es nicht wäre. Und zwar wird er ein Wunder im Allgemeinen für möglich halten nicht nur auf dem Gebiete des Geiſtes, wo ja vermöge der ungemeſſenen und unbeſchränkten Kraft, ſowie der Freiheit des Geiſtes die Annahme einer ſolchen Möglichkeit dem Denken weniger widerſtrebt; ſondern auch auf dem Gebiete der Natur, trotz der ſtrengen Geſetzmäßigkeit, welche durch die den Dingen einwohnenden Kräfte und die beſtimmten Regeln ihrer Bewegung und Aeußerung bedingt iſt. Man darf ſich das Wunder nur nicht als eine momen-

[43]) Ev. Joh. 5, 17.

tane Aufhebung der Naturkräfte und -Geſetze denken, ſondern etwa als eine Steigerung derſelben, deren ſie bei der Elaſticität, die ihnen trotz ihrer Beſtimmtheit eigen iſt, wohl fähig ſind, oder als das Eintreten einer neuen ſchöpferiſchen göttlichen Kraft, welche neben den Naturgeſetzen wirkt und das Geſchehen lenkt, wie wir uns etwa die Gebetserhörung vorſtellen. Müſſen wir nun von dieſem Standpunkte aus die Möglichkeit der Wunder zulaſſen, ſo wäre es wenig folgerecht, wollten wir uns gegen die Anerkennung ſträuben, daß irgendeinmal und irgendwo Wunder auch wirklich geſchehen ſeien. So ſehr wir daher bei allen Thätigkeiten und Beſchäftigungen, ſowie bei allen Erlebniſſen unſers gewöhnlichen Lebens überall nur einen natürlichen Verlauf vorausſetzen und ſelbſt bei uns wunderbar dünkenden Erſcheinungen nicht eine unmittelbar göttliche, ſondern eine natürliche, nur nicht von uns erkannte, Urſächlichkeit und einen nach natürlichen Geſetzen geordneten Zuſammenhang der Dinge annehmen, ſo wenig werden wir uns doch der Anerkennung von Wundern auf einem beſondern Gebiete des menſchlichen Lebens und Erfahrens entziehen können. Das iſt aber das Gebiet der Offenbarung.

Eine jegliche Offenbarung iſt ſelbſt ein Wunder, ein für den Menſchen anſchaubares und wahrnehmbares unmittelbares Hervortreten Gottes, göttlicher Macht und Wirkung. Namentlich die chriſtliche, die einzig wahre Offenbarung, die Menſchwerdung Gottes in Chriſto, iſt das größte aller Wunder. Sie ward allmählich in einem geſchichtlichen Prozeß, welcher ſeinen Schlußpunkt und ſeine Vollendung in Chriſto erreicht hat. Dieſes Werden iſt bezeichnet durch die in der Geſchichte des alten Bundes hindurch Chriſto vorangehenden und nach dem Zeugniß des Neuen Teſtaments

Ihn und ſein Wirken durch die Apoſtel begleitenden Wunder. Dieſelben ſind nichts als einzelne, zufolge dem Charakter einer göttlichen Offenbarung ganz natürliche Ausſtrahlungen göttlicher Herrlichkeit, welche theils auf das künftige, in Chriſto erſcheinende Ebenbild göttlichen Weſens, den vollendeten Glanz göttlicher Herrlichkeit, hinweiſen und auf deſſen Erſcheinung vorbereiten, theils — im N. T. — den Glanz göttlicher Herrlichkeit in Chriſto als ſolchen kenntlich machen ſollen[44]). Mit der Erſcheinung Chriſti und der Stiftung der chriſtlichen Kirche durch Seinen in ſeiner Erhöhung über die Kirche ausgegoſſenen Geiſt, durch welchen Chriſtus in den Herzen der Gläubigen verklärt wird, iſt die Erlöſung der Menſchheit und damit zugleich der Zweck der göttlichen Offenbarung in Chriſto erreicht und iſt die letztere vollendet. Sie kann daher ihr Daſein nicht mehr durch äußerlich wahrnehmbare Erſcheinungen göttlichen Weſens und Wirkens, wie einſt in dem geſchichtlichen Prozeß ihres Werdens, bekunden, ſondern durch ihre gegenwärtige Bethätigung in der Bekehrung, Heiligung und Beſeligung der ſündigen Menſchenherzen. Dieſe innern, an die natürlichen Kräfte des menſchlichen Geiſtes gebundenen und ſie hebenden und erfüllenden Wirkungen des Geiſtes Chriſti ſind nun an die Stelle der früheren Wunder getreten. Wegen dieſes innigen Zuſammenhangs des Wunders überhaupt mit dem Wunder aller Wunder, der Menſchwerdung Gottes in Chriſto, nimmt der chriſtliche Glaube, wenigſtens proteſtantiſchen Theils, als Wunder im wahren und eigentlichen Sinn des Worts nur die in der Urkunde der Offenbarung, der heiligen Schrift, bezeugten an, läßt aber die auf anderen Re-

---

[44]) So faßt namentlich der Evangeliſt Johannes die Wunder Jeſu auf. Joh. 2, 11.

ligionsgebieten berichteten oder diejenigen, welche innerhalb des Chriſtenthums in nachapoſtoliſcher Zeit geſchehen ſein ſollen, nicht als ſolche gelten. Gegen die letzteren verhalten wir uns läugnend, wenigſtens zweifelnd.

Gerade daraus wird nun von den Gegnern des Glaubens unſerer proteſtantiſchen Anſchauung ein Vorwurf gemacht. Man will es wenig folgerecht finden, die durch die Bibel bezeugten Wunder anzuerkennen, die anderweitig außerhalb der bibliſchen Offenbarung geglaubten aber zu verwerfen. Noch weniger will man einſehen, warum Wunder, wenn ſie einſt geſchehen ſeien, nicht auch heute noch geſchehen ſollen, warum man alſo die Wunder nur auf die von der Bibel umſchloſſene Zeit beſchränken ſolle. Man ſchließt: wenn es außer der bibliſchen Offenbarung Gottes und nach ihr keine wahren Wunder giebt, ſo ſind auch die bibliſchen keine ſolchen, und ſind alſo entweder als natürliche Vorgänge zu erklären, oder einfach zu läugnen. — Was nun das erſtere betrifft, die auf außerchriſtlichem Gebiet vorkommenden Wunder, ſo müſſen wir auf den großen Unterſchied aufmerkſam machen, welcher zwiſchen ihnen und den bibliſchen ſtattfindet. Haben dieſe einen geiſtigen, auf das Heil der Einzelnen, an oder vor welchen ſie geſchehen, oder der Ganzen zu erlöſenden Menſchheit gerichteten Zweck, zeigen ſie einen durchaus würdigen, wir möchten ſagen — keuſchen Charakter, ſind diejenigen, die ſie verrichten, Träger göttlicher Gedanken und würdige Werkzeuge Gottes, ſo ſind dagegen jene in der Regel ohne einen andern als nur den kleinlichen Zweck, Staunen und Verwunderung zu erregen, ſo tragen ſie einen mehr plumpen und maſſiven, oft geradezu abenteuerlichen, unglaublichen Charakter, und erweiſen ſich dadurch als bloße Erzeugniſſe menſchlicher Phantaſie oder gar als ein Gaukelſpiel, wie es auf einem trüben,

durch keine wahre göttliche Offenbarung erleuchteten Religionsgebiet eben natürlich iſt. Man darf nur einzelne ſolcher angeblichen Wunder mit den bibliſchen vergleichen, um alsbald den in die Augen ſpringenden Unterſchied wahrzunehmen, welcher eben ſo ſehr für dieſe als gegen jene ſpricht. Dieſen Unterſchied zu ignoriren oder zu überſehen, zeugt nicht von einem unbeſtochenen kritiſchen Sinn, welcher für denſelben kein Auge hat, während er mit bewunderungswürdiger Scharfſichtigkeit doch die feinſten und geringſten Verſchiedenheiten, die ſich innerhalb der bibliſchen Darſtellungen finden, aufzuſpüren und — oft ſehr übertreibend — zu unvereinbaren Gegenſätzen zu ſtempeln weiß. — Was aber das andere betrifft, daß jetzt keine wahren Wunder mehr geſchehen, ſo liegt der Grund ganz einfach darin, daß ſie jetzt keinen Zweck mehr hätten. Nachdem ſich Gott in dem Sohne, dem Ebenbilde ſeines Weſens und dem Glanze ſeiner Herrlichkeit, vollſtändig und endgültig geoffenbart hat, bleibt nichts mehr übrig, was noch durch Wunder zu offenbaren wäre. Wer nicht durch die Wirkungen des Geiſtes Gottes in der Kirche, durch welche Chriſtus in den Herzen der Menſchen verklärt wird, zu dem Glauben und damit zur Seligkeit geführt wird, der wird auch nicht glauben, wenn er noch Wunder ſähe. So giebt es auch jetzt Niemanden mehr, welcher Wunder verrichten könnte. Kein, auch noch ſo vollkommener, Gläubiger wird die Würde eines Propheten oder Apoſtels oder gar des Sohnes Gottes beanſpruchen, welche einſt die Werkzeuge waren, durch welche Gott ſeine Herrlichkeit geoffenbart hat. Darum *kann* es auch heute keine Wunder mehr geben, ſo wenig als neben der aufgeblüheten Roſe noch die Knospe, aus welcher ſie hervorgeblüht iſt, beſtehen, ſo wenig als bei dem Glanze der in der Mittagshöhe ſtrahlenden Sonne noch der Schein der Morgenröthe geſehen

werden kann. — Mit der Wirklichkeit der durch die heilige Schrift bezeugten Offenbarung Gottes ſteht und fällt daher dem Glaubenden auch die Wirklichkeit der bibliſchen Wunder.

Dieſe den wichtigen Gegenſtand freilich noch lange nicht erſchöpfenden Andeutungen waren unerläßlich, um uns zu einem richtigen Urtheil über eine die Chriſtenheit der Gegenwart tief bewegende literariſche Erſcheinung, die Darſtellungen des Lebens Jeſu von Renan, Strauß und Schenkel zu befähigen. Dieſe gehen von der Vorausſetzung aus, welche auch mehr oder weniger entſchieden von ihnen ausdrücklich ausgeſprochen wird, daß Wunder unmöglich ſeien. Da nun die Menſchwerdung Gottes in Chriſto ein Wunder, ja das größte aller Wunder wäre, und Chriſti Perſon demnach eine ganz einzigartige geweſen ſein müßte, ſo kann in derſelben nicht Gott Menſch geworden ſein. Chriſtus kann daher nicht Gott, er kann nur Menſch geweſen ſein. Sie läugnen alſo die Gottheit Chriſti nicht, weil ſie innerhalb der Quellen des Lebens Jeſu, der Evangelien und des N. T. überhaupt, Anhaltspunkte für ihre Anſicht gefunden hätten, ſondern weil ein vorher gefälltes Urtheil über die Unmöglichkeit des Wunders, alſo ein Vorurtheil, ſie zu dieſer Anſicht geführt hat. Nur Schenkel macht eine Ausnahme, indem er annimmt, in dem Evangelium Marci beſäße die Kirche den treueſten und glaubwürdigſten Bericht von dem Leben Jeſu, und nun hauptſächlich aus dieſem Evangelium das rein menſchliche Bild des Herrn zu gewinnen ſich bemüht. Allein die Ausnahme iſt doch nur ſcheinbar. Denn im Grunde beruht doch jene kritiſche Anſicht von dem geſchichtlichen Werthe der Evangelien wieder auf einem dogmatiſchen Vorurtheil, indem bei dem Kritiker der Grundſatz gilt, dasjenige Evangelium ſei verhältnißmäßig das glaubwürdigſte, in welchem

Jeſus am wenigſten verherrlicht und der Sphäre des rein Menſchlichen entrückt erſcheine.

Weil nun aber die Evangelien im Gegentheil von dem Glauben an die Gottheit Chriſti durchdrungen ſind von Anfang bis zum Ende und dieſelbe auf allen ihren Blättern das eine mehr das andere weniger zu der hellſten Anſchauung bringen, dadurch aber mit dem von unſern modernen Biographen Jeſu herzubrachten Vorurtheil in dem entſchiedenſten Widerſpruch ſtehen, ſo ſuchen dieſe die Evangelien zu discreditiren, indem ſie behaupten, daß dieſelben alle oder doch zum Theil nicht von den Jüngern des Herrn und Evangeliſten herrührten, denen ſie zugeſchrieben werden, daß ſie zum Theil erſt im zweiten chriſtlichen Jahrhundert von unbekannten Verfaſſern geſchrieben wären und demzufolge ſehr viel ungeſchichtliches und darum unglaubwürdiges enthielten. So ſchaffen ſie ſich Raum für eine wohl kaum von irgend einem Hiſtoriker je ſo ſtark geübte, völlig unwiſſenſchaftliche Willkür, mit welcher ſie dasjenige, was mit ihrer vorurtheilsvollen Anſicht von Jeſu Perſon ſtimmt, als wahr und geſchichtlich gelten laſſen, das andere aber, womit ſie, wie ſie ſich ausdrücken, „nichts anzufangen wiſſen", als ungeſchichtlich und unglaubhaft verwerfen.

Nun hat die chriſtliche Theologie ſeit lange über die Entſtehung der Evangelien, ihr ſo merkwürdiges Verhältniß zu einander, die Perſonen ihrer Verfaſſer und deren Stellung zu dem Herrn, ihre Aechtheit und Abfaſſungszeit und dergleichen ſehr eingehende Unterſuchungen angeſtellt. In denſelben iſt eine Fülle von gelehrter Kenntniß der alten chriſtlichen Literatur, eine Kraft des Scharfſinns, eine Höhe von Combinationsgabe an den Tag gelegt worden, wie ſie ſchwerlich auf irgend einem andern Gebiete der Literatur größer anzutreffen ſein dürfte. Ein geſichertes, von der ge-

ſammten Theologie anerkanntes, Reſultat iſt bis jetzt nicht erreicht worden, dürfte auch bei der außerordentlichen Schwierigkeit dieſer Unterſuchungen wohl kaum je zu erhoffen ſein. Nur das möchte in Wahrheit behauptet werden können, daß, wie gerechtfertigt die Zweifel in Beziehung auf einzelne Punkte in dieſen Fragen auch ſein mögen, doch die Glaubwürdigkeit der Evangelien im Ganzen nach unbefangenem Urtheil als völlig unerſchüttert gelten muß. Noch bis zu dieſer Stunde ſind jene wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen im lebhafteſten Gang. Die verſchiedenſten Anſichten werden aufgeſtellt und von Anderen widerlegt mit einem Aufwand von bewunderungswerthem Fleiß und Scharfſinn. So iſt unter anderen faſt in demſelben Augenblick, als die Schrift Schenkel's erſchien, die kritiſche Anſicht über die Evangelien, auf welcher ſie ruht, durch einen Collegen desſelben in einem ausgezeichneten Buche ihrem größten Theile nach ſchon antiquirt worden[45]). Auch ſtimmen unſere modernen Biographen Jeſu in ihren kritiſchen Annahmen ſehr wenig zuſammen. Während z. B. Schenkel das Evangelium Marci für das urſprünglichſte und geſchichtlich treueſte hält, erkennt Strauß dieſen Vorzug dem Evangelium des Matthäus zu. Und auf ſo ſchwankende, durch und durch unſichere Grundlage unternimmt man es, eine Lehrmeinung zu ſtützen, welche die Thatſache, daß Chriſtus wahrhaftiger Gott und auch wahrhaftiger Menſch iſt, eine Thatſache, in welcher der chriſtliche Glaube von Anfang an bis heute den Grund ſeiner Seligkeit erkannt hat, läugnet und gänzlich umſtößt! Doch wir haben nicht einmal Urſache, die Gegner mit Gründen, die von dem

---

[45]) S. Holtzmann, die ſynoptiſchen Evangelien, ihr Urſprung und geſchichtlicher Charakter. Leipzig, 1863.

chriſtlichen Glauben hergenommen ſind, zu beſtreiten. Schon die wiſſenſchaftliche Unhaltbarkeit der im Allgemeinen von ihnen eingeſchlagenen Methode, wie wir ſie eben aufgezeigt haben, überhebt uns dieſer Mühe. Was auf dem Gebiete des Rechts als ein Juſtizmord gilt, einem Angeklagten ſchon vor der Unterſuchung das Urtheil zu ſprechen, und alſo den gerichtlichen Akt der Unterſuchung nur zum Schein noch anzuſtellen, und den für den Beklagten ſprechenden Zeugen willkürlich den Glauben zu verſagen, das muß auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft als ein Attentat auf die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Wahrheit betrachtet werden. Ein ſolches Attentat aber begeht derjenige, der von Chriſto, welcher in der Chriſtenheit als der Gottmenſch geglaubt iſt auf Grund der Schrift, von vornherein behauptet, er ſei dieſes nicht, könne es unmöglich ſein, und mit dieſem Urtheil an die Evangelien geht, um ſie durch vollkommen willkürliche Behandlung ausſagen zu laſſen, was er ſelbſt ſchon vorher feſtgeſtellt hatte. Er thut auf dem Gebiete der theologiſchen Wiſſenſchaft an Chriſto ideal dasſelbe, was etwa die Richter des Johannes Huß in Wirklichkeit an dieſem gethan haben.

Müſſen wir nach dem bisher Geſagten in unſerer heutigen wiſſenſchaftlichen Bildung bald ein gleichgültiges, bald ein ablehnendes Verhalten gegen den chriſtlichen Glauben wahrnehmen, ja fehlt es — beſonders in den zuletzt erwähnten Richtungen — nicht an Elementen, die demſelben geradezu verderblich ſind, und kann die Urſache dieſer Erſcheinung, wie wir früher nachgewieſen haben, nicht in dem Glauben und Wiſſen an ſich liegen: ſo lohnt es ſich der Mühe, nach den Gründen dieſes Verhaltens auf Seiten der Wiſſenſchaftlichen zu forſchen. Folgende Bemerkungen hierüber dürfen vielleicht auf einige Wahrheit Anſpruch machen.

Statt die im Anfang dieſer Vorträge angezeigten Gränzen, welche dem menſchlichen Geiſte für ſein Erkennen geſetzt ſind, anzuerkennen und zu achten, läßt man ſich oft zu der Meinung verleiten, weil der menſchliche Geiſt ſo vieles und hohes zu erkennen vermöge, ſo große und überraſchende Wahrheiten erdacht, ſo bewunderungswürdige Entdeckungen und Erfindungen gemacht, ſo erſtaunliche Aufſchlüſſe auf den verſchiedenſten Gebieten des Wiſſens gegeben habe, ſo müſſe er auch im Stande ſein, alles zu erkennen und zu beurtheilen. Die außerordentliche Größe des bisher Erreichten läßt oft die Gelehrten vergeſſen, woran ſie doch gerade am meiſten durch ihre wiſſenſchaftlichen Erfahrungen ſich täglich gemahnt ſehen ſollten, daß die Summe deſſen, was noch in der Wiſſenſchaft zu erreichen bleibt, unendlich viel größer iſt, als die Summe deſſen, was bereits erreicht worden iſt. So hat man die ewig gültige und durch unſere eigene Erfahrung beſtätigte Wahrheit des apoſtoliſchen Ausſpruchs verkannt und überſehen, „daß unſer Wiſſen Stückwerk iſt“ [46]), — und iſt zu dem Irrthum fortgeſchritten, daß die Gränzen des menſchlichen Wiſſens und Erkennens auch die Gränzen des wirklichen Seins aller Dinge ſeien, d. h. daß nichts als wahr und wirklich anzuerkennen ſei, was nicht der menſchliche Geiſt begreifen, der Verſtand erklären und beweiſen könne. Damit läugnet man aber nichts mehr und nichts weniger als das Daſein der geſammten überſinnlichen Welt — denn dieſe iſt eben dem menſchlichen Erkennen von ſich aus unzugänglich —; damit ſpricht man dem Glauben, als dem einzigen Organ, die überſinnliche Welt gewahr zu werden und mit ihr in Verbindung zu treten, ſein Recht ab. — Wir würden, wie wir im erſten Vortrag geſagt

[46]) S. 1 Cor. 13, 9.

haben, der Wiſſenſchaft ein gerechtes, ſtolzes Selbſtgefühl nicht verargen; dasſelbe aber darf nicht in den Hochmuth des Wiſſensdünkels ausarten. Solcher Wiſſensdünkel, welchen ſchon der Apoſtel Paulus, doch ſelbſt ein Mann auch der Wiſſenſchaft, geſtraft hat in den Worten: „das Wiſſen bläſet auf“[47]) iſt zu allen Zeiten eine fruchtbare Mutter des Unglaubens geweſen, der ſich im Läugnen der geoffenbarten chriſtlichen Wahrheit gefällt. So klagt ſchon derſelbe Apoſtel zu ſeiner Zeit, daß nicht viele Weiſe zum Evangelium berufen wären und daß die göttliche Weisheit des Evangeliums, namentlich das Wort vom Kreuz, der Weisheit der Welt als Thorheit gelte[48]). Auf dem bezeichneten Irrthum beruht das eigentliche Weſen des Rationalismus, welcher fort und fort in der chriſtlichen Kirche zu finden iſt, und auch heute noch Viele verhindert, mit ganzem Herzen ſich den Geheimniſſen des chriſtlichen Glaubens hinzugeben, weil ihre Vernunft ſie nicht zu faſſen vermag. Es muß dieſe Verirrung um ſo mehr befremden, da doch dieſelben, die in Sachen der Religion und des Glaubens nichts gelten laſſen wollen, als was ſie mit der Vernunft zu begreifen und mit dem Verſtande zu erklären vermögen, doch täglich hunderte und tauſende von Dingen ſehen und erfahren, die ſie eben ſo wenig begreifen und erklären können, und die ſie doch gelten laſſen und gelten laſſen müſſen, weil ſie zu läugnen Wahnſinn wäre. Oder bietet uns etwa die Natur um uns her, unſer eigenes menſchliches Weſen, bieten uns unſere vielfältigen Erlebniſſe nicht unzählige Räthſel, die noch kein Menſch bisher zu löſen vermocht hat? Wohl, ſagt ihr, aber wir haben doch die Ueberzeugung, daß

---

[47]) S. 1 Cor. 8, 1.
[48]) S. 1 Cor. 1, 20—27.

einer noch weiter fortgeſchrittenen Wiſſenſchaft ſich dieſe Räthſel einſt, wenn auch in einer noch ſo fernen Zukunft, erſchließen werden. Nun, auch wir Vertreter des Glaubens leben derſelben Ueberzeugung und Hoffnung in Bezug auf die Geheimniſſe des Glaubens; ſie werden ſich einmal löſen im Lande des Schauens[49]). Wenn ihr alſo doch Geduld haben könnt auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft, bis die Räthſel derſelben vielleicht einmal werden erſchloſſen werden, warum wollt ihr nicht auch Geduld haben auf dem Gebiete des Glaubens, bis deren vollkommene Erkenntniß einſtmals gewiß erfolgen wird?

Iſt daher das eben geſchilderte Verhalten gegen das Chriſtenthum und ſeine geoffenbarte Wahrheit eine ſo handgreifliche Verirrung, ſo müſſen wir wohl urtheilen: es iſt nicht ſowohl ein Mangel in der Einſicht des Verſtandes, welcher ſo oft den Unglauben auf Seiten der Wiſſenſchaft verſchuldet, ſondern vielmehr eine Mangelhaftigkeit des Willens, welche ſelbſt wiederum bald verſchuldet bald unverſchuldet ſein kann. Dieſen Vorwurf erhebt ſchon ſeiner Zeit Jeſus gegen ſeine ungläubigen Verfolger, indem er ihnen Schuld giebt, daß ſie nicht zu ihm kommen wollten, daß ſie ihn nicht hören oder verſtehen könnten, ſeine Rede fahe nicht unter ihnen[50]). In gleichem Sinn fordert Jeſus ein wiedergebornes Herz, um die geoffenbarte Wahrheit aufnehmen und glauben zu können und dadurch in das Reich Gottes einzutreten[51]). Er erklärt mithin den Glauben als eine ſittliche That des Menſchen. Ganz damit übereinſtimmend iſt Fichte's Wort: „Die überſinnliche Welt ſieht „nur derjenige, der ſie eben ſieht; und man kann in dieſe

[49]) Vgl. 1 Cor. 13, 10—12.
[50]) Vgl. Ev. Joh. 5, 40; 8, 37. 43.
[51]) Ev. Joh. 3, 1—13.

„Anſchauung keineswegs durch die leibliche Geburt hinein „verſetzt werden, ſondern nur durch eine neue geiſtige Wie„dergeburt“[52]). Es würde mithin die Urſache des Unglaubens hauptſächlich darin zu ſuchen ſein, daß der Menſch, auf ſeine natürlichen Kräfte vertrauend, nicht zu der ſittlichen und geiſtigen Neu- und Wiedergeburt durchgedrungen iſt, bei welcher allein er ſeines in ihm liegenden Bedürfniſſes der Gemeinſchaft mit Gott inne werden und ein ſehnſüchtiges Verlangen nach den himmliſchen Dingen empfinden kann. Wo aber kein ſolches Bedürfniß iſt, da natürlich auch kein Harren auf Kundthuungen aus der überſinnlichen Welt. Und da dieſe, wie wir neulich ſahen, nur dem Harrenden ſich enthüllt, ſo ſehen andere die überſinnliche Welt auch nicht, ahnen ſie vielleicht nicht einmal, und Glauben iſt ihnen daher ein ganz unverſtändliches Wort.

Es ſei fern von uns, indem wir den Unglauben als eine hauptſächlich ſittliche Verirrung bezeichnen, alle Träger der Wiſſenſchaft, welche die geoffenbarte Wahrheit verwerfen, als unſittliche Menſchen anklagen zu wollen. Das würde nicht allein lieblos, ſondern auch thöricht ſein. Die Thatſachen würden ein ſolches Urtheil Lügen ſtrafen, indem es ja doch unter den Männern der Wiſſenſchaft, welche auf ſehr geſpanntem Fuß mit dem chriſtlichen Glauben ſtehen, höchſt achtungswerthe ſittliche Naturen giebt. Es kann eben jener ſittliche Fehler dadurch hervorgerufen werden, daß der Erkenntnißtrieb, welcher in der Wiſſenſchaft ſeine Befriedigung findet, die anderen Vermögen des Geiſtes überwuchert und auch die tieferen Bedürfniſſe des Glaubens in dem Menſchenherzen zurückdrängt, ohne ſie zu ihrer Geltung kommen zu laſſen. Denn es iſt ja wohl natürlich,

---

[52]) S. deſſen Werke III. 166 vgl. 196.

daß Solche, die ſich eines hohen Maßes wiſſenſchaftlicher und anderer Bildung erfreuen, eben an derſelben, weil ſie nicht nur ein edles, herrliches geiſtiges Gut, ſondern auch ihr wahres, ſelbſterworbenes Eigenthum iſt, ſich dergeſtalt genügen laſſen, daß ſie gar keinen reicheren, höheren Genuß etwa durch den Glauben an die chriſtliche Wahrheit begehren. Es iſt natürlich, daß Solche auch in den ſittlichen Antrieben, welche ſie aus ihren wiſſenſchaftlich erkannten Wahrheiten gewinnen, einen Erſatz für die aus dem Glauben fließende ſittliche Kraft zu beſitzen meinen, und darum den letzteren als etwas überflüſſiges und für ſie entbehrliches betrachten. Es würde daher ungerecht ſein, in jeder derartigen Geiſtesſtimmung, welche dem Gläubigen als Unglaube erſcheint, ſogleich eine Feindſchaft wider den Glauben oder das Chriſtenthum vorauszuſetzen. Die ſo Geſtimmten vermiſſen eben den Segen und die Güter des Glaubens nicht und trachten darum nicht darnach, weil ſie ihnen noch gar nicht als ſolche zum Bewußtſein gekommen ſind.

Darum aber gerade bleibt ein ſolches Verhalten der Wiſſenſchaftlichen zum Glauben immer ein Fehler, eine Einſeitigkeit. Es ſollte ein Gebildeter, welcher mit Recht auf dieſen Namen Anſpruch macht, doch wohl über die jeden Menſchen ſo nah angehenden Angelegenheiten der Religion und des chriſtlichen Glaubens orientirt ſein. Es iſt aber kaum glaublich, wie ganz und gar fremd Gebildete und Träger der Wiſſenſchaft ſo oft auf dem Felde der Kirche und des Chriſtenthums ſind, wie ihnen alles und jedes Verſtändniß chriſtlicher Dinge abgeht, und welch eine große, wahrhaft entſetzliche Unkunde des Sinnes und der Bedeutung ſelbſt der gewöhnlichſten und geläufigſten chriſtlichen Glaubenslehren ſie häufig verrathen. Eines groben

Verſtoßes in irgend einem Zweige menſchlicher Wiſſenſchaft und Kunſt würde jeder Gelehrte ſich ſchämen. In Sachen des Glaubens ſcheint dieſes edle und heilſame Gefühl ihrer vielen gänzlich abhanden gekommen zu ſein. Ganz unbefangen ſieht man ſie hier nicht ſelten ihre Unwiſſenheit zur Schau tragen, deren ſchlimmſte Form es noch nicht iſt, wenn ſie ſich die chriſtlichen Dinge in einer Geſtalt vorſtellen, welche nicht die wirkliche iſt, ſondern als ein von ihnen ſelbſt entworfenes oder von anderen eben ſo Unkundigen überkommenes Zerrbild, deſſen Unhaltbarkeit oder Lächerlichkeit zu beweiſen, freilich ein nur ſehr geringes Maß von Kunſt und Scharfſinn erfordert. Es ſind daher diejenigen in einem großen Irrthum befangen, welche der Meinung ſind, durch Freigeiſterei oder Unglauben in Sachen des chriſtlichen Glaubens einen beſonderen Grad „fortgeſchrittener" Bildung zu beurkunden. Der wahrhaft Gebildete wird anders über ſie urtheilen.

Wir möchten daher wünſchen, daß auf Seiten der Wiſſenſchaft auch die chriſtlichen Dinge und Lehren viel mehr und fleißiger ſtudirt würden, als es leider bisher geſchehen iſt, damit man nicht in den gerade für einen Mann der Wiſſenſchaft ſo ſehr empfindlichen Tadel verfalle, daß man verwerfe und verurtheile, was man entweder gar nicht, oder mangelhaft oder falſch erkannt hat. Wir möchten ferner wünſchen, daß alle Gebildete und Denker ſich doch veranlaßt ſehen möchten, einmal ihren Blick von den Gegenſtänden ihrer Wiſſenſchaft hinweg und in die Tiefen ihres eigenen Geiſtes hineinzulenken, um allda der Wurzeln des Glaubens gewahr zu werden, welche tief und unaustilgbar in der Natur des Menſchen angelegt ſind. Dann würden ſie wohl auch zu der Einſicht gelangen, daß in dem Glauben, welcher uns in Berührung mit Gott und der geiſtigen

Welt über uns ſetzt, der eigentliche Heerd und Quell aller wahren und tiefen Herzensbildung liegt, diejenige anregende, wiedergebärende, begeiſternde Kraft, welche allen anderen Beſtrebungen des Menſchen, auch die wiſſenſchaftlichen weckt und mit Würde und Weihe umgiebt. Sie würden dann wohl auch zu der Ueberzeugung kommen, daß die ſo tief in die Bruſt des Menſchen eingeſenkten Glaubenswahrheiten zu vernichten, ein unmögliches, ſie entbehren zu wollen, ein unheilvolles Unterfangen wäre. Sie würden endlich ſich ſelbſt eingeſtehen müſſen, daß das beſte und herrlichſte was ſie an geiſtigen Gütern und Schätzen der Bildung entweder als Erbtheil von Anderen überkommen oder ſich ſelbſt als ihr Eigenthum erworben haben, mehr oder weniger dem chriſtlichen Glauben ſeinen Urſprung verdankt, der in der ganzen Zeit oder in ihrer nächſten kirchlichen Umgebung als innerſter Lebenskern bald mehr offenbar bald mehr verborgen gelegen, und unter deſſen Einfluß ſie bewußt oder unbewußt geſtanden haben. Solche Einſicht würde ſie allmählich ihrer Entfremdung gegen den chriſtlichen Glauben entreißen, und ſie in demſelben eine ihnen befreundete Macht erkennen laſſen, mit welcher im Bunde ſie am gedeihlichſten am Ausbau des Tempels der Wahrheit und an der Erziehung der Menſchheit zu deren höchſter und vollendeter, ihrer allein würdiger und deren göttliche Beſtimmung erfüllender Bildung arbeiten könnten[54]).

Denn allein, ohne Beihülfe des Chriſtenthums, vermag die Wiſſenſchaft dieſes hohe Ziel nicht zu erreichen. Sie beſitzt wohl die Mittel, das irdiſche Daſein des Menſchen zu veredeln und zu verſchönern und deſſen zeitliches materielles wie geiſtiges Wohl zu befördern. Aber über das irdiſche Leben hinaus vermag ſie nicht zu wirken. Jenſeits werden Weiſſagungen, Sprachen und Erkenntniß aufhören[55]). Den Himmel und mit ihm die Seligkeit vermag ſie nicht in das Herz des Menſchen zu zaubern. Dieſer köſtliche Dienſt iſt allein dem Glauben, allermeiſt dem chriſtlichen, vorbehalten, der ſich in der Liebe thätig erweiſet. Aber auch auf dem ihr zugemeſſenen Gebiet vermag die

---

[54]) Ein berühmter theologiſch-gebildeter Juriſt, Stahl, hat vor mehreren Jahren eine vielfältig angefochtene Rede über „die Umkehr der Wiſſenſchaft" gehalten. Vielleicht würde er ſich die vielen Einreden und gegen ihn erhobenen Proteſte erſpart haben, wenn er von einer nothwendigen Umkehr „der Wiſſenſchaftlichen" geredet hätte.

[55]) S. 1 Cor. 13, 8.

Wissenschaft ihre hohen Gaben nicht Allen zu verleihen. Sie trägt einen aristokratischen Charakter an sich. Die Menschheit gleicht nicht einer unübersehbaren, in durchaus gleichem Niveau sich hinziehenden Ebene; sie gleicht vielmehr einer Landschaft, auf welcher über den Ebenen und Thälern sich Hügel, Berge und hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Alpengipfel erheben. Die Zeit, welche ein berühmter Gelehrter[56]) erhofft haben soll, wo der Landmann mit dem Plato in der Hand hinter dem Pfluge hergehen werde, die dürfte wohl auf dieser Erde niemals erscheinen. Niemals werden die Ebenen sich zu dem Niveau der Alpenkette erheben, noch diese sich zu dem der Ebene herabsenken. Es werden daher immer nur einzelne Auserwählte sein, welche fähig und geschickt sind, die geistigen Güter der Wissenschaft zu genießen, oder sich in selbstständig errungener Bildung dieses Genußes zu erfreuen. Der große Haufe wird leer dabei ausgehen, ihm wird der volle Segen der Wissenschaft nie zu Gute kommen. Das Vorrecht der allgemeinen Nutzbarkeit besitzt wiederum allein der Glaube. Für ihn und seine Seligkeit ist jedes Menschenherz geschaffen, für seine Wahrheit ist daher auch jedes empfänglich. Er trägt einen republikanischen Charakter an sich, indem er die ganze Menschheit zu einer Gemeinschaft, zu einer Familie vereinigt. Er verleiht seine Segnungen nicht nur dem Hohen, sondern auch dem Niederen, nicht nur dem Hochgebildeten, sondern auch dem Ungebildeten, nicht nur dem Forscher in einsamer Zelle, sondern auch dem Manne des Gewerbes und der Arbeit bis zu dem untersten Handwerker in der Werkstatt, bis zu der geringsten Magd am Brunnen.

Ehren und pflegen wir daher die Wissenschaft, um durch sie uns die des Menschen allein würdige Bildung, zu welcher unser Geist von Gott angelegt ist, zu verschaffen, unser irdisches Dasein auf die edelste Weise zu vervollkommnen und zu verschönern, und unserem Geiste den köstlichsten Genuß zu bereiten! Thun wir das aber auf dem Grunde unseres christlichen Glaubens, damit derselbe uns mitten in dieses arme, vergänglichen, irdischen Dasein zum Himmel erhebe, uns mit dem Urgrunde unseres Wesens, mit Gott, in stetter Verbindung erhalte, uns bei unserer Unvollkommenheit und Sünde mit Gottes Frieden erfülle, uns in allem Jamm-

[56]) Der Königsberger Philologe Lobeck. S. v. Bae a. a. O. S. 69.

tröſte, uns hienieden ſchon in Chriſti Bild verkläre und uns in der ſchwerſten, in der letzten Stunde des Lebens mit der Hoffnung des ewigen Lebens erquicke!

Alle menſchliche Größe, Kunſt und Wiſſenſchaft bietet uns auf unſerer irdiſchen Wallfahrt nur einen gebrechlichen Stab; die Syſteme der Wiſſenſchaft wechſeln und vermögen daher uns keinen feſten Grund zu bieten, auf welchem wir den Anker unſerer Hoffnung auswerfen möchten; gewiß verbleicht aller Glanz menſchlicher Geiſtesgröße einſt im Tode. Nur Eines iſt, das täuſcht unſere Erwartung nie. Nur eines iſt, das gewährt zu aller Zeit ſeligſte Befriedigung. Nur eines iſt, das bleibt, ob alles welke und wechſle, das iſt wie hier in dieſem Leben ſo auch jenſeits der unumſtößliche Grund unſerer Seligkeit. Das wollen wir im Glauben feſthalten; und ſo ſei unſere Loſung: „Jeſus Chriſtus, geſtern und heute, und derſelbe auch in Ewigkeit!“ [57])

II.

Zur Literatur.

8. Evangeliſche Caſual-Reden, herausgegeben von Dr. Chr. Palmer. 4. Aufl. 1. Bd. 1864.

Es unterliegt keinem Zweifel, wie der verdiente Herausgeber, der in der Bearbeitung der Fächer der praktiſchen Theologie eine hervorragende Stellung unter den Zeitgenoſſen einnimmt, denn wem wären ſeine vielverbreiteten, nützlichen Bücher unbekannt? in der Vorrede richtig bemerkt, „das abermalige Nöthigwerden einer neuen — hier der vierten — Auflage dieſer Sammlung iſt mir ein Beweis, daß dieſelbe fortwährend zahlreiche Freunde findet.“ Gewiß, dieſe Sammlung von Caſualreden muß unter den 14,000 praktiſchen Geiſtlichen der evangeliſchen Kirche deutſcher Zunge eine weite Verbreitung gefunden und ſich bei Vielen als ein praktiſches

[57]) S. Hebr. 13, 8.

und brauchbares Buch bewährt haben. Wenn Harleß' Ethik die sechste Auflage erlebt, so ist das ein Beweis, daß der Geist wissenschaftlicher Forschung Gottlob bei unsern Praktikern noch immer rege ist, denn die Studenten allein werden die Nothwendigkeit einer wiederholten Auflage nicht hervorrufen, wie es z. B. beim Hutterus redivivus und andern Studenten- und auch Schulbüchern, die vorschriftmäßig angeschafft werden müssen, der Fall ist. Eine solche Sammlung von Casualreden muß sich, wenn sie gut sein will, selbst durch ihren Werth Bahn brechen. Das scheint hier der Fall gewesen zu sein. Wie weit ist nun der Gebrauch solcher gedruckter Casualreden für vorkommende Casualien ein erlaubter? das ist eine oft ventilirte Frage. Zuweilen ist sie im Extrem dahin beantwortet, daß es unter Umständen gerathen sei, sofort eine gefundene Casualrede ohne Umstände zu brauchen, wenn das eigene Produciren einen im Stiche läßt. Das möchte aber doch ohne alle Beschwerde kaum durchführbar sein, da kein Fall ganz derselbe zum zweitenmale wiederkehrt. Eine solche Sammlung von Casualreden kann aber sehr belehrend sein. Sie redet aus dem Geist der Gegenwart, zeigt, wie gerade in unseren Tagen von Männern, die berechtigt sind, unter der Aegide eines bewährten Homileten in die Oeffentlichkeit mit ihren Gaben herauszutreten, das ewig gleichbleibende Gotteswort des Trostes und der Mahnung in den besonderen Lagen, da das Menschenherz in ganz bestimmten persönlichen Fällen nach der Weihe der Gottesoffenbarung ein Verlangen trägt, seine Anwendung findet. Die Theorie der Homiletik, wie richtig aus der Erfahrung und dem Geist des Evangeliums geschöpft sie auch dargestellt werde, strebt einer Illustration durch Musterbeispiele zu. Gute Vorbilder belehren eindringlicher, als die besten Thesen in Paragraphen verfaßt. Das cursorische wiederholentliche Lesen der Classiker in allen Branchen fördert die Epigonen, die selbst nicht urschöpferisch ein neues Blatt in der Geschichte der Geistesentwickelung aufschlagen, gar sehr, und ermuntert und belebt die schlummernden Anlagen. Es gibt producirende und reproducirende Geister. Die ersteren sind nur sparsam ausgesäet und wachsen nicht alle Tage, aber „wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu thun." Die Plato und Aristoteles, die Kant und Hegel kommen nicht massenhaft vor; so auch in der Theologie und Kirche. Kommt einmal ein eminenter Bahnbrecher, so hat man vorläufig eine Weile

genug, um das Producirte ſich anzueignen, zu verarbeiten und zu verwerthen. Es geht gar nicht ſo rapid mit dem Fortſchritt, daß jeder Menſch ein gebornes Genie wäre. Bei der Benutzung, Anwendung und Verwerthung der ſo beſchaffenen Gedanken nach Inhalt und Form kommt natürlich „ſo ungemein viel auf den richtigen Takt an, den jeder in ſich ſelbſt tragen muß", wie Palmer von dieſem Theil des geiſtlichen Berufs, der Verkündigung des Wortes in Caſualreden, richtig bemerkt. Beim Auslegen und Anwenden des Evangeliums, mit einem Wort beim Predigen kommt es bekanntlich darauf an, daß man nicht die ewigen Granitblöcke der Gotteswahrheit, wie ſie aus dem Urſchacht der Offenbarung genommen werden, nur ſo eben hinſtelle; es iſt nicht genug, daß man die Reden und Sprüche des Herrn und ſeiner Propheten und Apoſtel einfach repetire, ſondern es hängt bei der richtigen und wirkſamen Anwendung alles davon ab, was man daraus im gegebenen Fall macht. Man kann auch die Perlen an einen unrechten Ort tragen, man kann auch zum Schaden der Bedürftigen „Milch" mit „harter Speiſe" verwechſeln, — dem unbußfertigen Leichtſinn wird der ſüße Honig vom Kreuz und Blute Jeſu zu einer demoraliſirenden Kraft, während das erſchrockene und demüthige Herz durch das Hammern des Geſetzes vollends zu Boden geſchmettert wird. Alles hat ſeine Zeit und ſeinen Ort. Es zu machen, daß die Predigt heilſam wirke, was ſie wirken will und ſoll, dazu gehört allerdings „ungemein viel Takt", und wer noch nicht dahinter gekommen iſt, wie Jemand ſagt, dem iſt mit den beſten Rathſchlägen, wie ſie die Homiletik gibt, nicht gedient. Uebung, Erfahrung, Gebet und gutes Beiſpiel, unter Vorausſetzung einer urſprünglich vorhandenen gewiſſen Begabung, fördern in dieſem Fall ungemein. Darum ſind ſolche „Sammlungen Caſualreden" principiell nicht zu verwerfen, können vielmehr ſehr gute Dienſte thun, indem man lernt, wie im beſten Falle die beſten der Zeitgenoſſen es machen. Dieſer erſte Band bietet uns eine reiche Auswahl der verſchiedenſten Caſualien. Die Sprache iſt durchweg gehalten und edel, der Lehrgrund, auf welchem alle Vermahnungen und Tröſtungen ſtehen, der alleinige, der gelegt iſt, welcher iſt Jeſus Chriſtus, ſo daß wenn man lernen will, wie in unſern Tagen das ewig unerſchöpfliche Gotteswort der Offenbarung in den mannigfachſten Situationen in würdiger Weiſe zur Anwendung kommt, und ſich entfaltet, und ſein mildes, befruchtendes Licht auf die Men-

ſchenherzen ergießt, man getroſt zu dieſer Sammlung greifen kann. Die 22 Leichenreden, die, wie alle übrigen, ſtets mit Recht ein Bibelwort zum Text haben, aus dem der Fall ſeine Beleuchtung findet, ſind jede für ſich ausgezeichnet und bewährt ſich der richtige Takt des Herausgebers in der Auswahl und Zuſammenſtellung derſelben, da ihm, wie es bei ſolchen Unternehmungen der Fall zu ſein pflegt, eine Ausſcheidung des Brauchbaren oft nicht leicht geweſen ſein wird. Die 18 Trauungsreden ſind beſonders erquicklich und lieblich in ihrem milden heiligen Ernſt, und wir können nur Gott danken, daß es in unſerer Kirche, trotz des Geſchreies über Civilehen von Seiten derer, die allen Sinn für Gottes Segen in einer ſo hochwichtigen Angelegenheit des Lebens verloren haben, noch immer Brautpaare gibt, die unter ſolchen Ermahnungen und Anregungen ihren chriſtlichen Eheſtand beginnen können. Wenn Beicht- und Abendmahlsreden in größeren Gemeinden am häufigſten in Anwendung kommen, wie denn Referent ſeit vielen Jahren nicht bloß jeden Sonn- und Feſttag ſolche zu halten hat, ſo liegt die Gefahr nahe, nur zu leicht eine gewiße Form conſtant einzuhalten und ſich in einem gewohnten Umfang von Gedanken und Redeweiſen zu bewegen. Die Abwechſelung in der Wahl des Bibeltextes wie die Verſchiedenheit der Abendmahlsfeiernden nach ihren Bedürfniſſen und Lebensſtellungen, ſoweit ſie dem Seelſorger bekannt ſind, gibt allerdings einen Schutz gegen das Einfahren in gewohnte Gleiſen, wodurch die gegenſeitige Einwirkung beim Geben und Empfangen des göttlichen Wortes an Friſche verliert; wir meinen, es wird nicht leicht auch der erfahrenſte Praktiker auf dieſem Gebiet nicht umhin können, einzugeſtehen, daß er durch die hier mitgetheilten 13 Beichtreden neu angeregt ſei, und die Entdeckung machen, daß noch manche Seite der Bedeutung und Wirkſamkeit der Sache abzugewinnen ſei. Ueberhaupt meinen wir, dürfte nicht der geringſte Segen aus einer eingehenden Kenntnißnahme dieſer Caſualreden der ſein, daß man einſieht, wie das Gotteswort noch lange nicht in ſeiner Anwendung erſchöpft ſei, wie man gerade bei ſolchen Caſualreden einen beſondern Fleiß nicht außer Acht zu laſſen habe, wenn eine Wirkung erfolgen ſoll. Abgeſehen von der, wie es uns ſcheint, ganz unmotivirten Ausrede, daß die vortreffliche „Agende" ja ein Schutzbüchlein ſei für alle Fälle, wobei man wohl auch mit einer gewißen Sehnſucht nach einem common prayer book nach

Art der englischen Hochkirche hinschaut, um wol gar endlich aller „Casualreden" überhoben zu sein im Halten und Anhören, welche Sehnsucht nur ein Armuthszeugniß für die wirklich gehaltenen Casualreden ist, so erscheint uns zweierlei wahr, erstens, daß nirgendswo die Empfänglichkeit für ein gutes Wort so stark ist, als eben bei den sogenannten Casualien, und daß zweitens ein gutes Beispiel und Vorbild ungemein wohlthätig nicht blos den schüchternen Anfänger neu zu beleben vermag. Der Taufreden sind nur 3, an die sich 1 Confirmationsrede anschließt, und werden die übrigen Bände des Werkes wol mehr liefern. Die 5 Bußtagspredigten von Grüneisen, Gerock und dem Herausgeber ꝛc. haben uns nicht minder angesprochen. Nun folgen 6 Reden zum Jahresschluß, 4 Pastoral- und Synodalreden, und endlich 10 Reden bei verschiedenen Anläßen. Wir können diese Sammlung mit gutem Gewissen eine ganz vorzügliche und ausgezeichnete nennen, und empfehlen sie allen, denen es Pflicht und Bedürfniß ist, sich mit den besten Erzeugnissen auf dem Gebiete der homiletischen Literatur unserer Zeit bekannt zu machen. Es ist der sichtende, fein prüfende und taktvolle Geist des Herausgebers, der sich hier aufs glänzendste bewährt. Denn wir meinen, es gehört viel dazu, die Geister aufzufinden, die bei aller Mannigfaltigkeit der Gaben doch mit gleicher Entschiedenheit, Lauterkeit und Geschicklichkeit das eine, was Noth thut, bei den verschiedenartigsten Anläßen zu predigen wissen. Eine hervorragende Stellung legen wir den Arbeiten des Herausgebers bei, indeß sind die der übrigen Verfasser nicht im Nachtheil. Württemberg ist doch ein gesegnetes Land, auch reich gesegnet an Gottes reinem und lauterem Wort. Das ist aus dieser Sammlung ersichtlich, denn fast alle Reden sind in Württemberg gehalten, nur 5 im „Auslande", je eine in Hessen, Elsaß, Bayern, Schweiz und Weimar. Mit dem vielen Bücherkaufen ist es im Durchschnitt nichts; ein Buch kaufen, das man sich wohl zu lesen und zu studiren vornimmt, und doch zuletzt ungelesen in seiner Bibliothek aufstellt, ist vollends gar nichts; darin muß man wählerisch sein, aber dann auch das Buch, das Mancher sich mit Aufopferung beschafft, brauchen. Wir rathen zum Anschaffen dieses Buches: da kann man lernen, wie man's nicht machen und wie man's machen muß.

9. Trost und Mahnung in Thatsachen christlicher Erfahrung. Gesammelt von Dr. W. G. Blume. Brandenburg, 1863.

Es ist nicht immer nothwendig, daß man bei Herausgabe von Schriften mit funkelnagelneuen Gedanken auftritt. Die „Wiederholung ist die beste Redefigur", die schlagendste nach Muster und Vorbild des alten Heiden Cato, der bekanntlich jede seiner Reden mit dem Schlußwort krönte: „im Uebrigen ist meine Meinung, Carthago muß zerstört werden!" Dieses Büchlein ist eine Sammlung kleiner Geschichten aus der christlichen Erfahrung, von der Kraft des christlichen Glaubens, von Gebetserhörung, von göttlichen Strafgerichten und Warnungen, vom Jenseits u. s. w., populär, faßlich, ansprechend erzählt, wie sie aus den verschiedenen bereits gedruckten Quellen hie und da entnommen sind, z. B. aus dem „Kinderboten", aus den „Blüthen aus dem Garten Gottes", Krummacher's „Elisa", aus „Barmer Lebensbilder", Seelbach's „Bibel-Segen", „Fliegende Blätter aus dem R. Hause", „Christoterpe" u. a. Warum sollte nicht einmal Solches, und zwar das Eindringlichste und Beste, zusammengestellt und noch einmal gegeben werden? Die Idee ist gewiß ganz gut, und es ließe sich bei einigem Fleiß und Takt noch manches in der Art sammeln und bereiten. Wir wollen hier nicht die einzelnen Geschichten kritisiren, das würde zuweit führen; denn, wenn wir sagen wollten: So was geschieht, zugegeben, daß alles im richtigen Lichte geschildert ist, ohne Aufputz, doch nur alle hundert Jahr einmal, so könnte man antworten: ganz richtig, darum erzählen wir es auch! Psychologisch richtig so was zu erzählen, erfordert eine sehr feine Beobachtung des Menschenherzens, und das ist nicht leicht. Eine und dieselbe „Thatsache christlicher Erfahrung" erscheint oft ganz anders, je nachdem man zu ihr Beobachtungsgabe mitbringt. Spener's goldene Worte lauten: „Schriften von der Bekehrung, welche sich auf die eigene Erfahrung berufen, erfordern, daß man sein Begegniß nicht (zu) anderer Regul mache." Die „Bekehrungen" geschehen auch im Durchschnitt nicht so schnell. — Wollte Gott, es wäre so, aber nicht jede Erschütterung eines angeregten Gewissens ist von bleibender Frucht, und es gehen „Viele hinter sich"; darum ist nie vorschnell zu jubiliren, wenn einmal ein Büchsenschuß plötzlich losgeht und einen Spitzbuben unversehens tödtet, und ihn so die „gerechte Strafe trifft", oder wenn heute ein edler Mensch im kalten Zimmer zur Winterszeit einer armen Wittwe die letzten 30 Thaler schenkt, selbst aber kein Geld nachbehält um seinen Ofen zu heizen, und sofort ein „Prinz" eintritt, und den

edlen Menſchen mit einem Fuder Holz und einem ſchönen Reitpferde belohnt, damit er ſich ſitzend und reitend erwärmen kann. Dazu muß man eben Gellert ſein.

10. Krankheit und Heilung. Eine Lebensſkizze. Bevorwortet von Dr. A. v. Harleß ꝛc. Brandenburg, 1863.

Die Verlagshandlung Wieſike, die ſich mit der Herausgabe ſolcher erbaulichen Schriften zu beſchäftigen ſcheint, wie denn auch die vorige No. 9 angezeigte unter ihrem Schutz ans Licht getreten iſt, ſollte ſich immer vorher ein Atteſtat von einem berühmten Manne über ein dargebotenes Manuſcript ertheilen laſſen, dann wird ſie ſicher fahren. Dieſes Büchlein hat auch den beſonderen Titel: „Unſerer geliebten Auguſte Leben, Leiden und Sterben. Für uns Geſchwiſter niedergeſchrieben von ** im Sommer 1860.“ Alſo ein Frauenbild aus der neueſten Neuzeit, aus dem Blumhardt Löheſchen Kreiſe, aus Schwaben, in zarten frommen Verſen nicht ungeſchickt, eine Predigerstocher (1819 geb. in Gundelsheim), eine Pfarrersfrau (ſeit 1840); nach der Geburt eines Kindes zeigte ſich eine Schwäche der Sehkraft, welche ihr die feineren weiblichen Arbeiten unmöglich machte. Doch da ſie von Kind auf kurzſichtig geweſen war, achtete man nicht viel darauf; man hielt es, ebenſo wie eine große Müdigkeit und Schwäche des Rückgrats, die ſich beſonders des Abends immer einſtellte, für Nachwehen der Entbindung, die ſich mit der Zeit von ſelbſt verlieren würden. Allmälig wurde es mit den Augen ſchlimmer, ſie konnte nicht mehr leſen, ſchreiben ꝛc. Dennoch hatte ſie, ſo läſtig das Uebel war, nicht das mindeſte von ihrem Humor verloren; ſie hält ſich auch, die Augen abgerechnet, für kerngeſund. Mehrfaches zur Heilung, auch Badereiſe, ward verſucht, jedoch vergeblich. Ihr Zuſtand wurde nicht beſſer. Ihre Nerven waren und blieben in einem ſeltſam paralyſirten Zuſtande; jede Aufregung wirkte wie elektriſirend auf ſie — (ein echt moderner Zug unſerer heutigen Gegenwart) — daß ſie kurze Zeit ihren Dienſt wieder zu verſehen im Stande waren, jedoch nur um bald wieder in deſto größere Erſchlaffung zu verſinken. Dieſe kurzen Momente des Aufleuchtens wurden bei der armen Kranken immer ſeltener. Man ſchreibt im Jan. 1850: „Auguſte weiß nichts von deinem Brief, (d. h. der Schweſter Julie an den Bruder W., der Pfarrvicar war), wir durften ihr gar nichts davon ſagen, ſie kann kaum einen Laut mehr vertragen; es iſt ein ewig Einerlei, ein unbegreiflich unbeſchreiblicher Zuſtand.“ Weiter im

März: Mit Auguſten iſt's noch ganz auf dem alten Fleck, und ein Tag wie der andere ſchleicht langſam im Geleiſe des Jammers dahin. Zur Zeit des ſtürmiſchen ſtrengen Winters hatte doch der Gedanke, immer und immer im Bette zu liegen, etwas weniger Schreckliches als nun beim Erwachen des Frühlings ꝛc. O das iſt hart, das macht's erſt recht ſchwer, ſo geduldig ſtille zu halten der großen Züchtigung! Sie kann Niemand ſehen noch ſprechen, ſie liegt wie ein Todter in ihrem Kämmerlein!" Dahin alſo war es mit ihr gekommen! Wie lebendig begraben lag ſie in ihrer Kammer! Sie mit ihrer großen Lebhaftigkeit, mit ihrem Bedürfniß des lebhafteſten Verkehrs, mit ihrer Heiterkeit und ihrem unerſchöpflichen Witze, mit ihrer Theilnahme für Alles und Jedermann, die mit ſolcher Zärtlichkeit an Mann und Kindern hing, ſie, die mit ſolcher ins Kleinſte gehenden Sorge ihr Hausweſen umfaßte — ſie mußte nun, von allen Menſchen geſchieden, allein mit ihren Gedanken, Tag um Tag und Monat um Monat ſo hinbringen. Ihre oft wie fieberiſche Ungeduld, der nichts raſch genug gehen konnte, mußte ſich auf dieſes Krankenlager geſchmiedet ſehen! Wenn noch ihr Bewußtſein umflort geweſen wäre, es wäre um vieles leichter für ſie geworden. Aber keine Spur war davon wahrzunehmen; es verließ ſie keinen Augenblick die vollſte Geiſtesklarheit. Da ergreift ihren geliebten Mann, ſonſt von der feſteſten Geſundheit, eine Gehirnentzündung, die gleich mit großer Heftigkeit auftritt. Während er derſelben unterliegt und erbaulich ſtirbt, mußte in dem untern abgelegenen engen Krankenſtübchen von der armen Frau ein anderer herzzerreißender Kampf gekämpft werden. Sie konnte nichts, als ruhig ſein und warten, wenn auch unter heißen Thränen, im ſtillen Gebet auf die Nachricht ſeines Heimganges.

Merkwürdigerweiſe ſtellte ſich „nach dem ſeligen und ſichtlich begnadigten Ende" ihres theuren Mannes mit der kranken Frau eine Veränderung ein. Sie ward von Stund an geſtärkt und gekräftigt, und alle bangen Sorgen um ſie wurden zu Schanden. Sie, der noch vor einigen Wochen die Sprache, jeder menſchliche Umgang, jede geiſtige und körperliche Thätigkeit verſagt war, konnte jetzt in anhaltendem Geſpräch Troſt empfangen und ſpenden, ſie konnte ſelbſt in ruhiger beſonnener Vorſorge das äußerlich Erforderliche anordnen. Bisher hatte jedes Geräuſch im Hauſe, jeder Glockenton Aufregung und Leiden der peinlichſten Art zur Folge ge-

habt. Als man unter ſtarkem Zudrang der leidtragenden Gemeinde die Leiche aus dem Hauſe trug, und Alle in Sorgen waren, wie dieſer ſchwere Augenblick von der armen Wittwe ertragen werden würde, da ſchlummerte ſie unter den erſten Tönen des Trauergeläutes ein, ſchlief zum Erſtenmale feſt und ſanft, und erwachte erſt ſpät und ſichtlich geſtärkt, als tiefe Ruhe um ſie eingetreten war. Als die Zeit des Abzuges aus ihrem lieben Haushalt gekommen war, ſchied ſie mit vielen Thränen von der Stätte ihres kurzen Glücks und ihres langen Elends, und zog dieſelbe Straße, die ſie vor neun Jahren, ach! mit welch' fröhlichen Hoffnungen gekommen war.

So zog ſie im Oktober 1850 mit ihren drei Kindlein im älterlichen Hauſe ein, nach Umſtänden wohl, aber bald verſchlimmerte ſich ihr Zuſtand wieder. Wochenlang lag ſie unbeweglich, die Augen geſchloſſen, ſprachlos, tief angegriffen; meiſt ſchlafloſe Nächte, von den wunderlichſten und wirrſten Gedanken gequält. Da wurde man auf den Pfarrer Blumhardt aufmerkſam, der durch die wunderbare Hülfe, die ſoviel Kranke durch ſeine Fürbitte erfuhren, weithin bekannt zu werden anfing. Auf eine ſchriftliche Anfrage antwortete er, „obwohl in großem Geſchäftsdrang". „Viele Erfahrungen, ſchreibt er, berechtigen mich, die Hoffnung zu geben, daß doch mindeſtens eine Linderung eintreten werde." Er ladet die Kranke auf einige Wochen zu ihm zu kommen ein. Man ging darauf ein, denn die „Troſtloſigkeit" ward immer peinigender, ſo daß ihr jammervolles verzweifelndes Seufzen und Weinen der Umgebung durch Mark und Bein ging. „Verdammt, auf ewig verloren!" Das war es, was ſie einem immer wieder entgegenrief und der troſtloſe wilde Ausdruck ihrer Augen zeugte von ihrer Qual und Höllenangſt. Auch der Pfarrer Löhe beſuchte auf Wunſch und Bitte die Kranke, und ſuchte ſie zu ermuthigen, aber alles vergebens. Aller geiſtliche Zuſpruch half nichts. Sie weinte, betete, kämpfte, las auch wol trotz ihrer großen Augenſchwäche, aber immer blieb das Alte im Innern: Zweifel und Noth, Verlaſſenſein und Troſtloſigkeit. Man verſuchte bei einem mit ſympathetiſchen Mitteln kurirenden Bauersmann. Der kam, aber der Erfolg war ein kläglicher. Erſt jetzt erreichte das Leiden die furchtbarſte Höhe, Anfälle von Raſerei fehlten nicht. Ein zweiter Brief von Löhe beruhigte etwas. Er ſchrieb: „Alle Ihre Qual, Ihre Zweifel, Ihr Schrecken, Ihre Be-

fürchtungen, Ihre Einfälle, Ihre Erinnerungen an die Sünden Ihrer Jugend, Ihre Aussage die Sünde wider Gottes Geist auf sich zu haben, das Alles ist theils Krankheit, theils Anfechtung, — pure Lüge und Betrug. Wahr ist, daß Gott Ihnen in Christo Jesu gnädig ist". Im Juni 1853 macht man sich endlich nach Boll zu Blumhardt auf. Ein geistlicher Verwandter begleitete sie, von dem diese letzten Aufzeichnungen sind. „Die letzte halbe Stunde des Wegs ging bergauf ein Männlein neben unserem Wagen, den ich alsbald als einen Berufsgenossen erkannte. Nach gutmüthiger Schwabenmanier knüpfte er gleich ein Gespräch mit mir an und fragte, ob wir nach Boll wollten: „Wisse Se, i bin ebe dem Herr Pfarrer sei Vicar". Dieses Zusammentreffen war sehr nützlich, denn so wurde der Eintritt in jenen einzigen Haushalt sehr erleichtert. Etwa 150 Personen aus den höchsten und niedrigsten Ständen befanden sich hier in der Cur. Um 4 Uhr versammelten sich alle auf das Zeichen einer Glocke im Speisesaal zum gemeinschaftlichen Kaffee. Nach dem kurzen Tischgebet: „Komm Herr Jesu, sei ꝛc." setzte man sich und trank Kaffee, wobei sich zwanglose Unterhaltung verbreitete. Alle Tischzeiten sind gemeinsam. Den Schluß macht eine fortlaufende biblische Lection. Nachher wird ein Lied gesungen, das Blumhardt zeilweise vorspricht. Nach dem Gesang ein kurzes Dankgebet. Das scheint nach Art des Pietismus einen Conventikelanstrich zu haben. Aber in alle dem ist keine Spur von Ungesundem, von Pietisterei. Ein frischer und fröhlicher Geist weht in diesem Hause. Blumhardt's Persönlichkeit ist nicht, was man gewöhnlich imponirend nennt, sondern die großartigste und liebenswürdigste Nonchalance. Er macht so ganz und gar nichts Besonderes aus sich, redet auch in der Conversation gar nicht von Extradingen, ist fortwährend voll Humors und mitunter derben Witzes. Frömmelndem Gespräch ist er feind und es taucht in seiner Nähe nicht leicht auf. Einfalt, Freiheit, und eine kernhafte weltumfassende Liebe sind die Grundzüge seines Charakters. Den Irvingianern z. B. ist er gründlich feind, wie allem Sektenwesen, die immer sich an ihn drängen, weil sie bei ihm finden, was sie gern möchten und doch nicht erzwingen können. Nach dem Kaffee war Privataudienz. Die Zeit von halb 5 bis 8 Uhr ist immer dazu bestimmt, und er fragt in der Regel schon Mittag, wer etwas Besonderes mit ihm zu sprechen habe. Man referirte ihm über Augustens Zu-

stand, aber er hatte bald genug und sagte: „Ich weiß jetzt schon". Auf die Frage, was er davon halte und welche Hoffnung er geben könne, sagte er, ihr Leiden sei ein physisches, auf ihre wahnwitzigen fixen Ideen ließ er sich gar nicht ein, sondern sagte, solch dummes Zeug kommt öfter vor, wenn das Nervensystem so zerrüttet ist. Der Teufel hat freilich seine Hand im Spiel, wie er sie denn gar oft im Spiel hat, wo kein Mensch dran denkt; aber Besessenheit ist was andres. Hoffnung zur Genesung gab er, aber langsam werde es gehen. Auf die Frage, worauf seine Heilkraft eigentlich beruhe, sagte er: „Ihnen als einem Theologen kann ich darüber schon mehr sagen. Es ist ganz einfach das in der apostolischen Zeit so häufige Charisma, sonst nichts. Mein Mittel ist lediglich das Gebet". Er habe die Gabe; sie läßt sich nicht nehmen noch erzwingen. Damit hängt genau zusammen die Gabe, die Geister zu unterscheiden, eine Gabe, von der viele fromme Christen kaum eine schwache Ahnung haben". Mit den Kranken allein betet Blumhardt nicht, sie müssen an den Morgen- und Abend-Andachten und an den Privatgottesdiensten im Betsaal gemeinschaftlich Theil nehmen. Kaum war Augustine ein wenig einheimisch in Boll, so fing das Grübeln und Verzweifeln wieder aufs neue an. Als sie einmal wieder anfing zu lamentiren, sagte man es Blumhardt. Der disputirte aber nicht lange mit ihr, als sie anfangen wollte, ihm ihre Noth zu klagen, er suchte nicht durch Auseinandersetzung der Heilswahrheiten sie zu überzeugen, oder mit Gründen ihre Zweifel zu widerlegen — nichts von alle dem, er sagte blos: „Der liebe Heiland wird's recht machen; ich will ernstlich für Sie beten". Das war seine ganze Erwiderung. In Boll war ein Badeleben mit bunter Mannigfaltigkeit und voller Freiheit, jedoch durchdrungen und beherrscht von christlichem Geiste. Blumhardt's Erscheinung zeigt einen durch und durch gesunden, kräftigen, derben, freundlich-heitern Mann, dem der naive Schwabendialekt allerliebst zu Gesichte stand. Daß in ihm aber etwas in hohem Grade Außerordentliches sei, wurde erst klar, wenn man ihn einmal hatte predigen hören. Seine Predigten sind ziemlich formlos, oft sehr weit von der homiletischen Richtschnur abweichend, mitunter auch ganz regelmäßig angelegt. Aber das Eigenthümliche ist, daß man die Form völlig vergißt über der Kraft und Salbung seiner Rede. Andere große Redner, wie z. B. Löhe, kann man nie hören,

ohne die geniale Persönlichkeit und das große Form-Talent zu bewundern; wenn man Blumhardt hört, so vergißt man seine Person vollständig, und es tritt einem in einfacher Größe die majestätische Schönheit der göttlichen Heilsgedanken und ganz besonders die Energie des Nerv's alles Christenglaubens, der Hoffnung, mit imponirender Gewalt entgegen. — Nach einer längeren Zeit heißt es: „Der Zustand der lieben Kranken war wenig geeignet, Glauben an die leibliche Heilkraft Blumhardt's zu wecken, so sehr seine starke, geistliche Einwirkung auf sie außer Zweifel war. Eine Thatsache, die in Boll sehr deutlich entgegentrat, war der starke Glaube, der in seiner Umgebung herrschte. Endlich durfte sie auch in ihrem leiblichen Elend seine Hülfe erfahren. Es kam die Zeit, daß sie wieder konnte, was sie von Anfang ihres Leidens nicht mehr vermocht hatte: sie saß vom Morgen bis zum Abend, sie freute sich des Umgangs mit Andern, sie fing an kleine Handarbeiten zu machen ꝛc. Und was die Hauptsache war, Jedermann merkte es ihr an, und sie fühlte und wußte es wohl, daß es jetzt etwas Anderes war als früher. „Lobe den Herrn meine Seele", so rief sie oft aus, „und was in mir ist, Seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat". So glaubte man denn ernstliche Hoffnungen hegen zu dürfen, als sie nach mehr als zweijährigem Aufenthalt in Boll nach Hause zurückkehrte. Obschon sie nicht genesen war, so war doch durch den Einfluß jenes merkwürdigen Mannes das erreicht, daß die Krankheit von dem seelischen Gebiet vollständig und für immer vertrieben und ausschließend auf das leibliche beschränkt worden war. — Da vergingen noch drei volle Jahre. Im Ganzen veränderte sich nichts, als daß ihre Gespräche oft und viel vom Sterben handelten. Im Januar 1859 kam wie ein Vorbote des Todes ein Anfall der alten geistigen Anfechtungen über sie; ein Brief Blumhardt's, dem sie ihre Noth klagte, verscheuchte sofort den Wahn und gab ihr den Frieden wieder. Am 8. Mai 1859 hatte sie ausgelitten. „Die Sonne soll nicht mehr des Tages dir scheinen und der Glanz des Mondes soll dir nicht mehr leuchten: sondern der HErr wird dein ewiges Licht und dein Gott wird dein Preis sein. Jes. 60, 19".

Wir haben aus dem interessanten Büchlein von 115 Seiten Obiges herausgehoben ohne alle eigene Betrachtungen. Das Thatsächliche redet für sich.

11. Alttestamentliche Lebensbilder in Predigten von F. Bender, Hofprediger in Darmstadt. Stuttgart, Liesching, 1857. Diese Darstellung hervorragender Menschen, die der HErr sich erwählte zu Rüstzeugen in der Zeit der Vorbereitung des kommenden Heils, erscheint uns in jeder Hinsicht wohlgelungen und höchst beachtenswerth. Die Auffassung ist ernst biblisch, die Sprache edel und rein, ohne in die höheren Regionen sich zu verlieren, wohin nur Wenige folgen würden, ohne aber auch in einen Ton herabzufallen, der bei solchen „populären" Behandlungen biblischer Stoffe zuweilen beliebt, und doch unpassend wird, die Anordnung und Zusammenstellung lichtvoll und prägnant. Es ist die ruhige Contemplation, durchhaucht von der Wärme einer heiligen Liebe für Christum und sein Reich. Der 1. Band führt uns Moses in 8 Predigten vor, und Josua und die Richter (13). Der 2. Bd. die drei ersten Könige, Saul (3), David (9) und Salomo (3). Der 3. Band die Propheten Elias (10) und Elisa (6).

12. Vorträge über die Propheten, gehalten auf Veranstaltung eines christlichen Vereines vor Zuhörern aus allen Ständen durch Geß, theol. Lehrer an der Missionsanstalt (gegenwärtig Prof. in Göttingen), Dr. H. Preiswerk, Antistes, S. Preiswerk, Pfarrer, Dr. Riggenbach, Prof., Sartorius, Pfarrer, Stockmeyer, Pfarrer. In einzelnen Heften. Basel 1862 ff. Diese Vorträge, von denen 6 Hefte vorliegen, im Winter 1861—62 in Basel gehalten, „bezwecken nicht eine gelehrte oder erbauliche Auslegung bis ins Einzelne, sondern eine Zeichnung von Lebensbildern, eine Charakterisirung der Propheten nach ihren Persönlichkeiten und Schriften", sagt das Vorwort. Wir haben im „Kirchenblatt" schon in Nr. 44 ff. Auszüge gebracht, und gedenken auch damit fortzufahren, um dadurch diejenigen, welche sich noch genauere Einsicht verschaffen wollen, zum Besitz dieser „Vorträge" selbst zu veranlassen. Denn sie entsprechen nach unsrer Ansicht ihrem Zweck vollkommen, und geben uns in einer schönen angemessenen Form die Resultate einer gläubigen und gelehrten Schriftforschung, und vermitteln dadurch eine weitere Verbreitung der Schätze, die das alte Testament in sich schließt, und nur zu wenig gehoben werden. Das 1. Heft enthält Samuel und die Propheten. Das 2. Heft David, das 3. Elia und Elisa, das 4. Joel, das 5. Amos und Hosea, das 6. Jona und Nahum. Wir enthalten uns einer genaueren

Würdigung dieſer trefflichen Darſtellungen um ſo mehr, als aus dem „Kirchenblatt", wenn auch nur in einem ſehr gedrängten Auszuge das Nöthige entnommen werden kann, in welchem Geiſt und Sinn dieſe erhebenden Geſtalten einer längſt vergangenen Zeit, in welcher die großen Thaten Gottes zur Erlöſung der Menſchen durch Chriſtum ſich vorbereiteten, uns lebendig vor Augen geſtellt werden.

III.

Nachrichten.

Nachrichten hören wir mancherlei Art von unſern hieſigen kirchlichen Zuſtänden; denn die Zeitungen, die vom Mund zu Mund gehen ohne Hülfe der Preſſe, ſind ſo uralt, als die Welt iſt. Was geſchieht, iſt allezeit für die Menſchen ein Gegenſtand der Erwägungen, je nachdem man dabei ſich betheiligt fühlt, und wird dann mit Nachbaren beſprochen und erzählungsweiſe weiter getragen. Gedanken ſind zollfrei und mündliche Ueberlieferungen kann keine menſchliche Macht unterdrücken. Höchſtens kann bewirkt werden, daß falſche Anſchauungen und Gerüchte ſich ſtagnirend feſtſetzen, uud dann um ſo nachhaltiger in ihren ſchädlichen Einflüſſen bleiben. Seitdem aber die Schnellpreſſe die Ereigniſſe und Urtheile darüber veröffentlicht, ſind den verborgenen Brütöfen der Unwahrheit und des Irrthums Ventile angeſetzt; was nicht aus der Wahrheit iſt, ſchießt auf in die Luft und muß verdampfen: die Wahrheit aber kommt ans Licht, und dem mündigen Menſchengeiſt iſt's dann gegeben, alles zu prüfen und das Gute zu behalten. Möglich, daß bei ſolcher Freigebung einander oft widerſprechender Ausſagen auf einen Augenblick die Luft ſich mit ſtärkeren Gaſen anfüllt: der Grundſatz der Therapie gilt auch in der pſychiſchen Welt, daß das nach Außenhin-Sichbewegen des Uebels der Anfang der Heilung iſt. Nichts iſt gefährlicher, als den Schaden immer nach Innen zurücktreiben. Kein vernünftiger Menſch zieht, wenn er die Wahl hat, ein Magengeſchwür einer

localen Verletzung der Epidermis vor. In der ganzen civilisirten Welt läßt sich der Gebrauch der Presse nicht hemmen. Wie viele Unglücksfälle sind auf den Eisenbahnen geschehen, sollten deshalb die Eisenbahnen aufhören? Die Presse ist in unsern Tagen ein Hauptmittel zur Beförderung jeglicher Bildung, und kein Missionär unternimmt es heutiges Tages, zu den Heiden zu gehen, ohne das Mittel der Presse zu benutzen. Wenn nun auch der Lügengeist sich der Presse zu seinen Zwecken bedient, so ist nach unsrer Meinung die einzige Waffe, das Wort der Lüge zu Schanden zu machen — das Wort der Wahrheit. Wort gegen Wort. Und wenn beide aneinander platzen, so wäre das Vertrauen auf die Wahrheit ein sehr schwaches, wenn man am Siege der Wahrheit verzweifeln wollte. So lange man die Hexen verbrannte, verschwand die Hexerei nicht vom Erdboden. Wo aber das Licht der Wahrheit die Herzen freimacht, hört man von Hexen und Hexerei nichts mehr.

Also wir hören nicht blos Nachrichten, sondern wir lesen solche auch und zwar von unsern hiesigen kirchlichen Zuständen. Die „baltische Monatsschrift", die „Rigasche Zeitung", der berühmte Herr Katkow und die Moskauer und die St. Petersburger, der „Nord" u. s. w., da kann man viel lesen von der „rechtgläubigen Kirche in den Ostseeprovinzen", von „Criminalfällen", von der Stellung der lutherischen Kirche in Livland, u. s. w. Und die Art des Vortrages, nun, wir die Alten müssen gestehen, ist ungewöhnlich und früher nicht so dagewesen. Wer seit 30 Jahren, und sei es auch in immer verstärkterem Maße, die Feder geführt hat, und sich mit dem Setzer in beständiger Relation weiß, kann sich doch eines gewissen Erstaunens nicht erwehren, wenn man liest, was die jungen Herren jetzt alles ans Licht der Oeffentlichkeit mit Hülfe der Presse zu ziehen wissen, und welche unbefangene Mittheilungen man hüben und drüben vom Stapel laufen läßt. Wenn unsre Mittheilungen die Rubrik „Nachrichten" haben, so ist durchschnittlich das Ausland, wie man sieht, dabei viel reicher bedacht. Warum? Nun, die Zeiten sind längst vorbei, wo jener große Patriot sagte: „wenn ich nicht vorgehe, so geht kein Mensch, und wenn ich weggehe, wer bleibt übrig"? Mit der Angst, es werde keiner mehr vorgehen und keiner übrig bleiben, hat es jetzt gute Wege. Die Zeit in ihrer Fortbewegung hält kein Mensch auf; wir sind schon so weit, daß auch die Abwickelung der wichtigsten kirchlichen

Fragen nur Fragen der Zeit sind. Die Bewegung verstärkt sich in vor 50 Jahren noch unglaublichen Proportionen. Und ich muß gestehen, es ist ein Vergnügen, heutzutage zu leben, und das Einzige, was ich bedaure, könnte sein, daß ich offenbar 30 Jahre zu früh geboren bin. Die Mittheilungen werden fortfahren, das sei zur Beruhigung der Leser gesagt, ein offenes Auge und Ohr für Alles, was der Kirche des HErrn zu Freud und Leid geschieht, zu behalten, und von diesem Standpunkt aus stets schreiben, so lange es geht, sapienti sat. Nicht Alle können Alles. Wir werden von manchen sehr wichtigen Dingen und Ereignissen — schweigen, aus begreiflichen Ursachen. Vielleicht gestattet es der HErr, daß man nach meinem Tode viele ungedruckte Nachrichten, die aus Mangel an Raum und anderen Gründen zurückgestellt, nicht zum Druck gelangten, als Supplement zur Zeitgeschichte der letzten dreißig Jahre bei uns wird herausgeben können. Für jetzt wird in dem alten Tempo fortgefahren. —

Auf dem „Protestantentag" zu Eisenach am 7. und 8. Juni hat der bekannte Gothaer Hofprediger Schwarz über die protestantische Lehrfreiheit und ihre Grenzen u. A. als Thesen gestellt:

5) Die protestantische Lehrfreiheit ist nicht Lehr-Willkür, sondern begrenzt durch die Grenzen des Christenthums. Diese sind nicht die mancherlei sogenannten Grundwahrheiten (?) und Grund-Thatsachen (?), sondern die Eine Grundwahrheit des Christenthums, also daß ein Jeder, welcher innerhalb dieser Grundwahrheit und ihrer geschichtlichen Fort-Entwickelung steht, auch das Recht zu lehren in der protestantischen Kirche behält. (Soll das etwa der gefundene Stein der Weisen sein? Doch vielleicht kommt's besser).

6) Die Eine Grundwahrheit des Christenthums ist nicht dogmatischer, sondern religiös-sittlicher Art (noch immer nichts!). Sie ist das Christenthum Christi (ah! nicht Glauben an Christum, sondern Glaube Christi!), das Evangelium der Liebe und Gottes-Kindschaft, wie es von Christo selbst nicht allein gelehrt, sondern in ihm persönlich dargestellt, durch sein Leben und Sterben besiegelt ist. (S. scheint kein großer Meister im Präcisiren scharf ausgeprägter Thesen zu sein. Damit also soll etwas Neues, Wunderbares gesagt sein!).

7) Die Freiheit des Lehrers der theologischen Wissen-

ſchaft iſt außerdem begrenzt durch den Ernſt und die Würde der Wiſſenſchaft (Seltſame Kategorien), und hört da auf (in der That, da hört Alles auf!), wo leichtfertiger Spott ſich auf den Stuhl der Wiſſenſchaft ſetzt. (Gefühlsſtimmungen werden an Stelle von Begriffen geſetzt).

8) Dagegen iſt die Freiheit des Volkslehrers und Seelſorgers noch begrenzt durch die pädagogiſche Rückſicht (das iſt nichts neues) auf den Bildungszuſtand und das Bedürfniß der Gemeinde und durch das unverbrüchliche Geſetz: nirgend zu zerſtören, ohne wieder aufzubauen (Dieſes Wort iſt das einzige Körnlein Salz, das aber ein längſt anerkanntes Geſetz iſt), die Verneinung nur als Mittel anzuwenden, um die ſinnlichen und äußerlichen Vorſtellungen (hegeliſirend) abzuſtreifen, und ſie zu höherer Wahrheit (welcher?) emporzuheben.

Alle 8 Theſen wurden doch nur bedingungsweiſe nach einer längeren Discuſſion, über welche das Protocoll in der proteſtantiſchen K.-Zeitung ſehr vorſichtig formulirt iſt, um möglichſt die Differenzen maßvoll erſcheinen zu laſſen, von der Verſammlung angenommen. Der ehrliche Baumgarten bekennt, hier auf der äußerſten Rechten zu ſtehen, freut ſich aber, daß man bei ſeiner weit abliegenden Ueberzeugung in dieſer weitherzigen Verſammlung ihn doch noch dulde. Dr. Krauſe, dem die Theſen auch nicht gefallen, beantragt, die Verſammlung bekenne ſich zu den Theſen des Dr. Schwarz mit der Maßgabe, daß dieſelben nicht als ein erſchöpfender Ausdruck anzuſehen ſeien (gewiß, auch wir finden, daß die Theſen keinen erſchöpfenden Ausdruck eines klaren und präciſen Gedankens geben), und mit dem Vorbehalt, daß ſie dieſen Gegenſtand in einer künftigen Verſammlung weiter verfolge (alſo noch mehr überlegen und beprüfen! Ja wohl!). —

Wer hat nicht von der, wie wir meinen, mindeſtens geſagt, höchſt überflüſſigen Deputation und Adreſſe der Herren Paſtoren Knak in Berlin und Geſinnungsgenoſſen gehört, die ſich ganz ungehöriger Weiſe in weltliche und politiſche Dinge über zeitliche Staatsrechtsfragen gemiſcht haben, womit die Seligkeitsfrage durch den Herrn Jeſum Chriſtum gar nicht in Betracht kommt. Wir meinen, ein ſeliges Gotteskind, ein frommer Chriſt, ein rechtſchaffener Lutheraner, um auch die Sache nach der Confeſſionalität irdiſcher Verhältniſſe des kirchlichen Lebens zu bezeichnen, kann man ſein und bleiben in der Türkei und in England, in Nordamerika

und in Italien. Die Verfaſſungsfrage weltlicher Staatsformen ſind nicht Angelegenheiten der Seligkeit. Ob mit Kammer oder ohne Kammer regiert werden ſoll, das mögen die uneinigen Parten unter ſich ausmachen. Ein köſtliches Seitenſtück zu jenem gewiß nur von wenigen Seiten mit Beifall begrüßten Berliner Hingebungsact, worin wir eine große Heldenthat von Seiten des Herrn Knak nicht zu entdecken vermögen, gibt Prof. Guericke in Halle in ſeiner Zeitſchrift 1865, 2. Heft, S. 305 als „Probe dermaliger preußiſcher Predigtweiſe", die in ihrer Art claſſiſch iſt, und, da dieſe Probe gewiß den meiſten Leſern entgangen ſein wird, von uns hier mitgetheilt werden mag. Ein Pfarrer Dr. Kühne zu Buckau, wenn man ſeinen Namen vergißt, iſt auch nichts gelegen, predigte am 29. September 1864 zur Eröffnung der Zieſerſchen Kreisſynode wörtlich u. a. Folgendes:

„Wo iſt die Vollmacht, die uns zur Führung dieſer neuen Aemter legitimirt? Ich habe eine gute Antwort auf dieſe Frage; ſie lautet: Es iſt des Königs Befehl! — Auf Befehl des Königs ſind wir hier verſammelt, und zwar iſt das ein Befehl, der „nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid" vorher erſt zurechtgeknetet iſt, ſondern der aus der alten unverſehrten Majeſtät friſch wie ein kryſtallener Felſenborn entſpringt. Auf des Königs Befehl! das iſt ein gewaltiger Rechtstitel für ein evangeliſches Herz. Das dringt wie Frühlingswaldluft, wie Bergesodem in die dürren, bettlägerigen Gebeine dieſer verwelkten Zeit. Das gibt Freudigkeit, das gibt Muth! Und es iſt eine Luſt, es iſt eine ſüße chriſtliche Luſt, einmal wieder nach alter väterlicher Weiſe unterthan ſein zu können der Obrigkeit, die Gewalt über uns hat!"

Prof. Guericke fügt in einſchneidender Weiſe hinzu: „Das hier — in dieſer doch fürwahr witzigen, ſcharfſinnigen, feinen, gemeſſenen, würdigen, dem Chriſten und dem Patrioten und dem, ſoviel an ihm mit Allem Frieden ſuchenden Diener des göttlichen Wortes gleich wohlanſtändiger Schriftdeutung und Schriftanwendung! — vorzugsweiſe in Betracht kommende Wörtchen hat nicht Ref., ſondern der Verf. der Predigt ſelbſt unterſtrichen. Die Predigt aber iſt nicht nur gehalten worden, ob auch in einem immerhin obſcuren Winkel, zur Eröffnung einer Synode und jedenfalls ohne erfolgten Proteſt der Synodalen, ſondern demnächſt auch als Muſterpredigt veröffentlicht von und in einem hoch-

und höchstangesehenen Organe, das ohnehin den Mantel des Lutherthums umhängt, dem Hallischen Volksblatt für Stadt und Land 1864, No. 96."

Wir sagen dazu „Amen" und fügen noch dazu, daß der Herr Pastor, wenn irgend einer, mindestens den „Rothen" vierter Classe mit Eichenlaub verdient hat. —

Die Neue Evangelische Kirchenzeitung, die mit dem Abgeordnetenhaus keineswegs überall einverstanden ist, sagt über diese Angelegenheit u. A.: „Sprechen wir unsere Meinung klar und unumwunden aus, so dürfen wir nicht verschweigen: Indirect wird der König in der Adresse aufgefordert, den auf die Verfassung geleisteten Eid zu brechen (in der That sehr klar). Bekanntlich ist solches schon früher einmal geschehen in den berüchtigten, 1852 erschienenen „Briefen über Staatskunst" und es ist uns wohl noch das kräftige Zeugniß erinnerlich, welches Hengstenberg damals (E. K. Z. 1853, Vorwort S. 16—21) gegen die genannte Schrift ablegte. — Wir möchten das Studium der Worte Hengstenberg's, den die Unterzeichner der Adresse ja als Autorität gelten lassen werden, ihnen warm empfehlen." —

Die Secte der Freidenker — liberi pensatori — welche zuerst in Mailand aufstand und jegliche positive Religion ausschließt, sucht sich auch in Turin auszubreiten, und zwar in größeren Verhältnissen als anderswo. Bereits wurden Schritte von derselben gethan, um ein Stück Land zu erhalten, worauf alle diejenigen ohne Unterschied des Cultus und ohne jegliche Feierlichkeit beerdigt werden sollen, die als wahre (!) Freidenker gestorben sind. —

Die theologische Facultät (katholisch) an der Universität München ist dem bayerischen Episkopat, das seine Verbindungen mit Rom fleißig unterhält, schon seit längerer Zeit unliebsam. Man denke an den berühmten Döllinger und dessen ziemlich bedenkliche Aeußerungen über die weltliche Macht des Papstes ꝛc., die allerdings jede scharf einschneidende Form mieden, aber deutlich genug waren; an Frohschammer, den hart angegriffenen katholischen Philosophen, der für die Rechte der freien Wissenschaft sich hinstellte, an Pichler in neuester Zeit, der sich durch seine historischen Arbeiten auch nicht den goldenen Sporn verdienen wird ꝛc., das sind alles ärgerliche Elemente. Nun hat am 17. Juni das bayerische Episkopat sich in Passau versammelt, um auch in Erwägung zu ziehen, ob nicht allen Ernstes die theol. Facultät in München aufzuheben, d. h. den angehenden

Geistlichen der Besuch der dortigen Vorlesungen zu verbieten sei. So hat Döllinger neulich in der Speyrer Frage höhern Orts sich dahin erklärt: daß von der Regierung ganz unabhängige theologische Anstalten für die theologische Wissenschaft nicht die nöthige Garantie bieten. Das ist deutlich genug, denn d. h. die Freiheit der theol. Wissenschaft würde alsdann durch das Maß der theologischen Einsicht des jeweiligen Diöcesanbischofs begränzt. Dadurch ist Döllinger ein großer Stein des Anstoßes geworden, und man unterläßt nicht von einflußreicher episkopaler Seite seinen Namen dem jüngern Klerus gehörig zu verdächtigen. —

In London ist ein Buch in zwei Bänden über Hegel's Philosophie soeben erschienen: The secret of Hegel, being the Hegelian System in origin, principle, form and matter. Nun werden wir sehen, wo die meisten Hegelianer emporwachsen, ob in London oder in Neapel. Denn bekanntlich wird — wer hätte sich das noch vor 10 Jahren träumen lassen? — in der Capitale der Maccaroni fleißig Hegel studirt, vielleicht fleißiger als in der Capitale der Backhähnl. —

Aus Neapel vom 3. Juli: Dieser Tage müssen die „Brüder della Merceda" Kloster und Kirche von St. Ursula in der Chiaja räumen. Sie sollten in das Augustinerkloster auf Ischia versetzt werden, ziehen es aber vor sich in das Privatleben zurückzuziehen. Mit dieser Klosteraufhebung wird eine Stätte großen Aberglaubens und zahlreicher Scandale gesäubert werden. Dort trieb nämlich der bekannte Pater Luigi da Napoli sein Wesen, welcher dem verarmten Kloster durch mancherlei fromme Speculationen aufzuhelfen suchte, bis er schließlich entdeckte, daß ein seltsamer Heiliger des Ordens schon im Mutterleib Wunder gethan hatte, und deshalb den Namen Raymundus non natus führte. Pater Luigi verschaffte sich Reliquien dieses Heiligen, und empfahl ihn den Frauen als einen besonders mächtigen Geburtshelfer. Die Speculation gelang ausgezeichnet und der Zudrang der zahllosen abergläubischen Weiber bereicherte das Kloster, besonders nachdem Pater Luigi der Königin Maria von Neapel, als sie in interessanten Umständen war, Vertrauen zu seinem Heiligen einzuflößen gewußt hatte. —

Die N. Ev. K. Z. rühmt von den vor dem gebildeten Publikum in Leipzig im vorigen Winter gehaltenen 9 Vorträgen der Professoren Luthardt, Kahnis (bekanntlich gräulichen

Andenkens, wie man uns in behaltbar derber Weise anbeweisen wollte) und Brückner, die unter dem Titel „die Kirche nach ihrem Ursprung, ihrer Geschichte und ihrer Gegenwart" gedruckt erschienen sind; ihre Methode und Fassung kann mustergültig genannt werden. Denn sie enthalten, worauf es bei solchen Vorträgen zumeist ankommt, wissenschaftlichen Inhalt in klarer Form; es sind zumeist eigene Resultate selbstständiger Betrachtungen, welche in einer lehrreichen Deutlichkeit und Schönheit wiedergegeben sind. Auch wird an ihnen noch etwas Beachtenswerthes gerühmt: „Die neun Vorträge haben einen innerlichen Zusammenhang; sie konnten unter dem Begriffe „der Kirche" vereinigt werden. Sie ergänzen sich und geben daher den Hörern und Lesern ein abgeschlossenes lehrreiches Material". Auch darin durfte das Unternehmen der drei Gelehrten (die Gelehrten sind gewöhnlich unter einander uneins) lehrreich sein. Wir haben oft den Mangel einer solchen Einheit an anderen Vortragsinstituten beklagt, wo eine wunderliche Mannigfaltigkeit in den Ankündigungen gewöhnlich auch sehr gemischte, aber nicht immer fruchtbare Eindrücke zurückließ. —

Von abgeschmacktem Unsinn, wenn man es nicht empörend freche Hirnlosigkeit nennen wollte, hier zu erzählen, sollte überflüssig sein. Doch könnten wir von einem Drama berichten: „Jesus der Christ. Ein Stück für die Volksbühne in neun Handlungen mit einem Nachspiel von Dulk. Stuttgart. Emil Ebner (der Verleger ist auch der Unsterblichkeit zu reserviren!) 1865." Dieser hirnverbrannte Kopf treibt es arg, und man weiß nicht, ob man die freie Presse oder die Christenheit, die sich sowas bieten läßt, mehr bewundern soll. Nur ein Paar Proben: im Essäerorden aufgewachsen, von ihnen besonders auch in medicinischen Kenntnissen, Krankenheilungen unterrichtet, wird der junge, etwas sentimentale Mann von Joseph von Arimathia, dem Ordensobersten (!), zu seinen Eltern zurückgeschickt, die er in Jerusalem beim Purimfeste finden werde. In der That ist auch Maria, Jesu Mutter, dorthin unterwegs; sie ist begleitet von Maria Magdalena, der Braut von Ischarioth (!) und vertraut dieser schwärmerischen Seele ihre Sorge und ihre Liebe um ihren „größten" Sohn Jesus an, noch mehr aber das Geheimniß seiner Geburt (man höre!). Als nämlich Joseph von Nazareth sie als Braut zu seiner Mutter nach Jutta führte, sah Maria plötzlich „eine lichte und weiße himmlische Gestalt", „die mich mit

wunderbaren Feueraugen anglänzte, daß ich gleich zu Boden sank." Es war Joseph von Arimathia in seinem Essäergewande, der überhaupt in dem ganzen Drama eine Hauptrolle von Anfang an spielt, den sie für einen Engel (!) hielt. Später, wie sie einsam in einer Felsengrotte schlief, erschien ihr diese Engelsgestalt wieder im Traum; ein Licht vom Himmel herab erglänzte, umfloß sie, hüllte sie ganz ein, sie fühlte sich selig, und als sie erwachte, sah sie den Mann mit den glänzenden Augen um die Ecke schweben (das ist genug). Noch eins: Jesus will feierlich, mit dem herrlichen von Magdalena gewirkten Gewand (!) bekleidet, seinen Einzug in Jerusalem halten, und dann im Tempel die „Brut der Heuchelpriester ersticken". Nikodemus sucht ihn davon abzuhalten und da es ihm nicht gelingt, will er ihn durch eine Abtheilung Römer verhaften lassen; allein Jesus ruft dem römischen Offizier zu: Thor! Thor mit deinem Schwert von Eisen, denkst du den Geist zu fangen? Narr, weiche von mir (!!), worauf dieser erschreckt zurückweicht, sich in sein Schwert verwickelt und zu Boden fällt u. s. w. Nach seiner Auferstehung hält Jesus Reden wie folgt:

Wie friedlich ist der Morgen! ach sieh nur
Mit welchem röthlich goldnen, zarten Lichte
Die Sonn' all' dieses Land zu unsern Füßen
Und all' die Dächer, Thürme, Kuppeln, Spitzen
Der heiligen Stadt da unten übergießt!

Das soll schön sein! — Schauderhaft!

Aus Kiel ist neulich eine Adresse, mit reichlich 200 Unterschriften, darunter die angesehensten Namen der Gemeinde aus der Stadt und Universität, an den Großherzog von Mecklenburg in der allerdings beispiellosen Angelegenheit des Prof. Baumgarten abgegangen. Sie ist unverrichteter Sache wieder zurückgesandt und die Deputation hat überall verschlossene Thüren gefunden. „Wir sind vollkommen der Meinung, sagt die N. Ev. K. Z., es ist dem Dr. Baumgarten arges Unrecht geschehen, er ist weder ein Häretiker noch ein eidbrüchiger Mann, vielmehr ein sehr gelehrter Theologe, tüchtiger Docent und Prediger und ein makelloser Charakter." Wir meinen, man sollte ihn bei einer Vacanz irgendwohin berufen. Er wäre, nach diesem Attestat der „Neuen Ev. K. Z.", eine wahre Zierde der Universität.

I.
Abhandlungen und Aufsätze.

1.
Einige Betrachtungen und Fragen, zu denen uns die kritische Richtung unserer Zeit veranlaßt.

Von
Pastor G. Brasche.

Ein Vierteljahrhundert ungefähr ist hingegangen, seit hier bei uns, so viel ich mich erinnere, zum ersten Male eine Synode abgehalten wurde; — ein Vierteljahrhundert, welches für jeden von uns, die wir jener Synode beiwohnten und heute wiederum hier versammelt sind, so ziemlich in die an innerer Entwickelung reichste Zeit gefallen ist, oder vielmehr die beste Entwickelungszeit umfaßt hat; aber auch, so kurz immer dieser Zeitraum gegenüber der ganzen Lebensdauer der Kirche erscheint, doch tiefer eingreifende Erscheinungen in dem innern Leben der Kirche mit sich gebracht hat, als das eine oder das andre der vorhergegangenen Jahrhunderte.

Damals freilich schon lag der Synode die Frage vor: „Auf welche Weise begegnet der Prediger am besten den schädlichen Wirkungen der philosophischen und kritischen Werke, die in unsern Tagen das positive Christenthum zu untergraben trachten, und die sich in den gebildeten Kreisen immer mehr verbreiten?“ — Aber diese Frage, weit entfernt davon, ihre Lösung gefunden zu haben, oder, aus Ueberdruß etwa, wie so manche andere Frage der Zeit, verstummt zu

, iſt vielmehr in neuerer Zeit mit immer größerer Drin
keit an uns herangetreten, und, was das Schlimm
, — es handelt ſich bei ihrer Beantwortung nicht m
wa bloß um die ſogenannten Gebildeten, ſondern Voll
lätter und Schriften aller Art, — Renan's Leben Je
deutſch fürs Volk bearbeitet, hat vielleicht ſchon die zeh
Auflage erlebt — bringen ſelbſt die unreifſten Elabor
der Forſchung, die leichtfertigſten Raiſonnements in die
theilsunfähigſten Leſerſchichten, die aber begierig alles
druckte in dem Maße für wahr halten, als es der ma
riellen Richtung unſrer Zeit entſpricht. Die Neue Evang
Kirchenzeitung in Berlin klagt über maſſenhaften Abf
ganzer Volksſchichten von der evangeliſchen Kirche, zu der
Zurückbringung es dieſer zur Zeit durchaus an allen Mitt
fehle; und jüngſt wurde eine ganze Geſellſchaft lettiſch
Bauern wegen empörender und wiederholter Verſpottu
des Sacramentes des Altars gerichtlich belangt; — u
wundern muß man ſich, wenn man noch jüngſt in eini
der nicht durchaus glücklich verſuchten Widerlegungen
in Beantwortung der Frage „Wo hinaus?" Behaup
die offenkundigen Schäden nicht bloß unſrer evangel. K
oder vielmehr Gemeinde, ſondern der Religioſität über
in Abrede geſtellt ſah.

Mehr oder weniger da hinein Schlagendes, o
Alles ſeinen Namen haben muß: „Einige Betro
gen und Fragen, zu denen uns die kritiſch
tung unſrer Zeit veranlaßt", hier in Ki
zuführen, iſt meine Abſicht. Daß Alle mir in
ſtimmen werden, darf ich nicht erwarten; vielm
ich, ich werde auf manchen harten Widerſpr
Das thut aber nichts; man wird mich
für einen Rationaliſten oder ſonſt was hal

Stellung zur Offenbarung iſt einfach dieſe. Ich gebe willig die armen ſieben Brode und zween Fiſchlein, die mir geblieben, in die Hand des Herrn, daß er ſie ſegne, weil nur ſo die 3000 Mann, die in mir hungern, eſſen und ſatt werden können. Darum aber glaube ich doch, daß, was der Heiland den 3000 Mann bot, keine neue Speiſe, ſondern immer nur Brod und Fiſchlein waren.

Discuſſionen auf der Synode anzuregen liegt aber nicht in meiner Abſicht, theils, weil Discuſſionen dieſer Art im Ganzen wenig fördern, theils, weil ich aufrichtig geſtehn muß, über den einen und den andern Punkt ſelbſt noch nicht mit mir im Reinen zu ſein. Ich wollte Euch nur bitten, dieſe Fragen bei Euch ſelbſt in das Licht wie Eurer eignen innern und äußern Erfahrung, ſo auch deſſen zu ſtellen, was Ihr leſet, und ſo aus weitern Kreiſen Euch aneignet. Wir können uns ſchwer verhehlen, daß der Kreis der dubia, in denen libertas walten muß für die Theologie, in jüngſter Zeit durch die Kritik unwiederbringlich ſich erweitert hat, und weil unwiederbringlich, auch gewiß zum Heil unſrer Kirche, wie denn überhaupt jeder Bau, je mehr er ſich der Vollendung nähert, deſto mehr ſich zuſpitzt, deſto mehr der Maſſe zurückläßt. Ich meine, im Gegenſatz zu einer Behauptung in manchen Zeitſchriften für Theologie und Kirche, die wir leſen, daß in unſrer Zeit der Kritik nicht ſowohl der Mangel, ſondern das Uebermaß an einer gewiſſen Einſeitigkeit, den Abfall von der Kirche, die Entſtehung ſo vieler verwirrender Nebenheilanſtalten, ſo vieler kleinen Sekten fördern. Das „Rauhe Haus" trat mehr oder weniger in feindlichen Gegenſatz zur Kirche, nahm einen Roman, wie der Eritis sicut Deus, in Verlag, bildete ſeine Retter und Helfer, die hier und da die Geiſtlichen decreditiren, — um der Orthodoxie willen. Der

Baptismus regt sich, weil er ja auch eben so gut Schriftgelehrter sein will. Die evangelische Allianz, von der Neuen Evangel. Kirchenzeitung vertreten, ist auf dem besten Wege, selbst die Juden, etwa als Embryonen künftiger Christen, in ihren Bund aufzunehmen. Hier und da wird auch in evangelischen Staaten die Emancipation der Juden fast bis zur Verherrlichung derselben betrieben. Alles dies, so scheint es mir, weil eine gewisse Starrsinnigkeit, die ja doch von der sola fides himmelweit verschieden ist, nicht mehr den ganzen Menschen ergreift, nicht mehr allen Seiten des menschlichen Innern ihr Recht widerfahren läßt, wie es doch das Evangelium selbst thut, nicht mehr das Evangelium als Gemeingut aller Glieder der Kirche, welches diese sich selbstständig anzueignen haben, betrachtet, sondern dasselbe nur in ihrer Bearbeitung, als Besitzthum bloß der theoretisch Wissenden, darreichen will.

Doch zur Sache:

1) Eine Krisis ist nun unleugbar da, wie auf jedem andern Gebiete, so auch auf dem kirchlichen. Zwischen den Feudalen — es giebt auf dem kirchlichen Felde eben so einen Feudalismus, wie auf dem politischen — und wieder der untern Schicht, die nur soviel besitzt, als man ihr zukommen läßt, macht sich eine immer maßgebendere Mittelschicht geltend, die, jenem Feind, dieser Freund, weder einer Erbschaft, noch einer Schenkung, sondern Alles nur sich selbst verdanken will. Woher hast Du das, was ich nicht ohne Dich haben soll, und ist's auch nothwendig und gut, was Du mir als solches giebst? Welches ist der Grund der Hoffnung, die Du zu haben behauptest und mir bietest? Solche Fragen richten unzählige Glieder der Kirche an dieselben. — Sollen wir darüber erschrecken? Sollen wir den also Fragenden zürnen? Sollen wir sie meiden? Sollen

wir ſie verloren geben? — Das Nein als Antwort auf dieſe Fragen fährt ſchnell aus unſerm Munde heraus; aber das ſtörrige Herz ſpricht es nicht mit; und wo dieſes, in Eingenommenheit verknöchert, es nicht mitſpricht, da klingt das Nein wie Ja. Es iſt zu hören geweſen und zu leſen geweſen: Was verloren iſt, iſt verloren! Es iſt auf Synoden darüber debattirt worden, ob man einem Ungläubigen den Segen der Kirche in die Gruft nachrufen dürfe. Es iſt oft genug zu ſehen, daß Prediger und Gutsherr oder ſonſt ein Gemeindeglied das Band gerade, welches ſie am meiſten vereinen ſollte, das kirchliche, völlig zerriſſen haben, weil dem Einen der Grund der Hoffnung, den der Andre angab, wenigſtens nicht gleich einleuchten wollte. Nein, wir dürfen ihnen nicht zürnen, ſie nicht mit Kälte meiden. Wir dürfen nicht ſcheiden, wie es wohl jüngſt geſchehn iſt, Gemeinde und Publicum. Wir müſſen die Zweifler ſuchen, und gern mit ihnen umgehn. Es iſt kein Beweis von Conſens, kein Beweis von eignem Wanken, wenn man ihr Suchen anerkennt, wenn man ihnen zugeſteht, die Wahrheit komme uns nicht als Erbſchaft, ergebe ſich auch nicht von ſelbſt, ſondern müſſe eben ſo erkämpft werden, wie jedes andre Gut; man habe ſelbſt auch zu ringen gehabt, bis man zur Ueberzeugung gelangt. Namentlich hätten Prediger in Gemeinden, wo Elemente der Bildung beſonders hervortreten, ſich vor ſolchem Sichzurückziehn zu hüten. Unſre jungen Aerzte, Juriſten, Philologen, Hiſtoriker ſind durchſchnittlich mehr oder weniger den poſitiven Wahrheiten des Chriſtenthums, ja der Religion überhaupt, entfremdet. Die überraſchenden wirklichen oder ſcheinbaren Reſultate der Naturforſchung; das ſchmucke Paradekleid des Rechtsſtaates, die neu aufpolirten Gedankenkleinodien der alten Klaſſiker, die neuen Funde der Geſchichtsforſchung,

reißen manchen, und gerade die nicht bloß in ihrem Fache Tüchtigſten, ſondern überhaupt die Lebendigern am meiſten hin. Erkennen wir ihr Streben an, ohne Verdammung, ohne ein gewiſſes beleidigendes Mitleid, ohne arrogantes Bevatern gleichſam, — wir gewinnen ſie.

2) Aber — wenn wir auch den Grund unſrer Hoffnung, einen Gott im Himmel und eine Ewigkeit, eine erlöſungsbedürftige Menſchheit auf Erden, einen Mittler zwiſchen Gott und Menſchen, den Sohn Gottes, unſern Herrn, ein ewig gültiges Wort Gottes als aller Kritik bereits Enthobenes feſthalten, — dürfen wir darum auch ſchon Alles auf dieſen ewigen Grund Gebaute auch als der Kritik enthoben anſehn? Dürfen wir, während wir das ſcharfe Meſſer der Kritik bei allen andern Wiſſenſchaften hier Auswüchſe abſchneiden, dort ganze Zweige wegſchneiden ſehn, daſſelbe von unſrer derzeitigen Theologie fern halten wollen? Dürfen wir, während doch der Katholicismus und der Grä-cismus auf denſelben Grund ein von dem unſrigen doch ſehr verſchiedenes Gebäude gebaut haben, ihnen gegenüber behaupten, nur wir hätten aus Gold, Silber und Edelſteinen, ſie aber nur aus Holz, Heu und Stoppeln gebaut? Das werden wir nicht. Freilich, das eben iſt der Vorzug unſrer Kirche, daß ſie von ihren Gütern ein ſtetes erneutes Schöpfen aus dem Quell verlangt. Aber wir, — ich habe allerdings bei dieſem wir nur vornehmlich uns praktiſche Geiſtliche im Auge, ohne darum aber alle und jede theologiſche Facultät auszuſchließen — wir ſchöpfen nur zu oft mit erliehenem Gefäße; wir haben nur zu oft ſchon vorweg in uns feſt aufgenommen, was wir dort zu finden haben. Wir ſind daher viel mehr Symbolgläubige, als Bibelgläubige; und — wären wir nur das — wir ſind aber nur zu oft mehr Theologiegläubige als Symbolgläubige, und zwar,

ich gehe weiter, oft mehr Sonder-Theologiegläubige als überhaupt Theologiegläubige. Man hat mancher theologiſchen Facultät zum Vorwurfe gemacht, ſie ſtagnire. So wenig ich darin mein Urtheil für ein competentes ausgeben will, ſo glaube ich doch, mit Unrecht. Sie ſchreiten vor. Ein Zögling der Univerſität, ein Zeitgenoſſe von mir, ſchon längſt im Auslande thätig, ſchrieb mir noch dieſes Frühjahr in Antwort auf meine Bemerkungen über unſre Zuſtände, namentlich unſer Dorpat habe ja aber doch in letzterer Zeit in der theol. Wiſſenſchaft mehr geleiſtet, als drei oder vier von ihm genannte deutſche Univerſitäten zuſammen. Er hat gewiß Recht, wenn es auf den weiteren Ausbau des einen oder andern beſondern Zweiges der Theologie ankommt. Die Exegeſe indeß iſt meines Wiſſens bis jetzt noch nicht unter dem Cultivirten. Aber doch geben wir gern und freudig zu, es ſchreitet vor. Jeder der Hauptzweige der theol. Wiſſenſchaft iſt freilich nur einfach beſetzt. Sollte das aber nicht hemmend auf dieſe innere Entwickelung einwirken? Sollte das nicht leicht ein gewiſſes Fertigſein, ein gewiſſes Schablonenweſen, daran ſich leicht ein die Kritik nicht immer glücklich reizendes Selbſtbewußtſein hängt, zur Folge haben? Liebe Brüder, meine Studienjahre fallen in eine Zeit, wo in Dorpat noch vom Katheder zu hören war, Chriſtus, als illegitimes Kind, ſei geiſtig ſehr begabt geweſen, wo wir in der altteſtamentlichen Exegeſe zum Theil noch auf den einſam verwitternden Verfaſſer des berüchtigten Bibelwerks angewieſen waren, und nur ein altersſchwacher Greis, nicht durch ſeine verknöcherte Wiſſenſchaft, wohl aber durch ſein ganzes gläubiges Weſen, durch ſeine rein chriſtliche Geſinnung mir einigen Halt bieten konnte. Da mußte ich wohl durchaus kein Fertigſein nach Hauſe bringen. Doch heute noch tauſche ich mit keinem — Fertigen; — noch heute

lebe ich der Ueberzeugung, unſere evangeliſche Kirche habe noch manchen Läuterungsproceß in Lehre und Verwaltung an ſich vorzunehmen und zu erdulden, bis ſie die Kritik nicht weiter zu ſcheuen hat und ihres Sieges gewiß iſt; und zweifelsohne wird jeder Einzelne in dem Maße mehr wirken, als das Geſtändniß des Apoſtels: „Nicht daß ich's ſchon ergriffen habe, oder ſchon vollkommen ſei", — ſeinem ganzen Auftreten den Stempel aufgedrückt hat.

Hieran, liebe Brüder, laßt mich nun einige ſpecielle Fragen knüpfen:

3) Schaden wir, wenn wir von der althergebrachten auf vermeintliche Altersangaben des Alten Teſtamentes gegründeten Anſicht, die Welt beſtehe erſt 6000 Jahre, wenigſtens in ſo weit abſehn, daß wir die Möglichkeit des Irrthums dieſer Berechnung, als zur Sache nichts thuend, gern zugeben? Schaden wir, wenn wir aus der Bibel in Betreff der Schöpfungsgeſchichte den, auch einzig unbezweifelt in derſelben befindlichen Satz: Gott habe dem Nichtſeienden gewinkt, daß es werde, und habe das Geſetz beſtimmt darnach es werde, obenan ſtellen — ſonſt aber die Ergebniſſe der wiſſenſchaftlichen Forſchung nur etwa wieder mit den Waffen der Wiſſenſchaft bekämpfen? — Ob Schleiden Recht hat, der das Alter der vorgeſchichtlichen Menſchheit auf 100,000 von Jahren berechnet, oder Baer, der ſolche Behauptungen bodenlos nennt, was kommt es darauf an? Theorien aber, wie Schleiden ſie über die Entſtehung der Arten aufſtellt, und über die Stellung des Menſchen in der Natur, nach welchen der Menſch aus der Zelle ſich etwa erſt zum Gorilla gebildet, und endlich durch den plötzlichen Zutritt des göttlichen Odems zu der Entwickelung der körperlichen Form, zu ſeiner Vollendung gediehen ſei, können doch ſchwerlich in weitern Kreiſen Eingang finden, und ſind

wahrlich am beſten sine ira et studio als Extravaganzen zu behandeln, in die die Wiſſenſchaft ſich verirren kann. Welche traurige Fehlgriffe aber auch in dieſer Hinſicht ſelbſt von Geiſtlichen, oder doch durch Geiſtliche beaufſichtigten Schulmeiſtern gethan werden, davon zeuget zum Beiſpiel das zu Anfang dieſes Jahres im eſtniſchen Pernauer Boten vorgekommene Geſpräch zwiſchen einem eſtniſchen Schulmeiſter und einem deutſchen ungläubigen Maſchiniſten, in welchem der Schulmeiſter einen gewiſſen Profeſſor für den Antichriſt erklärt.

4) Schaden wir der heiligen Schrift und der evangel. Kirche, wenn wir den bisherigen Inſpirationsbegriff beanſpruchen, wenn wir das ganze aus der Schrift uns entgegentretende Bild des Erlöſers immer vollſtändiger durch tiefere Schriftforſchung zu gewinnen ſuchen, und dem Typologiſchen wie Hiſtoriſchen ſein gleichmäßiges Recht einräumen? Schaden wir, wenn wir die Inſpiration überhaupt mehr auf den Sinn des Ganzen der Schrift, als auf den einzelnen Buchſtaben derſelben beſchränken, und den Gedanken feſthalten, daß ja nicht allein diejenigen unter der Wirkung des Geiſtes ſtanden, die die einzelnen Theile der Schrift niederſchrieben und die ſie zu einem Kanon vereinigten, ſondern daß die Verheißung des Herrn noch heute gilt: Ich hätte euch noch Vieles zu ſagen u. ſ. w.

5) Schaden wir dem Evangelio, wenn wir uns in das bibliſche Myſterium noch mehr zu vertiefen ſuchen, unbeſchadet des Wortes: Gott wohnt in einem Lichte, da niemand zukommen kann? wenn wir über die Gottheit Chriſti und deren Verhältniß zum Vater für die theologiſche Sprache nach einer gründlichen Präciſirung uns umſehen, die dem Urbegriff der Offenbarungsſprache mehr entſpricht? Das ganze Weſen des Heilandes, ſeine ganze Erſcheinung,

all' ſein Reden und Thun läßt uns ihn nicht als bloßen Menſchen auffaſſen und verbietet ſicherlich für ewige Zeiten irgend eine Zurechtſtellung, Verbeſſerung oder Antiquirung der Bibellehre; aber eben ſo wenig auch alle und jede genauere Erforſchung auf dieſem heiligen Gebiete, das einmal nicht dieſer Erde iſt, und von dem doch nicht bloß für Pauli Zeiten das Wort gilt: Unſer Wiſſen iſt Stückwerk. Strauß ſchrieb über Vergängliches und Bleibendes im Chriſtenthum. Er hat das Chriſtenthum nicht gekannt, ſondern nur Dogmatik, Theologie, und dieſe mit jenem verwechſelt. In dieſer freilich giebt es viel Vergängliches; das hat die Zeit genugſam gelehrt; dies zu leugnen, hieße vergeblich gegen den Strom der Kritik ſchwimmen wollen, dieſes, wenn auch oft menſchlich inficirten, doch aber auch unter dem Einfluſſe des in alle Wahrheit leitenden göttlichen Geiſtes ſtehenden ewigen Läuterungsproceſſes an unſerer Theologie oder ſubjectivem Chriſtenthume.

6) Schaden wir der evangel. Kirche, wenn wir die Lehre vom objectiven Böſen einer erneuerten Durchforſchung unterziehen? — Die Theologie verliert zwar ein in letzterer Zeit beſonders cultivirtes Feld; aber — kein fruchtbares. Die Kritik dagegen verliert einen Stein des Anſtoßes; und das wäre wahrlich kein geringer Gewinn. Wir haben ja in der Sternenwelt wohl eine Sonne, die Licht und Wärme ausſtrahlt, aber kein Geſtirn, von welchem Finſterniß und Kälte kommt. Warum ſollte es in der Geiſterwelt anders ſein? Wende ich mich Gott zu, ſo iſt's licht in mir; wende ich mich von ihm ab, ſo iſt's Nacht. „Führe mich nicht in Verſuchung", lehrte Jeſus mich zu Gott beten, nicht zum Teufel. Wenn wir Satanalogie in der Predigt treiben wollen, ſo möchte es praktiſch ſein, das pſychologiſche Moment hervorzuheben, Gottes Bild und das Geſetz

in unſern Gliedern zu beleuchten, und den Kampf Jacobs in die Bruſt des Zuhörers herabzuziehen, von dem es heißt: Er hat mit Gott gekämpft und mit dem Engel, und ſiegte; denn er weinete und bat ihn.

7) In letzterer Zeit iſt die Eschatologie mit beſonderer Vorliebe gepflegt worden. Paradies und Hölle bemüht man ſich, aus dem Dunkel der Zukunft faſt eben ſo zu Tage zu fördern, als Herkulanum und Pompeji aus der Aſche der Vergangenheit erſteht. Aus Gold und Edelgeſtein erbauet die Wiſſenſchaft die himmliſche Stadt, und findet ſelbſt hienieden in dem Verlangen des Menſchen nach Gold und Edelgeſtein das dem Menſchen von Gott her innewohnende, nur durch die Sünde verkehrte Verlangen nach des Himmels ſeligen Wohnungen wieder. Es gibt aber Schößlinge der Unwiſſenſchaftlichkeit, die der Strahl der Kritik augenblicklich verſengt. — Sollen wir denn den Riegel nicht ehren, den der Heiland eben dadurch unſrer Kenntniß der Ewigkeit vorgeſchoben, daß er nur in Bildern von derſelben ſpricht? Sprach er nicht: Zeit und Stunde hat der Herr ſeiner Macht vorbehalten? Sind das nicht ſeine Worte: Sie haben Moſen und die Propheten — hören ſie die nicht, ſo werden ſie auch nicht hören, wenn auch jemand von den Todten auferſtände? — Nicht ſpreche ich mit Strauß: „Für das, was ich etwa Gutes gethan haben mag in den Tagen meines Lebens ſpreche ich keine Belohnung nach dem Tode an; nicht blos als Schuldigkeit nicht, ſondern ſelbſt als Gnade gedacht müßte ich darüber erſtaunen u. ſ. w. Aber — ſo ſchreibt Strauß weiter, eben ſo wenig erwarte ich dort Strafen für das, was ich hier gefehlt habe u. ſ. w.“ Nicht ſpreche ich ſo; ich erwarte vielmehr für jene Welt Freude und Leid, den Frieden, der höher iſt denn alle Vernunft —

all' unſre Verſtändniß — oder eine Unſeligkeit, für die ich auch hier keine Begriffe habe — je nach dem Maße, als Gottes Weisheit und Gnade mich dort noch des Beſſerwerdens für fähig hält oder nicht. Zu dieſer Erwartung treiben mich des Heilandes Weſen, Wort und Werk, und mein eigenes Innere, in welchem Gott und Ewigkeit, wie Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit und ewige Vergeltung unzertrennlich mit einander verbunden ſind. So weit ich aber, — verzeiht das ſchwache Bild — hier jeden zurückweiſe, der mir das Leſen eines mich ſpannenden Buches etwa durch Vorhererzählen des Ausganges verkümmern wollte, — ſo iſt mit der Eschatologie vorſichtig zu verfahren. Die enthüllte Zukunft iſt keine Zukunft mehr. Hinweiſen auf die Zukunft ſollen wir; feſthalten ſollen wir, daß ſie Vergeltung bringt. Doch über das Wie, Wann und Wo, da können wir nichts wiſſen.

8) Wir haben zwei Sacramente, Taufe und Abendmahl, entſprechend im Geiſtesleben des Chriſten der Geburt und Speiſung deſſelben in ſeinem phyſiſchen Daſein. Wie in unſerm phyſiſchen Leben die Schöpferkraft Gottes bei unſrer Geburt nur gebend ſich manifeſtirt, bei unſrer ſpätern Speiſung aber nach dem Maße unſrer eignen wachſenden Kraft nicht bloß gebend, ſondern auch fordernd, ſo iſt Gott bei unſrer Taufe auch bloß gebend, bei unſerm Abendmahl aber gebend und fordernd. So radical aber Leib und Geiſt einander entgegengeſetzt ſind, eben ſo radical ſind auch Gottes Gnadenwirkungen bei unſrer Taufe und dem Sacrament des Altars verſchieden von ſeiner Sorge für unſern Leib, d. h. ſie ſind als rein geiſtig aufzufaſſen. Wie weit aber die Theologie bereits in ihrer Verleiblichung der Geiſteswirkung bei Taufe und Abendmahl gekommen iſt, welche phyſiologiſche Analyſe des Waſſers, des Brodes,

des Weines beim Sacrament ſie vorgenommen hat, kann euch, liebe Brüder, eben ſo wenig entgangen ſein, als der Unwille, den dieſe Extravaganzen nicht bloß bei weniger rationaliſirenden Theologen, — denn mit gutem Grunde kann von einem Rationalismus der Orthodoxie eben ſo gut die Rede ſein, als demjenigen der Neologie oder des Unglaubens — ſondern noch mehr bei kritiſirenden Laien erregen. Zum Glücke können ſolche Grübeleien im einfach religiöſen Bewußtſein der Gemeinde nimmer Platz greifen. Zur Gottſeligkeit tragen ſie nichts bei. — Vor ein paar Jahren wollte Jemand bei mir communiciren, der längere Zeit nicht communicirt hatte, äußerte aber einige Bedenken über das, was ihm im heil. Abendmahl geboten werde. — Es war keine Zeit zu Expoſitionen. Ich antwortete kurz: „Wenn Du nur Deine Sündhaftigkeit reuig erkennſt, und Dich der verzeihenden Gnade Gottes, die Dir in Jeſu Tode geboten wird, getröſteſt, ſo gehe zum Abendmahl. Gott wird ſchon wiſſen, was er Dir bei ſeinem Tiſche bietet; und was er bietet, wird zum Leben ſein.“ — Je mehr wir beim Verwalten dieſer Geheimniſſe Gottes von allen ſolchen Grübeleien abſtrahiren, um ſo weniger verlegen wir der Wirkung des göttlichen Geiſtes den Weg, und — um ſo weniger reizen wir die Kritik.

9) Schließlich erlaubt mir noch Eins zu berühren, — die Lehre von den Schlüſſeln des Himmelreichs. — Die Kirche wird ſich immer ein gewiſſes Prioritäts-, ein gewiſſes Meliorationsrecht über die Theologie reſerviren müſſen, wie der praktiſch Ausführende über dem Projecteur ſteht. Auf dem Katheder läßt ſich Manches zurechtlegen, was im Gemeindeleben ſich nicht blos als überflüſſig, ja als völlig unbrauchbar, als ſchädlich ſelbſt erweiſt. Die Kirche aber beſteht aus dem Geiſtlichen und aus der Gemeinde. Zwiſchen dieſen

findet ein gegenſeitiges Geben und Empfangen ſtatt, ein
ſeitiges. Der Prediger iſt auch Glied der Gemeinde,
ihr Eins; und nur in dieſer Gemeinſchaft wird der
des Gottesreichs gefördert. Jede Superiorität, die der G
liche als ſolcher ſich arrogiren wollte, würde den Bau ſtö
die Kritik wachrufen und die brauchbarſten Kräfte dem
entfremden. Mit dem Unwillen über die Arroganz
Geiſtlichen, der eine von der ſeinigen abweichende An
etwa damit abweiſet: Darüber ſteht Dir kein Urtheil
ſchleicht ſich auch der Gedanke ein: Dann brauche ich a
nicht, was Du beſprichſt und worüber ich nicht ſoll urthei
können. Ja, mit und unter der Gemeinde leben, daher
Wir überall dem Ihr vorziehen, Freud und Leid mit
theilen, ja ſelbſt Genüſſe, die Sitte und Kunſt bieten, n
gen ſie immerhin in leicht eintretender Uebertreibung ſü
haft werden, in dem erlaubten Maße mitgenießen, —
Alles ſcheint mir unerläßliche Pflicht des Geiſtlichen, w
er immer gern gehörter und geſehener, gern immer zu Ra
gezogener täglicher Hausfreund, und nicht bloß bei beſ
derer Gelegenhrit als unvermeidlicher Sonntagsgaſt beri
ſichtigt werden will. Für ſich als Geiſtlichen etwas
unerlaubt halten, was man gleichwohl der Gemeinde n
als Sünde darzuſtellen wagt, heißt ſich verdächtigen.
gend aber die Schlüſſel des Himmelreichs, die dem Ge
lichen anvertraut ſeien, hervorheben, — wie Solches
hier und da beim Drängen auf Kirchenzucht, Privatbeic
in der Abneigung, die Gemeinde auch bei den inneren
gelegenheiten der Kirche zu Rath zu ziehn, kund giebt,
das entfremdet uns unſern Gemeinden vollends. Auch
Lehre von den Schlüſſeln des Himmelreichs, die ohne
ein garnicht von Luther ſtammender Zuſatz zum Katech
mus iſt, die ferner durch Abſchaffung der obligatoriſc

Privatbeichte, und ſo weiter, durchaus abgeſchwächt erſcheint, dürfte einer genaueren Reviſion nach der heil. Schrift bedürftig erſcheinen.

Zu ſolchen Betrachtungen und Fragen ſcheint mir nur die kritiſche Richtung unſrer Zeit uns zu veranlaſſen. Prüfet, liebe Brüder, und was ihr Gutes findet, das behaltet. Es handelt ſich nicht um Rettung des Chriſtenthums; das wird die Kritik ſchon ſtehn laſſen; es handelt ſich nur darum, daß wir nicht durch menſchliche Zuſätze die Leute zum Abfall von demſelben verleiten. Je mehr ſolchen Ausbaues, um ſo mehr des Anſtoßes für die Kritik, durch welche nicht allein die Schönheit des Baues, ſondern auch die Förderung deſſelben leidet. — Wie die ſogenannte höhere Politik und Diplomatie gegenüber dem „beſchränkten Unterthanenverſtande" immer mehr an Terrain verliert, und die Regierung in dem Maße ſtark wird, als ſei ſie gleichſam „Mann des Volkes" geworden, eben ſo wird es wahrlich ein Fortſchritt der Theologie ſein, wenn ſie volksthümlich wird, d. h. die Höhen verläßt, auf welche das geiſtige Volk ihnen weder folgen kann noch mag; und ſie kann und ſoll dieſes um ſo mehr, als die Religion wenigſtens unbeſtritten Gemeingut iſt, das jeder in eigner und nicht in abrogirter Ueberzeugung ſich anzueignen hat. Mag doch die Maſſenherrſchaft ſich ausprobiren, wie es die eben ſo verwerfliche Oligarchie gethan hat. Die richtige Mitte wird ſich ſchon bilden. Die ſichtbare Kirche wird zweifelsohne ſehr umgeſtaltet werden; der Edelſtein aber wird bleiben, und die Verheißung des Herrn nicht zu Schanden werden: Himmel und Erde werden vergehn, mein Wort aber nicht. —

2.

Ueber die Prüfungen der Candidaten zum geiſtlichen Amt.

Wer als Glied der lutheriſchen Geiſtlichkeit Livlands dreißig Jahres-Synoden erlebt hat, und ſich an ihnen ſtets ſoweit betheiligen konnte, daß an ihm die verſchiedenen Perſönlichkeiten, wie ſolche aus einem Zeitraume von 70 und mehr Jahren das hierländiſche Predigtamt repräſentirte, in concreter Wirkſamkeit vor Augen traten; — wer dabei als Glied des Conſiſtoriums auf ſieben und dreißig halbjährlich wiederkehrenden „Juridiquen" den jedesmal in Mehrzahl herantretenden Nachwuchs der ſich zum Predigtamt Vorbereiteten an ſeinem Theil mit zu prüfen hatte, der befindet ſich, ſo ſcheint es, in der Lage, daß er wohl im Stande ſein dürfte, „ein Wort über die Prüfungen der Candidaten zum geiſtlichen Amt" zu ſagen, das wenigſtens — geprüft zu werden bitten kann. Dieſer Fall, der hier vorliegt, wie noch mancher andere Umſtand, der durch den Wechſel der Zeiten hervorgerufen wird, iſt eine Veranlaſſung, ſich nunmehr über dieſe Sache etwas näher auszuſprechen. Dazu kommt noch, daß im Juni dieſes Jahres die Kirchenconferenz zu Eiſenach unter der Leitung von Harleß, dem Niemand eine competente Autorität in theologiſchen Dingen, ſowol was die Wiſſenſchaft als was die Praxis betrifft, beſtreiten wird, dieſen Gegenſtand als einen hochwichtigen in ſorgfältigſte Erwägung gezogen und in 20 §§ die von ihr angenommenen Grundſätze veröffentlicht hat (ſiehe Allg. Kirchen-Zeitung Nr. 51). Es ſei alſo erlaubt, daß zuerſt dargeſtellt werde, wie hier bei uns nach Theorie und Praxis die „Prüfungen" vor ſich gehen; ſodann folge die wörtliche

Mittheilung der Eisenacher Sätze mit unmaßgeblichen Bemerkungen, soweit sie unsern Bedürfnissen entsprechen, und endlich mögen Wünsche sich anschließen, die wir, soweit es menschenmöglich ist, realisirt zu sehen als heilsam erachten. Als Einleitung mögen ein paar Sätze über theologisches Prüfungswesen überhaupt vorangehen.

Einleitung.

Wenn eine Mehrzahl Menschen an einem gemeinsamen Werke arbeitet, und man auf ein gedeihliches Gelingen hofft, so geschieht solches in der Voraussetzung, daß jeder Einzelne das Seine dabei leisten kann und will; die Arbeitgeber versichern sich der Leistungsfähigkeit der Arbeitnehmer, und keiner, der ein Concert arrangirt, wird jemandem die erste Violine oder die Pauke anvertrauen, ohne sich vorher die Gewißheit verschafft zu haben, daß das sich darbietende Orchestermitglied auch richtig sein Instrument behandeln kann. Auf welche Weise man sich über die Leistungsfähigkeit Gewißheit verschafft, ob auf Grund der eigenen früheren Erfahrung und Kenntniß, oder der zuverlässigen Empfehlung eines Andern, oder eines ausdrücklich zu dem Zweck abgelegten Probestücks, das bleibt füglich der Wahl überlassen, und hängt diese von der Reflexion ab, welcher Weg zum Ziel — zur Erlangung der Gewißheit — im vorliegenden Falle der kürzeste und darum der beste ist. Es gibt Unternehmungen, auch „freie Künste", die auf eigene Gefahr betrieben werden. Will einer ein Bild malen, ein Epos dichten, einen Berg besteigen, über See gehen, in die Luft schiffen, um sein Glück zu machen, so mag er es wagen, so lange Andere dabei nicht zu Schaden kommen. Sobald es aber zu bedingungsweiser Uebernahme von Verpflichtungen kommt, wie wenn z. B. jemand ein

Schiff, mit fremdem Gut beladen, über den Ocean zu steuern sich erbietet, so sieht man auf die Tüchtigkeit und verlangt Garantien der Leistungsfähigkeit. Es kommen provisorische, elementare Zustände vor, wie z. B. noch bis heute in Nordamerika, wo es z. B. einem Jeden freisteht Stiefel und Seife zu machen, Kranke zu curiren, Kinder zu unterrichten, vor dem Geschworenengericht zu plaidiren, ja auch wol eine neue Religion zu stiften, falls er welche findet, die sich ihm aus eigener Bewegung anvertrauen. Da heißt es eben recht: „Hilf dir selbst!" Der sociale Organismus, so scheint es, ist unter Umständen noch nicht so entwickelt, daß solche primären Einrichtungen umgangen werden können. Die höchste Stufe in der Nachfrage nach der Leistungsfähigkeit scheint China erreicht zu haben, wo die schwersten Prüfungen von den obersten Mandarinen bestanden werden. Das Institut der „Prüfungen" überhaupt ist in allen civilisirten Ländern — abgesehen von der chinesischen Carricatur — seit unvordenklichen Zeiten eingewurzelt. Die Minnesänger und Waffenschmiede, die Gelehrten und die Handelsgilden hatten ihre Burschen- und Meisterschaften, die erst nach bewährter Tüchtigkeit Anerkennung fanden. Verbinden sich die Menschen zu gemeinsamen Zwecken, so wird von dem, der sich ihnen anschließt, Bürgschaft der Zuverlässigkeit verlangt. Ein solches Verlangen erscheint auch bei der Schwachheit der menschlichen Natur vollkommen berechtigt. Auch die Kirche, als die Gemeinschaft der Gläubigen, welche die Heiligen Gottes in ihrem Schooße erzeugen, heranbilden und nähren will, hat von jeher in allen ihren historischen Gestalten der Gabe der Prüfung (τὸ χαρίσμα τῆς διακρίσεως τῶν πνευμάτων) nicht entbehren mögen, als eines Mittels theils zur Uebung und Erziehung ihrer Arbeiter, theils zur Si-

cherung ihrer leicht gefährdeten Intereſſen. Die Kirche des Mittelalters, die mit ihren Satzungen und Formen die überwiegende Mehrzahl der Chriſten noch bis auf den heutigen Tag um ſich ſammelt, iſt ſtark geweſen und iſt es noch heute in der Heranziehung ihrer Novizen zum klerikalen Dienſt durch ein ſehr entwickeltes Prüfungsweſen. Der Grundſatz, „es ſind mancherlei Gaben" und darum auch „mancherlei Aemter", hat dort ſeine Verwerthung in glänzendem Maße gefunden. Es theilten ſich die Arbeiten der Predigt und der Verwaltung, der Armenpflege und der Schule ꝛc. Mit großer Umſicht ward der Schwerpunkt der klerikalen Prüfungstheorie in das ethiſche Moment gelegt: der Gehorſam, die Hingebung, die Opferfreudigkeit, die Entſagung, von dieſen Charaktereigenſchaften wurden in erſter Linie Proben verlangt. Es kam der Kirche weniger darauf an, daß der klerikale Novize eine genaue Kenntniß von der Geſchichte des Orgelbaues und der inneren Structur des Kunſtwerkes hatte, als vielmehr darauf, daß er auf Verlangen geläufig auf der Orgel ſpielen konnte. Die Namen der Häreſien zu wiſſen war weniger erforderlich, aber vor allem ein gründliches Gefühl des Abſcheues vor den Häretikern. Daß die alte Kirche auf Grund ihres nicht ſo ſehr theologiſchen als klerikalen „Prüfungsweſens" Großes geleiſtet hat, daß ſie die Pioniere des Lichts aufſtellte in jenen dunkeln Zeiten des Gewaltrechts, iſt bekannt. Ebenſo bekannt iſt freilich auch ihre Verweltlichung, die, weil ſie aus der Wahrheit fiel, über ſie kam, in der ſie auch heute noch nicht vom „Patrimonium Petri" laſſen will, und jene Reaction, „Reformation" genannt, in durchſchlagender Weiſe heraufbeſchwor. Wer die Zeit des 16. Jahrhunderts nicht aus Detailſtudien kennt, hat gar keine Vorſtellung von den „großen, gewaltigen und ſchweren

Kämpfen", welche jenen Männern, die Gott ſich zu Werkzeugen der Erneuerung ſeiner Kirche erwählt hatte, auferlegt waren. Wir ſtehen noch heute in der Arbeit, die damals begann, und wo hinaus es gehen ſoll, weiß nur der Herr allein. Was uns aber obliegt zu thun, und was wir auch aus den Formen der alten Kirche noch immer zu lernen haben, ſollen wir wiſſen. Die Kirche Roms, namentlich auf deutſcher Erde, hat von der evangeliſchen Bewegung viel gelernt, mehr als man ſich oberflächlich vorſtellt. Das dunkle Gefühl der Negation der „Häreſie" hat ſich nicht zu ihrem Schaden mit einer ſehr bewußten Erkenntniß verbunden. Man würde ſich ſehr täuſchen, wenn man meinte, dieſe geſteigerte Energie ſei erfolglos geblieben; im Gegentheil, die zarten Rückſichtnahmen, die namentlich in den paritätiſchen Ländern ihr gezollt wurden, ſind nicht gering anzuſchlagen. Es gleichthun wäre unmöglich; aber lernen können wir doch von ihr; nicht um in Weltförmigkeit ihr den Rang abzulaufen, wohl aber um zu verſuchen, die heiße Energie, die dort in der entſchiedenſten Hingabe ſich ausſpricht, in denen anzuregen, die ſich dem Dienſt unſrer Kirche ſtellen. Das Inſtitut des Prüfungsweſens theilt die Kirche mit allen andern ſocialen Stellungen, wo der Einzelne nach Gabe und Neigung ſich dem beſonderen Berufe weiht. Der Arzt, der Juriſt, der Pharmaceut, der Pädagog u. ſ. w., müſſen ihre vorläufige Tüchtigkeit gleichfalls durch ein „Examen" darlegen. Die Anforderungen, die an jene geſtellt werden, haben das reine Wiſſen, das Erlernte im Auge; die praktiſche Technik läuft in ihren Uebungen und verſuchsweiſen Darſtellungen nur nebenher; das Wiſſen als ſolches, wie es ſich darlegt, iſt für das Urtheil maßgebend und beſtimmend. Eine innere Erfaſſung des Gemüthes, auf der tiefſten Wurzel des Ge-

wiſſens ruhend, wo das Gottesbewußtſein keimt, dürfte bei der Frage, ob Chinin oder Calomel die geſtörte Blutbildung heilt, ungehörig erſcheinen. Wie ſehr auch die Scienz nicht blos einer edlen Begeiſterung fähig, ſondern auch würdig iſt, ſo iſt doch für's Erſte bei dem angehenden Jünger der Wiſſenſchaften, die er ſpäter praktiſch cultiviren ſoll, wenn er ſeine Leiſtungsfähigkeit durch „Prüfung" zu documentiren hat, eben das Maß des erworbenen Wiſſens der Gegenſtand, nach dem allein geforſcht werden kann, mit dem Vorbehalt, daß es für die Wiſſenſchaft keine Autorität gibt, als die der Erfahrung, der Beobachtung und des Gedankens. Bei den Candidaten des geiſtlichen Amtes kann ſich das „Prüfungsweſen" unmöglich blos bei dem Abfragen und Nachforſchen des Erlernten und Gewußten begnügen; es handelt ſich ebenſo ſehr um die ethiſche Haltung des zukünftigen Dieners der Kirche. „Der Werth alles und jeden Unterrichts (der, fügen wir hinzu, mit einer Beweisablegung eines Erfolges ſchließt) iſt nach ſeiner ethiſchen Wirkſamkeit zu bemeſſen", ſagt Dr. K. L. Roth in ſeiner „Gymnaſial-Pädagogik", ein Wort, das dort in einem andern Zuſammenhang ſteht, aber wenn je, bei der Ausbildung zum geiſtlichen Amt gilt. Auch das Chriſtenthum als Offenbarung hat ſeine Wiſſenſchaft, als Theologie, und damit ſeinen unvermeidlichen Apparat rein ſcientifiſcher Unterſuchungen, und der angehende Diener der Kirche wird, worauf auch alle Compendien und Univerſitätscollegien angelegt ſind, ſich eine vorläufige Orientirung des Ganzen angelegen ſein laſſen, nicht um über den Umfang und die Weite des Sternenhimmels zu erſchrecken, der ſich vor ſeinen blöden Augen aufthut, und mit dem ewig Unerreichbaren ſchließt, wohl aber, um ſich warnen zu laſſen vor jener vorſchnellen Sicherheit, die ſich mit den Schalen

und Anfangsgründen beruhigen läßt. Die Prüfungen zum geiſtlichen Amt dürfen, ſo meinen wir, nicht bei dieſem „genügenden" Befunde des Erlernten ihr Bewenden haben. Das iſt die Gefahr, in welcher die proteſtantiſche Kirche bei der Aufnahme ihrer „Candidaten des Predigtamtes" nur zu leicht das andere Moment aus den Augen ſetzt, welches, wie es uns ſcheint, mit viel Geſchick und Erfolg von der katholiſchen Kirche als Lebensfrage oben angeſtellt wird: die innere ethiſche Zubereitung, die freilich von ihr oft in ganz eigenthümlicher Weiſe, der wir nach den Grundprincipien des Proteſtantismus nicht zu folgen vermögen, geſucht und betont wird. Mit einem Wort, die „Prüfungen", die unſre Kirche ihren angehenden Dienern nicht erlaſſen kann, weil ſie eine vorläufige Garantie ihrer Leiſtungsfähigkeit haben muß, können ſich einerſeits nicht mit dem Befunde des Wiſſens allein beruhigen, aber ebenſo wenig auch andrerſeits Alles allein von der ethiſchen Stellung, die etwa wol gar in der blinden Obedienz gegen die „Väter der Kirche" gipfelt, erwarten, — vielmehr wird beides zu ſeinem Recht kommen müſſen. Es bleibt bei 1 Tim. 3, 1.

Wie ſind nun dieſe theoretiſchen Sätze, falls man ſie anzuerkennen nicht abgeneigt wäre, praktiſch durchzuführen und bei den Prüfungen, die zu dem Zweck abgehalten werden, um eine Garantie für die Leiſtungsfähigkeit zu ermöglichen, in Anwendung zu bringen?

1. Die gegenwärtigen Prüfungen.

Prüfungen ſetzen vorhergegangenes Unterrichten und Lernen und Einüben voraus. Dem Unterricht müſſen Individuen ſich darbieten. Wer ſind a) diejenigen, die gegenwärtig ſich anſchicken, mit der Ausſicht auf ein geiſtliches

Amt in unſrer Kirche die vorläufigen Bildungsſtadien durchzulaufen; und b) wie ſind dieſe Bildungsſtadien beſchaffen? Und c) was wird allendlich bei den Prüfungen verlangt und gelöſt?

ad a. Hier gibt ſich ſogleich der Unterſchied zwiſchen der katholiſchen und evangeliſchen Kirche zu erkennen. Wir wollen nicht in die früheren Jahrhunderte zurückgreifen, wo zur Zeit des heiligen römiſchen Reichs die reichsunmittelbaren ſouveränen Kurfürſten und Biſchöfe ſich vorzugsweiſe aus den nachgebornen Prinzen der regierenden Häuſer zu ergänzen pflegten, und ein Prinz Heinrich, nachher der VIII. ſeines Namens, König von England, ſich anfangs zur Anwartſchaft auf das Erzbisthum Canterbury präparirte, weil keine Ausſicht für ihn auf den Thron war, auch noch heute iſt es nichts ſeltenes, daß immer wieder aus den edelſten Geſchlechtern, wir nennen nur beiſpielsweiſe den Fürſten Schwarzenberg, Cardinal und Erzbiſchof in Prag, den Freiherrn v. Ketteler, Biſchof in Mainz, den Grafen Spiegel in Köln, v. Diepenbrock in Breslau u. ſ. w., von den römiſchen Principi's und Conti's, den Borgheſe, Ruspoli, Ganganelli ꝛc. zu geſchweigen, ſich in der katholiſchen Kirche zum klerikalen Dienſt ſtellen, und gewöhnlich die niederen Weihen in kurzer Friſt durchlaufen, um ſofort die höchſten Stellen als „Kirchenfürſten" einzunehmen. Das geſchieht heute noch alle Tage. Ja es kommt wol auch vor, daß ein Cavallerieoffizier plötzlich ſeine Uniform ablegt und ins Kloſter geht, um alsbald nach ſchnell zurückgelegtem theologiſchen Curſus ſeine kirchliche Stellung mit Eleganz einzunehmen. In der evangeliſchen Kirche iſt das nun, und eben auch von der Gegenwart reden wir, ganz anders. Davon gar nicht zu reden, daß es wie ein Wunder ausſähe, wenn ein Prinz aus hohem Hauſe Paſtor

in der Uckermark werden wollte und ſchließlich General-Superintendent in Pommern, was in der That noch nicht dageweſen iſt, ſo wiſſen wir es ja, aus welchen Kreiſen der Nachwuchs zum geiſtlichen Amt in der evangel. Kirche hervorgeht. Die meiſten Prediger ſtammen aus Paſtorenfamilien, dann kommen Lehrer- und Schulmeiſterſöhne, aus mittlerem Bürger- und Literatenſtande, aus der höhern Kaufmannſchaft kaum, Profeſſorenſöhne ſchon eher, aber ſehr ſparſam, der Sohn einer Excellenz aber beſinnt ſich gewiß ſehr, niederer Beamten und Handwerker Kinder ſieht man, und endlich kommen auch Bauernſöhne vor. Der inländiſche Adel kann in der Predigermatrikel gezählt werden, über die Eine kommt er nicht hinaus. Es ſoll damit nicht geſagt werden, daß durch einen ſolchen Succurs der Stand leide, und die Talente nicht zur Verwerthung kämen, aber dieſe Zu- und Abneigung, wie ſie ſich dergeſtalt zu erkennen gibt, kann zur Beurtheilung der Frage dienen, wie man den Predigerſtand, wenn auch die Facultät der Sacro-ſancta Theologie im Lectionscatalog der Univerſität obenan rangirt, im Vergleich mit den übrigen Fächern heutzutage anſieht. Soviel ſteht feſt, daß Solche, denen eine ungewöhnlichere Erbſchaft an irdiſchen Gütern in Ausſicht ſteht, oder die durch ihre Geburt excluſiver daſtehen, man kann ſagen, in umgekehrter Proportion innere Affinität zum Predigerberuf verſpüren: je mehr deſto weniger, iſt das durchſchnittliche Verhältniß.

ad b. Die Vorbereitungsſtadien zur Univerſität ſind bekannt. Wir wollen uns aber doch nicht verſagen, einen flüchtigen Blick auf ſie zu werfen. Der Gymnaſialcurſus iſt für den zukünftigen Prediger eben ſo unerläßlich, wie für jeden anderweitigen Fachmann. Es ſoll da allgemeiner Grund gelegt werden durch Aneignung einer gewiſſen „Geſammtbildung", „höhere menſchliche Bildung", „möglichſt

gleichmäßige Bildung" für Alle, die einſt als die „ſelbſtſtändigen Arbeitskräfte", als die wahrhaft „denkenden originalen Köpfe" ſich darſtellen ſollen. Das Streben nach einer gewiſſen „encyklopädiſchen Geſammtbildung" hat in den letzten Jahrzehnten eine Maſſe der verſchiedenartigſten Stoffe in die Gymnaſien hineingebracht. Man hört ſelbſt von Seiten der Schulmänner die Klage, daß ſo ſchrecklich viel gelernt werden müſſe, mit welcher Klage häufig die andere verbunden iſt, daß man ſo wenig lerne, oder daß man beim vielen Lernen doch vielfach nichts „könne." Vor 40—50 Jahren war der obligatoriſche Lernſtoff viel geringer, einfacher. Auf Schulpforta bekanntlich war Griechiſch und Latein alles, „ſchöne" Literatur war verpönt, deutſche ſchwache und ſtarke Declination unbekannt, Klopſtock und Göthe wurden nur verſtohlen geleſen, und die Portenſer waren nachher nicht die ſchlechteſten Styliſten. Non multa, sed multum! Darauf muß man zurückkommen. Daß man aus unſern Lern- und Unterrichtsanſtalten kleine Univerſitäten macht, wo jedes Fach für ſich — man denke nur an die Anſprüche in der Mathematik! — bis ins Speciellſte behandelt wird, ſcheint eher von vornherein die guten Köpfe zu ermüden und die Aufmerkſamkeit zu zerſplittern, und die faulen und trägen in ein Schein- und Heuchelweſen zu locken, das nachher üble Früchte trägt. Wir wollen hier nicht abſchreiben, was die beiden anerkannten Pädagogen Roth und Meyer über den Gymnaſialcurſus ſchreiben, rathen aber jenes obenerwähnte Buch von Roth [1]) zu leſen. Da wird eine ſehr ſtarke Sprache geführt. Es handelt ſich, ſo ſcheint es uns, beim Gymnaſialunterricht nicht um gedächtnißmä-

[1]) Gymnaſial-Pädagogik von Karl Ludwig Roth, Theol. Dr. Stuttgart, bei J. F. Steinkopf. 1865.

ſtige Aneignung einer Maſſe heterogenſter Detailſtoffe, ſondern in erſter Linie um gymnaſtiſche Uebung und Entwickelung der Geiſteskräfte, für welche ein Paar Hauptfächer genügen. Sind Gedächtniß, Phantaſie, Verſtand, Urtheilskraft gehörig geſtärkt, ſo iſt der Geiſt ſo weit empfänglich geſtimmt, daß er mit Leichtigkeit und Luſt dann zur wiſſenſchaftlichen Erfaſſung eines Fachſtudiums übergehen kann. Noch werden immer für lange Zeit die beiden alten claſſiſchen Sprachen die Grundlage aller wiſſenſchaftlichen Arbeit bleiben. Wer bis zu ſeinem 18. oder 19. Jahre es dahin gebracht hat, daß er eine lateiniſche Clauſurarbeit von ein paar Seiten mit Geläufigkeit über ein nicht zu weit liegendes Thema ſchreiben und ſeinen Homer und Thucidides wie Göthe's Reinecke Fuchs und Becker's Weltgeſchichte leſen kann — zu beiden es zu bringen gehört aber ſehr viel — der iſt ſoweit feſt geſattelt und „fertig", daß er ſein Lebenlang, er mag ein Specialfach ergreifen, welches es ſei, daſſelbe mit Energie und Erfolg wird behandeln können. Wo ſind denn die Univerſalköpfe, die in ihren Jünglingsjahren im Stande ſind, mit gleicher Nummer „vorzüglich" zehn verſchiedene Lernſtoffe zu bewältigen? Iſt ein ſolches Verlangen pädagogiſch und pſychologiſch richtig? Was nur ausnahmsweiſe für Einzelne gelten mag, darf nicht die Aufgabe ſein, die man den Durchſchnittsköpfen zumuthet. Der zukünftige Theolog, der von der Schule nichts weiter mitbringt, als tüchtige Fundamentalkenntniß im Lateiniſchen und Griechiſchen, wozu für ihn auch das Hebräiſche kommen muß, iſt vortrefflich ausgerüſtet zur Univerſität. Jenes zu bewältigen erfordert keine geringe Geiſtesanſtrengung, wobei die Lectüre in dieſen Sprachen den materiellen Stoff von ſelbſt mitbringt, da Sprachunterricht nicht blos auf das Formelle

der Grammatik ſich beſchränken darf, wofür der Menſch, je jünger deſto unzugänglicher iſt — aber gewöhnlich wird der Knabe von vornherein mit den Endungen der Wörter gequält, an denen die Phantaſie, die zuerſt ſich regende Geiſtesäußerung, nichts hat. — Wenn wir was zu ſagen hätten, um es kurz auszuſprechen, ſo ſollten unſre zukünftigen Theologen 5 Jahre lang vor dem Beziehen der Univerſität obligatoriſch nichts als lateiniſche Claſſiker und das hebräiſche Alte Teſtament leſen, aber durchleſen und auswendig lernen und auswendig das gelernte niederſchreiben; das übrige alles nebenbei, ſoweit Zeit und Trieb iſt.

Warum entſchließt ſich Einer Theologie zu ſtudiren? Das ſollte ein jeder Candidat in ſeinem curriculum vitae, nachdem er ſich zum Examen pro ministerio meldet, ausführlich beſchreiben, wenn er es im Stande wäre zu thun. Vielleicht käme auf dieſe Frage die kurze Antwort: die Vocatio iſt eben keine Wahl. Und das wäre der beſte Fall. Die Thatſache ſteht feſt, für den Studioſen theologiae ſind vier Jahre Univerſitätsſtudien obligatoriſch, weil die Fächer ſich ins unendliche vervielfältigt haben. Es ſcheint faſt, als ſolle der ſich zum einſtigen Geiſtlichen Beſtimmende in der kurzen Vorbereitungszeit Alles, ja Alles was nur irgend in die theologiſche Wiſſenſchaft und Praxis einſchlägt, an ſich kommen laſſen. Das iſt aber ſehr übertrieben und ſchief; man verkennt dabei ganz die Stellung eines ſich erſt entwickelnden und wachſenden Menſchen, der unmöglich in ſeiner vorläufigen theologiſchen Exiſtenzform alle die Einzelnheiten in ſich aufnehmen und aufſpeichern kann, die erſt allmählich zu einem bewußten Beſitz ſich herausgeſtalten. Ein junger Menſch kann unmöglich von vornherein das Ganze in ſeinen detaillirten Theilen überſehen, noch viel weniger ohne Schaden ſofort dran gehen,

in irgend eine Specialität ſich zu vertiefen. Nur keine Zerſplitterung der Aufmerkſamkeit, ſondern vor allen Dingen von der Höhe des Berges, auf den man ſich ſtellt, zuerſt nur die allgemeinen großen Gruppen der ſich ausbreitenden noch unbekannten Landſchaft unterſcheiden lernen. Auch hier muß man erſt ſehen lernen. Wie verkehrt, ohne Weiteres einzelne Objecte erfaſſen und ohne Berückſichtigung deſſen, was hinten, vorn und daneben iſt, derſelben ſich bemächtigen wollen. Das ganze, ſei es vierjährige, Univerſitätsſtudium kann nur einen propädeutiſchen, introducirenden Charakter haben; eine Baſis wird gelegt in allgemeinen Umriſſen, man orientirt ſich vorläufig, man gewinnt eine Ahnung von dem, um was es ſich überhaupt und bei den einzelnen Disciplinen beſonders handelt, welche Fragen zur Sprache kommen und Gegenſtand der Erwägung, des Nachdenkens und der Erkenntniß werden ſollen, Schemata und Unterabtheilungen guter kurzer Compendien werden geradezu auswendig gelernt; dem Gedächtniß muß continuirlich etwas zugemuthet werden, alſo z. B. lernt man wöchentlich einen hebräiſchen Pſalm und ein kleines Capitel aus dem griechiſchen Neuen Teſtament ſo auswendig, daß man das Auswendiggelernte aus dem Kopf niederſchreiben kann. Wenn Einer fragt, ob er denn deshalb nach D. gereiſt ſei, um dort zu lernen, ſo ſage ich ja, und zwar auf vier, nicht zwei Jahre. Man gebe ſich nicht der Täuſchung hin, daß man das in den erſten Semeſtern Verſäumte ſpäter nachholen könne, auch wol das Collegium hinterher „nach einem Heft durchnehmen." Das beſte nachgeſchriebene Heft erſetzt nicht das über den Gegenſtand gedruckte Buch des Profeſſors. Und gedruckte vortreffliche Bücher hat man bekanntlich jetzt genug. Wozu da noch erſt ſich die Mühe geben, an einen beſtimmten Ort zu ziehen, um in ſeinem Zimmer Privat-

ſtudien zu treiben? Man bezieht die Univerſität, um zu hören! das iſt's. Das geſprochene und gehörte Wort übt eine wunderbare Wechſelwirkung aus zwiſchen dem fleißigen, von ſeinem Gegenſtande ergriffenen Docenten und dem aufmerkſamen Zuhörer. Es iſt viel zu wenig die Wahrheit anerkannt, wie wohlthätig und fördernd es iſt, fleißig und pünktlich das Collegium auch nur zu hören! Das „Belegen" der Collegien und nicht Hören iſt die unſinnigſte Heuchelei und der blödeſte Selbſtbetrug. Da könnte man eben ſo gut vier Jahre ruhig bei ſeinen Penaten am heimiſchen Heerd ſitzen, und etwa durch Telegramme auf allen renommirten Univerſitäten der Welt bei den berühmteſten Männern der Wiſſenſchaft „belegen" laſſen, zu Hauſe ihre Bücher leſen oder nicht, und man hätte ſeine Aufgabe gelöſt. Hören, leſen und lernen, und das gleich von Anfang, das iſt die Loſung. Wozu denn ſonſt dieſe Weitläufigkeit? Der junge Theologe, ſo wird vorausgeſetzt, ſtürzt ſich ſofort mit einem Heißhunger auf ſeine Wiſſenſchaft, lungert aber nicht das „erſte Semeſter" um den Brei, bis ihm die Zähne ſtumpf werden; er muthet ſeinem friſchen Geiſt ſofort etwas zu, und wartet nicht. Qui cito dat, bis dat, gilt auch hier. Das leidige Aufſchieben hat ſchon manchen um allen Verſtand gebracht, und was dem Genie unſchädlich ſein kann, iſt dem gewöhnlichen Kopf nur verderblich, der es bei Fleiß, Ausdauer und regem Willen auch zu was gebracht hätte. Wir würden rathen Hauptfächer von Nebenfächern zu unterſcheiden, nicht als ob dieſe Nebenſache wären, ſondern weil mehr oder weniger dieſe implicite in jenen liegen, nur Erweiterungen ſind, die zu ihrer Zeit zu einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit ſich herausarbeiten müſſen, aber vorläufig noch keimartig in der organiſchen Anlage ſchlummern.

Keine Ueberſtürzung: Eins zum Andern. Wenn der Unſinn des Duells „Methode“ hat, warum nicht vielmehr das Studium der Theologie? Wir ſchlagen ſo vor: 4 Hauptfächer in jedem Semeſter, d. h. 4 Hauptcollegien in circa 18 Stunden, kommen auf jeden Tag durchſchnittlich 3 Stunden, was keine Ueberladung iſt. Dieſe 4 Hauptcollegien muß man aber ſo durchnehmen, daß man am Ende des Semeſters im Stande iſt, ſich Rechenſchaft darüber zu geben, was man gewonnen hat. Das iſt die Bedeutung eines „Semeſtral-Examens“, dem man ſich gern unterziehen mag, nicht — „um Collegien ohne Bezahlung belegen zu können.“ Man würde für die 8 Semeſter folgendes Programm vorſchlagen.

1.		4.	
Encyklopädie der theol. Wiſſenſchaft	4.	Reformationsgeſch.	4.
Einleitung in das A. T.	4.	Geſch. d. alten Philoſ.	5.
A. u. N. T. (hebr. u. griech.)	12.	A. u. N. T.	10.
	20.		19.
2.		**5.**	
Propädeutik z. Philoſophie	4.	Kirchengeſch. III., neuere	6.
Einleitung in das N. T.	4.	Dogmatik I.	6.
A. u. N. T.	12.	A. u. N. T.	6.
	20.		18.
3.		**6.**	
Kirchengeſch. I.	6.	Dogmatik II.	6.
Logik u. Pſych.	6.	Geſch. der neuern Phil.	6.
A. u. N. T.	8.	A. u. N. T.	6.
	20.		18.

7.		8.	
Moral	6.	Katechetik	4.
Homiletik	4.	Liturgik und Kirchenrecht	5.
A. u. N. T.	8.	A. u. N. T.	9.
	18.		18.

Man wird fragen: wo bleiben Symbolik, Patriſtik, „Leben Jeſu", „Paſtoraltheologie", „Perikopenerklärung", Politiſche und Culturgeſchichte, Dogmengeſchichte, Allgemeine Religionsgeſchichte, bibliſche Alterthümer, Vaterländiſche Geſchichte, „Metaphyſik", Claſſiker, „Literaturgeſchichte", u. ſ. w.? Darauf antworten wir: erſtens die Hauptfächer geben das Meiſte davon für den Anfang auskömmlich, und ſodann bleiben 6 Stunden wöchentlich zum Hören dieſer Fächer noch übrig, da 4 Stunden täglich uns nicht zu viel ſcheinen. Freilich 6—7 Stunden täglich „belegen" iſt höherer Blödſinn. Der Unterſchied wäre nur, daß man die 3 bis 4 Hauptfächer jedes Semeſters gründlich, d. h. nach dem Compendium oder Heft bearbeitet; in den übrigen eben hörend oder privatim ein Buch leſend ſich orientirt. Drei Collegien z. B. der praktiſchen Theologie ordentlich gehört und gelernt, und hinterher etwa die Palmerſchen Bücher geleſen, iſt für das Studentenſtudium quantum satis. Wohl einem Jeden, der nur ſo viel bewältigt; der wird dann auch über das Gelernte zu ſeiner Zeit in vernünftiger Weiſe etwas Rede und Antwort geben können. Ueber das Alte und Neue Teſtament muß aber continuirlich gehört werden, und zwar in den erſten Semeſtern täglich 1 Stunde, ſonſt bleibt nur lückenhaftes und oberflächliches Weſen, und man muß ſpäter — nachholen, mit viel Zeit und Anſtrengung, denn die erſte Friſche iſt hin, wo man hätte Grund legen können und

ſollen. Am Ende eines jeden Semeſters wie geſagt, müßte man ein Examen über die 3—4 Hauptfächer arrangiren, und dieſes Examen müßte „gelten" oder „ziehen", ſo daß es am Schluß der 4 Studienjahre nicht zu einer Aufhäufung des Ganzen käme. Schon jetzt iſt die einmalige Theilung zweckmäßig, aber noch zweckmäßiger wäre eine Vertheilung auf 8 einzelne Male, wobei dann freilich das A. u. N. T. jedesmal auch mit vorkäme. Die augenblickliche Ueberfüllung und Stoffanſammlung würde vermieden, und dieſes heilloſe „Büffeln" während 8—10 Monate „aufs Examen" würde aufhören, wobei Einem zuletzt angſt und bang wird, ſtatt daß man es ganz gemächlich thun könnte. Aber dazu gehört Ausdauer, Charakter; dazu gehört, daß man weiß, was man will, und ſich nicht von leichtfertigen Geiſtern beſchwindeln läßt. Das alles iſt ſchwer, aber wo ſteht denn geſchrieben, daß ein angehender Theolog es leicht haben ſoll? Viel ſchwerer dürfte es ſein, in ſpäteren Lebensjahren zu bereuen, daß man die ſchöne goldene Studentenzeit verträumt hat, die unwiederbringlich hin iſt.

Gegenwärtig wird, ſo ſcheint es, viel mehr „belegt" als „gehört". Ein Stand der Dinge, den wir durchaus mißbilligen müſſen. Gegenwärtig wird ein Jeder, nach abſolvirtem Quadriennium, er mag nun „gehört" haben oder nicht, wenn nur das „Vorſchriftmäßige" belegt iſt, zum Gradual-Examen bei der Facultät zugelaſſen, und erhält, nach Ausweis ſeiner abgelegten Kenntniſſe, das entſprechende Diplom eines graduirten Studenten oder eines Candidaten der Theologie, womit bei uns der landesübliche „Klaſſenrang" verbunden iſt. An und für ſich iſt auch dagegen nichts zu ſagen. Denn wie Einer ſeine Kenntniſſe gewonnen hat, iſt beim Examen gewiß ganz gleich-

gültig; die Hauptſache iſt, daß der Examinand etwas tüchtig weiß und gelernt hat. Einem Hörzwang das Wort reden, ſind wir wahrlich nicht in der Lage; aber dennoch bleiben wir dabei, daß es nicht gut iſt, wenn der Studioſus die ſchöne Gelegenheit, zu hören, verabſäumt, und wie wir meinen, ſich die Sache nicht nur erſchwert, ſondern auch ſich desjenigen Vortheils beraubt, den wir einmal dem fleißigen Collegienhören zuſchreiben. ad c. Die beim Examen genügend dargelegten Kenntniſſe ſind unter allen Umſtänden noch lange kein Beweis einer gründlichen Bildung. Bei den Medicinern, die ſofort den Doctorgrad erlangen können, bei den Juriſten, wie anderen Fachleuten, die etwa in Staatsdienſte zu treten beabſichtigen, iſt das Univerſitätseramen bei der Facultät das eine und letzte, das ihnen den Zugang zur praktiſchen Thätigkeit ihres Berufs öffnet, mit Ausnahme derer, die ſich einem Zweige des Lehrfachs widmen, die ſich einem beſonderen Examen unterwerfen müſſen. Bei den angehenden Geiſtlichen iſt das aber anders. Dieſe haben nach dem Gradual-Examen bei der Facultät geſetzlich noch zwei Examina, die unter Umſtänden durch einen Zeitraum von Jahr und Tag getrennt ſind, und zwar bei dem reſpectiven Conſiſtorium ſich zu unterziehen, und zwar ſind es die geiſtlichen Glieder dieſer kirchenregimentlichen Behörde, welche die Prüfungen der von der Univerſität ſoweit für reif erklärten jungen Theologen vorzunehmen haben. Dort waren es die bisherigen Lehrer, von denen anzunehmen war, daß ſie von dem Bildungsſtande ihrer Schüler mehr oder weniger eine allgemeine Vorſtellung ſich bilden konnten, welche ſie examinirten; hier ſind es praktiſche Männer des Amtes, die zu Wächtern der Kirche beſtellt ſind, und prüfen und entſcheiden ſollen, ob die ſich zum Dienſt der Kirche Meldenden zuzu-

laſſen ſeien — oder nicht. Es ſcheint doch, daß dieſes Entweder — Oder in ihre Hand gelegt iſt. Man ſieht, die Sache wird penibel und es machen ſich ſofort unter ſolchen Umſtänden einige Fragen geltend. Was ſoll dieſes zweite und dritte Examen? und wie iſt es, mit Berückſichtigung des beſtimmten Zweckes abzuhalten? Die Kirchenordnung ſchreibt genau vor, in welchen Fächern beim erſten Examen pro venia concionandi Fragen zu ſtellen ſind, und je nach „genügenden", „guten" oder „vorzüglichen" — „Kenntniſſen" iſt die Nummer zu ertheilen, in Folge derſelben entweder ſofort zum zweiten Examen pro ministerio, durch welches der Candidat zu einem Amte erſt wahlfähig wird, geſchritten werden kann, oder erſt ein Termin von einem oder zwei Jahren dazwiſchen fallen muß. Alſo wieder ein Examen, wobei es auf „Kenntniſſe" abgeſehen iſt. Nun hat der Examinand aber ſoeben bei der Facultät die Tüchtigkeit ſeiner Kenntniſſe erwieſen: welchen Maßſtab ſoll das Conſiſtorium an denjenigen ſtellen, der das Conſiſtorialexamen oft unmittelbar nach dem Univerſitätsexamen zu machen bereit iſt, wobei man nicht präſumiren kann, daß er inzwiſchen bedeutende Erweiterungen ſeiner Kenntniſſe ſich erworben haben wird? Soll das Examen pro venia conc. nur eine dilettantirende kurze Wiederholung des Facultätsexamens ſein? Soll man ſich ſagen: nun, der junge Mann hat ja in litteris nach Ausweis ſeines Diploms ſich genügend beſchäftigt; es genügt alſo, pro forma dem Geſetz zu genügen und, beiſpielsweiſe, eine Stunde drei oder vier Examinanden in der Exegeſe des Alten und Neuen Teſtaments, in der Einleitung in die bibliſchen Bücher, in der theologiſchen Moral, in der Geſchichte der Philoſophie etwas zu befragen, und falls, wie zu erwarten ſteht, die Antworten leidlich ausfallen, ſie ſo-

fort den andern Tag zum zweiten Examen pro min. zu rufen, wobei dieſelben Fächer wieder vorkommen, und noch etwa Pädagogik oder Kirchenrecht hinzukommt, auch die eingelieferten ſchriftlichen Arbeiten zu kritiſiren, und ſich über das Geſchriebene mündliche Rechenſchaft einzuholen?

Die Facultät kann ſagen: ob der Student ſeine Studien mit Erfolg betrieben hat, daß er graduirter Student oder Candidat der Theologie werden kann, das iſt unſre Sache geweſen nachzuforſchen; ob er pro venia concionandi oder wohl gar pro ministerio würdig zu erachten ſei, geht uns nichts an, darüber habt ihr Conſiſtorialen zu entſcheiden. Oder die Facultät kann ſagen: die „Kenntniſſe" beſitzt er, das bezeugen wir, und zwar ſoweit, daß er nun zum Conſiſtorialexamen zugelaſſen werden kann. Oder die Facultät kann ſagen: wir haben es nur mit den Kenntniſſen zu thun. Die „Kirche" hat ſich von der innern Herzensſtellung, von der erforderlichen Begabung zum Verkündiger des Wortes vor der Gemeinde, von den nothwendigen Vorausſetzungen, unter denen allein von einer wirklichen Uebernahme eines Pfarramts die Rede ſein kann, Gewißheit zu verſchaffen, wozu mehr und anderes gehört, als gelerntes linguiſtiſches, hiſtoriſches und ſpeculatives Wiſſen und Können. Gewiß, die Verantwortlichkeit hier iſt größer, aber die Aufgabe, die vorliegt, nicht leichter.

Daß ſolche und ähnliche Betrachtungen die Männer in Eiſenach veranlaßt haben, die Sache in reifliche Ueberlegung zu ziehen, iſt klar.

Wir geben demnach „die von der Conferenz zu Eiſenach über dieſen hochwichtigen Gegenſtand angenommenen Sätze" mit unſern kurzen Bemerkungen.

3. über den künftighin etwa vorzunehmenden Modus

der theologiſchen Prüfungen wie folgt in den 20 §§.

„§ 1. Die Conferenz hält es für dringend wünſchenswerth und nöthig, daß der künftige Geiſtliche auch noch auf der Univerſität ſich mit dem Studium der altclaſſiſchen Sprachen und Werke beſchäftige. Doch achtet ſie es nicht für abſolut nothwendig oder für unter allen Umſtänden ausführbar, daß innerhalb des erſten theologiſchen Examens die Prüfung in claſſiſchen Sprachen ein obligatoriſcher Theil ſei. Wenn man aber ſich veranlaßt findet, die erſte Prüfung auf die Fortſetzung der claſſiſchen Studien auf der Univerſität auszudehnen, ſo wird es jedenfalls wirkſamer ſein, ſtatt der Abforderung von Zeugniſſen über gehörte philologiſche Collegien oder neben derſelben in der erſten theologiſchen Prüfung ſelbſt über Stellen aus römiſchen und griechiſchen Autoren mündlich zu prüfen.“ Dies letztere geſchieht bei uns.

„§ 2. Es iſt räthlich, durch ausdrückliche Vorſchrift dafür zu ſorgen, daß, wo nicht das Maturitätszeugniß ſelbſt über ein genügendes Studium der hebräiſchen Sprache Auskunft gibt, die ſtudirenden Theologen rechtzeitig, d. h. noch in der erſten Zeit ihres theologiſchen Studiums zum Erlernen des Hebräiſchen und zum Nachweis ausreichender Kenntniß dieſer Sprache durch eine beſondere, hierin zu beſtehende Prüfung angehalten werden.“ Auch dieſes geſchieht.

„§ 3. Es erſcheint zweckmäßig, da, wo ein Lebenslauf (curriculum vitae) vor der theologiſchen Prüfung erfordert wird, in demſelben die Darſtellung des Studiengangs und der beſonders gepflegten theologiſchen Disciplinen zu betonen, um die ſpeciellen Angaben hierüber, unbeſchadet des für Alle gleichen Prüfungszweckes, individuell bei der Prüfung zu

verwerthen." Wird bei uns immer als wünſchenswerth erkannt und gern geſehen.

„§ 4. Ob ein dreijähriger oder, wie aus manchen Gründen wünſchenswerth erſcheint, ein vierjähriger Studiencurſus vorzuſchreiben ſei, mag dem Ermeſſen der einzelnen Landeskirchen, auch im Hinblick auf das ungleiche Maß disponibler Unterſtützungsmittel durch Stipendien, anheimgegeben bleiben." Bei uns iſt ſeit längeren Jahren der vierjährige Studiencurſus vorgeſchrieben. Indeß iſt, ſoviel bewußt, dieſe Verlängerung ohne Rückſprache mit der Repräſentation der Kirche beliebt worden. Es fragt ſich, ob hier ſofort qui tacet consentit gelten dürfte.

„§ 5. In Bezug auf die Wahl der Univerſität empfiehlt ſich die größtmögliche Freigebung, und ein vorſchriftsmäßiger Beſuch der Landesuniverſität ſollte nirgends für den größeren Theil der Studienzeit gelten." Dieſe Beſtimmung kann nur beifällig angenommen werden, und wäre eine Anwendung auf unſre Verhältniſſe eintreten zu laſſen zeitgemäß.

„§ 6. Beſſer als detaillirte Vorſchriften über den Kreis der zu hörenden theologiſchen Vorleſungen wirkt die Bekanntgebung jener theologiſchen Disciplinen, über welche bei der Prüfung examinirt wird, und die ſtrenge Einhaltung dieſer Prüfungsordnung." Zum Examen müßten nur Hauptdisciplinen obligatoriſch ſein. Dabei iſt Spielraum genug, die Breite und Tiefe zu ſondiren.

„§ 7. Die Conferenz hält es für durchaus nöthig, daß die Theologie Studirenden ſich den philoſophiſchen Studien ernſtlich widmen, auch ſich eine gründliche Kenntniß der Geſchichte der Philoſophie erwerben. Will man, was in der Regel zu geſchehen hat, in der erſten Prüfung feſtſtellen, ob und inwieweit der Examinand jener Forderung nachgekommen ſei, ſo wird dazu nicht genügen, daß derſelbe beſtimmte

philoſophiſche Collegien als gehört nachweiſe, ſondern die Prüfung wird ſich auch über das philoſophiſche Studium ausdehnen müſſen." Davon ſind wir vollkommen überzeugt, und findet auch bei uns geſetzlich eine ſolche Prüfung ſtatt.

„§ 8. Daß die Examinanden während ihrer Studienzeit und weiter ſich zu Kirche und Altar gehalten haben, wird vorausgeſetzt, dagegen nicht für empfehlenswerth erachtet, dieſes Verhalten durch Erfordern von Atteſten hierüber zu controliren." Dieſer § wird bei uns eingehalten.

„§ 9. Das Beſtehen zweier theologiſchen Prüfungen, einer pro candidatura und einer pro ministerio, hat ſeine Vorzüge vor allen andern Einrichtungen." Gewiß. Wir haben aber nicht zwei, ſondern drei Prüfungen! Und das ſcheint eben des Guten zuviel zu ſein!

„§ 10. Wo nicht äußere Nothwendigkeit es anders verlangt, iſt die Einrichtung von frei zu bildenden, nicht ausſchließlich an beſtimmte kirchenregimentliche oder akademiſche Stellen gebundenen Prüfungcommiſſionen allen andern Formationen vorzuziehen. Namentlich unterliegt der Vollzug der erſten Prüfung durch die Glieder der theologiſchen Facultät nicht unerheblichen Bedenken." Bei uns wird das erſte Examen von den Gliedern der theologiſchen Facultät vollzogen, uad die beiden andern von den Conſiſtorialen. Im Prineip ſind wir, wie aus dem Früherem hervorgeht, nicht gegen den Vollzug der erſten Prüfung durch die Glieder der theologiſchen Facultät, wenn wir auch den Modus der Prüfung etwas anders wünſchen, falls es bei den zwei Prüfungen bei dem Conſiſtorium bleiben ſoll, und man durchaus drei Prüfungen haben will. Nimmt man bei Beſetzung der kirchenregimentlichen Stellen auf das Amt eines Examinators Rückſicht, ſo können beſondere Prüfungscommiſſionen wegfallen.

„§ 11. Bloß mündliche Prüfungen scheinen unter allen Umständen ungenügend und unräthlich. Schwerer ist zu sagen, welches von beiden Systemen, das der schriftlichen Clausurarbeiten, oder das der vor der Prüfung zu erledigenden Hausarbeiten, den Vorzug verdiene. Richtig vollzogen wird das zweite nur dann, wenn die Anlage der Aufgaben nicht so beschaffen ist, daß dieselben ebensogut in Clausur gelöst werden könnten. Ebensowenig ließe sich rechtfertigen, wenn man als Clausurarbeit größere wissenschaftliche Abhandlungen forderte. Aber auch bei dem System der zu Hause zu fertigenden Vorarbeiten erscheint die Reduction der Prüfung auf bloß mündliche Fragen und Antworten nicht gerathen. Im Ganzen läßt sich sagen: Zur Ermittelung dessen, was ein Candidat in promptu hat, reichen mündliche Prüfungen verbunden mit Clausurarbeiten vollständig aus. Zur Erkundigung dessen, was ein Candidat unter Benutzung aller zuständigen Hülfsmittel theologisch-wissenschaftlich zu leisten vermag, sind größere zu Hause auszuarbeitende Aufgaben unerläßlich. Aber ein zwingender Grund, aus welchem in allen Landeskirchen eine Conformität des Prüfungsverfahrens in diesem Punkte vorzuschlagen und anzustreben wäre, ist nicht zu erkennen.“ Auch wir meinen, daß dreierlei sein muß: rein mündliche Prüfung, Clausurarbeit und größere zu Hause auszuarbeitende Aufgaben, wie das auch bei uns geschieht.

„§ 12. Der ausschließliche Gebrauch der lateinischen Sprache ist für die mündliche wie für die schriftliche Prüfung unzweckmäßig. Das völlige Aufgeben derselben erscheint aber weder bei der einen, noch bei der andern Art der Prüfung räthlich. Am meisten empfiehlt sich ein der Natur der Prüfungsgegenstände angepaßter Wechsel beider Sprachen.“ Gewiß. Nur müßten dann auch auf der Universität

die Prüfungsgegenstände in lateinischer Sprache vorgetragen werden, was nicht der Fall ist. Eine Forderung setzt eine Leistung voraus.

„§ 13. Schon bei der ersten Prüfung dürfte unter die Prüfungsgegenstände Pädagogik und Kirchenrecht ausdrücklich und besonders aufzunehmen sein. Bei der ersten Prüfung wird überall mehr die allgemeine und principielle Seite, bei der zweiten da, wo bis zu ihrem Eintritt die Erlangung der Kenntniß der concreten Verhältnisse im Volksschulwesen und in der kirchlichen Gesetzgebung des eigenen Landes möglich ist, mehr diese in Betracht kommen müssen." Kommt bei uns erst im dritten Examen vor.

„§ 14. Das erforderliche Zeitmaß für die mündliche Prüfung wird sich, schon bei der verschiedenen Zahl der gleichzeitig zu Prüfenden, nicht mit Ziffern bestimmen lassen." Dürfte aber doch nicht gar zu kurz sein, wie oben angedeutet.

„§ 15. Der Zeitraum, innerhalb dessen die zweite Prüfung nach bestandener erster Prüfung zweckgemäß einzutreten habe, wird sich bei der Verschiedenheit der hier in Betracht kommenden Verhältnisse, nicht mit überall gleich gültigen Ziffern bezeichnen lassen. Nur das wird man als anzuerkennenden Grundsatz aussprechen können, daß zwischen der ersten und der zweiten Prüfung eine Zeit liege, die dem Candidaten zu seiner gründlichen praktischen Vorbereitung genügt. Daß aber die Berufung zur zweiten Prüfung von einer erlangten Vocation oder Präsentation für eine geistliche Stelle abhängig gemacht werde, scheint nirgends, auch nicht da, wo es nur Gemeindewahlstellen gibt, nothwendig, geschweige denn räthlich und gerechtfertigt. Einzelne Ausnahmsfälle, wie sie sich auf Grund von Präsentationen wahlberechtigter Privatpatrone denken lassen und hier und da vorkommen, möchten immerhin als Exceptionen von der

allgemeinen Regel unangefochten bleiben, aber eben nur als Ausnahmsfälle unter besondern Voraussetzungen und Restrictionen zugelassen werden." Dieser § wäre bei uns sehr zu beherzigen.

„§ 16. Die allgemeinen Gründe, welche gegen eine Prüfung durch die Glieder der theologischen Facultät sprechen, haben verschärfte Geltung bei jener Prüfung, welche ganz eigentlich zur Ermittelung der Befähigung zur Uebernahme des geistlichen Amtes dient." Fällt bei uns weg.

„§ 17. Es unterliegt Bedenken, die frühere Zulassung zur zweiten Prüfung von einem in der ersten Prüfung erlangten höhern Grade der Censur oder Note abhängig zu machen." Wir acceptiren diesen Grundsatz vollkommen. Darnach müßten bei uns einige Modificationen eintreten.

„§ 18. Was die Prüfungsgegenstände bei der zweiten Prüfung betrifft, so scheint es im Ganzen am zuträglichsten, so viel als möglich in beiden Prüfungen dieselben Gegenstände beizubehalten und nur bei allen die Prüfung so anzulegen, daß das Maß der Kenntnisse und der Bildung in seinen Beziehungen zur tüchtigen praktischen Amtsführung vorwiegend in das Auge gefaßt werde. Nur scheint das indicirt, daß man die Probeablegungen in der Homiletik und Katechetik, sowie auch in der Liturgik dem Umfange nach erweitere und auf die Leistungen hierin ein größeres und entscheidenderes Gewicht lege, als in der ersten Prüfung. In Bezug aber auf die rein wissenschaftlichen Leistungen wird man gut daran thun, in der ersten Prüfung geschärftere Anforderungen rücksichtlich der allgemeinen Aneignung des wissenschaftlichen Stoffs, in der zweiten rücksichtlich der besondern Vertiefung in denselben zu stellen." Gewiß, man darf es bei den Prüfungen nicht gar zu oberflächlich treiben.

„§ 19. Bloße Deſignaten- oder Beförderungsprüfungen ſollten nirgend auferlegt werden. Ebenſowenig aber ſollten bloß die in der zweiten Prüfung erlangten Noten- und Cenſurgrade in der Art zum Anhalt bei Anſtellungen oder Beförderungen dienen, daß nicht zugleich auch die nach der Prüfung während der Candidatenzeit oder der Amtsführung ſelbſt bewieſene und erprobte Tüchtigkeit und Leiſtungsfähigkeit mit in Anſchlag gebracht würde.“ Gilt bei uns nicht.

„§ 20. Der Unterſchied zwiſchen Noten-Graden und -Klaſſen im Gegenſatz zur einfachen Bezeugung der Wahl- oder Anſtellungsfähigkeit hat weniger für die den Kirchenbehörden zukommende Beurtheilung der Tüchtigkeit eines Geiſtlichen, als für die Sicherſtellung von Anſprüchen Werth und Bedeutung, welche hier und da je nach den erworbenen Noten-Graden und -Klaſſen Candidaten und Geiſtlichen auf gewiſſe Stellen zuerkannt werden. Letzteres aber nur unter der Vorausſetzung, daß nicht etwa bloß der einmal in der Prüfung erlangte Notengrad irgend ein unverlierbares Recht auf Berückſichtigung oder Bevorzugung begründe, ſondern daß Vorſorge für fortlaufende Controle getroffen ſei, durch welche feſtgeſtellt wird, ob das weitere dienſtliche und amtliche Verhalten ſo beſchaffen ſei, daß es zu gewiſſen Zeiten oder unter gegebenen Umſtänden ein ausdrückliches Ausſprechen, ſei es zu mindernder, ſei es zu erhöhender Anerkennung im Gegenſatz zu dem einmal erlangten Prüfungszeugniß begründe.“ Fällt bei uns weg, wie überhaupt der Unterſchied der Noten-Grade bedeutungslos wird.

Epilog.

Wenn wir ſchließlich einige „Wünſche“ ausſprechen, ſo geſchieht das nicht in der Meinung, als ob unſre Wor-

in irgend einer Hinsicht maßgebend sein wollen oder sollen, vielmehr sind sie nur der Ausdruck einer Stellung, die in diesen Dingen Erfahrungen gemacht hat, und dieselben zur Erwägung proponirt, ob Eines oder das Andere daraus sich als brauchbar erweist. Jeder trage sein Körnlein zur Aufbesserung der Zustände bei. Möglich, daß das theologische Prüfungswesen und Alles, was demselben vorausgeht, gar keiner Aufbesserung bedürftig ist, was freilich einen ganz exceptionellen Zustand dieses auch menschlichen Instituts voraussetzt, worüber wir uns von vornherein einen starken Zweifel erlauben; oder möglich, daß unsre Vorschläge durch bessere ersetzt werden können, wogegen wir natürlich nichts haben. Wer etwas besser weiß und sagt, dem opfern wir gern unsere „Wünsche", und würden uns freuen, durch unsre unhaltbaren Aeußerungen den besseren zum Wort verholfen zu haben. Umgestaltung äußerer Formen kann allerdings Veranlassung werden, daß das innerliche Wesen einer Sache sich erneuert und belebt; indeß dürfte es rathsam sein, nicht allzuviel davon zu erwarten. Die Hauptsache bleibt immer der Geist, mit welchem man die zeitlichen Formen braucht und verwerthet. Oft wird das Bestehende in seiner äußerlich scheinbar untauglichen Form sofort etwas Anderes, wenn wir es nur verstehen, demselben durch unser Verhalten einen neubelebenden Geist einzuhauchen. Es ist gar nicht nöthig, sofort eine alte Form niederzureißen, um auf neuen Wegen zu wandeln; es fragt sich sehr, ob die neue Form, die wir hinstellen, bei der Gebrechlichkeit der menschlichen Ausführung um ein Haar besser ist, als die alte. Es bleibt bei allen Formen, namentlich des kirchlichen Wesens, die Hauptsache die innerliche Selbstbestimmung und Selbsterneuerung auf Grund des Guten, das wir in der That vielfach als etwas Vor-

handenes beſitzen. Die ſich zum Examen ſtellen, haben die vorhandenen Mittel zur zweckmäßigen Vorbereitung auf daſſelbe ſo zu benutzen, daß ſie innerlich wohl ausgerüſtet die Prüfung beſtehen, die einmal unerläßlich iſt, wie wir das oben angedeutet haben; die Examinatoren haben zu wachen, ſoweit ihre Competenz reicht, daß ein guter Nachwuchs der Diener am Wort nie fehle. Und das Gewiſſen ſchärfen iſt allezeit gut. Der junge angehende Theolog, wenn einmal das „Belegen" gewiſſer Collegien obligatoriſch iſt, belege genau, und höre nach Möglichkeit, huldige aber nicht gerügter Unſitte, die das „Heftereiten" auf die letzten Semeſter concentrirt, und halte im Auge, was wir vom Lernen und täglichen Brauchen der ſchönen Gedächtnißkraft geſagt haben. Das Gedächtniß kann man durch Nichtgebrauch ruiniren wie den Magnetſtein, und ihn ſtärken, indem man ihm was zumuthet. Wir Examinatoren ſollen die Prüfung nicht zur leeren Form herabdrücken, wohl aber dem Neophyten der Wiſſenſchaft und des einſtigen Kirchendienſtes in humaner Weiſe Spielraum geben, daß er mündlich und ſchriftlich bezeuge, was er hat und kann. Wir haben jetzt drei Prüfungen, eine bei der Facultät, zwei beim Conſiſtorium, welche beiden letzteren in der Praxis häufig zuſammengezogen werden, wobei es oft geſchieht, daß das Univerſitätsexamen von dem beim Conſiſtorium nur durch eine ſehr kleine Zwiſchenzeit getrennt iſt, wo alſo das auf der Univerſität Erworbene ein für alle Mal ausreicht. Wir glauben aber nicht, daß die Univerſitätsſtudien durchſchnittlich zur würdigen Uebernahme des geiſtlichen Amtes ausreichen. Im Königreich Sachſen iſt die Einrichtung folgendermaßen: das ſächſiſche Landeskind macht, es mag nun in Leipzig oder auf einer auswärtigen Univerſität ſtudirt haben, ſein erſtes Examen pro

concionando in Leipzig vor einer Prüfungscommiſſion, und hat nach zwei Jahren, nicht früher, das Recht, ſich zum zweiten Examen pro ministerio in Dresden beim Oberconſiſtorium zu melden. Das ſcheint uns quantum satis und allen Bedürfniſſen entſprechend. Von dieſer Praxis könnte man lernen. Denn die „Candidatenjahre" wollen auch ihre Abwickelung und Ausreifung, in denen, nach altem guten Brauch, praktiſch Pädagogik getrieben wird, wobei es zur Anwendung des geiſtig Erworbenen kommt. Daß der Candidat in dieſer Friſt, bevor er ſich zur Wahlbefähigung pro ministerio präſentirt, die Theologica nothwendig zurückſtellen müßte, glauben wir nicht. Auch hier heißt es, ſeine Zeit als ein koſtbares Gut anſehen. Und hat man ein Compendium (oder Heft) unter dem anregenden „Hören" einmal gründlich durchgenommen, ſo macht eine kleine Repetition aus demſelben wohlbekannten Buche das zweite Mal wenig Schwierigkeit. Freilich das „tägliche" kleine Penſum der Lectüre des Urtextes der heil. Schrift iſt unerläßlich. Die weitläuftigen Commentare über einzelne apoſtoliſche Briefe ꝛc. kann man ſich ganz gut für ſpätere Jahre vorbehalten.

Soll den Conſiſtorialprüfungen ein Examen auf der Univerſität vorangehen, ſo würden wir dieſes auf eine nicht zu große Zahl beſtimmter obligatoriſcher Fächer beſchränken. Der Einwand, daß durch eine ſolche Veränderung der wiſſenſchaftliche Trieb abgeſchwächt würde, wäre allerdings, wenn er gelten ſollte, niederbeugend. Soll doch mit dieſer Einſchränkung nicht der Trägheit Vorſchub geleiſtet, als vielmehr der Spannkraft Concentration verliehen werden. Wir ſind eben für die Aufrechterhaltung des alten Spruchs: non multa, sed multum.

Sollen Ausländer, die bereit ſind, ſich zum Dienſt

unſrer Kirche bei uns zu ſtellen, falls ſie ſchon ein Atteſtat über ein wohlbeſtandenes Examen pro concionando von einer wohlbewährten Landesprüfungscommiſſion beibringen, und ſich ſonſt durch ihr Wohlverhalten als tüchtig und brauchbar documentiren, des Examens bei unſrer Landesuniverſität überhoben werden, und genügt für ſolche das einmalige Examen pro ministerio, das ſie bei einem hieſigen Conſiſtorium zu beſtehen hätten? Für uns iſt dieſe Frage aus mehrfachen Gründen nur mit einem „Ja" zu beantworten, und es wäre an der Zeit, von allen Wünſchen und Vorſchlägen vorläufig auch nur dieſen einen zu berückſichtigen.

3.

Externa unſerer Kirche.

Vortrag auf der Kurländiſchen Provinzial-Synode zu Goldingen 1864,

gehalten von

Paſtor Rottermund zu Libau.

Es iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß vielfache Beſtimmungen und hochobrigkeitliche Verordnungen ſich auf die Externa unſerer Kirche beziehen, eben ſo aber auch, daß ſie gleich allen andern menſchlichen Anordnungen nicht immer vollkommen der Abſicht entſprechen und in ihrer Ausführung daher häufig auf Hinderniſſe ſtoßen. Wenn nun auch die Synode keineswegs berechtigt iſt, Geſetze zu entwerfen, oder ſchon gegebene über den eigentlichen Wortklang hinaus zu führen, ſo kann eine nähere Beleuchtung derartiger Gegenſtände doch wenigſtens den Nutzen haben, daß eine dadurch hervorgerufene Discuſſion dieſen oder

enen Punkt schärfer ins Auge faßt, klarer darstellt und das allgemeine Interesse belebt. Ein in dieser Art gesprochenes Wort dringt übrigens zuweilen auch weiter hinaus, als die eng gezogenen Schranken solches zu gestatten scheinen. Die Hauptgegenstände nun, die als Externa unserer Kirche hier bezeichnet und unmaßgeblich hervorgehoben werden, sind folgende:

I. Das Gefängnißwesen.

Nach § 187 der Kirchen-Ordnung ist es die Pflicht des Predigers, die Gefängnisse zu besuchen und in geistlicher Hinsicht der Gefangenen sich anzunehmen. Nach dem Gefängniß-Reglement vom 7. November Nr. 84 muß er eo ipso als Mitdirector fungiren, dieser oder jener Branche vorstehen, hat Erbauungsstunden zu halten und außerdem einen jährlichen Beitrag von 5—10 Rub. S. zu zahlen. Das Gefängnißwesen gehört mithin jedenfalls zu den Externis der Kirche. Der Prediger hat daher in diesen Verhältnissen vielfach Gelegenheit, sich mit den Einrichtungen und dem status quo dieses Zweiges seiner Amtsthätigkeit bekannt zu machen und wird, besonders der Stadtprediger, der nolens volens Mitdirector des Gefängnisses ist, leicht in den Stand gesetzt, auf etwanige ihm aufgestoßene Mängel aufmerksam zu machen. — Im Gefängnißwesen sind bekanntlich drei Hauptsysteme vorherrschend (cf. Roques über Armenwesen, Heft 4): 1) das Socialsystem, 2) das Pensylvanische oder Isolirsystem und 3) das Auberscheoder Schweigsystem. — In den Ostseeprovinzen ist ersteres, aber auch nur sehr mangelhaft eingeführt, d. h. die Gefangenen werden, so weit es die Räumlichkeit gestattet, nach Stand, Alter und Geschlecht möglichst geschieden; da aber solches häufig nicht durchzuführen ist, dennoch gewöhnlich und zwar Greise

und Kinder, Diebe und unverpaßte Perſonen, Trunkenbolde und Schuldner ꝛc., zuſammen detentirt. Womit beſchäftigen ſich nun dieſe Leute? Sind ihnen beſondere Arbeiten aufgegeben? Findet in Betreff ihrer Converſation eine Beaufſichtigung Statt? Wird Gotteswort, mit Ausnahme der wenigen durch den Prediger veranſtalteten Betſtunden, ihnen ans Herz gelegt? — Nichts von dem allen! Sie ſind ſich völlig ſelbſt überlaſſen und in vollem Maße gilt daher hier das Wort: Müſſiggang iſt aller Laſter Anfang. Bisher waren die Gefangenen in der Regel nur kurze Zeit die Bewohner dieſer Bruthölle des moraliſchen Verderbens, jetzt aber, ſeit die Körperſtrafe ſo gut als aufgehoben iſt, wird als Erſatz derſelben eine Zeit der Detention von Wochen, Monaten, ja ſelbſt Jahren, dictirt. — Hiermit ſoll jedoch durchaus nicht geſagt ſein, daß die Aufhebung der Körperſtrafe nicht höchſt wünſchenswerth und unſerer humanen Zeit nicht völlig angemeſſen ſei, — nur etwas anticipirt iſt ſie, da die ſie erſetzen ſollenden eigentlichen Arbeits- oder Zuchthäuſer als höchſt ſeltene Ausnahme erſt exiſtiren, die gewöhnlichen Gefängniſſe aber, die zu derartigen Beſtimmungen völlig zweckwidrig eingerichtet und viel zu eng ſind, auf erſchreckende Weiſe überfüllt werden. Es kommen übrigens nicht ſelten Fälle vor, daß namentlich in der ſchlechten Jahreszeit völlig geſunkene Trunkenbolde und Tagediebe einzig nur aus dem Grunde ſich irgend eines Vergehens ſchuldig machen, um auf Koſten der Regierung ein warmes Stübchen, gute Pflege und unterhaltende Geſellſchaft zu erlangen. — Und nun gar im Hinblick auf die jugendlichen Verbrecher, — muß da nicht das tiefſte Mitleid unſer Herz erfüllen?! Der ununterbrochene Umgang mit ſolchen Menſchen, die in Völlerei und Sünden aller Art ergraut ſind und den verderblichſten Giftſtoff durch Wort und That in

die jugendlichen Seelen impfen, muß sie zweifellos zum zeitlichen und ewigen Verderben führen. Was kann bei so bewandten Umständen selbst der regste Eifer des Predigers nützen, was hilft da der geringe Unterricht durch Anstellung eines Lehrers, den wenigstens in Libau der Gefängniß-Comité einzuführen sich bemüht hat? Es stellt sich daher die Frage gleichsam von selbst auf: kann hier etwa die Synode und auf welche Weise, eine segensreiche Wirksamkeit erweisen? — Die beiden andern oben angeführten Gefängnißsysteme haben vorläufig und für den Zweck dieses Vortrages keine weitere Bedeutung und mögen daher nach kurzer Auseinandersetzung nur die Gelegenheit zu der Frage darbieten: wäre es zweckmäßig, daß die Geistlichkeit bei etwaniger und zwar muthmaßlicher Einführung der einen oder der anderen Art, durch Wort und Schrift sich ausspreche, oder auf andere Weise sich interessire? — Das Socialsystem, wie es hier in flüchtigen Zügen entwickelt wurde, hat große moralische Nachtheile und darf in seinen gegenwärtigen Verhältnissen auch für die Geistlichen nicht gleichgültig sein. — Das Pensylvanische oder Isolir- und Zellensystem dagegen ist wieder so furchtbar hart, daß in dieser Art Inhaftirte häufig dem Wahnsinn verfallen sind, hat sich in seiner ganzen Strenge nirgend bewährt, und kann daher nur bei seltenen Ausnahmen befürwortet werden. — Das Aubersche oder Schweigsystem scheint vieles für sich zu haben, namentlich, daß der Gefangene zur Arbeit und zwar zu einer solchen angehalten wird, die mehr oder weniger seinen Fähigkeiten und seiner Neigung entsprechend ist und ihm auch nach der Entlassung Gelegenheit zum rechtlichen Broterwerb in die Hand giebt. Daß aber ein solcher zur völligen Stummheit verurtheilt und ihm ein Hauptvorzug des Menschen vor dem Thiere, die Sprache nämlich, gänzlich entrissen wird, scheint inhuman und unchristlich zu sein. Letzteres System mit Modificationen dürfte demnach dem Zwecke am entsprechendsten sein, Hauptsache aber unter allen Umständen bleibt die gänzliche Trennung der Gefängnisse von Zucht- und Arbeithäusern. Erstere sind freilich ein nothwendiges Uebel für jeden Ort, sollten aber einzig und allein für die Dauer der Untersuchung den Gefangenen einschließen, ihn aber, unmittelbar nach dem Urtheile, dem Arbeit- oder eigentlichen Strafhause überliefern. Ein solches müßte dann im entsprechend großartigen Maßstabe angelegt sein, so daß für jedes Gouvernement etwa eins genügend

wäre. In einer derartigen Anstalt müßte, wie sich's von selbst versteht, ein besonderer Prediger angestellt werden, dessen Kraft dann concentrirt und nicht, wie es jetzt der Fall ist, zersplittert und fast auf Null reducirt wird. Die Wirksamkeit eines Gefängnißpredigers kann überaus segensreich sich erweisen, denn: nicht die Gesunden, die Kranken bedürfen eines Arztes.

II. Die Armenpflege.

§ 188 der Kirchen-Ordnung sagt ausdrücklich, daß der Prediger sich der Armen seiner Gemeinde anzunehmen habe. In vollkommener Uebereinstimmung hiemit ist daher in vielen Städten bereits die Einrichtung getroffen, daß die Armenpflege mit der Kirche eng verbunden, daß Armenhäuser und andere derartige Wohlthätigkeits-Anstalten ihrer Aufsicht übergeben und ihr natürlich auch die Herbeischaffung der nöthigen Mittel überlassen ist. Diese Anordnung hat aller dings vieles für sich und es ist gewiß ganz dem Geiste des Christenthums angemessen, daß der Prediger auch hier sein Thätigkeit entwickelt, — unläugbar aber ist es auch, daß die einigermaßen genügende Bearbeitung dieses Ackerfeldes mehr Kraft erfordert, als der Prediger ohne Vernachlässigung seines eigentlichen Amtes zu leisten im Stande ist. Seine Wirksamkeit dürfte daher nur eine solche sein, die hauptsächlich auf die eigentliche Seelenpflege sich bezieht, ohne daß jedoch deshalb die leibliche Pflege und nothwendige Unterstützung außer Acht gelassen werde; — mit dem Geldwesen selbst, der Buchführung ꝛc. möge er indessen wenig, oder gar nichts zu thun haben. — In denjenigen Städten aber, wo eine geordnete und umfassende Armenpflege seit langer Zeit bereits eingerichtet und einer besonders dazu designirten Verwaltung übergeben ist, würde ein kirchliches Bestreben, sich an die Spitze dieser Angelegenheit zu stellen, nur nachtheilig wirken und einer schiefen Beurtheilung sich aussetzen. In Libau z. B. geht die Armenpflege von der Bürgerschaft selbst aus und es ist nur Zufall, daß der lettische Prediger daselbst, seit mehr als einem Menschenalter als geschäftsführender Director fungirt. Das fest begründete Gebäude hier umstürzen zu wollen, um ein kirchliches Armen-Verpflegungs-System an die Stelle zu setzen, wäre mit Recht: Eitelkeit und Anmaßung zu nennen. — Was nun aber die Versorgung der Armen auf dem

Lande betrifft, so bleibt hier noch viel zu wünschen übrig. Gänzlich erwerbunfähigen Menschen wird zwar ein geringes Quantum Getraide aus dem Bauer-Magazine abgelassen, sonst aber geschieht für die weitere Pflege des Unglücklichen entweder gar nichts, oder das wenige auf eine unzweckmäßige Weise. Es kommen z. B. Fälle vor, daß Krüppel, Blödsinnige, Waisen ꝛc., deren die etwanigen Verwandten sich nicht annehmen, Woche um Woche, von einem Gesinde zum andern, transportirt werden. Kann eine solche Verpflegung gebilligt werden? — Bettler, und zwar häufig kleine Kinder mit sich Führend, ziehen nicht bloß im Gutsbezirke umher, sondern gehen weit und breit durch Stadt und Land. — Es ist hier nicht der Ort das Verderbliche eines solchen Vagabundirens ausführlich darzustellen, wohl aber ist die Frage natürlich: Ließe sich nicht durch eine Vorstellung eine geschärfte Verordnung gegen diesen, der Moralität so höchst nachtheiligen Unfug erwirken? Wäre es z. B. nicht zweckmäßig, daß die Gemeindegerichte verpflichtet würden, dem Prediger jährlich ein Verzeichniß der Armen und Angabe ihrer Verpflegung einzureichen? — Ob eigentliche Armenhäuser auf dem Lande wünschenswerth seien, ist mehr als zweifelhaft; — dem Sinne des Christenthums angemessener ist jedenfalls die Aufnahme und Verpflegung der Unglücklichen in den Gesinden selbst. Gaben der Liebe giebt der Lette gern und freiwillig, — geregelte und fest bestimmte Abgaben für die Armenhäuser würden ihm dagegen eine drückende Last werden und die christliche Liebe in seinem Herzen ertödten. Wie schon bemerkt, der Lette bringt gern ein Schärflein aus seiner Armuth dar, wie solches auch häufig am Sonntage bei den Kirchthüren, namentlich bei Landkirchen, zu bemerken ist; es fragt sich aber: ist dies Singen und Beten hier, oft sogar während des Gottesdienstes, dieses Anrufen der Vorübergehenden ꝛc. nicht geradezu störend und steht nicht auch dieser, fast zur Schau getragene Wohlthätigkeitssinn im Widerspruch zur heiligen Schrift, die so deutlich da auf die Pharisäer hinweist? Sollte es nicht passender sein, die Bettler von den Kirchthüren zu entfernen, dagegen aber, um ihnen nichts zu entziehen, Armenbüchsen ausstellen und später den Inhalt durch den Prediger, je nach den Bedürfnissen der einzelnen Personen, vertheilen zu lassen? — In der Armenpflege ist ferner auch wol § 74 der Instruction für die Geistlichkeit in Bezug auf die Verheirathung solcher Personen, die durch Krankheit oder andere Ursachen verhindert

ſind, ſich und ihre Familien zu ernähren, ſchärfer ins Auge zu faſſen. Hier aber herrſcht nur zu häufig eine falſche, daher verderbliche Toleranz, ſowohl bei den Predigern ſelbſt, als auch bei den Behörden, und es dürfte daher wohl der Wunſch ausgeſprochen werden, daß dagegen ſtrengere Maßregeln ergriffen werden. Als Beweis der nachtheiligen Folgen leichtſinnig geſchloſſener Ehen, ſtatt vieler nur dies eine Beiſpiel: vor mehreren Jahren meldete ſich zum Aufgebot ein Brautpaar, bei welchem beide Theile taubſtumm waren, der Bräutigam auf einem Auge blind (NB. ein Säufer obendrein), die Braut mit einem gelähmten Beine. Auf Bericht an das Conſiſtorium und Requiſition deſſelben an die Medicinalbehörde ꝛc. erfolgte die Erlaubniß zur Ehe und die Folge war: die traurigſte Ehe in jeder Hinſicht und die Geburt von zwei blödſinnigen, taubſtummen Kindern.

III. Landſchulen.

Da dieſer Gegenſtand einer baldigen Erledigung entgegenſieht, ſo ſei hier nur die einzige Frage aufgeſtellt, die muthmaßlich in den zu erwartenden Beſtimmungen noch keine Antwort finden dürfte: was ſoll mit den Kindern der Sectirer, sc. der Baptiſten geſchehen? Sind dieſe zur Schule anzuhalten? und wie ſoll mit ihnen bei dem Religionsunterrichte verfahren werden? Haben ſie während dieſer Zeit, wie z. B. Kinder griechiſcher Confeſſion, das Schulzimmer zu verlaſſen? Wie und wo, ſo lange für ſie noch keine eigentlichen Lehrer angeſtellt ſind, ſollen ſie im Chriſtenthum unterrichtet werden?

IV. Accidenzien.

Wäre es nicht zeitgemäß oder wünſchenswerth, daß ſelbige, wie z. B. in der reformirten Kirche, völlig oder theilweiſe aufgehoben und durch etwanige Repartirung auf die Gemeinde, erſetzt würden? Man pflegt zwar die Aeußerung zu machen, daß freiwillige, ſog. Gaben der Liebe, ein Band ſeien, das die Gemeinden noch enger mit dem Prediger verbinde, — aber ſind ſie wirklich ſo ganz freiwillig? werden ſie doch nicht als Aequivalent der Mühe und Arbeit des Predigers angeſehen, ja ſogar von manchen als eine Bezahlung für eine erwieſene göttliche Gnade betrachtet? Werden dadurch bei den Ungebildeten verdrehte

falsche Ansichten nicht noch mehr befördert? Wie stimmt
s mit dem Worte der Schrift: umsonst habt Ihr es
ıngen, umsonst sollt Ihr es geben? Und doch ist der
iger, namentlich ein solcher, der keine Widme hat, ge-
u darauf angewiesen, um existiren zu können. Sollte
schwierig sein, eine hochobrigkeitliche Verordnung zu
iren, nach welcher die Accidenzien nach Verhältniß der
einde berechnet und zu einem festen Gehalte durch oben
ynte Repartition umgewandelt werden? Für besondere
, wo die Eitelkeit eines Eingepfarrten ins Spiel kommt,
wo die Mühwaltung eines Predigers gemißbraucht
:n könnte, z. B. bei mancherlei Reden ꝛc., da freilich
en besondere Bestimmungen erlassen werden. Sollte es
'en doch für nothwendig erkannt werden, das Acciden-
esen beizubehalten, also auf specielle Fälle und nicht
as Allgemeine zu sehen, so ließe sich das Mißliche hiebei
icht der Art einigermaßen beseitigen, daß eine beson-
Autorität diese Zahlungen entgegen zu nehmen und
enauer Nachweisung, in bestimmten Terminen, auf ein-
an den Prediger zu zahlen hätte. In Libau z. B. er-
der lettische Prediger ein bestimmtes Accidenz für
lationen und Beerdigungen aus der deutschen Ge-
de. Früher fand diese Zahlung in jedem einzelnen Falle
: Statt, seit einer Reihe von Jahren aber nimmt sie
Kirchenvorsteher in Empfang und zahlt sie dann mit
ı speciellen Verzeichnisse monatlich aus. Sollte sich
Gebrauch nicht auch weiter in anderen Verhältnissen
:hnen lassen? — In vielen Gemeinden erhält ferner
Prediger bei der sog. Gebetfahrt von dem Gesinde-
hen eine mehr oder minder fest bestimmte Gabe an
ıide, Geld ꝛc., — jedenfalls, selbst wenn sie auch nicht
iegenwart des Predigers in den Wagen oder Schlitten
t wird, eine für die jetzige Zeit unpassende Darbrin-
. In vielen Gütern und fast durchschnittlich in Krons-
inden ist diese Leistung, wie schon bemerkt, normirt, in
og. Wakenbüchern genau bezeichnet und wird von den
eindegerichten bei Gelegenheit der Magazin-Schüttung
mpfang genommen und dann als Kirchenkorn dem
iger zugesandt. Der Gebrauch, daß letzterer selbst diese
be bei der Gebetfahrt entgegen nehmen muß, falls er
icht gänzlich verlieren will, kommt indessen doch nicht
ielen Kirchspielen vor, — wäre nun dieser abusus
leicht, ohne daß der Prediger eine sehr bedeutende

Einbuße zu erleiden hätte, auf Vorstellung der Synode, durch eine vom Consistorio zu erwirkende obrigkeitliche Bestimmung zu redressiren? Vorschläge in Bezug hierauf, vom Prediger allein ausgehend, dürften nicht so leicht das gewünschte Resultat hervorbringen. — Zum Schluß dieses Gegenstandes möge noch der Klingelbeutel genannt werden und zwar mit Hinzufügung der einfachen Frage: läßt sich dieser nicht gleichfalls in ähnlicher Art abschaffen?

V. Kirchenordnung.

Weit entfernt die Kirchenordnung selbst anzugreifen, erscheint es doch als eine Sache der Nothwendigkeit, hier einzelne Paragraphen zu bezeichnen, die schon jetzt als gänzlich aufgehoben zu betrachten sind und daher einer Emendirung bedürfen; — diejenigen §§, die schon anderweitig und vielfach besprochen sind, z. B. über Ehescheidung, Wiederverehelichung Geschiedener, Kirchenzucht ꝛc. mögen ganz unberührt bleiben. — Von der Praxis aufgehoben sind folgende: § 5 Verbot der Proselytenmacherei, ferner § 16 von der Hausandacht, § 17 von Privat-Andacht-Versammlungen, § 18 von der Austheilung des heil. Abendmahls nur durch ordinirte Prediger, § 20 von der zur Taufe gesetzlich bestimmten Zeit, § 21 Ernennung von Curatoren, um die Kinder zur Taufe zu bringen, § 23 über Vollziehung der Taufe durch die Prediger, § 36 von der Beichte und dem heil. Abendmahl, § 49 von der Trauung, ꝛc. ꝛc. Desgleichen alle §§ der Instruction, die auf die genannten §§ der Kirchenordnung sich beziehen, z. B. § 3, 22, 23, 24, 27, 45 ꝛc. — Es fragt sich nun: sind diese Bestimmungen re vera (freilich ohne weitere Publication) bereits aufgehoben, oder soll der Antrag gestellt werden, daß sie nun auch förmlich aus dem Allerhöchst bestätigten Gesetzbuche gelöscht werden? Daß sie von den Baptisten, ohne daß selbige bis dato anerkannt worden, völlig beseitigt werden, ist eine bekannte Thatsache, — soll und darf aber dies Unwesen, diese Verspottung gesetzlicher Bestimmungen noch länger in dieser Art geduldet werden? Kann die Synode durch das Consistorium in dieser so ernsten und wichtigen Angelegenheit gar nichts thun, um auf die eine oder die andere Art eine hochobrigkeitliche und feste Bestimmung herbeizuführen? Auf der letzten Synode kam *diese* Sache schon zur Sprache, — bis jetzt ist aber nichts

geschehen. Wie schmerzlich unsere Gemeinden den durch die Baptisten, namentlich durch das Hauptbestreben derselben: Proselyten zu machen, ausgeübten Druck fühlen, zeigte in diesen Tagen eine Deputation der Sackenbergenschen Gemeinde, die an den Hrn. Generalsuperintendenten sich deshalb gewandt hatte. Als nicht unwichtige Bemerkung hier nur noch die Anzeige, daß die Baptisten bereits unter sich selbst uneinig sind und in ihren Ueberschreitungen der gesunden Vernunft geradezu Hohn sprechen. Mit einem Worte: die sogenannnten kurländischen Baptisten sind keine Baptisten und können wenigstens als solche nicht anerkannt werden. Ihre Praxis stimmt keineswegs mit ihrer Lehre überein; — solches beweisen von ihnen ausgeübte Gewaltthaten, die zu mehreren Criminal-Untersuchungen, gegenwärtig noch bei dem Grobinschen Hauptmannsgericht anhängig, geführt haben. Ihr Streben ist: sich möglichst von allen weltlichen und geistlichen Autoritäten zu emancipiren. Es fragt sich demnach: was wäre in Betreff der zu ergreifenden Maßregeln gegen die Uebergriffe der Baptisten das zweckmäßigste? Anerkennung oder für noch unbestimmte Zeit stillschweigende Toleranz? Letztere müßte natürlich die strengste Anordnung in sich schließen, daß die Baptisten ferner keine Proselyten machen und daß sie nur durch ein stilles und friedsames Leben auf eine spätere völlige Anerkennung rechnen dürften. Derartige Wünsche von Seiten der Synode durch den Hrn. Generalsuperintendenten an die betreffende Behörde gebracht, könnten vielleicht günstige Resultate erlangen.

Auf einen, von dem bisher bezeichneten völlig abweichenden Gegenstand jetzt übergehend, sei die Frage aufgeworfen: wie hat sich der Prediger in Beziehung auf § 25 und 34 ꝛc. der Instruction zu verhalten? Es ist nämlich hier die Rede davon, daß niemand zur Confirmation und zum heil. Abendmahle zugelassen werden solle, der nicht den Glauben und die Erkenntniß aller christlichen Pflichten besitzt. Solches versteht sich eigentlich ganz von selbst, — was aber soll der Prediger thun, wenn Aeltern zu ihrem Trost und ihrer Beruhigung ihn dringend bitten, blödsinnige, oder doch geistig sehr schwach begabte Kinder zur Confirmation anzunehmen? Müssen diese unter jeder Bedingung abgewiesen werden? Eine gleiche Frage hinsichtlich erwachsener Personen, die aber eine dem Prediger unbekannte Sprache reden, z. B. estnisch? Es ereignet sich nicht selten, daß Soldaten der

bezeichneten Nation das heil. Abendmahl verlangen, die Landesſprache aber nicht kennen; — in ſolchem Falle würde das Sacrament doch eigentlich nur ein opus operatum, — darf aber der Geiſtliche es dem Bittenden verweigern? —

Dieſen Abſchnitt über die Kirchenordnung ſchließend, noch eine Frage in Bezug auf § 442, die Synoden, incl. Propſt-Synoden, betreffend. Es heißt nämlich hier: rein geiſtliche Gegenſtände, wichtige Vorfälle in der Amtsführung der Prediger, Verhandlungen über gelehrte geiſtliche Gegenſtände, Vorleſung von Abhandlungen über theoretiſche und praktiſche Theologie ꝛc. und endlich auch Berathungen über kirchlich-ökonomiſche Angelegenheiten, Wittwen-Kaſſen ꝛc., ſeien in dieſen Verſammlungen zur Sprache zu bringen. Wird aber dieſe Anordnung in Wahrheit ſcharf ins Auge gefaßt? Werden nicht, beſonders auf den ſog. Propſt-Synoden, häufig Gegenſtände, die durchaus nur als Nebenſache betrachtet werden dürften, zu Hauptgegenſtänden erhoben? Geldzahlungen und abermals Geldzahlungen, Collecten aller Art, Berathungen über Stiftungen dieſer oder jener Kaſſe ꝛc., ſind oft die weit überwiegenden Punkte, die die Protokolle ausfüllen. Unſtreitig kann dieſer Modus nicht zur Hebung der Synoden beitragen, dagegen aber manchen Prediger, dem nicht reiche Mittel zu Gebote ſtehen, geradezu abſchrecken. Die Reiſekoſten, der Aufenthalt in der fremden Stadt, die mancherlei ſchon zum Geſetz erhobenen Zahlungen ſind ohnehin ein onus, das bedeutend ins Gewicht fällt. Ein eigentlicher Zwang findet freilich nicht Statt, — iſt aber der moraliſche Zwang nicht oft noch weit drückender?

VI. Bibelgeſellſchaft.

Der Hauptzweck derſelben iſt unſtreitig: Verbreitung der heil. Schrift und durch ſie: Befeſtigung des chriſtlichen Glaubens. Gottes Wort lehrt zwar ausdrücklich: prüfet alles und das Gute behaltet, — wie ſehr aber wird dies heilige Wort, oft mißverſtanden und beliebig gedeutelt. Unverſtand und geiſtlicher Hochmuth wirft ſich ſelbſt zum Richter auf, uneingedenk der Warnung: haltet Euch nicht ſelbſt für klug. Welches Mittel iſt hier nun anzuwenden, um den Irrenden vor dem Verderben zu bewahren? Wäre es nicht zweckmäßig, wenn der Haupt-Bibel-Comité für jede heil. Schrift als Zulage die vor mehreren Jahren ſchon gedruckte, oder eine neu auszuarbeitende Belehrung mitgebe, die da

Anweisung ertheilt, in welchem Geiste, in welcher Art das Wort Gottes gelesen werden müsse, d. h. zur Erbauung, nicht aber als Wetzstein des eignen Hochmuths. — Ferner ist bei Verbreitung der heil. Schriften zu beachten, daß sie überall zu gleichen Preisen in den verschiedenen Diöcesen verkauft werden, damit nicht etwa derjenige Prediger oder Verein, der vielleicht die Bibel oder das N. T. aus dieser oder jener zwingenden Ursache um einige Kopeken theurer verkaufen muß, in den Verdacht komme, daß er sich einen Vortheil machen wolle. Bleibt dagegen durch Beiträge ꝛc. dem einen ein kleiner Ueberschuß, so verschenke er heil. Schriften mehr als bisher, halte aber den allgemein angenommenen, möglichst billig gestellten Preis. Wünschenswerth wäre es daher auch aus diesem Grunde, daß der rigasche Bibelverein für die lettischen Quartbibeln von den kurländischen Brüdern nicht höhere Preise fordere, als von den eigenen Landsleuten. Der Grund der Verschiedenheit dieser Preise mag sein, welcher er wolle, er bleibt immer ein Uebelstand.

VII. Reglement zur Richtschnur für die Kirchenvorsteher ꝛc.

Dies vom General-Consistorio ausgehende Reglement ist größtentheils ein Auszug der Kirchenordnung, dann aber auch eine Ergänzung derselben und endlich noch, eben weil sie aus der neuesten Zeit stammt, zugleich eine abermalige Bekräftigung oder Bestätigung derselben. Mit vollem Recht muß daher angenommen werden, daß alle hier aufgestellten Verordnungen in voller Kraft bestehen; solches aber ist keineswegs in allen Punkten der Fall. Es wird z. B. § 193 über Privat-Andacht-Versammlungen, wie schon früher bemerkt, nach wie vor von den Baptisten, die bekanntlich bis dato nicht anerkannt sind, mithin keine besonderen Rechte genießen, völlig über den Haufen geworfen und finden auch bei den Behörden wenig oder gar keine Anwendung mehr. Ein Gleiches gilt von allen anderen hierauf Bezug habenden §§, — daher die Frage: wie weit erstreckt sich die Kraft dieser neuesten Verordnung? und wie soll der Prediger in vorkommenden Fällen auf sie mit Sicherheit sich beziehen? — Ein anderer Punkt: das Reglement, in Uebereinstimmung mit der Kirchenordnung giebt die Bestimmung, daß die Kirchenwege von den betreffenden Gemeinden in Stand zu setzen seien, § 113 aber verordnet, daß die Stadt-

prediger das Straßenpflaster ihrer Grenze selbst ausbessern lassen sollen. Ist hierunter nur eine geringfügige Reparatur zu verstehen, oder auch eine gänzliche Umpflasterung, wie sie von Zeit zu Zeit nothwendig wird? Im letzteren Falle wäre die Bestimmung überaus hart für den Prediger, da eine solche Arbeit, je nach der Länge der Grenze, mehrere 100 Rub. kosten könnte. In neuester Zeit sind z. B. in mehreren Städten die eigentlichen Fahrstraßen mit gehauenen Kopfsteinen und die Trottoire mit Fliesen ausgelegt. Kann die etwanige Ergänzung vom Prediger, dem nur temporären Besitzer der Amtswohnung, gefordert werden?

Zum Schluß noch § 199 des Reglements über Verhinderung des Kirchenbesuches der Dienstboten. Verordnungen hierüber sind seit undenklichen Zeiten erlassen, haben aber, weil sie nicht präcise genug ausgedrückt waren, wenig Erfolg gehabt. Derselbe Fall findet sich nun in dem angezogenen §. Es heißt nämlich: ohne wichtige Gründe sollen die Dienstboten nicht zurückgehalten werden, — worin aber bestehen diese wichtigen Gründe? Besonders schlimm steht es hier mit den vielen neu angelegten Branntwein-Brennereien und verschiedenen anderen Fabriken. Erkennt das Reglement die Thätigkeit derselben am Sonntage an, oder nicht? Die Fabrikbesitzer wollen in der Regel, namentlich wo die Dampfkraft in Anwendung gebracht ist, von der Sonntagsfeier wenig, oder nichts wissen. — Es giebt kaum ein gewerbthätigeres und industriöseres Volk, als die Engländer, — wie sehr aber beschämen sie uns in Betreff der Sonntagsfeier! Wird hier wol ernstlich das Gebot beachtet: der siebente Tag ist der Sabbat des Herrn. Da sollst Du kein Werk thun, noch Dein Sohn, noch Deine Tochter, noch Dein Knecht, noch Deine Magd, noch Dein Vieh, noch Dein Fremdling, der in Deinen Thoren ist. — Letzteres Wort sc. Fremdling, könnte hier auch noch auf Christen, im Dienst der Juden, hervorgehoben werden, denn auch dieser Mißbrauch, der so hemmend dem Kirchenbesuche christlicher Dienstboten entgegensteht, ist noch immer, besonders in Städten, allgemein herrschend.

Diese flüchtig hingeworfenen und aphoristischen Bemerkungen, die auf nichts weniger als auf den Titel einer Blumenlese Anspruch machen, würden vollkommen ihren Zweck erreichen, wenn sie, wenigstens in einzelnen Punkten, nicht völlig unbeachtet blieben.

II.

Zur Literatur.

Epiſtel-Predigten über die von Dr. C. J. Nitzſch oponirten Predigttexte. Ein vollſtändiger Jahrgang (64 redigten) von Deichert, evangel. Pfarrer. Stuttgart, eſching. 1863. 2 Bde.

Zuweilen dient ſchon der Name einer Verlagshandlung if dem Titel zu einer vorläufigen Orientirung, reſp. Emehlung, wenn man das Buch eines unbekannten Verſſers in die Hand nimmt. Das iſt bei dem Verlag Lieing & Comp. in Stuttgart der Fall. Man weiß ſchon i Voraus, daß man es hier mit einem Buch zu thun it, das jedenfalls Beachtung verdient. Das gilt auch von eſer Predigtſammlung. Wenn man auch nicht wüßte, daß err Deichert ſchon einen Jahrgang Evangelien-Predigten rausgegeben hat, die auch in dem Darmſtädter theol. teraturblatt (1859, Nr. 7) Anerkennung gefunden haben, gibt auch ein nur flüchtiger Einblick in dieſe Epiſtelredigten den Eindruck, daß wir es mit einem begabten, ebſamen — vielleicht noch jungen — Mann zu thun iben, der auf dem Grunde des ſchriftgemäßen Bekenntſſes ſteht, der dieſe Predigten darbietet, die gewiß, falls ſo gehalten ſind, wie ſie hier niedergeſchrieben ſich dareten, empfänglichen Gemüthern zur heilſamen Nahrung dient haben, zumal wenn eine gewiſſe lebhafte Wärme s Vortrages den Hörer feſſelte, ſo daß dieſer weniger is Einzelne kritiſch zu beleuchten Zeit hatte, ſich vielmehr m dem Eindruck des Ganzen anregen ließ. Wir wiſſen in, daß wir der buchhändleriſchen Verbreitung dieſer Pregten durch unſere hier ausgeſprochenen Anſichten über eſelben kaum ſchaden können, indem manches Bedenken, is wir bei dieſer Gelegenheit etwa machen, hie und da ol gar ein Reiz ſein dürfte, nun gerade ſie ſich zu kaufen; nehin, falls unſre Anſicht die falſche ſein ſollte, ſie den ieg der richtigen Auffaſſung überhaupt nicht hindern werde, dem wir ja weder die Macht haben, noch wenn wir ſie itten, gebrauchen wollten, dem Ankauf und Gebrauch dieſes uches je im Wege zu ſtehen. Wir erlauben uns nur i dieſer Gelegenheit eins und das andere das Predigen

Betreffende überhaupt zu sagen; möge ein jeder alles prüfen, und das Gute behalten; wenn nur das Richtige bei allen Discussionen sich Bahn bricht! Ob meine Ansicht dabei steht oder fehlt, ist ganz gleichgültig. Es gibt einmal verschiedene Arten zu predigen, und jeder predigt so am besten, wie seine Eigenthümlichkeit die ewig eine und dieselbe Gotteswahrheit in sich abspiegelt. Nur nichts Gemachtes und Forcirtes, Erkünsteltes und schablonenartig sich-angeeignet-habendes! nur demüthig und hingebend Gottes Gedanken auf sich einwirken lassen, und nichts anderes wollen, als wahrhafte Erbauung zum richtigen Erkennen und festen Wollen der Seelen, die Gott lieb hat, und zum Frieden und zur Seligkeit führen will.

Der Verfasser scheint (s. d. Vorrede) bei der Herausgabe dieser Predigten auch „angehende Prediger, die irgend Hilfsmittel nöthig haben", im Auge gehabt zu haben. Solchen möchte ich doch rathen, vor allen Dingen nur recht Bewährtes in die Hand zu nehmen, also kurz gesagt, aus der neuesten Zeit, z. B. Kliefoth, Harleß, Ahlfeld, Gerock, Brückner, Steinmeyer, auch Hagenbach, der als Prediger in weitern Kreisen vielleicht weniger bekannt ist, aber nicht minder Beachtung verdient. Ohnehin ist die Predigtliteratur so groß, daß vorläufig der „angehende Prediger" wahrlich nicht in Verlegenheit ist, wenn er „irgend Hilfsmittel nöthig hat" (sic!). Jede neue Sammlung ansehen und kaufen, möchte doch überflüssig sein. „Textauslegung" soll jede Predigt geben, aber auch „Anwendung", dann erst ist der ausgelegte Text praktisch verwerthet. Bei der Auslegung zeige ich, was der h. Apostel z. B. im gegebenen Fall den Corinthern sagen wollte, bei der Anwendung lerne ich, was ich heute auf Grund des im Text enhaltenen ewigen Gedankens zu thun habe. Daß die „practica auch auf dem homiletischen Gebiet multiplex geworden, und Gott sei Dank! im guten Sinn, und wahrlich nicht zum Schaden", ist bekannt, und daß „man es jetzt nicht mehr zu den homiletischen Todsünden rechnet, wenn ein Prediger einmal von den Schablonen einer althergebrachten Architektonik abweicht und neue Wege sucht", — machte begierig, die Erwartung erfüllt zu sehen, daß hier wol gar ein neuer Ton, abweichend von einer althergebrachten Architektonik, angeschlagen werde, eine, in der Form wenigstens, neue Bahn sich darbiete. Und warum nicht? Der Reichthum des göttlichen Wortes und die Eigenthümlichkeit unserer

gegenwärtigen Zeit, die von den verſchiedenſten Seiten als eine ganz beſondere im guten und böſen Sinn betrachtet wird, laſſen erwarten, daß auch die Predigt des ewig alten und neuen Evangeliums von Chriſto, dem Erlöſer von Sünde und Tod, ſich auf ein Neues beſinnen könnte. Auch wollte der Verfaſſer (ſ. d. Vorrede) „durch individualiſirende Darſtellung das leidige Dogmatiſiren und Moraliſiren, woran ſo viele Epiſtel-Predigten leiden, möglichſt vermeiden.“ Man wird geſpannt. Die ewigen Dogmen von dem anerſchaffenen Gottesbilde im Menſchen, von des Menſchen Abfall und Sünde, von den großen Heilsthaten Gottes, die geſchehen ſind, von der Erſcheinung des Sohnes vom Vater im Fleiſch voller Gnade und Wahrheit, von den Verheißungen des ewigen Lebens, von der beſeligenden Kraft des Glaubens an den, der durch ſein Leiden und Sterben, durch Auferſtehung und Himmelfahrt uns den Zugang zur Seligkeit bereitet hat, — dieſe Dogmen predigen, eindringlich, mit Bezugnahme auf diejenigen, die in dieſe Wahrheit eingehen oder ſich feſter darin gründen wollen, iſt unvermeidlich und nothwendig. Daß es ein „leidiges Dogmatiſiren“ gibt, iſt gewiß, aber gar nicht nothwendig, und zeugt nur, wo es vorkommt, von einer Unfähigkeit des Prädicanten, die gediegenen Goldſtufen, die ihren ewigen Werth haben, flüſſig und lebendig zu machen, beſteht aber keineswegs blos in der Neigung, immer wieder auf dieſe ewigen Dogmen zurückzukommen. Alles nur ins rechte Licht ſtellen, das iſt die Sache. Ebenſo „das leidige Moraliſiren“. Nun ja, zeigen wollen, wie vortheilhaft es ſei, um behäbig durch dieſe Welt zu kommen, wenn man dieſe und jene Klugheitsregeln feſt im Auge zu halten habe, das iſt doch keine neuteſtamentliche Moral, die von der Liebe predigt, als des Geſetzes Erfüllung. Im rechten Sinn „Moral“ predigen, das wirkliche Leben zeigen, wie es unter dem prüfenden Maßſtabe des göttlichen Geſetzes iſt, und wie es in der Kraft des ſegnenden Jeſus werden kann und ſoll in Haus und Beruf, in Staat und Kirche, in Leid und Freud, das iſt was Großes, und aller evangeliſchen Predigten Ziel; denn bekanntlich werden aufhören alle Erkenntniſſe und alle Sprachen, ja auch der Glaube wird aufhören, aber die Liebe wird bleiben. Daß die „individualiſirende Darſtellung“ oder Methode, unter der doch nichts anderes verſtanden werden kann, als Benutzung der präſenten Localität und Zeit, mit Hinzuziehung ſchla-

gender, ſ. z. ſ. aus dem Leben gegriffener Exemplificationen, unter Umſtänden ſehr anregend wirken kann, bezweifeln wir nicht, Ahlfeld und Gerock haben ſich darin bekanntlich bewährt; ſo was „nachmachen" zu wollen, hängt natürlich davon ab, wie weit eben „die Gabe reicht". Kliefoth hat ſich, um auf die Beiſpiele zurückzukommen, auf dergleichen nicht eingelaſſen, ſondern predigt ſchlechtweg Gotteswort; und darum eben ſind ſeine Predigten zu ſtudiren, nicht aber zu brauchen, wenn man „irgend Hilfsmittel, beſonders bei angehendem Predigtamt, nöthig hat". Harleß „individualiſirt" ſchon, aber in großartigem Styl, vermeidet alles Anekdotenartige und kleine Geſchichten Erzählen. Wenn Gerock von den Weinbergen um Stuttgart redet, ſo macht ſich das ganz gut; wenn ich in Riga von den Sandbergen reden wollte, ſo wäre das weniger erbaulich.

Was nun zuvörderſt die äußerliche Form dieſer Epiſtel-Predigten, abgeſehen von der ſprachlichen und ſachlichen Behandlungsweiſe des Gegenſtandes und lehrhaften Inhalts, betrifft, ſo iſt auch hier nicht von der althergebrachten Schablone der Architektonik abgewichen, wie man doch vermuthen ſollte. Segensſpruch, Textverleſung, Introitus, der auf das Thema hinführt, Thema, meiſt die beliebte Dreitheilung, ein Suſpirium, und nun 1., 2. und 3. Theil, dann wol auch mit einem Liedverſe geſchloſſen. In dieſer Architektonik iſt nichts neues. Die Faſſung der Themata iſt meiſt kurz und darum gut, denn die Hauptſache iſt dabei die Behaltbarkeit, aber durch Neuheit zeichnen ſie ſich nicht aus. Man höre, zum 1. Advent: Wie die h. Adventszeit zu den Gnadenſchätzen des Himmelreichs uns von neuem einladet 1) zum Nähertreten und Anſehen, 2) zum ſeligen Haben und Genießen, 3) zur treuen Bewahrung — dieſer Gnadenſchätze. Ich möchte wiſſen, wer in 30 Jahren nicht ſchon ſo ungefähr einmal gepredigt hätte. Zum 2. Advent nach 2. Pet. 1, 2—9. Thema: „Wem viel gegeben iſt, von dem wird man auch viel fordern." Gewiß, ein ſehr richtiger Satz aus dem Munde unſeres Herrn Jeſu, wie man aber über dieſen ganz ausdrücklich predigen kann, da man doch über 2. Pet. 1, 2—9 predigen will, iſt nicht gut zu begreifen. Geſetzt, ich kündige an Röm. 13, 1 und predige nun über Matth. 22, 15, ſo mögen die Gedanken ziemlich verwandt ſein, aber es iſt doch eben etwas anderes. Wenn das heißen ſoll ein Abweichen von den Schablonen einer althergebrachten Architektonik, und neue Wege ſuchen,

ſo iſt das eben kein großes Bündlein „homiletiſcher Todſünden", ſind nicht Sünden wider den h. Geiſt, aber ein Bischen Logik iſt auch eine ſchöne Sache. Claus Harms hat bekanntlich auch Predigten gehalten über gar keinen Bibeltext, ſondern über ein Kirchenlied, z. B. „Befiehl du deine Wege" ꝛc., und hat vielleicht durch eine ſolche mehr erbaut und gewirkt, als ein anderer mit der regelrechteſten Obenanſtellung eines Bibeltextes. Große Menſchen dürfen ſich ſchon etwas erlauben, was kleinen Leuten verſagt bleibt. Die Eintheilung iſt: 1) Was wir als Chriſten empfangen haben? 2) Was von uns gefordert wird. Dieſer Gegenſatz empfangen und gefordert iſt gut, weil behaltbar. Zum 3. Advent Hebr. 12, 15—25. Thema: Sehet zu, daß nicht Jemand Gottes Gnade verſäume! 1) Der hohe Ernſt dieſer Warnung. 2) Worauf wir zu ſehen haben, daß wir vor dem Allerſchrecklichſten, die Gnade Gottes zu verſäumen, bewahrt bleiben. Der zweite Theil iſt offenbar zu breit angelegt; der Gedanke iſt doch eigentlich: Schrecklich iſt es, — bewahren wir uns! Ueberhaupt iſt es noch die Frage, ob man die Eintheilung immer nach dem Thema ausdrücklich angeben muß; wenigſtens nicht in ausgeſponnenen, ſchwer behaltbaren längeren Sätzen; es ſpannt die Aufmerkſamkeit, wenn man es mehr auf die Ausführung ankommen läßt, als wenn man ſchon vorher genau orientirt iſt, wo es hinausläuft. Zum 4. Advent: „Wie das Licht der Welt, das in Chriſto erſchienen iſt, ſich Bahn gebrochen hat und immer noch Bahn bricht zu den verfinſterten Herzen." Wenn man dieſes Thema vor einer beſtimmten verſammelten Gemeinde ankündigt, ſo fragen die Zuhörer unwillkürlich: Wo ſind die „verfinſterten Herzen?" Nun kann man predigen von den „verfinſterten Herzen" draußen, — oder zu den verfinſterten Herzen, wenn man vorausſetzt, daß ſie vor Einem ſitzen, — oder zu dem unerlöſten und finſtern Theil unſrer bereits wiedergeborenen, aber noch nicht geheiligten Herzen. Wenn man von den verfinſterten Herzen, zu denen ſich das Licht Chriſti noch Bahn brechen ſoll und will, ſpricht, ſo iſt die Gefahr gar zu leicht, die bekannte Scheidung der Böcke und Schafe ſofort hier vorzunehmen. Wo bleiben aber die, die mit dem edlen Philoſophen (auf die „loſe" Philoſophie iſt Pfr. D. zu Grüningen nicht gut zu ſprechen — nun, in Grüningen mag es eben keine ſonderlichen Philoſophen geben) Fr. Heinr. Jacobi bekennen: „mit dem Verſtande

bin ich ein Heide, mit dem Herzen ein Chriſt?" Ueberhaupt die Quelle der Nichtannahme des „Evangeliums" nur im Hochmuth oder in der Sündenliebe ſehen zu wollen, gehört zu den Schablonen althergebrachter Architektonik, wobei der Mund jedenfalls zu voll genommen wird. Doch das zu erörtern, würde für jetzt zu weit führen. Um aber die Sache an einem Beiſpiel zu illuſtriren, zu individualiſiren, ſo nehmen wir an, man predigt von der ewigen Verdammniß. Warum nicht? Nun haben bekanntlich die großen Maler Michel Angelo, Rubens, Rembrandt, Breughel u. ſ. w. die Hölle der Phantaſie der Gläubigen aufs anſchaulichſte vorgeführt: der Teufel und ſeine Geſellen, als Vollſtrecker der göttlichen Strafgerechtigkeit, braten, ſchmoren, hängen, ſpießen mit einer kannibaliſchen Luſt die Seelen der Verdammten; man ſieht den Teufeln ordentlich die Wolluſt an, die höchſte Befriedigung ihres innerlichſten Weſens, zu ſchlachten, zu maſſacriren, zu peinigen und zu quälen. Sollten dieſe Maler ihre Phantaſieſtücke in Kraft der Inſpiration des h. Geiſtes ausgeführt haben, und wären, bei Verluſt der Seligkeit, die Betrachter dieſer Bilder gemahnt, ſich die Sache ſo vorzuſtellen, wie ſie hier ſchauerlich ſchön abgemalt iſt? Das nämliche gilt von allen wörtlichen Ausführungen auf dem Gebiete der Homiletik. Die Anwendung ergibt ſich leicht, und wird hier füglich erlaſſen. Die heilige Wahrheit iſt hehr, ernſt, aber maßvoll, zart, fein, edel, ſinnig, und hat für die Vorſtellung der Sterblichen eine Grenze; nur ein Pinſelſtrich verkehrt an unrechter Stelle ungeſchickt angebracht, und es wird eine Caricatur daraus. Die guten Maler, oft beim beſten Willen, haben viel verdorben, daß die Wahrheit in Mißcredit kommt. Das Berufen auf das Wort Jeſu: „Wer euch höret, der höret mich" kann zu großer Unverſchämtheit ausarten. Die ewigen Lamentationen, wie hier in der Weihnachtspredigt, S. 55: „Von wie Vielen wird die Predigt des apoſtoliſchen Wortes aus purer Trägheit gemieden, vernachläßigt und verſäumt, und wie Viele ſind ſo in Weltſinn verſtrickt, daß ihnen jede ernſtere Beſchäftigung mit dem apoſtoliſchen Wort Zeitverluſt zu ſein dünkt", ſind ſchon unzählige Male gedruckt, und damit allein iſt es lange nicht gemacht, daß man nun wieder dieſen „althergebrachten Weg" noch einmal geht; ſo was hilft denen, die nicht in der Kirche ſind, nichts, denn ſie hören es nicht; und denen, die Erbauung ſuchen im Anhören der Predigt,

hilft es auch nichts, wenn ſie die Achſel zucken und ſeufzen über die in Weltſinn Verſtrickten. Man hat ſich im „Individualiſiren" vor nichts ſo ſehr zu hüten, als vor Schiefheiten. Der Verfaſſer macht oft ganz feine Bemerkungen, namentlich beginnt er oft ſeine Predigten mit einem ganz hübſchen einleitenden Gedanken, aus dem ſich was machen ließe; ſchade nur, daß es oft an der Fortentwickelung fehlt. In der 2. Weihnachts-Predigt, S. 63, will er die „tiefgefallene Creatur" im Lichte der h. Weihnacht anſchauen; unter verſchiedenen Beiſpielen der „tiefgefallenen Creatur" kommt auch der Reiche dran: „Denken wir uns ein prunkendes Leichenbegängniß, wie man es öfter in den Städten ſieht, und dann und wann auch einmal auf dem Lande. Was bedeuten da das lange unüberſehbare Trauergefolge, der polirte Sarg von Eichenholz mit koſtbaren metallenen Beſchlägen und die Blumengewinde? Es iſt nun ein Reicher dieſer Welt (sic!) geſtorben, der nun alle ſeine irdiſchen Herrlichkeiten dahinten laſſen muß, und nackt und bloß, wie er in die Welt gekommen, auszieht aus ſeinen Prunkgemächern, um ſie in der dunkeln und engen Behauſung des Grabes zu vertauſchen. Da geht auch Mancher an ſo einem Leichenzug vorüber, und fragt ſtill vor ſich hin: „Was iſt doch der Menſch?" — Warum, ſo fragen wir, ſoll nun durchaus hier nur ein „Reicher dieſer Welt" geſtorben ſein? Kann er nicht auch zugleich reich in Gott geweſen ſein? Iſt ein „Reicher in Gott" geſtorben, der zugleich durch Gottes Barmherzigkeit reich geweſen iſt an irdiſchem Gut, ſo läßt er ſich mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit wenigſtens in einem „polirten Sarg von Eichenholz" begraben, was kein Unglück iſt; das liegt in der Natur der Verhältniſſe, während der Arme, obgleich er reich in Gott geweſen ſein mag, ſich mit einem unpolirten Sarg begnügen muß, wobei am letzten Ende auch nichts verloren iſt. Denn dem Todten wird es ſo ziemlich gleichgültig ſein, ob er in einem polirten oder unpolirten Sarge liegt. Wir müſſen hier abbrechen, ungeachtet dieſe Predigten mancherlei Veranlaſſung böten, gewiſſe homiletiſche Eigenſchaften, die wir keineswegs als Abweichungen von der althergebrachten Schablonen-Architektonik zu betrachten geneigt ſind, näher zu beleuchten. Ausgehend von dem zugeſtandenen Satz, daß es in der That ſehr verſchiedene Arten gibt, das ewig Eine Gotteswort zu verkündigen, und daß die Subjectivität des Verkündigers dabei entſcheidenden Einfluß übt, wodurch

aber weder die Heilskraft des verkündigten Wortes nothwendig etwas verliert, noch dem Werth und der Berechtigung der Behandlungsweise von Seiten des Predigers zu nahe getreten werden soll, können auch wir diesen vorliegenden Predigten in verschiedenen Beziehungen den verdienten Beifall nicht entziehen. Sie stehen auf gutem Grunde des Bekenntnisses, sind warm und lebendig, fließend im Ausdruck, suchen in lebhafter und anregender Weise das Herz des Hörers resp. Lesers zu gewinnen; die Themata, wenn auch nicht neu, sind gut und die Disposition meist einfach und behaltbar, die Beispiele aber meistens ziemlich bekannte und zuweilen mit einer Beweiskraft belastet, die sie nicht zu leisten vermögen.

10) (S. I, 63). Das Wissenswürdigste aus der weltl. Culturgesch. in Biographien. Erzählungen. 2. Aufl. 1. Bd. Von Dr. Nitzelnadel. Gesch. des Alterthums und Mittelalters. Saalfeld 1865.

Pastor Nitzelnadel im Altenburgschen hat auch diesmal mit Fleiß sein Geschick an den Tag gelegt, die Ergebnisse der Forschungen auf dem Gebiete nicht blos des Glaubens, sondern auch der Welt- und Lebenskenntniß in allgemein verständlicher Form gemeinnützig zugänglich zu machen, daß auch diejenigen, die nicht mit den Hülfsmitteln gelehrter und wissenschaftlicher Bildung ausgerüstet sind, Theil zu nehmen vermögen an dem, was den Menschen, die in der Culturspähre leben, zu erkennen und sich anzueignen wünschenswerth bleibt. Bei uns zu Lande hat sich in solcher Weise eine ganze Literatur für die „Nationalen," mit welchem Namen wir unsere Letten und Ehsten bezeichnen, insbesondere in den letzten Decennien angesammelt, und der Trieb ist noch fortwährend im Wachsen, je mehr der Bauernstand, — der bei uns mit Ehstnisch- und Lettisch-Redenden identisch ist, denn sobald der Ehste und Lette der hiesigen Culturspracbe sich zuwendet, ist er auch mit seinem Nationalitätsgefühl am Rande, — als solcher in der Lage ist, manches von den Dingen jenseits des Grenzpfahls an sich herankommen zu lassen, von denen er vor ein paar Menschenaltern keine Ahnung hatte. Was „Samara" sei, wußte kein Ehste und Lette vor 30 Jahren zurück. Mit den kleinen „Geographien" und Beschreibungen der Welt und des Kaiserreiches erweiterte sich der Gesichtskreis, höchstens hörte er von Sibirien, das ihm wie Scheol oder Hades klang. Jetzt, wenn er bezahlen kann, fährt er nach Nowgorod per

Eisenbahn hin und zurück. In Deutschland ist alles anders. Die sogenannten „Bürgerschulen," man denke nur z. B. an die in Leipzig, haben bei den fließenden Uebergängen der Stände einen Umfang und eine Vervielfältigung gefunden, die bei uns noch lange nicht erreicht sind. Durch die in die Massen greifende Betheiligung am Schulunterricht wird ein „Publikum" geschaffen, das begierig ist, solche Bücher, wie das vorliegende von N., in 2. Auflage zu lesen, wie es bei uns noch nicht vorhanden ist. Bei uns steht die Sache so: „Entweder man schließt seinen dürftigen „Elementarunterricht", und geht sofort zur Maurerkelle und zur Schneidernadel, oder man macht einen Sprung in die „Gymnasialbildung", und läßt sich von Ranke und Macauley erzählen! Die Zwischenpartien scheinen bei uns zu fehlen. Die Masse, die „kleine Weltgeschichten" lettisch von unserm Pastor Schulz u. s. w. liest, kann solche Bearbeitungen nicht brauchen. Schulbücher sind von oben eingeführt, und werden am liebsten in den unteren Schichten, die sich einmal leider ge- oder verwöhnt haben, von den oberen Ständen ihre geistigen Bedürfnisse umsonst zu verlangen, zum Geschenk angenommen. Solche sich zu kaufen — dazu gehört ein Sinn, an dem es vielfach fehlt. Bei uns kauft der lettische Bauer seine Postille, und zahlt mit Freuden dafür seinen Rubel; ich möchte doch nur sehen, wieviel unsrer „kleinen Leute" auch nur, wenn man ihnen ein Predigtbuch schenkte, darin lesen? Der Trieb nach Bildung ist noch sehr zu erhöhen. Wir können übrigens das Buch von Dr. N. Allen bestens empfehlen, die es namentlich der Jugend mit gutem Gewissen in die Hand geben wollen. Ein solches „Lesebuch" ist einem gewissen Alter sehr angemessen. Der ernste und christliche Sinn, mit welchem der Stoff in einer gebildeten und doch allgemein verständlichen Sprache behandelt ist, ist nicht der geringste Vorzug desselben.

Alttestamentliche Lebensbilder in Predigten von F. Bender, Hofprediger in Darmstadt. 3 Bändchen. Stuttgart. Liesching, 1858.

Diese kurze Anzeige möchte etwas verspätet kommen. Eine ausführliche „Besprechung" erlaubt der Raum unsres Blattes nicht. Wir wollen aber der freundlichen Zusendung derselben von Seiten der Verlagshandlung gern, soweit es möglich ist, entsprechen, möchten aber doch hier das Bekenntniß nicht unterdrücken, daß wir nicht in der Lage

ſind, alle Druckſchriften, die als Recenſionsexemplare zugeſchickt werden, weitläufiger und eingehender zu kritiſiren, ſondern uns öfter nur mit einer kurzen Anzeige begnügen müſſen. Dieſe „Altteſtamentlichen Lebensbilder" tragen einen erbaulichen Charakter, worauf auch ſchon der Titel „Predigten" hinweiſt. Das iſt nun keine leichte Aufgabe. Es kommt immer dabei darauf an, daß man ſich einen beſtimmten Leſerkreis denkt. Ref. dachte ſich, dieſes Buch etwa zum Vorleſen bei uns auf dem Lande, als Erſatz des kirchlichen Gottesdienſtes, zu empfehlen. Denn warum ſollte nicht auch in dieſer Art einmal einem kleinen Erbauung ſuchenden Kreiſe ein Aufrollen „Altteſtamentlicher Lebensbilder" etwas ſehr Wünſchenswerthes ſein? Allein, es möchten hier doch zu oft mancherlei Beziehungen mit beſonderer Vorliebe hervorgezogen ſein, die in Darmſtadt und Umgegend ganz am Ort ſein mögen, hier aber doch unverſtändlich bleiben. Wir ſchlagen z. B. auf II, S. 104. Da heißt es: „O, das Menſchenherz iſt ein trotzig Ding, ſo lange es der Geiſt Gottes nicht erneuert und geheiligt hat! (Dagegen kann man nun nichts haben. Aber nun heißt es explicirend weiter:) Gerade unſre Zeit liefert den ſchlagenden Beweis, wie weit es der von Gott abgefallene Menſch in ſeiner Anmaßung bringen kann (das iſt viel zu allgemein und vage, und paßt anno 1500 vor Chr. Geb. ebenſogut, wie anno 1500 und anno 1865). Denkt zurück an die Jahre (wir ſollen nämlich an 1848 denken), wo die entfeſſelte Rohheit jeder menſchlichen und göttlichen Ordnung Hohn ſprach (wir empfehlen der Vergleichung wegen: Geſchichte der Völkerwanderung von Eduard v. Wintersheim. Vier Bände. Leipzig, Weigel 1859—64, wo die Tragödie des großen Zertrümmerungswerks einer alten Zeit in Scene geſetzt wird, wo die letzte Poſaune zum Gericht über den morſchen Körper des in Fäulniß übergegangenen Römerreichs ertönte, grauenhaft), und in dem Lager der Beſſergeſinnten (Gottlob, daß es noch ganze „Lager von Beſſergeſinnten" gibt; es hat Zeiten der Menſchheit gegeben, wo die Maſſen, die gegen einander wütheten, ohne Ausnahme, hüben und drüben, nur zu gegenſeitiger Vernichtung reif ſchienen!), wie in dem Heere Iſraels, nichts als Angſt und Schrecken zu finden war. Gleich Saul war den Fürſten der Muth geſunken (alles Anſpielungen auf 1848), und die Männer der rettenden That wollten *nicht* hervorkommen, während jeder Tag einen neuen Maul-

helden gebar. (Dieſe Expectorationen ſind offenbar unter einem beſtimmten Einfluß gewiſſer Erfahrungen und politiſcher Stimmungen entſtanden, die nicht überall mit gleicher Sympathie nachempfunden werden können, auch das Erbauliche auf einen geſunden Horror beſchränken.) Dem Rieſen der Revolution iſt der Kopf noch nicht abgeſchlagen, wir können kaum behaupten, daß er gebunden wäre. Er hat nur die Sprache und Rüſtung etwas gewechſelt. Er ſchreitet nun als Ritter des Materialismus triumphirend in glänzendem Geſchmeide einher und höhnet mit frecher Stirne: „Was braucht ihr einen Gott und Heiland? Sehet da: Banken, Eiſenbahnen, Handel, Spekulation, Gewinn und Genuß — das ſind eure Götter und Heilande! Laßt die Pfaffen von Seligkeit und Verdammniß faſeln; her zu mir, dies Alles will ich euch geben, ſo ihr mich anbetet! O, es iſt eine entſetzliche Thatſache," u. ſ. w. Damit ſei auch zugleich eine Stylprobe gegeben. Nun, wer will in Abrede ſtellen, daß „dieſe Himmelſtürmerei des armen ohnmächtigen Menſchen durch alle Jahrhunderte der Geſchichte hindurchgeht", ob aber mit einer Darſtellung gerade die Erbauung gefördert wird, ſteht dahin. Wir wollen nicht in Abrede ſtellen, daß ſolche Predigten, an Ort und Stelle von dem warm von ſeiner Sache ergriffenen Manne gehalten, ihre guten Wirkungen gehabt haben, aber geleſen will uns vieles zu breit ausgeholt ſcheinen. Wir wollen den Inhalt angeben. Zuerſt I. Moſes in 8 Predigten, denen immer eine Bibelſtelle, auch aus dem neuen Teſtamente, zu Grunde gelegt wird: Moſis Bildung, Berufung und Sendung. Der Auszug des Volks Iſrael aus Egyptenland. Das Manna und die Felſengrotte in der Wüſte. Das ſtreitende Iſrael. Moſes auf dem Berge Sinai. Der Glanz auf dem Angeſichte Moſis. Die eherne Schlange. Der ſterbende Moſes. II. Joſua und die Richter. Joſua, der Führer ins gelobte Land. Joſua und ſein Volk unter der züchtigenden Hand Gottes. Joſua's letzte Predigt an ſein Volk. Gideons Berufung. Gideons Siege. Abimelech. Jephta. Simſon. Eli. Hanna. Samuels Jugend. Samuel als Mann. Samuel als Greis. Das 2. Bändchen behandelt die drei erſten Könige Saul, David, Salomo. Das 3. die Propheten Elias und Eliſa. Wir halten es für überaus ſchwer, jene Geſtalten aus ſolch grauer Vorzeit unſerem Geſchlecht heutigen Tages, mit ihrer von der Gegenwart ſo grundverſchiedenen Umgebung,

Sitte und Lebensform, wahr und getreu vorzuführen, dabei nichts Fremdartiges einzumiſchen, nichts zu anticipiren, ſondern ſie gerade ſo handeln zu laſſen, wie ſie mit wenigen großartigen Zügen „auf Antrieb heiligen Geiſtes" in den Urſchriften des vorbereitenden Heils gezeichnet daſtehen; wie ſie als die Repräſentanten einer Zeit, wo alles kommende Heil ſich erſt noch in Urkeimen ſammelte, daſtehen, voll edelſter Hoffnung, Hingebung an den, der ſie berufen hatte, und doch das menſchlich Sündhafte ſtets zu überwinden hatten. Wir meinen, ſolche Lebensbilder müßten rein den Charakter des Altteſtamentlichen bewahren, alle Predigt des erſchienenen Heils in Chriſto nur andeutend als letzten fernſchimmernden Hintergrund ahnen laſſen.

Apologetiſche Vorträge über die Grundwahrheiten des Chriſtenthums, von Chr. F. Luthardt, Dr. und Profeſſor der Theologie in Leipzig. 1864. Zehn Vorträge im letzten Winter vor einem Kreiſe Gebildeter gehalten. An ihnen iſt Alles zu loben: die Einheit des Grundgedankens, der ſich durch das Ganze zieht; die ſcharfe Beſtimmtheit ſeines Ausgangspunktes; der richtige Zielpunkt einer chriſtlichen Apologie im 19. Jahrhundert; endlich auch der Weg, auf welchem Dr. L. ſeine Leſer führt. Man kann auch den geſchmackvollen Styl, und nicht minder das ſachliche „Leiſetreten" — ein ächtes Kleinod aus Melanchthons Erbſchaft! — loben. Dagegen werden Manche Widerſpruch gegen die Conceſſionen, die der „modernen Anſchauung" auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft (4. Vortrag) gemacht ſind, erheben. Manchem wird z. B. nicht gefallen (ſ. Zeitſchr. f. luth. Th. 1865, 3. S. 327), daß L. vom kopernikaniſchen Syſtem ſagt, es ſei „Wahrheit und ein Triumph des Geiſtes."

Chriſtliche Sittenlehre von Chr. Fr. Schmid †, Dr. und Profeſſor in Tübingen. Stuttgart. Lieſching, 1861. Der Verfaſſer vertritt gewiß ſehr richtig die Anſicht: „Die chriſtliche Wahrheit kann nur auf dem Wege des ſittlichen Aneignungsprozeſſes des Chriſtenthums von uns erkannt und uns eigen werden; das aber geſchieht, indem der Inhalt der h. Schrift als göttliches Wort in den menſchlichen Geiſt eingeht im Glauben. In anderer Weiſe gibt es kein Eingehen rechter Art in den menſchlichen Geiſt." Ebenſo richtig: Die Wiedergeburt, mit welcher das chriſtlich ſittliche Leben im Menſchen in die Wirklichkeit tritt, *iſt die freie principielle Aneignung der durch die Erlöſung*

in Chriſto gegebenen Gnade, durch welche ein neues Lebensprincip in die ſittliche Perſönlichkeit geſetzt iſt. Dieſes von Gott in dem Menſchen hervorgebrachte Werk, das ebenſowenig ohne die lebendige Receptivität des Menſchen, als durch deſſen eigene Kraft allein vollzogen werden kann, wird vermittelt durch das Wort des Evangeliums, durch das Sacrament und durch alles, wodurch die Fruchtbarkeit beider unter den Menſchen bedingt iſt, beſonders durch die chriſtliche Gemeinſchaft, durch welche Wort und Sacrament unter den Menſchen erhalten, fortgepflanzt und den Einzelnen nahe gebracht wird.

Die Wiedergeburt. Predigten über Joh. 3, 1—21, von Dr. Fr. Arndt, Prediger ꝛc. in Berlin. 1863. 274 S. Ein, wie es uns ſcheint, nicht Unrecht habender Recenſent urtheilt über dieſe Predigten des „hochbegabten und weitbeliebten" Predigers: „Der Verfaſſer unterſcheidet nicht ſcharf genug zwiſchen (Wiedergeburt, fügen wir hinzu, Anm. d. Red.) Rechtfertigung und Heiligung, und deshalb wird es ihm nicht gelingen, wie er es doch entſchieden will, die lutheriſche Lehre von der Wiedergeburt in die Herzen ſeiner Gemeindeglieder zu pflanzen." Wenn nun einem A. die wünſchenswerthe dogmatiſche Klarheit fehlt, was ſoll man von der Verwirrung der Begriffe in den Köpfen ſo vieler Anderen ſagen?

III.

Nachrichten.

Der berühmte Erlanger Profeſſor Hofmann (ſ. „Die h. Schrift N. T. zuſammenhängend unterſucht"; bis jetzt 1. u. 2. Thl., 1. Abth.) behauptet ſtandhaft, daß er mit der richtig ausgelegten Schrift durchaus im Einklange ſtehe und das Alte nur in neuer Weiſe lehre. Das hilft ihm alles nichts. Trotzdem wird ihm von gegneriſcher Seite (und zwar im eigenen Lager, beiſpielsweiſe von Kliefoth und Philippi, die ihn gewiß ebenſo gern abſetzten, wie das Opfer Baumgarten) erwiedert, er treibe eine im Fundamente falſche Lehre. Bekannt iſt H's. Anſicht, daß man

ſich bei der Erforſchung der h. Schrift den Blick nicht verengen und verſchiefen dürfe, indem man ihn immer nur auf Einzelſtellen heftet: man müſſe vielmehr durch das Eindringen in den innerſten Gedanken einer ganzen Schrift eine Geſammtſchau gewinnen, wodurch ſich denn mit Nothwendigkeit dieſe oder jene Lehre ganz anders herausſtelle, als ſie bisher dargeſtellt worden. Er legt ein Hauptgewicht auf die Bedeutung und ſyntaktiſche Geltung der Partikeln und Conjunctionen, um daraus Haupt-, Neben-, Ober-, Unterſatz, Betonung u. dgl. zu gewinnen. Es kommt dabei zu einer Spaltung der Gedanken und Scheidung des formalen Ausdrucks, daß die ſonſt einfachen und klaren Stellen ganz dunkel werden. Ihm wird nun namentlich bei Gal. 3, 13 der Vorwurf gemacht, daß er weder die ſtellvertretende Genugthuung noch die Rechtfertigung aus dem Glauben finden kann; beides ſoll nach H. als ein Act Gottes in das diesſeitige Leben der Gläubigen fallen. Wir bleiben nun vorläufig bei dem altproteſtantiſchen Unterſchiede zwiſchen dem Chriſtus *für uns* und *in uns* ſtehen. —

„Strauß und Renan ſind ein überwundener Standpunkt!“ So ſchreibt Hr. Löwenthal, Berlin, Gürtelſtraße Nr. 4, der Stifter einer neuen Secte, die ſich „Cogitanten“ (Denkende) nennen. Die Vorgeſchrittenen, welche nach Millionen zählen ſollen, werden eingeladen, einen neuen „Religionsverband“ zu ſchließen. Am Sonntag und ſonſtigen Feſten hält ihr „Cultusmagiſter“ in der „Andachtshalle“ Vorträge aus dem Gebiete des Geiſtes, der Moral und des Geſellſchaftsweſens. Geſang und Orgelbegleitung fehlen nicht. Sie haben ein Neujahrsfeſt, ein Maifeſt und ein Septemberfeſt. Nachmittags wird ein Volksfeſt mit einem Umzug veranſtaltet. Sie haben Civil-Ehen und Leichenbeſtattung. —

Ein Prediger-Convent auf Fühnen verhandelte jüngſt über die Zulaſſung oder Nichtzulaſſung der Selbſtcommunion der Geiſtlichen. Mag ſolche auch früher in der lutheriſchen Kirche hie und da gebräuchlich geweſen ſein, ſo erſcheint ein ſolcher Gebrauch in einer geordneten Kirche als ein ſeltſames Sondergelüſte, dem nicht zu willfahren ſei. —

Die Neue evangeliſche Kirchenzeitung erzählt, bei Erwähnung deſſen, daß der Prof. extraord. (und demgemäß *auch ohne* Gehalt als bloßer Honorar-Profeſſor) Dr.

ɛzſchwitz zu Gießen, für deſſen Beſoldung ein freier
n von Standesherren und Geiſtlichen einſtweilen Sorge
, einen ehrenvollen Ruf nach Dorpat als Prof. der
ſchen Theologie erhalten habe, folgendes: „Dem bis-
:n Inhaber der Profeſſur für praktiſche Theologie in
at, Dr. Chriſtiani, ſei, als Nachfolger des Biſchofs
er in Riga, die oberſte Leitung der lutheriſchen Kirche
n Oſtſeeprovinzen übertragen worden.“ Von einer
en geiſtlichen Spitze der lutheriſchen Kirche in den
eeprovinzen haben wir bis jetzt noch nichts gehört.
ıe höchſt unſichere Vorſtellungen von den Oſtſeepro-
n ſind ein Wink, auch anderweitige Nachrichten mit
cht und Kritik aufzunehmen. —
Ueber das Alter und den kritiſchen Werth des berühmt
:denen Sinaitiſchen Bibel-Codex und ſein Ver-
ıß zur nächſtälteſten Uncial-Handſchrift, dem Codex
:anus, hat ſich eine gewiſſe literäriſche Bewegung ent-
t. Der verdienſtvolle Entdecker und Paläograph Dr.
iſchendorf hat manche ſchwere Einreden zu beſtehen
ıt, von denen er viele aufs klarſte widerlegen konnte;
ſcheint es ihm mit allen doch noch nicht ganz ge-
n zu ſein. Zuerſt trat der übelberüchtigte Hand-
tenkünſtler und Abenteurer Conſtantin Simonides
ıer Behauptung auf, daß Niemand anders als er die
i-Handſchrift 20 Jahre vor ihrer Wiederauffindung
Dr. Tiſchendorf in einem Kloſter des Athos verfer-
!) habe. Dieſen hat T. längſt Lügen geſtraft. Auch
Meinung eines Archimandriten Porphyrius Uspenski,
dem zwar ins 4. Jahrhundert hinaufreichenden, aber
riſchen Urſprunge des Codex wies T. mit Erfolg
!, wie gleichfalls die Anſicht des Prof. Hilgenfeld
ena, daß die Handſchrift viel jünger, höchſtens aus
6. Jahrhunderte, ſei. Schließlich ſcheint ſich in der
bei immer Mehreren jene vorſichtig abgegrenzte mitt-
Anſicht über die wahre Bedeutung des Codex feſt-
ı zu wollen, wonach er zwar als gleichaltrig mit
Vaticanus, alſo als Product der 1. Hälfte des
ıhrhunderts anerkannt, aber zugleich ſeiner über-
ıielen Fehler und Abſchreibe-Nachläſſigkeiten halber an
ſchem Werth hinter dieſem ſeinem Altersgenoſſen
ckgeſtellt wird. So hat Prof. Buttmann zu
ıam zunächſt nur in den Evangelien 250 grobe Nach-
keitsfehler, 60 durch Homoioteleuton veranlaßte Aus-

laſſungen, und 50 auf Verähnlichung der Leſearten des einen Evangeliums mit denen des andern in parallelen Abſchnitten beruhenden Alterationen der wahren Textes-lesart aufgezählt, zuſammen alſo 360 offenbare Fehler allein in den vier Evangelien. Aus der Thatſache, daß Tiſchendorf ſelbſt in dem eben erſchienenen erſten Heft der 8. Ausgabe ſeiner Textesrecenſion des Neuen Teſta-mentes, welches Heft Matth. 1—16, 23 enthält, die Lesart des Sinaiticus gegen Codex B nur in 130 Stellen, aber die Lesart des B gegen Sin. in 164 Stellen aufrecht er-hält, ſchließt Gymnaſialdirector Vömel in Frankfurt, „daß alſo auch nach dieſes Kritikers eigenem Urtheile der Codex B der vorzüglichere ſei.“ —

Im Auguſt v. J. wurde zu Genf eine internatio-nale Conferenz gehalten, auf welcher 12 europäiſche Staaten, Frankreich, Oeſterreich, Italien, Preußen, Rußland ꝛc. vertreten waren, um die Grundlagen eines Ver-trages feſtzuſetzen, welcher die Neutralität der Mili-tär-Hoſpitäler, der Ambulanzen des Geſundheits-Per-ſonals, Aerzte ꝛc. und der Verwundeten ſelbſt, in Kriegs-zeiten, zum Gegenſtande hatte. Soeben erſchien ein Decret im „Moniteur“, welches dieſe Uebereinkunft veröffentlicht und die erfreuliche Kunde bringt, daß ſeitdem noch 4 andere Staaten, England, Schweden ꝛc., dem Vertrage beigetreten ſind. Dieſes Ergebniß läßt hoffen, daß bald kein civili-ſirtes Volk in dieſem Bunde edler Menſchlichkeit in Kriegs-fällen mehr fehlen wird. —

Sectirerei ohne Ende! Die Methodiſten, beſonders ausgebreitet in Nordamerika, ſind aber auch wieder unter ſich in ſeparate Denominationen zerfallen. Die „biſchöfliche Methodiſtenkirche“ ſucht ſeit Jahren auch in Deutſchland und in der Schweiz feſten Fuß zu faſſen, und vorzugs-weiſe Abtrünnige aus der lutheriſchen und reformirten Kirche an ſich zu ziehen. Traurig genug. Warum gehen ſie nicht zu den Turkomanen in Mittel-Aſien, nach Chiwa, Bochara, Samarkand und Herat (ſiehe Vambery, Reiſe in Mittel-Aſien, Leipzig 1865), wo es für ſie vollauf zu thun gäbe? In Deutſchland arbeiten 19 „Miſſionsprediger“ (!), unter ihnen Biſchof Jones, und zählen 3465 Gemeindeglieder. In Bremen haben ſie vom 8. bis 13. Juni die zehnte jähr-liche Miſſionsconferenz gehalten. In welchem Sinne und mit welchen Abſichten die Methodiſten ihre Miſſion in evan-geliſchen Ländern treiben, ergibt ſich aus den Aeußerungen,

er Vorſteher des method. theol. Lehrinſtituts in Bre-
W. F. Warren, in ſeinem eben erſchienenen Buche:
ematiſche Theologie" über den Methodismus thut.
ihlt vier durchgebildete Lehrtropen, den römiſch-katho-
n, den calviniſtiſchen, den lutheriſchen und den wesley-
en. Der Methodismus iſt (natürlich!) die „höchſte
: der Lebens- und Lehrentwickelung, die das Chriſten-
bis jetzt erreicht hat, und principiell die höchſte, die
f dem Wege reingeſchichtlicher Entwickelung erreichen
" Der Verfaſſer meint, „der Methodismus verdiene
aus nicht, als eine bloße Schmarotzerpflanze, welche
n beſtehende Kirchen anſetzt (aber doch auch, wie in
ſchland!) und ſeine Lebensſäfte daraus ſaugt, darge-
und verſchrieen zu werden." (So?) —

Biſchof Monrad, zur Zeit des letzten Holſteiner
es ſeltſamer Weiſe Miniſter des Auswärtigen in Dä-
rk, nach dem Muſter von Cardinal Antonelli, und
idig auf Fortſetzung des Krieges treibend, hat Erlaub-
:rhalten, ſeine Penſion vom 1. Januar 1866 an im
ande zu verzehren. — Es iſt ein Ereigniß, daß der
of von Seeland, Dr. Martenſen, durch ſein Hand-
der Dogmatik bekannt, ein geborner Flensburger, zum
eſſionarius des Königs von Dänemark und deſſen Fa-
ernannt iſt. —

Aus Meklenburg ſchreibt man der Neuen Ev. K.-Z.
erlin: „Es möchte die Frage am Ort ſein, wie die
logen, welche ſich nach der neueſten Strömung fern
ketzeriſchen Erlangen (!) halten und nur auf Roſtock
allein wahres Lutherthum gelehrt werden ſoll, nachdem
)r. Baumgarten glücklich geſagt haben) beſchränken,
dem in einem öffentlichen Vortrage einmal gerühmt
e, daß es allein den Schatz des lutheriſchen Bekennt-
: rein bewahre, beſchaffen ſind? Unter unſern kirch-
i Nothſtänden iſt faſt der ſchlimmſte die Be-
fenheit der jungen Theologen; ihnen fehlt
Muth und alle Freudigkeit, jede wiſſenſchaftliche
eiſterung! Mit einer altklugen Abgeſchlos-
eit treten die meiſten früh in das Amt. Das iſt eine
neine Klage, welche durch das Land geht und die mit
z Hoffnung für die Zukunft unſres Landes erfüllen
" „Wir bedauern aufrichtig", heißt es weiter, „daß
roßen Gaben Kliefoth's immer mehr ſich verzehren in
i Parteifanatismus, dem das Auge für die eigentlichen

und tiefſten Schäden unſrer Zeit fehlt, und dem vor allem die Liebe mangelt, welche glaubend und hoffend über die Form hinein in das Weſen und den Inhalt gegneriſcher Ausſagen ſich begibt, um die Wahrheit auch dort noch zu ſuchen und zu erkennen." —

Dr. Schenkel hat wieder eine neue Schutz- und Streitſchrift (wir bewundern ihn) von 288 S. ausgehen laſſen: „Die proteſtantiſche Freiheit in ihrem gegenwärtigen Kampfe mit der kirchlichen Reaction." Er verſucht eine Menge von Vorwürfen abzuwehren und zu entkräften, die man auf Grund ſeines „Charakterbildes Jeſu" wider ihn erhoben hat. Die Neue Ev. K.-Z. findet alles wahr und treffend, was Schenkel gegen den Ultramontanismus beibringt, und findet deſſen Auslaſſungen zur Charakteriſtik des gegenwärtigen Ultramontanismus, ſeiner Beſtrebungen und der daraus entſpringenden Gefahren für die evangeliſche Kirche aller Beachtung auf kirchlich-gläubiger Seite werth, zumal da, wo die gefährliche Neigung zum Liebäugeln mit der römiſchen Kirche und ihren Inſtitutionen vorhanden iſt. Es ſei wahr, ſagt ſie, was auf S. 5 ff. geſagt wird: „Die katholiſch jeſuitiſche Reactionspartei will heute noch ganz daſſelbe, was ſie bei der Gründung des Jeſuitenordens wollte: Unterdrückung des modernen durch die Reformation entbundenen Geiſtes, Vernichtung der freien Culturentwickelung, mit Hilfe einer unfreien, Geiſt und Gewiſſen einſchläfernden, auf glatte Dreſſur eingerichteten Scheincultur. Freiheit und Wiſſenſchaft, Bildung und Cultur ſind im Munde dieſer Partei hohle Redensarten, Zungendreſcherei, Begriffe, welche eigentlich nicht in ihr Wörterbuch gehören; Satzungsherrſchaft, Dogmenzwang, Volksdreſſur, das iſt es, was ſie in Wirklichkeit will." Es ſei nicht minder wahr, was weiterhin vom gegenwärtigen Zuſtande der katholiſchen Univerſitäten geſagt wird: „Die katholiſchen Profeſſoren der Theologie ſind gegenwärtig lediglich Werkzeuge des katholiſchen Kirchenregiments; der geringſte Widerſpruch gegen die kirchliche Autorität würde ihre Entfernung vom Amte augenblicklich zur Folge haben. Auch die Profeſſoren der Philoſophie dürfen nur lehren, was die biſchöflichen Ordinariate geſtatten, und den katholiſchen Univerſitätslehrern der Geſchichte droht daſſelbe Schickſal." Und es ſei wiederum nur zu wahr, daß „die jeſuitiſche Reſtaurationspartei, die kein Vaterland kennt, deren Herz in Rom iſt, und der es daher nur erwünſcht

sein kann, wenn ein unheilbar klaffender Riß durch das deutsche Volk geht" — daß diese Partei auf alle Weise, namentlich durch ihre Polemik gegen die gemischten Ehen und gegen jedwede Verbindung der katholischen mit der protestantischen Bevölkerung in Schule und Haus, eine unübersteigliche Scheidewand zwischen der „Kirche" und den „Ketzern" aufzuwerfen sucht, daß ihre Bestrebungen, bewußt oder unbewußt, auf Erregung von Unduldsamkeit und Religionshaß ausgehen, und daß innerhalb der katholischen Bevölkerung selbst es an ernstlichem Widerstande gegen dieses Treiben ganz und gar fehlt, weil der liberale Katholicismus unsrer Zeit zwar „stark ist in der Negation gegen pfäffisches Treiben und jesuitische Verfinsterung, dagegen schwach, sehr schwach in der Position, in seinen Glaubensüberzeugungen und Reformbestrebungen" u. s. f. In den gegen die evangelisch-kirchlichen Gegner des Verfassers gerichteten Partien kehrt alles, wie die Neue Ev. K.-Z. richtig bemerkt, was derselbe längst in früheren Publicationen zur Vertheidigung seines Standpunktes gesagt, ohne Geltendmachung wesentlich neuer Gesichtspunkte wieder, und die phrasenreiche Suffisence, die advokatenmäßige Streitlust und Fechtergewandtheit, wie er sie dabei bethätigt, muß auf den unbefangenen Leser um so ermüdender wirken, je weitschweifiger die ganze Apologie ausgefallen ist. Man bekommt hier wenigstens 8 bis 10 Mal die Bemerkung zu hören, daß der Christus der Kirchenlehre eigentlich ein „incognito auf Erden wandelnder Gott" sei; man erfährt zu drei oder vier Malen, daß, während der fanatische Zorn eines Hengstenberg ihn, den Dr. Schenkel, der Apostasie beschuldige, der verbissene Groll eines D. F. Strauß ihn einen Ueberläufer aus dem orthodoxen Feldlager nenne; man liest fast ebenso oft die dem berühmten Monolog Hamlet's nachgebildete Phrase, daß es sich für den Protestantismus dermalen „um Sein oder Nichtsein" handle, daß sich jetzt alles um die Frage drehe: „ob die protestantische Kirche den Weg der päpstlichen Encyklica betreten, oder ob die Freiheit des Gewissens, der Forschung, der Lehre, des Lebens ihr für die Zukunft erhalten bleiben solle," u. s. w. An Geschicklichkeit und Gewandtheit im Ausspielen starker Trümpfe fehlt es ihm keineswegs. Er kehrt mit kecker Zuversichtlichkeit die wider ihn gerichteten Waffen der Gegner um, und gibt ihnen die Vorwürfe reichlich und mit Zinsen zurück. „Wir müssen

indeſſen ſehr bezweifeln, ob es ihm gelingen wird, auch nur Einen Vertreter der poſitiven Seite zu überzeugen ꝛc.," ſagt die Neue Ev. K.-Z., was wir beſonders richtig finden. —

Aus Frankreich. Wer den Pariſer Mariencultus in ſeiner höchſten Blüthe kennen lernen will, muß nach dieſer Metropole im Monat Mai kommen. Es ſcheint, daß dieſer Monat dort vorzugsweiſe dem Dienſt der heiligen Jungfrau gewidmet iſt. Ganz ausſchließlich, möchten wir ſagen, denn die Perſon des Vaters und des Sohnes ſcheint in dieſer Zeit nur nebenher eine kurze und kühle Erwähnung finden zu können. Jedenfalls nehmen ſie bei den öffentlichen Anrufungen die zweite Stelle ein. Die Predigten wiſſen allein von den Verdienſten, ausgezeichneten Tugenden, beſondern Gnadengaben und wunderbaren Thaten der Maria zu erzählen. Nach ihnen thut ſie Alles, aber auch Alles, was zu unſer Seligkeit nothwendig iſt. Sie erlangt für uns Vergebung der Sünden bei unſerm ewigen Richter, vollendet das Werk der menſchlichen Erlöſung und hält feſter denn je die Krone des Papſtes auf ſeinem heiligen Haupte. Sie wird noch alle Häretiker ſiegreich überwinden und alle Ungläubigen und Feinde der katholiſchen Kirche im Triumphe einſt zu Boden ſtürzen. Das herrlichſte Schaugepränge, die reizendſten Decorationen und Ausſtellungen, ſind in verſchwenderiſchſter Weiſe angebracht. Die Kirchen ſind mit herrlichen Gemälden geſchmückt, die Altäre mit den ſchönſten Blumenbouquets beſetzt. Bei Anbruch der Nacht folgen dann noch ſolenne Illuminationen und anziehende Transparente.

Da die Proteſt. K.-Z. vorausſichtlich nicht in Aller Händen iſt, ſo geben wir einige ſchlagende Sätze aus einem Aufſatz (Nr. 32): „Das Duell von ſeiner kirchlichen Seite," mit dem Motto: Wahrlich, wenn dieſe ſchweigen, werden die Steine ſchreien, von einem „Laien", wie der Verf. ſich unterſchreibt. Der Aufſatz iſt ſo vortrefflich, daß wir zu Nutz und Frommen auch unſrer Kreiſe, die ſich um das Dorpater Centrum bilden, eigentlich ihn ganz geben möchten. Die Frage, die der „Laie" betont, iſt die: Warum ſchweigt die Kirche dazu? Es wird ja in vielen andern brennenden Dingen wenigſtens „Zeugniß" abgelegt; warum legt man in der Duellſache kein Zeugniß, reſp. Proteſt ab? — Doch hören wir den „Laien", der unſer Geſinnungsgenoſſe iſt, ſelbſt.

„Das Erſte, was Einem unter dieſer Ueberſchrift einfallen muß, iſt die Betrachtung, daß das Duell eigentlich gar keine kirchliche Seite hat. Für den Leſerkreis dieſes Blattes wenigſtens kann wohl als unzweifelhaft feſtgeſtellt angenommen werden, daß das Duell, wie es von dem Geſichtspunkte vernünftiger Zweckmäßigkeit aus ſich als ein thörichtes und verkehrtes Thun darſtellt, ſo von dem Standpunkte des ſittlichen Urtheils als ein Vertrag über die abſichtliche Gefährdung zweier Menſchenleben unter allen Umſtänden unſittlich, verbrecheriſch und durchaus verwerflich iſt. Wenn dies feſtſteht, ſo iſt allerdings nicht abzuſehen, wie von einer kirchlichen Seite des Duells die Rede ſein kann, da es wohl keinem einfällt, von der kirchlichen Seite des Todſchlags oder der Schlemmerei zu ſprechen. Es verſteht ſich ja von ſelbſt, daß derjenige, wer als unvernünftig und unſittlich erkannt wird, damit auch zugleich als gottlos und unchriſtlich charakteriſirt wird. Alſo nicht das kann der Zweck der Betrachtung eines ſo ſchweren ſittlichen Schadens vom kirchlichen Standpunkte ſein, zu erörtern, wie die Kirche denſelben zu beurtheilen hat; es kann nur in Betracht gezogen werden ſollen, wie fern das Verhalten der Kirche dem unzweifelhaften Urtheil entſpricht.

„Wir zweifeln nicht, daß bis auf eine verſchwindend kleine Minorität (und allerdings ſind wir ſo neugierig, dieſe kennen zu lernen. A. d. R.) die geſammte chriſtliche Geiſtlichkeit und die wahrhaft chriſtliche und kirchlich geſinnte Laienſchaft aller Confeſſionen und aller theologiſchen Schattirungen das Duell als ſündhaft und unchriſtlich verwirft. Aber wir haben noch nicht gehört, daß von Seiten unſrer Kirche etwas dagegen geſchehen ſei. Und doch handelt es ſich dabei nicht nur um eine weit verbreitete Unſitte, ſondern es ſpricht ſich in der Anſchauungsweiſe gerade der gebildeten und höher ſtehenden Lebenskreiſe hierin eine Perverſität des ſittlichen Urtheils, eine Abſtumpfung des moraliſchen Gefühls, ein praktiſcher Materialismus aus, der wohl eigentlich den lebhafteſten Widerſtand Aller, die über die ſittliche Geſundheit des Volks zu wachen berufen ſind, in die Schranken fordern ſollte. „Liederlichkeit, Trunk, Spiel und andere Laſter, keiner ſucht darin eine ritterliche Handlung, deren er ſich rühmte, oder die er ſich zur Ehre anrechnete.“ „Aber des Duells ſchämt ſich Niemand. Man rühmt ſich ſeiner Ehrenhändel,“ als ſei man in einen rühmlichen Kampf fürs

Vaterland gegangen. „Zur größten Genugthuung gereichen die dem Gegner zugefügten Verletzungen," und was der Erbärmlichkeiten mehr ist. Ist er nicht zum Erschrecken dieser trügerische Nimbus, welcher Handlungen, die so deutlich die Züge des Verbrechens an sich tragen, im Lichte eines anständigen Gebrauchs erscheinen läßt? Und dennoch, — hat man vernommen, daß die Organe unsrer Kirche kraft ihres göttlichen Berufs diesem Verderben energisch entgegengetreten sind? Sind irgendwo Diejenigen, welche sich vorzugsweise für kirchlich halten, und kraft ihres geistlichen Amtes als Wächter der Heiligthümer betrachten, auf Anlaß der schreiendsten Fälle zusammengetreten, um wie Ein Mann auf Ausrottung dieses Uebels hinzuwirken? ... Die Kirche schweigt; und gerade unsre evangelische Kirche schweigt am hartnäckigsten. Neulich wurden aus der preußischen Armee drei Offiziere von hoher Geburt, und soweit man weiß, gutem Wandel, entlassen, und wie von keiner Seite, soweit wir wissen, bestritten worden, deshalb, weil sie erklärt hatten, aus Gewissensbedenken vorkommenden Falles Herausforderungen zum Zweikampf ablehnen zu müssen. Eine Anzahl katholischer Geistlicher fühlte sich damals gedrungen, Zeugniß abzulegen und zu erklären, daß nach katholischem Lehrbegriffe das Duell verwerflich sei. Was that die evangelische Kirche? „Dichtete sie oder hatte sie zu schaffen, oder war über Feld, oder schlief sie vielleicht?" Es war doch, meinen wir, laut genug gerufen ... Wenn die Lebensanschauungen der höheren Kreise sich so abgekehrt von christlicher Sitte zeigen, um wieviel nothwendiger erscheint die bessernde, leitende, strafende Hand der Kirche!

„Aber was kann denn die Kirche thun? was vermag sie denn? Der Einwand ist freilich triftig. Die Kirche vermag gegenwärtig nicht viel. Jedoch thut sie denn, thun ihre Vertreter auch nur das, was sie vermögen? Hier, wenn irgendwo, würde sie helfen können. Junge Theologen sind, ehe sie ihre Mission, das Wort der Liebe zu verkünden, antreten, oft die crassesten Commenthelden. Wie wenig ist doch eine kirchenregimentliche Einwirkung auf diesen jungen Nachwuchs, der bestimmt ist, einst als Licht auf den Leuchter gesteckt zu werden, zu spüren! Könnte nicht eine energische Einwirkung auf die theologische Jugend zugleich von Bedeutung werden für die öffentliche Meinung der Studenten überhaupt?" —

„Der erste allgemeine deutsche Protestantentag," wo besonders Rothe, Bluntschli und Schenkel von Heidelberg, Schwarz und General-Superintendent Petersen von Gotha, Ewald von Göttingen, Krause von Berlin und Baumgarten, der bekannte, als die Hervorragendsten das Wort hatten, hat die gehaltenen Vorträge herausgegeben. Das Rothe'sche Referat über die Frage: „Durch welche Mittel können die der Kirche entfremdeten Glieder ihr wiedergewonnen werden", bildete nach dem einstimmigen Urtheil den eigentlichen Glanzpunkt der Verhandlungen. Vorläufig nur Eins: es ist ganz richtig bemerkt worden, das Thema will die Frage beantworten: was hat die Kirche ihrerseits zu thun, daß die entfremdeten Glieder sich wieder zu ihr freundlich wenden? Aber wenn man nun fordert, „die Kirche und die ihr entfremdeten Glieder müssen gemeinsam Hand anlegen, es muß eine freundliche Gegenbewegung, ein gegenseitiges Sichfinden und Sichfindenwollen eintreten", (!) so sind eigentlich die Patienten entweder nicht mehr krank oder doch wenigstens schon reconvalescent. Das ist aber das Schlimme, sie wollen nicht, und da entsteht nun die Frage, wie macht man's, daß sie wollen? Hat Rothe das arcanum klar und deutlich uns aufgewiesen? Dann wäre es an der Zeit, sofort ans Werk zu schreiten. Und wenn ihr's macht, so werden wir uns freuen. Wir erwarten praktische Resultate. Von den „Entfremdeten" darf nichts verlangt noch vorausgesetzt werden, als eben ihr — Widerstreben, und von eurer Seite, ihr Guten, die uns beschämende Praxis. „Gewinnt" sie wieder, und wir werden euch Glück wünschen. So steht die Sache. Verstanden?

Es hat, heißt es auch, in Eisenach der Gen.-Sup. Petersen gesagt: „So lange Rothe mitgeht, gehe ich auch mit!" Ferner ist bemerkt worden, es habe sich auf dem Protestantentag eine „Rechte" constituirt, wenn auch nicht organisirt. Den eigentlichen Ausschlag darin hat derselbe Dr. Petersen von Gotha gegeben, er hat auch das entsprechende Wort getroffen. Er ist aufgetreten als einer, „der von der Rechten herkomme", und hat dann in herzhaft ergreifenden Worten die Nothwendigkeit vorgestellt, daß sich um das Wort Apost. 4, 12 her im Protestantenvereine eine Rechte bilde. Vorbereitet darauf war schon dadurch Dr. Baumgarten aus Rostock, der seine Zustimmung zu dem, was der Protestantentag wolle, unter einer Bedingung gern ertheilen wolle, dann nämlich, wenn, wie er voraussetzen zu dürfen

glaube und nun erfahren habe, die Möglichkeit gegeben sei, in dem Verein mit dessen liberalen Principien auch Raum für seine dogmatisch gebundene Stellung zu finden. Und die Versammlung hat das nicht allein angenommen und getragen, sondern auch die Versicherung ertheilt, daß nichts für wünschenswerther angesehen werde, als ein Zusammengehen mit solchen „Gebundenen".

Was den Schwarz'schen Vortrag über die Lehrfreiheit betrifft, so erklärt der gewiß sehr freundliche und wohlwollende Berichterstatter (Allg. Kirchen-Zeit. Nr. 55) ihn nicht für einen Glanzpunkt des Protestantentages, auf welchem es bei den Verhandlungen nicht an dem Bekenntniß gefehlt habe, „daß die hier zur Sprache gebrachte Sache in ihrer Anwendung auf bedeutende, fast unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten stoße. In der That, ist die Sache schon theoretisch schwer zu lösen, so gibt es in der Praxis noch höhere Berge zu übersteigen." Schließlich wird dort dem Protestantentag „etwas gewünscht", nämlich „die Geneigtheit und der gute Wille, ein liebevolles Verhältniß zur bisherigen Kirche einzugehen." Und diesem Wunsch schließen auch wir uns von Herzen an. —

Aus der Schweiz. Am 15. und 16. August tagte in Frauenfeld (Thurgau) die schweizerische reformirte Predigergesellschaft. Es waren 222 Geistliche anwesend. Bei den Verhandlungen figurirte als Hauptgegenstand das Referat des Professors Dr. Keim aus Zürich über das Thema: „Welche religiöse Bedeutung kommt dem Thatsächlichen im Christenthum zu, insbesondere den von der Kirche an den hohen Festen gefeierten Grundthatsachen des Evangeliums?" Das Thema ist bekanntlich die brennende Frage der gegenwärtigen Theologie; es könnte auch so heißen: „Hängt der christliche Glaube von den in den Evangelien erzählten Thatsachen ab, oder hat er an den Ideen der Lehre Jesu Christi Grund und Inhalt genug?" Prof. Keim entledigte sich seiner Aufgabe in 2½ stündigem freien Vortrag in „ausgezeichneter" Weise. Er begründete die Berechtigung des aufgestellten Thema's, erörterte die evangelischen Thatsachen der Reihe nach, und wies ihre Bedeutung für das Christenthum auf. „Sein Standpunkt ist derjenige der Vermittelung zwischen (!) Strauß einerseits und der strenggläubigen Theologie andererseits; es ist aber nicht die alte, formelle und kirchliche Vermittelung, sondern in der That neue (?), kritische, die sowohl der geschichtlichen Forschung,

als der innern christlichen Erfahrung, der Religion im Gemüthe Rechnung trägt.“ Nun wir sind in der That auf dieses „Neue“ gespannt und werden es doch wol gedruckt zu lesen bekommen. —

Dieses erschreckliche Ueberhandnehmen der Schützen-, Turner- und Sängerfeste gefällt den französischen Journalisten nicht. „Im Jahre 1865“, schreibt Seinguerbet im Temps, „sind große nationale Feste jenseits des Rheins ein ungeheurer Volksunsinn. Sie täuschen nur die Massen über den eigentlichen Charakter der Lage.“ — „Ein Fremder“, heißt es weiter, „der kürzlich Deutschland durchreiste, konnte sich den falschesten Begriff von dem Zustande des Landes machen, wenn er es nur nach dem beurtheilt, was um ihn her vorging. An dem Weserufer lustiges Büchsenknallen von 5000 Schützen, an der Elbe Jubellieder aus den Kehlen von 15000 Sängern, in Darmstadt frohes Gläserklingen zu Ehren des Herrn Ministers. Ueberall strahlende Gesichter, bebänderte Hüte, schmucke Festzüge und schwarz-roth-goldene Fahnen auf den Straßen. Das sind, möchte er sich sagen, die Erholungsstunden eines Volks, das seine Aufgabe vollbracht hat, die Vergnügungen einer Nation, die im Vollgenuß ihres Glücks ist ... Nehmen wir einen wackern deutschen Philister an bei seiner Rückkehr aus Dresden oder Bremen. Er kehrt heim mit schwerem Kopf und leichter Tasche; er schmeichelt sich, ein guter Bürger zu sein, und ist oft nur ein schlechter Familienvater, aber jedenfalls ist er ein Parteimann, auf den man nicht mehr zählen kann. „Er war in Bremen! Er war in Dresden!“ und damit ist er quitt gegen sich und seine Partei. Was der Mann werth, gerade soviel ist auch der Verein werth. Die Schützen-, Turn- und Sängervereine ꝛc. haben den in sie gesetzten Hoffnungen nicht entsprochen. Durch Singen, Tanzen und Trinken wird die deutsche Einheit nicht zu Stande gebracht.“ So nimmt sich dieses Thun und Lassen unter dem Auge eines Fremden, besonders eines so wohlwollenden und kundigen Fremden, wie Seinguerbet, aus. Was sagt die Kirche zu allem dem? —

„Die Halben und die Ganzen.“ Dies ist der Titel der neuesten Streitschrift, welche Strauß gegen Schenkel und Hengstenberg hat ausgehen lassen. Es macht in der That auf den Zuschauer einen eigenthümlichen Eindruck, die beiden Gegner (Strauß und Schenkel) in einem Vernichtungskampf begriffen zu sehen. Auch wir

können denen nicht beistimmen, welche sich diesem Schauspiel behaglich hingeben und meinen, man müsse die Feinde der Kirche nur sich selbst überlassen, damit der Eine den Andern vernichte. Abgesehen davon, daß aus einem solchen Kampf der Negation gegen Negation selten ein positives Resultat erzielt wird, und daß ebenso leicht, als die beiden Feinde jetzt ihre Zerstörungswaffen wider einander kehren, sie sich wieder vereinen können zu gemeinschaftlichem Kampf gegen den gemeinsamen Gegner, so ist es ein niederdrückendes Gefühl, zwei Männer in einem Kampf begriffen zu sehen, der nicht aus dem ernsten Streben nach Verständigung unternommen ist, sondern lediglich zur Herabziehung und Vernichtung des Andern. Ein paar Proben der Straußschen Polemik: „Erscheint Schenkel dem scharfen logischen Denken und dem knappen treffenden Ausdruck Kuno Fischer's gegenüber wie ein Schuljunge, so nimmt er sich dem sittlichen Ernst und der ruhigen Würde von Gervinus gegenüber wie ein Straßenjunge aus" ꝛc. Ferner: „Er (Schenkel) ist glatt, wo er klar, buntscheckig, wo er lebendig sein will, die Ironie wird ihm zum groben Spaß; seine Bilder sind wie auf dem Trödelmarkt zusammengekauft; auf tiefes Ausholen, wie von seltener Weisheit, folgt seichtes Radotiren, aus erbaulichem Phrasenschwall fällt er in niedrige, grimassirende Höhnerei herab. Und leider ist die Mehrzahl seiner jüngeren Freunde auch in diesen Stücken bei dem Führer in die Schule gegangen, obwohl ich insbesondere in Herrn Holtzmann's Auslassungen das Naturwüchsige der Ungeschliffenheit nicht verkenne." —

Nicht blos die Schützen, Turner und Sänger feiern in Deutschland ihre Jahresfeste; wir könnten, wenn wir nicht befürchten würden, die Leser zu ermüden, ohne Aufhören von kirchlichen Festen und Zusammenkünften erzählen, wo die Festfreunde in 26 Waggons auf Extrazügen kommen und gehen, wie im Juli von Basel nach Beuggen. In Basel wurden am 3. Juli die religiösen Jahresfeste diesmal mit dem 50jährigen Jubiläum der Missionsgesellschaft verbunden. In Flensburg fand die Jahresfeier des Gustav-Adolph-Vereins und der kirchlichen Conferenz für Schleswig-Holstein („up ewig ungedeelt", gilt jetzt nicht mehr) am 12. und 13. Juli statt. Bei diesen Festen geht es nie ohne Festzüge der kirchlichen Abgeordneten unter dem Geläute der Glocken u. s. w. ab. — Die

Wupperthaler-Festwoche ist vom 13.—20. August gefeiert worden. Dabei hielt bei der allgemeinen kirchlichen Conferenz der durch sein Buch „Semiten und Indogermanen" rühmlichst bekannte Professor Grau aus Marburg einen Vortrag über das Thema: „Der Glaube und die Widersprüche der natürlichen Vernunft." — In Düsseldorf fand am 6. Juni die niederrheinische Prediger-Conferenz statt, an welcher außer 90 Prediger 30 Elementarlehrer sich betheiligten. Am Tage darauf, den 7. Juni, tagte die Versammlung des „evangelischen Lehrer-Vereins für die Rheinprovinz und Westphalen" zu Mühlheim. —

Der bekannte Pastor Harms gibt in seinem „Hermannsburger Missionsblatt" eine vortreffliche Erklärung über auch von uns bemäkelte „Unterschriften zu den Schenkelprotesten" ab, aus der wir nur eine, aber sehr bezeichnende, Stelle hier geben: „Und dann," sagt Pastor Harms, „mag ich solche Adressen nicht leiden, d. h. für mich, weil sie immer abgedruckt werden, und dadurch zur Schaustellung kommen. Ich muß dabei an den Spruch denken: stellet euch nicht dieser Welt gleich. Denn man hat dieses von den Kindern dieser Welt gelernt und darum kommt auch so wenig dabei heraus. Und ob nicht diese Adressen vielen, die sie unterschreiben, selbst gefährlich und schädlich sind, das mag ein jeder selbst prüfen. Durch Unterschrift einer solchen Adresse dünkt man sich leicht ein tapferer Mann (sehr wahr) und ein Glaubenskämpfer zu sein, und es ist doch nicht sehr schwer (gewiß) und doch nicht sehr gefährlich (auch ganz unbezweifelt) eine Adresse zu unterschreiben. Ich habe mich bei anderer Gelegenheit überzeugt, daß ich schon verlassen wäre, wenn ich mich auf viel-tausend Unterschriften, die ich für unsere Sache gesammelt und abgedruckt habe, verlassen sollte, habe Gott um Vergebung gebeten und thue solches nie wieder." — Der Prof. Schenkel ist denn doch nun schon arg genug mitgenommen, und es wäre Zeit, nun einmal die Sache fallen zu lassen. —

Auch in Paris sind die Pastoralconferenzen, welche alle Jahre nach Ostern stattfinden, und sich mit den wichtigsten und brennendsten religiösen Zeitfragen beschäftigen, dieses Jahr Anfangs Mai abgehalten worden. —

Im Mai des nächsten Jahres, gerade zu dem Termin, wo Frankreich nach der Convention seine Grenadiere

aus Rom abrufen will, soll das 18. Jahrhundertfest des heiligen Petrus, der im Jahre 66 n. Chr. gekreuzigt wurde, in Rom gefeiert werden. Der Papst hat in einem Decret alle Katholiken des Erdkreises zu diesem Feste, also 200 Millionen katholische Christen, eingeladen. Eine ungeheure Masse, Hunderte von Bischöfen, Tausende von Priestern, Hunderttausende von frommen Pilgern, — wenn die der Einladung folgen! Ein großartiger Gedanke. —

Die eingehende und höchst lesenswerthe Recension der „Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts von Dr. Baur", im 4. Heft der Theol. Stud. und Krit. von Herzog, schließt mit den Worten:

„Der Anblick, den die katholische Kirche seit Anfang des Jahrhunderts darbietet, ist der einer steigenden äußeren und inneren Machtzunahme und Machtentfaltung, wobei die meisten Niederlagen (denn sie bleiben allerdings nicht aus) in Siege umgewandelt, die meisten Feinde überwunden oder wenigstens zum Schweigen gebracht, unschädlich gemacht werden. Und zwar ist es der jesuitische, ultramontane Katholicismus, der in Theologie, Verfassung, Disciplin, Cultus mehr und mehr Oberhand gewinnt und seinen ursprünglichen aggressiven Charakter gegen den Protestantismus immer aufs neue zu bewahrheiten bemüht ist. Hiebei ist allerdings nicht außer Acht zu lassen, daß auch auf protestantischer Seite vom Anfange des Jahrhunderts an große Fortschritte gemacht worden sind, wenngleich sie dem Verf. (Dr. Baur) als Rückschritte erscheinen müssen. Aber gerade die Verstimmung, worin er durch so viele Erscheinungen auf protest. Gebiete versetzt wird, ist ein Beweis dafür, daß der evangelische Protestantismus seit dem Anfang des Jahrhunderts, wenn auch theils vielfach irre gehend, theils von der Neologie bekämpft und aufgehalten, neue Kräfte, neuen Boden gewonnen hat. Auf der andern Seite verkennen wir keineswegs, daß der vom Verf. geschilderte jesuitische, ultramontane Katholicismus bei einem nicht kleinen Theil der Mitglieder der katholischen Kirche keinen Anklang findet, daß eine große Zahl von gläubigen Katholiken sich um das neue Dogma de conceptione immaculata nicht im geringsten kümmert, so wie wir auch mit Dr. Baur geneigt sind anzunehmen, daß die Aufhebung der weltlichen Herrschaft des Papstes, die denn doch zu den Möglichkeiten gehört, wichtige Veränderungen im Interesse der katholischen Kirche nach sich ziehen könnte.

Ebenſowenig verkennen wir, daß die Kräfte der Negation und Revolution innerhalb dieſer Kirche in derſelben Stärke ſich regen, wie bei uns, daß der Abfall vom kath. Glauben ſehr tief geht und ſehr weit verbreitet iſt, wenngleich das Alles nicht ſo an den Tag kommt, wie auf dem Boden der proteſt. Freiheit. Doch dieſe Erſcheinungen ſowol, als die Fortſchritte des evangel. Proteſtantismus mögen uns gegenüber der kath. Kirche nicht allzuſicher machen. In demſelben Maße, als der Proteſtantismus das Geſetz ſeines Urſprungs verleugnet, die Bedingungen aufgibt, unter denen er entſtanden iſt, ſich befeſtigt, verbreitet und die größten Stürme ſiegreich überſtanden hat, in demſelben Maße darf Rom Hoffnung ſchöpfen auf dereinſtige Beilegung des dreihundertjährigen Schisma's. Je mehr wir aber die von den Vätern errungene proteſt. Freiheit mißbrauchen, deſto mehr wird ſie dadurch untergraben." —

In Dänemark beſchäftigt ſich die kirchliche und theologiſche Welt noch immer ſehr lebhaft mit einer Tagesfrage, die Union der anglikaniſchen Kirche mit den nordiſchen, d. h. ſkandinaviſchen Kirchen. Sie wird dort in den kirchlichen Zeitſchriften discutirt und von allen Seiten dringend empfohlen. Für den Predigerconvent in Roesſkilde auf Seeland hatte Dr. Kalker einen Vortrag darüber angekündigt. Auf der Prediger-Verſammlung zu Lund in Schweden, im September vorigen Jahres, brachte man auch die Sache zur Sprache, und nicht allein, daß ſie von den Anweſenden mit vielem Beifall aufgenommen wurde, ſie hat auch in England Zuſtimmung und Wiederhall gefunden. Princip, Bedürfniß, theologiſche und bibliſche Begründung, alles iſt fertig, aber Eines fehlt, die Beantwortung der Frage, auf welche Weiſe dieſe engere Vereinigung zu Stande gebracht werden ſoll. Das iſt die wichtige, noch unbeantwortet gebliebene Frage, die es wol auch noch lange bleiben wird. —

Wie doch die Zeiten ſich ändern. Heutzutage ſich mit einer Penſion von 2000 Thalern begnügen zu müſſen, wird manchem ſchon bedenklich, obſchon Andere hinwiederum damit ſehr zufrieden wären. Dagegen höre man, was die Proteſtant. Monatsbl. von Conrad Mutianus Rufus, einem Humaniſten im Zeitalter der Reformation, ſchreiben: Dieſer Conrad Mutianus Rufus, einſt das verehrte einflußreiche Haupt der thüringiſchen Humaniſten, von ſeinen Zeitgenoſſen und Mitkämpfern Reuchlin und Erasmus mit Ehren,

ja mit Bewunderung genannt, erscheint im Jahre 1503 als Canonicus in Gotha. Diese unbedeutende Stellung im beschränktesten Lebenskreise — er begnügte sich mit dem nur spärlichen Einkommen von 60 Gulden (sage sechzig Gulden — hatte er seinem früheren höchst ehrenvollen Posten am Hofe des Landgrafen von Hessen, seines Landesvaters, vorgezogen. Die glänzenden Aussichten und die ruhmlose Gunst des Hoflebens hatte der von der Schönheit und Wahrheit des Alterthums erfüllte Mann darangegeben, um die glückliche Muße zu gewinnen zu einem feurigen Studium der erwachenden Wissenschaften. Ueber seiner Eingangsthür waren die goldenen Worte „Beata tranquillitas", inwendig über derselben „Bonis cuncta pateant" zu lesen. Wie ein Gelehrter, der sich aus Venedig fortwährend kostbare Druckwerke kommen läßt, mit sechzig Gulden jährlich eine beata tranquillitas genießen kann, ist heute unbegreiflich. Wenn dem „Guten" nicht besondere Quellen „offen standen", so begreift man nicht, wie ihm die Ruhe nicht sollte verschlossen bleiben. —

Es wird aus Baden gemeldet: „Die Herrnhuter-Colonie Königsfeld bei Willingen im Schwarzwalde, etwa 400 Einwohner zählend, bildet einen Musterstaat im Kleinen. Seit den funfzig Jahren, welche die Gemeinde besteht, hat noch nie ein Bewohner derselben irgend etwas mit der Polizei zu schaffen gehabt, weder ein Verbrechen, noch ein Frevel kam vor. In dem Orte wurde nie ein Proceß erhoben und noch nie ein Zwangsverkauf vorgenommen; auch gibt es keinen Bettler dort." Wahrscheinlich, so fügen wir hinzu, hat da auch keiner ein Duell provocirt, und zu Stöcken hat man auch noch nicht seine Zuflucht genommen, während in andern Arrondissements, wo das Salz der Erde sich verbreitet, die Sage geht, die sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbt: entweder Hiebe oder Prügel, tertium non datur, und da sei der Hieb mit scharfer Klinge „nobler" als der Hieb mit der Reitpeitsche. Wir halten beides für überflüssig. Gladiatorenkünste werden so oder so mit Muskelanstrengung producirt. Ob der Geist dabei Bacchanalien feiert, ist als Preisaufgabe des Schweißes der Edlen werth. Auch möchten wir proponiren, die Blasirten, die nach Baden wallfahrten, um die Zeit zu tödten, und doch nicht der Langeweile zu entfliehen, denn kein Mensch kann aus seiner eigenen Haut, möchten doch einmal nach „Königsfeld" gehen, um dort zu-

zuſehen, wie die Leutchen es dort treiben. Vielleicht geht ihnen eine Ahnung auf, daß nichts köſtlicher iſt, als Zufriedenheit, Fleiß und ſtille Arbeit. —

Wie die klugen Leute oft changiren! Der berühmte Thiers, einſt das Haupt der liberalen Partei, der noch im J. 1846 die gewaltſame Austreibung der Jeſuiten aus ganz Frankreich forderte, iſt in ſeiner vielbeſprochenen Rede in der Deputirtenkammer als Vertheidiger der Rechte des Papſtes und für die Unſelbſtſtändigkeit der kathol. Kirche in ſeinem Vaterlande aufgetreten. Er beanſprucht die Aufrechterhaltung der weltlichen Macht des Papſtes in Italien durch franzöſiſche Bajonnette, ſtreitet den römiſchen Legationen das Recht ab, ihre Regierungsform durch Majorität der Stimmen zu ändern und behauptet, daß das weltliche Anſehen des Papſtes zur Erhaltung der katholiſchen Kirche durchaus nothwendig ſei. Der Miniſter Roucher hüllt ſich in ſeiner Entgegnung in Phraſen. Er ſpricht die Hoffnung aus, daß der Papſt noch einen Weg zur Ausſöhnung mit Victor Emanuel finden werde (bis jetzt ſind alle Verſuche geſcheitert an dem non possumus). Er iſt überzeugt davon, daß es demſelben ein Leichtes (!) ſein werde, durch Rekrutirung in allen katholiſchen Ländern eine anſehnliche Armee aufzubringen (wenn er bezahlt) und mit deren Hilfe ſeinen weltlichen Thron gegen die Angriffe der revolutionären Partei zu ſichern und tritt ſo in offenen Widerſpruch mit Allen, die im Gegentheil davon überzeugt ſind, daß der Papſt keine regelmäßige Armee zuſammenbringen könne, daß er ſelbſt, wenn ſie ihm geſtellt würde, eine ſolche zu erhalten nicht im Stande wäre und daß in allen Fällen die Republikaner ſich wenig vor ſeinen Soldaten fürchten würden. —

Das alte Sachſenland bewährt ſich noch immer, trotz dem, daß rechts und links bereits der Ungewohnheit, in antiken Zungen zu reden, viele Conceſſionen gemacht werden, als die Säugamme der Latinität. Nach einem Bericht aus Jena vom 2. Mai hat der Dr. phil. und Lic. theol. Marr ſich bei der theol. Facultät habilitirt durch öffentliche Vertheidigung einer Diſſertation: cur in libro Danielis juxta hebraeam aramaea adhibita sit dialectus explicatnr, nebſt 9 Theſen. Da heißt es nun: der erſte Opponent Prof. Rückert hielt ſich nach einer anziehenden Anſprache hauptſächlich an die beiden Theſen (7. 8): Miracula non fieri e philosophia probari nequit und: Re-

surrectio Christi non est neganda. Der zweite Opponent, Prof. Köhler, hielt ſich an die Diſſertation ſelbſt, wobei der Gegenſatz der beiderſeitigen Anſichten über das Buch Daniel in durchaus würdiger Weiſe zur Sprache kam. Der dritte Opponent, Prof. Frank, trat dem gewandten Portenſer, welchem das Latein wie die Mutterſprache floß, mit einer klaſſiſchen, ächt ciceronianiſchen Latinität entgegen, indem er die beiden Theſen (6. 5): Materialismus qui dicitur argumentis philosophicis non nititur; und: Catholicismus romanus seditionum et turbarum publicarum fomes angriff. Nachdem der Kampf volle drei Stunden lang gedauert hatte, hob Dr. Marx in ſeiner lateiniſchen Schlußrede mit anſprechender Offenheit die Wahrheit hervor, daß die theologiſchen und kirchlichen Gegenſätze nicht künſtlich vermittelt, ſondern durchgekämpft werden ſollen und erinnerte an den alten Spruch: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. —

Es gibt ſo viele kirchliche Vereine, Conferenzen, Verſammlungen ꝛc., die wie die Pilze neu aufſchießen, alle mit ſo ähnlich klingenden Namen, daß, wenn von einem von dieſen die Rede kommt, häufig eine Verwirrung entſteht, wobei man an dem Namen das „Ding an ſich" ſelten ſehen kann. So finden ſich z. B. 1) die jährliche Conferenz der Prälaten aus den verſchiedenen evangeliſchen Landeskirchen Deutſchlands, die in Eiſenach im Juni, auch in dieſem Jahre, zuſammen kamen, wo z. B. Harleß aus München, Grüneiſen aus Stuttgart, Dorn aus Berlin, Kliefoth aus Schwerin, Liebner aus Dresden u. ſ. w. obenan ſtehen, auch früher Nitzſch, der in ſeinem hohen Alter nunmehr ſich zurückzieht. Da wird, bei den oft ziemlich deſperaten perſönlichen Anſchauungen in der Theologie und Kirchentheorie, ſozuſagen hohe Politik getrieben, und von einem Aufeinanderplatzen der Geiſter, wie die beiden alten Krummacher das mitunter gepflegt haben, iſt nicht die Rede. Da pflegt man gewöhnlich mit dem Knaben Abſalon säuberlich zu verfahren. 2) Der Proteſtantenverein, der auch letzthin in Eiſenach war, wo Rothe, Schenkel, Schwarz aus Gotha, Ewald, Baumgarten der aus- und verbiſſene, Bluntſchli (Saul unter den Propheten) die erſten Rollen ſpielen. 3) Der Kirchentag, ſeit 1848, letzthin in Altenburg, wo früher Hengſtenberg, Stahl neben Bethmann-Hollweg, Nitzſch, noch immer Krummacher aus Potsdam und Duisburg, dann Hoffmann aus Berlin, nunmehr auch

Beyſchlag nicht fehlen, in ziemlicher Miſchung, wobei oft wenig Behagen iſt. 4) Die evangeliſche Alliance, an der ſich auch Engländer, Franzoſen und Niederländer ꝛc. betheiligen, Baptiſten, Herrnhuter, Reformirte ſtrenger und larer Obſervanz, Lutheraner, Methodiſten nicht fehlen. 5) Der Guſtav-Adolphs-Verein, mit ſeinen Haupt- und Zweigvereins-Jahrestagen und Feſten. 6) Der Berliner Unions-Verein, mit der Proteſt. Kirchen-Zeitung und Dr. Krauſe, im Anſchluß an den deutſchen Proteſtanten-Verein. —

Die Erlanger Zeitſchrift für Proteſt. u. Kirche iſt (Maiheft) nicht ſehr erbaut von den Verhandlungen des „dreizehnten deutſchen evangeliſchen Kirchentages" in Altenburg im September v. J. Beſonders wird das Referat von Profeſſor Beyſchlag aus Halle über den „Gewinn, welchen die evangel. Kirche aus den neueſten Verhandlungen über das Leben Jeſu (Renan, Strauß, Schenkel) zu ziehen habe", einer ſcharfen Kritik, die nicht zu deſſen Gunſten ausfällt, unterzogen. Die Maſſen-Zeugniſſe mit geſammelten Unterſchriften gegen Schenkel würden nun alleweil genügen; denn es möchte doch ſehr zweifelhaft ſein, daß alle die hunderte Paſtoren, die mit ihrer Unterſchrift ihre Entrüſtung Schenkel gegenüber ausſprechen, wirklich ſämmtlich das „Charakterbild Jeſu" genau geleſen haben. Es ſind übrigens hier nur zwei Fälle möglich: entweder haben die Meiſten nach ausführlichen Referaten über das Buch ſich ein Urtheil gebildet, und wir meinen, das Schenkelſche Buch ſei in der That gar nicht ſo tiefſinnig, daß man die Quinteſſenz aus demſelben nicht auch nach Auszügen vollſtändig gewinnen könnte; oder ſie haben es wirklich geleſen, dann wiederholt ſich, was neulich aus Rom erzählt ward. Dort habe ein Mönch mit hinreißender Beredſamkeit in einer Faſtenpredigt das Verderbliche aller ketzeriſchen Bücher, deren er einige weltbekannte und vielausgebotene namentlich anführte, geſchildert, und die zahlreiche gläubige Zuhörerſchaft aufgefordert, die in ihrem Beſitz befindlichen Exemplare zu opfern, und ſie alle auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen. Und ſiehe, es ſei eine Maſſe von dieſen Büchern von den zur Buße entflammten Seelen ſofort herbeigetragen, wobei ebenſo die Wirkſamkeit der Predigt als die heimliche Leſewuth der Gläubigen, die nach verbotenen Büchern aus war, zu Tage kam. Schenkels Buch iſt nun bekanntlich in Deutſchland und Umgegend nicht verboten. Auch wir halten es durchaus nicht für Epoche-machend.

Indeß meinen auch wir, daß der Gewinn dieſer in neueſter Zeit hervorgetretenen Lebensſchilderungen Jeſu negativ nicht unbedeutend ſein werde, und zu feſterer Anſpannung und Sammlung des Geiſtes von poſitiver Seite her auffordern, damit das Bild Chriſti in ſeiner „Gottmenſchheit" immer klarer, ſoweit es dem ſterblichen Blick vergönnt iſt, in der Faſſung des Wortes aus den Urkunden der Heilsgeſchichte hervortrete. Auch Prof. Beyſchlag unternimmt es, ſo ſcheint es uns, zu verſuchen, die Perſon der gotterfüllten Menſchheit Chriſti zu einer lebensvollen Anſchauung zu bringen. Ob Beyſchlag in ſeinem Referat immer gerecht geweſen iſt der „orthodoxen Chriſtologie" gegenüber, meinen wir nicht. Die großartigen Bekenntniſſe der alten Kirche, die in den erſten Jahrhunderten ſchon ihren präciſen Ausdruck fanden über das Perſonleben Chriſti, werden trotz dem, daß man ſie als mit einem „unheilbaren Dualismus" behaftet, ja als ein „pſychologiſches Unding" darſtellt, dennoch fürs Erſte ſich kaum und am wenigſten durch die „Verſuche" der „reagirenden negativen Theologie" erſetzen laſſen. Der Theologe, oder vielmehr die Zeit muß noch geboren werden, die hier ein Neues anſchlägt. Sollte wirklich einmal die dogmatiſche Arbeit dahin kommen, die Ergebniſſe tieferer Bibel- und Geiſtesforſchung auf einen der objectiven Wahrheit entſprechenderen Ausdruck zu bringen, ſo wird der „unheilvolle Dualismus", der zwiſchen der menſchlichen Erkenntniß und dem ewig Transcendenten eine Kluft ſtellt, doch nie vollkommen in dieſer Weltepoche geheilt werden und es wird „bis dahin" dabei bleiben: „alles Wiſſen iſt Stückwerk". Menſchliches Wiſſen und Erkennen wird nie die Gottesherrlichkeit ausdenken; es wird vielmehr immer eine Lücke nachbleiben; die „Centralſonne", ſo ſcheint es, verhüllt ſich unſerm Auge. Was Beyſchlag von einer „Reviſion der ganzen Präexiſtenzlehre" erwartet und darüber ſagt, mag recht ingeniös ſein, aber erſcheint doch noch als zu unfertig. Wir theilen eine Stelle aus der Erlanger ꝛc. mit (ſ. S. 278), weil darin uns das Richtige geſagt ſcheint: „Welch ein Gewinn", ſagt Beyſchlag, „wenn erſt unſerm Volke durch die Arbeit einer verjüngten Theologie das wiedergegeben ſein wird, was die apoſtoliſche Zeit in unmittelbarer Weiſe beſaß, die geſchichtliche Anſchauung Jeſu Chriſti in aller Reinheit und Glanzheit, jene lebensvolle Erkenntniß des Herrn, wie ſie für uns Menſchen nur von ſeiner Menſchheit anheben und zur Gottheit

aufsteigen kann, die sich eben, um sich uns zu erkennen zu geben, in ihm ins Menschliche übersetzt hat. Dann (!) werden nicht nur vor dem Glanze der im eignen Lichte strahlenden, durch sich selbst sich bezeugenden Wahrheit alle jene Caricaturen (?) des Heiligen, wie sie unseren Zeiten so große Noth machen, zerrinnen wie Nebel vor der durchbrechenden Sonne; es wird auch im Lichte des vollerkannten (!) Menschenlebens des Sohnes Gottes (das will B. doch nicht hier auf Erden erwarten?) jede (!) andere Zweifelsfrage, die gegenwärtig das Herz unsers Volkes ängstet und von den Pforten seines Heils zurückhält, sich lösen (?!), die Frage nach der Persönlichkeit Gottes, nach der Realität der höhern Welt, nach der Vereinbarkeit von Idee und Geschichte, Wunder und Gesetz, Offenbarung und Entwickelung, dann Alles ist Ja und ist Amen in ihm („dann"; wann? könnte man fragen). Darum getrost und unverzagt einem Feind (d. h. hier Schenkel, Renan, Strauß ꝛc.) ins Auge schauen, der, wie schlimm er's meine, uns zu so großen Siegen Veranlassung gibt!" — Darauf antwortet die Erlanger: „Noch sind diese Siege nicht gewonnen, und Gott sei Dank, daß wir die Hoffnung derselben auf etwas Anderes gründen dürfen als auf diese „verjüngte Theologie", welche ihr Katheder auf den Trümmern des vernichteten Kirchenglaubens aufzuschlagen denkt. Wir schätzen die Arbeit der Theologie, wenn sie zu den Füßen des Herrn in Treue ihres Berufes wartet, nicht gering, und hoffen an unserm Theile, daß solche Arbeit der Kirche zum Segen gereichen werde. Aber wir wissen auch, daß nicht der Theologie, sie sei welche sie wolle, sondern dem Glauben die Verheißung gegeben ist, er werde die Welt überwinden, dem Glauben, daß Jesus Gottes Sohn ist. Nicht damit werdet ihr's erreichen, daß ihr durch eure „allereinfachsten Lösungen des Räthsels" das Geheimniß der Person Jesu Christi entschleiert und der modernen Erkenntniß das Aergerniß an dieser gottmenschlichen Person dadurch ersparen wollt, daß ihr sie „den schöpferischen Wundern" paralleliſirt, mit welchen Gott „die Weltgeschichte durchziehe", mit jenen „großen weltbewegenden Persönlichkeiten, durch die ein Neues in die Entwickelung der Zeiten eintritt." Von der „anbetungswürdigen Thorheit eines Gottes" gilt es zu zeugen, „der sich selbst erniedrigt und Mensch wird, um den Menschen zu erlösen"; und wenn das Salz der Theologie, wie schon öfter in der Kirche geschehen, wieder ein-

mal dumm werden ſollte, ſo daß ſie das Bekenntniß zu jener „Thorheit" für ihre Blöße achtete, ſo werden hier und da verachtete Häuflein untheologiſcher Chriſten zurückbleiben, deren Glaube an den Gottes- und Menſchenſohn nicht blos die Angriffe des Antichriſtenthums überwinden und überdauern, ſondern auch eine neue Theologie aus ſich erzeugen wird, demüthig und ſtark genug, um ihres Dienſtes an der Kirche zu warten." — Daß das Referat Beyſchlags auf dem Kirchentage Anſtoß erregt hat, heißt es darauf dort weiter, ſpricht er ſelbſt in ſeinem Schlußwort aus. Und in der That finden ſich hier und da in den Verhandlungen einzelne kräftige Gegenzeugniſſe. Aber es macht einen betrübenden Eindruck zu ſehen, wie die eigentlichen Häupter und Führer des Kirchentages ſichs angelegen ſein ließen, alsbald den Stachel der Gegenzeugniſſe abzuſtumpfen und das hervortretende Bewußtſein der nun einmal vorhandenen Gegenſätze abzuſchwächen. So deckt man nicht mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe, ſondern mit dem täuſchenden Schleier einer ſchlimmen Sophiſtik die Differenzen zu. —

Aus Bern. Auf Anregung des Paſtor Baggeſen haben 80 Geiſtliche des Canton Bern eine Zuſtimmungsadreſſe an die 78 Züricher Geiſtlichen erlaſſen, welche gegen die wider-chriſtliche Predigtweiſe des Pfarrers Vögelin (allerdings ein ziemlich exorbitanter Kopf, dem man aber anders beikommen müßte) zu Uſter im Canton Zürich Proteſt einlegten. Solche Maſſenproteſte, wie ſie alleweil in Mode kommen, können nun ganz ſchön von aufflammenden Gefühlen zeugen, und nicht blos ſubjectiv wahr ſein, ſondern auch der Sache nach den Nagel auf den Kopf treffen, aber was nun weiter? Zuletzt kommt es doch nur auf ein — Zählen hinaus, auf ein möglichſtes Hochſchrauben von Zahlen und 100 iſt mehr als 10, und 1000 mehr als 100 u. ſ. w. Aber ob damit auch nur das Geringſte bewieſen iſt? Denn haben je die Majoritäten recht? Dann darf man aber auch nicht raiſonniren, wenn 160 Millionen gegen 80 Millionen auftreten und ſo calculiren: Wir ſind 160 Millionen, ihr nur 80, ergo ſeid ihr u. ſ. w.! „Logik der Thatſachen", ſagt man an der Seine. Ultima ratio regum, nannte Friedrich II. ſeine Kanonen, als er in Schleſien einmarſchirte. Nihil non arrogat armis, heißt es. —

Der Nachfolger des römiſch-kathol. „Erzbiſchofs von Weſtminſter" — ein Titel, der von der Regierung gar

nicht anerkannt, nichts deſto weniger gebraucht wird — Cardinal Wiſeman, der mit großem Pomp beerdigt iſt und dem nun zu Ehren in London eine große katholiſche Kathedrale erbaut werden ſoll, iſt ein auf der hochkirchlichen Univerſität Oxford gebildeter Dr. Manning, der vom Proteſtantismus zum Katholicismus, wie auch Dr. Newman und andere „puſeytiſche" Theologen, übergetreten iſt. Als man neulich im Parlament darüber verhandelte, den Studirenden in Oxford den Eid auf die bekannten 37 Artikel der engliſchen Staatskirche unter Umſtänden zu erſparen, mithin den Katholiſchen auch freien Zugang zu dieſer Univerſität zu gewähren, fand die Bill heftigſten Widerſpruch von Seiten eines ſtreng confeſſionaliſtiſch geſinnten Katholiken, der Oxford belaſſen wollte, wie es ſei, „da es grade in ſeinem jetzigen Zuſtande der kathol. Kirche die beſten Jünger bereite." — Sehr verſtändlich.

Die Ablöſung von dem Breslauer Ober-Kirchen-Collegium der ſeparirten Lutheraner, deren ganze Separation an ſich ſchon eine ganz kranke Erſcheinung war, ſchreitet in immer größeren Dimenſionen fort, und es wird bald die ganze Coalition aufgelöſt ſein. Wir berichten das Neueſte in Folge der großen Synode im Herbſt vorigen Jahres, von der man ſich zur Erhaltung des Friedens ſo viel verſprochen, aber die nur weitere Zerſpaltung hervorrief. P. Lohmann in Fürſtenwalde hat ſein Amt niedergelegt und iſt vorläufig in ſein Vaterland Hannover zurückgekehrt. P. Elert (Döbrik) iſt auch um ſeine Entlaſſung eingekommen und kehrte gleichfalls in ſein Vaterland, Sachſen, zurück. Durch ihren Austritt ſind die Naſſauer Gemeinden für das O.K.Coll. vollſtändig verloren. P. Frommel in Baden hat ſich mit ſeiner ganzen Gemeinde Isgringen losgeſagt und dem O.K.Coll. die Urkunde darüber zugeſchickt, ehe dieſes den Verſuch machen konnte, durch Viſitation und Suspenſion Verwirrung in die Gemeinde zu bringen. Zu P. Eichhorn in Durlach verharrt das O.K.Coll. noch friedlich, falls dieſer und ſeine Gemeinde nicht auf Grund der neuen Huſchke'ſchen Lehre ſelbſt einen Kampf eröffnen. P. Friſchmuth in Saarbrück hat ſich Lohmann's Proteſt angeſchloſſen und denſelben an das O.K.C. geſchickt. Ohne Zweifel wird auf Grund deſſelben ſo gut gegen ihn wie gegen Lohmann verfahren werden; denn Dr. Huſchke leidet keinen thatſächlichen Widerſpruch wider ſeine Lehre. Vermuthlich wird Friſchmuth einem ſolchen Verfahren zu-

vorkommen und ſich mit ſeiner ganzen ihm ergebenen Gemeinde ablöſen. Dann hätte ja Dr. Huſchke das Feld geſäubert und könnte ſich ganz einrichten, wie er's ſich ausgedacht hat, falls nicht wieder Erderſchütterungen entſtehen und neue Riſſe in den Boden bringen. Denn dieſe Kirchenbaupläne, welche die Kirche durch die hierarchiſche Verfaſſung einigen ſollen, haben das Geſchick, daß ſie bis jetzt überall nur Verwirrung und Zwietracht hervorgerufen haben. Weiter meldet das Münkelſche Zeitblatt für die luth. Kirche, das ſich mit dieſen „Ablöſungen" controllirend zu beſchäftigen ſcheint, habe P. Semm noch vor dem Zuſammentritt der Synode mit einigen ſeiner Gemeinde ſich von dem O.K.C. losgeſagt, und der Dietrich'ſchen Separat-Synode angeſchloſſen. Später iſt nun P. Meeske in Luzine (Schleſien) hinzugekommen. Auf der Synode kämpfte er neben Lohmann und Genoſſen, und nachdem ihm die „Oeffentliche Erklärung", von der wir zu ſeiner Zei hier ausführlich berichtet haben, zugefertigt war, ſagte e ſich vom O.K.C. los, „wegen des Aergerniſſes, das e durch ſeine falſche Lehre und durch ſein böſes Thun anrichte, indem es rechtlehrende und gottſelig lebende Knecht Gottes verfolge, die Gemeinden Gottes zerreiße und ihre Kirchengutes beraube." Darauf folgte ohne weiteres di Suspenſion. Dem P. Meeske ſcheint der größte Thei ſeiner Gemeinde gefolgt zu ſein, zu deren weiteren Beleh rung er nun ein „Blatt" herausgibt, das wir uns ver ſchaffen müſſen, um dieſe Haarſpaltereien mit dem Mikroſkop zu beobachten. Welche fernere Stellung er bei ſeine gänzlichen Vereinzelung einnehmen wird, weiß er noch nich Hoffentlich geht er zur preußiſchen evangeliſchen Landeskirch zurück, die wahrlich Privatneigungen allen möglichen Spiel raum gewährt, man denke nur an Prof. Hengſtenberg und Beyſchlag, an Büchſel und Nitzſch u. ſ. w., die trotz ziemlich aparter Anſchauungen die Gemeinſchaft des Altares nicht verſagt.

I.
Abhandlungen und Aufsätze.

1.
Der Theolog und der Christ.

Von
Propst A. Döbner.

Vorbemerkung.

Als ich vor zwei Jahren auf einer Sprengels-Synode den hier im Auszuge folgenden Vortrag hielt, war ich mir bewußt, daß ich damit einen wichtigen, von der gebildeten Welt vielfach in Anregung gebrachten Gegenstand berührte. Gerade damals hatten auch bei uns literarische Tagesproducte es bekundet, daß der Gegensatz zwischen Klerikern und Laien, Geistlichem und Weltlichem, Kirchenamtlichem und Weltförmigem, Glauben und Wissen, oder wie man ihn sonst ausdrücken mag, auch bei uns in eine ungehörige Spannung gerathen war. Die Zeitströmung suchte solche Erörterungen; ob immer aus lauteren Gründen, das mag dahingestellt sein, — jedenfalls aber lag ihnen ein Bedürfniß der Klärung und Verständigung zum Grunde, das Aufmerksamkeit und Beachtung verdiente. Und diese Zeit ist noch nicht vorüber. Vielleicht ist manches schon zu richtigerer Anschauung und damit zu besserer Verständigung gefördert worden; vielleicht ist die Spannung durch ruhiges Urtheil in ein richtigeres Verhältniß getreten, — aber geklärt ist sie noch nicht. Haben bei uns die Organe der Presse geschwiegen, so haben ausländische Zeitblätter sie mit

mehr oder weniger Ruhe und Würde immer wieder von Neuem angeregt. Theologen, wie Palmer (in ſeinem Paſtoralblatte), haben ihre Stimmen abgegeben über evangeliſches Prieſterthum und evangeliſche Laienſchaft; andere die Theologie und die Bildung unſerer Zeit überhaupt zum Gegenſtande ihrer Betrachtung gemacht, oder die Kirche mit ihrer Lehrform und ihren Lehrmeinungen der heutigen Geſellſchaft entgegengeſtellt. Geſchloſſen ſind die Acten keineswegs; vieles darin liegt uns noch als offene, beachtenswerthe Frage vor. Daher mögte es nicht unzeitig ſein, wenn auch nur als Anregung zu weiterem Ausſprechen, den hier folgenden Vortrag der Oeffentlichkeit zu übergeben. — Eins ſei ſchließlich noch bemerkt, daß die Worte „Laie", „Laienthum" hier haben gebraucht werden müſſen, weil für den Augenblick noch keine beſſeren eingebürgert ſind, daß damit aber kein unberechtigter Gegenſatz, oder gar irgend ein gehäſſiger Nebenbegriff verbunden ſein ſoll, ſondern, weil nur eben in der Betrachtung die Stelluug der Geiſtlichen oder der Theologen in engerem oder weiterem Sinne, den Nichtgeiſtlichen und Nichttheologen gegenüber auseinander gehalten werden muß, ſo liegt eine Nothwendigkeit vor, die üblichen Bezeichnungen beizubehalten. Je mehr ſich Wahrheit in richtiger begrifflicher Vorſtellung Bahn bricht, deſto mehr wird auch hierin die Gegenſätzlichkeit verſchwinden und die Spannung aufhören.

Gegenſtand meines Vortrages iſt unſere (der Prieſter der Theologen) eigene Wiſſenſchaft, die Theologie, unſere Fachwiſſenſchaft.

Fachwiſſenſchaft? — und doch nichts mit mehr recht als Fachwiſſenſchaft. Eine Fachwiſſenſchaft

wir, und mögen es durch alle Stufen und Grade darin bis zur relativ größten Vollendung bringen, — nicht ſo die Theologie. Denn wäre es uns auch gelungen, ſie in allen ihren Theilen bis zur Vollendung in unſer Wiſſen aufzunehmen, — wer wollte behaupten, daß wir damit auch ſchon in den vollen Beſitz derſelben gelangt wären? — Hätten wir mit dem Wiſſen auch ſchon das Weſen erlangt? Theologie iſt mit Unrecht Gottesgelahrtheit genannt; ſie hat eine viel höhere und heiligere Bedeutung. Nur die formale Seite läßt eine ſolche Bezeichnung zu; Zweck und Weſen geben ihr viel mehr Höhe und Tiefe. Die dahin führenden Staffeln und Stufen ſind nicht Höhe und Tiefe ſelbſt; ſie ſind nur die nothwendigen Stützen und Förderungsmittel, um dahin zu gelangen. Zweck und Weſen ſind: Im Wiſſen und im Glauben gewonnenes lebendiges Gottesbewußtſein; was eins iſt mit alle dem, was in Gott liegt: Leben, Licht, Wahrheit, Liebe.

Das unterſcheidet unſere Wiſſenſchaft ganz beſonders von jeder andern.

Blicken wir z. B. auf die Arzneiwiſſenſchaft. Ihre Jünger beginnen planmäßig mit den Anfängen derſelben, — ſie machen ſie ſich im Laufe einer gewiſſen Zeit zu eigen, treten als praktiſche Aerzte ins Leben und operiren damit mit mehr oder weniger Geſchick, mit mehr oder weniger Glück. Ihr Wiſſen begränzt den Anfang und die Weite ihres Arbeitsfeldes.

So iſt's auch mit der Rechtswiſſenſchaft. Dem Rechtsgelehrten iſt eine gewiſſe Sphäre von Kenntniſſen nothwendig. Er kann ſie erweitern, er kann ſie verengern; er kann ſie auf einzelne Zweige beſchränken. Hat er ſich die nöthigen Kenntniſſe zu eigen gemacht, ſo wird es von ſeinem Scharfſinne abhängen, wie weit er ſie zu verwerthen

vermag. Sein Arbeitsfeld iſt ihm durch ſeine Kenntniſſe und ſeinen Scharfſinn abgeſteckt.

Noch entſchiedener ſtellt ſich das bei allen mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften heraus. Ja es ſtellt ſich das bei jedem Geſchäft des auf das Wiſſen gegründeten praktiſchen Lebens heraus. Der Künſtler, der Handwerker, der Ackersmann, der Gärtner, — ſie beſchreiten einen gewiſſen Umfang der in ihr Fach einſchlagenden Kenntniſſe und Fertigkeiten, benutzen die Erfahrungen anderer, reihen die eigenen daran, — und ſind, wenn der Ausdruck erlaubt iſt, dann fertig. Nicht ſo der Theolog; es ſei denn, daß er ſich etwa für einen Lehrſtuhl zu dem ſpeciellen Zwecke des Lehrens einen Theil der Theologie oder ihrer Hülfswiſſenſchaften erwähle. Wollte der Theolog in der vollen Bedeutung des Wortes ſich mit ſeinem Wiſſen dem Arzte, dem Rechtsgelehrten, dem Mathematiker, dem Naturforſcher, oder auch nur dem einfachen Handwerker gegenüber ſtellen, ſo würden dieſe (bewußt oder unbewußt) ſogleich das Unſtatthafte und Ungenügende erkennen; ſie würden zu dem richtigen Schluſſe kommen, daß das Wiſſen noch keinen Theologen macht. Es gehört etwas ganz anderes dazu, und das iſt es, was ich, freilich nicht als etwas Neues, wohl aber als etwas Beherzigenswerthes der Betrachtung habe unterziehen wollen.

Ich habe dabei nicht zu fürchten, daß mein Gegenſtand ein geringer und unfruchtbarer ſei. Wie in einem Räderwerke ein geringes Rad, wenn es der bewegenden Kraft am nächſten ſteht, mit unwiderſtehlicher Gewalt das ganze Räderwerk forttreibt, ſo greifen in dieſe anſcheinend vielleicht geringe Thatſache die gewichtigſten Lebensfragen und Lebenserſcheinungen in Kirche und Staat, in Amt und Wirken, ja im letzten Grunde mancher Kampf der Neuzeit

manche Wehen in der Geſellſchaft ein. Das ganze Gebiet theologiſcher Wiſſenſchaft und Fertigkeit bleibt unfruchtbar, wenn es nicht vom heiligen Geiſte angehaucht wird.....

Zur Orientirung auf dem bezeichneten Gebiete ließen ſich mancherlei Wege einſchlagen. Wir wollen hier verſuchen

von dem Standpunkte der Laien aus unſere Wiſſenſchaft, unſere Stellung, unſeren amtlichen Beruf anzuſchauen,

um uns in dieſer Weiſe ein Urtheil anzubahnen.

Die Schwierigkeit der Aufgabe kann Niemandem verborgen ſein, aber auch nicht der Gewinn, — denn nur in ſo weit vermögen wir ein richtig Urtheil zu gewinnen und den etwanigen Widerſtand zu würdigen, als wir Urſprung, Art und Weiſe deſſelben genau kennen.

Klarer Ueberſicht wegen ſollen die folgenden Erwägungen an folgende ſich auf einander beziehende vier Erfahrungs-Sätze angeknüpft werden:

1) Die Theologie als Wiſſenſchaft iſt den Laien Nebenſache.
2) Nicht das theologiſche Wiſſen, ſondern die durch daſſelbe erzielte Fähigkeit, Sicherheit und Gewandheit in Behandlung religiöſer und kirchlicher Gegenſtände hat in den Augen der Laien Geltung.
3) Die Behandlung religiöſer und kirchlicher Gegenſtände findet nur in ſo weit Eingang bei den Laien, als ſie es vermag, Erbauung zu wecken, oder wenigſtens den Geiſt anzuregen.
4) Erbauung und geiſtige Anregung ſind in dem Urtheile der Laien ganz unabhängig von der Stellung

des Geiſtlichen zu verſchiedenen Lehrmeinungen und Partheiungen in der Kirche oder der Wiſſenſchaft.

1. Die Theologie als Wiſſenſchaft iſt den Laien, in ern ſie den Geiſtlichen gegenüber ſtehen, vollkommene ebenſache.

Möge ſie das immerhin ſein, wenn die Laien nur in Herz für Religion und ins Beſondere für ihre Kirche faſſen, dem Worte der heiligen Schrift Raum geben und der Lehre ihr Ohr öffnen. Es wird ja niemand von Laien eine gelehrte Kenntniß verlangen, niemand ein durchgebildetes Studium erwarten, oder geſchichtliche und dogmatiſche Grundlegung fordern. Dieſe bleibt der Theologie als Wiſſenſchaft überlaſſen. Aber jenen Senfkornglauben, jene vertrauensvolle Hingebung, jene πιστις, der der Herr eine ſo große Verheißung giebt (Matth. 17, 20. Luc. 17, 6. Matth. 21, 21) mögte man jedenfalls wünſchen, die aus der Predigt des lauter und rein verkündeten Wortes und der rechten Verwaltung der Sacramente hervorgeht.

Wie iſt es aber doch oft ſo anders! Wie liegt auch darin die Welt ſo ſehr im Argen! Es herrſcht oft eine Entſetzen erregende Zerfahrenheit in den einfachſten religiöſen Begriffen und Anſchauungen. Moſes und Muhamed, Chriſtus und St. Simon oder der Mormonenheld Smith werden, wie wir es erfahren haben, oft ohne Weiteres zuſammengewürfelt. Eine Urtheilloſigkeit, die ſich n durch Unkenntniß erklären läßt oder das Reſultat re trauriger Zeitrichtungen und frivoler Tendenzen iſt. V doch macht ſich immer wieder das Bedürfniß nach Bef digung des einmal nicht zu tilgenden Religions-Bedürfn geltend. Da werden dann, wie wir auch geleſen h die ſeltſamſten Experimente gemacht, wie z. B. aus Gr ſatz das Abendmahl einmal viele Jahre hinter ei

nicht genoſſen, und dann aus Grundſatz wiederum geſucht; d. h. alſo, ſich ſelbſt als ultima ratio hinſtellen; der eigne Richter ſein und jetzt vor David Strauß und dann vor Lutherm das Knie beugen.

Wie iſt es ſo geworden? Haben die Menſchen ihre Natur verändert? Haben ſich, wie Leben und Geſtalt im Aeußern, ſo auch Trieb und Bedürfniß der jetzt lebenden Generation im Innern umgeſtaltet?

Es gab einmal eine Zeit, wo religiöſe Wahrheiten Völkerbewegungen und Kriege hervorriefen. Kirchliche Namen, wie Arius, Pelagius, ſtürzten Throne und verwüſteten Länder; riſſen den Orient vom Occident los; religiöſe Ideen electriſirten die Maſſen bis zum Fanatismus und ſetzten Heereszüge gegen Saracenen und Heiden in Bewegung. Unſerer Zeit iſt das Verſtändniß dafür vollkommen verloren gegangen. Unterſchiede, wie ſie damals als bedeutend galten, z. B. in der Trinitätslehre, erſcheinen gegenwärtig vollkommen gleichgültig; und wo jemand ein Gewicht darauf legen wollte, da würde man ihn ohne Weiteres ins Tollhaus verweiſen; es ſei denn, daß man einen äußeren, man mögte ſagen herkömmlichen oder geſetzlichen Grund zu ſolcher Anſicht herbeizöge, etwa aus der amtlichen Stellung, aus dem Berufe, — ja ſogar aus dem geleiſteten Eide. Iſt das der Fall, ſo ſieht man Ueberzeugungen, die die Kirche rechtfertigt, für unfreiwilligen Gewiſſenszwang, für ein conventionelles Uebereinkommen, — oder gar, wie wir es ebenfalls gedruckt geleſen haben, „für gute Kameradſchaft" an, und entſchuldigt alles mit mitleidigem Achſelzucken.

So demüthigend ſpricht ſich die Menge hie und da aus. Es iſt kaum zu begreifen, wie man kirchliche Handlungen, ernſte religiöſe Wahrheiten ſo leichtfertig in das

Gebiet bloßer Convenienz hineinziehen kann. Woher das? Sind die Menſchen andere geworden? Haben ſie keinen Sinn mehr für Gewiſſen und heiligen Ernſt? — Weder ſind die Menſchen andere geworden, noch fehlt ihnen der Sinn für religiöſe Wahrheiten, — aber die Geiſtesſtrömungen ſind andere geworden. Andere Ideen haben die Oberhand gewonnen, und je fremder und feindlicher dieſe ſich gegen das Eine, das noth thut, ſtellen, deſto mehr beurkunden ſie damit, daß es ihnen Ernſt iſt um ein geiſtiges Bewußtſein. Je feindlicher ſie der Kirche entgegentreten, deſto mehr ſuchen ſie etwas, das ſie in der Kirche vermiſſen. Es gilt auch hier das Wort: o daß du weder warm noch kalt biſt, ſondern lau, darum werde ich dich ausſpeien aus meinem Munde.

Von unſerer Seite würde es ein vergebliches Bemühen ſein, ja eine thörichte Anmaßung, über ſolche Geiſtesſtrömungen uns zu Herren machen zu wollen. Das kann nur der Papismus wollen, — mit welchem Erfolge, zeigt die Erfahrung. Unſer Bemühen ſoll ſein, ſo viel an uns iſt, die rechte Bahn zu weiſen. Verwerfen, verurtheilen, verdammen kann eben ſo wenig helfen. Vielmehr müſſen wir die Berechtigung auch ſolcher Strömungen anerkennen, denn ſonſt wären ſie nicht da. Die Vorſehung hat ihre Zwecke dabei, — unſere Aufgabe iſt's, die Wahrheit darin zu erkennen; daran uns zu halten und ſo in der verderblichen Richtung die guten Elemente zur Geltung zu bringen. Dazu ſoll uns die Wiſſenſchaft dienen. Nicht ohne providentiellen Grund iſt unſere Wiſſenſchaft in der Neuzeit auch eine andere geworden; iſt in Fluß gebracht und damit geeignet, den Strömungen der Neuzeit das Gleichgewicht zu halten. Iſt es doch in den Wegen Gottes eine *alte* Erfahrung, daß mit dem Wachſen eines Uebels ſich

jederzeit auch das Heilmittel ausbildet. So iſt's mit den geiſtigen Bedürfniſſen unſerer Zeit. Wir müſſen darin der Zeit Rechnung tragen, — müſſen ſie gewähren laſſen. Stehen wir nur auf rechtem Grunde, und ſchauen die Dinge um uns mit klarem Auge an, ſo können wir der Zuverſicht ſein, der Herr wird's uns doch gelingen laſſen. Wir gebrauchen dann den geiſtlichen Harniſch, wie der Apoſtel Paulus ihn gebrauchte, und ſtehen gerüſtet da. Dennoch rühmt er ſich, „daß er jedermann allerlei geworden, auf daß er allenthalben ja etliche ſelig machte" (1 Cor. 9, 22.). — Uns bleibt die Theologie immer eine scientia sacro-sancta, eine doctrina omnino necessaria propter salutem, mag ſie immerhin in den Augen der Laien eine bloße Nebenſache ſein.

Was gilt denn nun aber, in ſoweit die Kirche ihre Geltung findet und ihre Berechtigung behält, unter Laien?

Dieſes führt mich zu meinem zweiten Satze:

2. Nicht das theologiſche Wiſſen, ſondern die durch dieſes erzielte Fähigkeit, Sicherheit und Gewandheit in Behandlung religiöſer und kirchlicher Gegenſtände hat in den Augen der Laien Geltung.

Denken wir uns in die Seele eines Laien hinein, er ſei Juriſt, Mediciner, Landwirth, Beamter, ſo bewegt ſich in ihm eine andere Welt. Des Juriſten Gedanken richten ſich auf ſeine geſchäftliche Thätigkeit, und dieſe erfordert oft viel Fleiß und geiſtige Arbeit. Seine Seele iſt, ſo oft er ins Arbeits- oder Geſchäfts-Local tritt, wie in einem Triebrade, das ihn fort und fort ſchiebt und deſſen Thätigkeit himmelweit verſchieden iſt von den Bewegungen des theologiſchen Wiſſens. — Der Arzt, wenn er auch nichts mehr als ſeine geſchäftliche Gewiſſenhaftigkeit bewahrt, hat

jeden Augenblick ſeine weitumfaſſende Wiſſenſchaft zu Rath zu ziehen. Es genügt nicht, daß er die Erfahrungen ſeiner Praxis herbeiholt, er muß immer wiederum ſeine Wiſſenſchaft und ihre neueren Erwerbungen benutzen. Es hängt die Entſcheidung einer gelungenen oder mislungenen Cur — (ich will nicht ſagen, die Entſcheidung zwiſchen Leben und Tod, denn das muß dem Arzte in ſeiner ärztlichen Function, in ſeinem Geſchäfte, ganz gleichgültig ſein, — eine gelungene Cur geht eben zum Leben, eine mislungene zum Tode; — er manipulirt in jedem Augenblicke mit dem ganzen Inbegriffe ſeiner Kunſt, Kenntniß und Geſchicklichkeit, mehr kann er nicht) — es hängt alſo die Entſcheidung einer glücklichen oder mislungenen Cur in ſeiner Ueberzeugung von dem Gebrauche eines Mittels und das in dem richtigen Momente ab. Wie mag da ſeine Geiſtesthätigkeit, ſeine ganze Energie in Anſpruch genommen ſein! Es iſt natürlich, daß, was ihn am Krankenbette beſchäftigte, auch in ſeinen Ruheſtunden in ihm fortarbeitet.

Das Leben des praktiſchen Landwirthes, des Beamteten haben wir mehr unter Augen; es geſtaltet ſich freier für die Erholung, für geſelligen Umgang und rückt uns näher. Aber dennoch führt es in Gedankenſphären, deren Bedeutung wir kaum meſſen können, weil ſie uns fremd ſind.

Auch eine zahlreiche Claſſe von Menſchen ſehen wir um uns, deren individuelle Richtung weder Geſchäft noch Studium, noch Staat, noch Amt, noch ſonſt etwas Fixirtes iſt, ſondern nach Schillers kurzem Wort

Erhält ſie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

In allen dieſen Beziehungen, und es ließen ſich deren noch viele anführen, ſind unſere Brüder *uns*, die wir in *einem* theologiſchen und geiſtlichen Gedankenkreiſe uns be-

wegen, oft unverſtändlich, fern und fremd. Und doch ſind ſie uns in anderen Beziehungen nahe. Sie ſind ja unſere chriſtlichen Brüder, ſind Ehegatten, Familienglieder, Familienväter und haben das Bedürfniß (es liegt ja ſchon in der Vorſtellung Familie) nach ſeeliſcher Genüge und Befriedigung. Denn wo eine Familie iſt, da knüpfen ſich ſolche Bande, mögen wir ſie Dankbarkeit, Liebe, Achtung, Ehrerbietung oder wie ſonſt nennen, — und wo ſeeliſche Bande edlerer Art unter Menſchen ſind, da weiſen dieſe auf einen höheren Einigungspunkt und Zuſammenſchluß hin, ſie erheben Augen und Herzen zum Himmel als zu der gemeinſamen Glücks- und Zufriedenheits-Quelle. Eine Familie, die kein Band mit dem Himmel ſuchte, iſt undenkbar, oder ſie müßte denn keinen Zuſammenhalt unter ſich haben, und im Weltrauſche völlig verſunken ſein.

Der Mittelsmann, auf den ſie gewieſen iſt, iſt der Prediger. *Wie* ſie ihn ſucht, *wie* ſie ſich zu ihm hält, oder welche Vermittelung ſie durch ihn ſucht, das gehört wieder den verſchiedenen Berufsarten, Gewerben und geſellſchaftlichen Stellungen an. Es prägt ſich ein eigenthümlicher Zug darin aus. Die Städte können darüber intereſſante Aufſchlüſſe geben. Zuweilen iſt es der Form nach ein reines Comptoir-Geſchäft, — iſt aber dennoch ein Suchen des Predigers.

Nun denke man ſich in ſolchem Falle einen Stockgelehrten als Prediger, der, ſei es von der Kanzel, ſei es im Hauſe ſeine Predigt oder ſeine Gelegenheits-Rede nach den ſtricten Geſetzen der Homiletik wiſſenſchaftlich abwickelt, und man blicke in das Gedankengetriebe ſeiner Zuhörer. Entweder es ſtockt völlig, oder es geräth in Verwirrung, und treibt ſie ungeſtüm auseinander in die alte Leere ihres Geſchäftes hinein. Denn die Zeiten ſind längſt vorüber,

wo es zur pflichtmäßigen Sonntagsfeier gehörte, in der Kirche gegenwärtig zu ſein, ob mit oder ohne Gewinn, blieb gleichgültig. In unſeren Zeiten ſind die Anſprüche an den Prediger andere geworden.

Ich weiß wohl, was man mir einwenden kann, aber ich berufe mich auf die Situation und auf meinen Satz: Nicht das theologiſche Wiſſen, ſondern die durch dieſes erzielte Fähigkeit, Sicherheit und Gewandheit in Behandlung religiöſer oder kirchlicher Gegenſtände hat in den Augen der Laien Geltung. — Ich hoffe, durch meinen dritten Satz das in ein klareres Licht zu ſtellen. Dieſer lautet:

3. Die Behandlung religiöſer oder kirchlicher Gegenſtände findet nur in ſo weit Eingang bei den Laien, als ſie es vermag, Erbauung oder wenigſtens Anregung zu bieten.

Unter Erbauung verſtehe ich die Befriedigung des religiöſen Bedürfniſſes, der Art, daß wenigſtens eine Seite der Seele gehoben werde zu ihrem Urſprunge, und hierin iſt die Seele wie ein harmoniſch beſaitetes Inſtrument; erklingt eine Saite im Einklange mit ihrem Schöpfer, ſo tönen die übrigen mit, ja die verſtimmten Saiten machen ſich dem inneren Ohre des Zuhörers in ihren Mißtönen alsbald auch bemerkbar und fühlbar, und regen ſeinen inneren Menſchen auf, ſo daß ihn nach Harmonie verlangt, und ſolch Verlangen iſt's ja, das wir wünſchen, um das wir mit den Apoſteln bitten: „Thut Buße und bekehret euch, — laſſet euch verſöhnen mit Gott."

Daß uns damit keine geringe Aufgabe geſtellt iſt, liegt am Tage; denn wie vielfältig iſt der Bildungsgrad? wie verſchieden das momentane Bedürfniß? die Stimmung? Wie ſchwer iſt es, das oft harthörige Seelenohr zu treffen, — die Kruſte zu brechen und hineinzudringen ans

Herz, — beſonders in unſeren Gemeinden, die fluctuirend vor dem Prediger erſcheinen und verſchwinden, — in denen das Bedürfniß des Tages, oder die Gewohnheit, dem Vergnügen, der geſellſchaftlichen Convenienz, dem geſelligen Verkehr nachzugehen, ſo ſehr vorherrſcht. Unmöglich iſt's aber nicht, das beweiſen die gefülleten Kirchen mancher Prediger, denen eben die Gabe zu Theil geworden iſt, die 5 Gerſtenbrode und 2 Fiſche, die der Herr in jedes Sonntags- oder Feſt-Evangelium hineingelegt hat, nach des Herrn Geheiß unter die 5000 Mann der verſchiedenſten Richtungen und Beſchäftigungen ohne die Weiber und Kinder zu vertheilen, ſo daß ſie alle ſatt werden und ſich noch Brocken für die folgenden Tage ſammeln und aufheben.

Mir ſcheint's, daß häufig zwei Mängel — unſeren Predigten im Wege ſtehen. Sie ſind entweder zu ſchwungvoll oder zu gelehrt. Unter ſchwungvoll verſtehe ich das, was man in neuerer Zeit und in moderner Ausdrucksweiſe „die Theologie der Rhetorik" genannt hat. Schon Luther eifert in ſeiner derben Art dagegen, und ſein Ausſpruch iſt gar zu originell, als daß ich mir's verſagen könnte, die Stelle hier anzuführen: „Fühleſt du dich aber, und läſſeſt dich dünken, du habeſt es gewiß, und kitzelſt dich, — als habeſt du es ſehr köſtlich gemacht, und trefflich gepredigt, gefället dir auch ſehr, daß man dich für andern lobe, willt auch vielleicht gelobet ſein, ſonſt würdeſt du trauren oder ablaſſen. Biſt du der Haar, Lieber, ſo greif dir ſelber an deine Ohren, und greifeſt du recht, ſo wirſt du finden ein ſchön paar großer, langer, rauher Eſels-Ohren, ſo wage vollend die Koſt daran, und ſchmücke ſie mit gülden Schellen, auf daß, wo du geheſt, man dich hören könnte, mit Fingern auf dich weiſen und ſagen: ſehet, ſehet, da gehet das feine Thier, das ſo — — trefflich wohl predigen

kann. Als dann biſt du ſeelig und überſeelig im Himmelreich, ja da dem Teufel ſammt ſeinen Engeln das hölliſche Feuer bereitet iſt. Summa laßt uns Ehre ſuchen und hochmüthig ſein, wo wir mögen. Hie iſt aller Gottes die Ehre allein." — (Luthers WW. Leipziger Ausg. Band 22, S. 146. Vorrede zum 1. Theile ſeiner deutſchen Bücher)*).

Ein zweiter Mangel haftet an unſeren Predigten damit, daß ſie oft zu gelehrt, zu abſtract und ſchulmäßig ſind. Im Allgemeinen iſt man ſehr von ſolcher Predigtweiſe zurückgekommen. Vielmehr will es mir ſcheinen, als ob man auf der anderen Seite jetzt zuweilen zu weit geht und ohne ſchwungvolle Worte zu häufen dabei doch in den erſten Fehler fällt. Man malt eine Scenerie, eine Situation aus, wozu nicht immer die gewählte Bibelſtelle das Recht giebt, oder entwickelt pſychologiſch Züge in Perſonen, wie ſie ſich nicht immer rechtfertigen laſſen, und knüpft daran ſeine Betrachtungen. Anders verfährt dagegen Spurgeon, deſſen Anziehungskraft bekannt, deſſen Predigtweiſe aber gewiß nicht nachzuahmen iſt. Er wählt eine kurze Bibelſtelle, die ihm eine tiefgreifende Wahrheit oft unter einem bekannten Bilde vorhält, und paßt ſie an die Situationen des gegenwärtigen Lebens an, die er in ſcharfen Zügen ausmalt. Gewöhnlich treibt er aber die Sache auf die äußerſte Spitze, — ja ſo ſehr auf die Spitze, daß man ihm zurufen mögte: „Wer zu viel beweiſet, beweiſet nichts." — Indeſſen haben ſeine Predigten Leben und Anfaſſungskraft. „Unſere Predigten gehen oft über die Köpfe weg," — ſagt man, und mag wohl oft Recht haben.

*) Uebrigens ſagt Luther von ſich ſelbſt im Vergleiche mit Melanchthon: „Philippus iſt enger geſpannt, denn ich: — ich bin mehr ein Rhetoriker oder ein Wäſcher."

Wer es vermag im ſchlichteſten und zugleich würdigen edlen Gewande die Thatſachen ſprechen zu laſſen, — Thatſachen im Geiſt und in der Wahrheit, und ſo eigne Thatſachen in der Seele ſeiner Zuhörer zur Anſchauung zu bringen, der mag immerhin auf Erbauung hoffen, oder doch wenigſtens Anregung zu weiterem Nachdenken geben, und wäre dieſe Anregung auch ganz negativer Art. Wenigſtens iſt ſolch eine Predigt nicht über die Köpfe hinweggegangen, ſondern hat ſich als ein befruchtender Thau auf die Herzen gelagert, – oder auch wie ein Mahnruf an die Gewiſſen gehängt.

4. Mein vierter Satz lautet: Erbauung und Anregung in den Laien iſt unabhängig von der Stellung des Geiſtlichen zu den verſchiedenen Lehrmeinungen und Partheiungen in der Kirche oder der Wiſſenſchaft, ſondern reſultirt einzig und allein aus der Befähigung, den Menſchen als Menſchen zu faſſen und ſich ihm als gleichberechtigtes und gleichbedürftiges Glied der Geſellſchaft an die Seite zu ſtellen.

Hiemit ſoll nicht geſagt ſein, daß es gleichgültig ſei, welche Stellung der Prediger als Theolog in ſeiner Kirche einnimmt. Vielmehr bin ich der vollen Ueberzeugung, daß er um ſo lebensfriſcher und freier ſich bewegen wird, je entſchiedener er in ſeiner confeſſionellen und kirchlichen Richtung iſt. Hat der Prediger das Leben ſeiner Kirche, wie der Herr der Kirche es in dieſe hineingelegt, in ſich im Geiſte des Herrn und in ſeinem Dienſte aufgenommen, ſo müſſen die Pulsſchläge dieſes Lebens ſich fühlbar machen in allem, was er thut und treibt, denn Leben in dem Herrn iſt Liebe, – und ſtammt dieſe Liebe wahrhaft aus dem Herrn, ſo muß ſie lebendig übergehen auf des Herrn

Glieder, ſeien ſie wer und wo ſie wollen. Nur ſolche Liebe hat Verſtändniß, und führt ein in ein rechtes Verſtändniß und Verhältniß zu den Gliedern der Kirche, den Laien. Das will mein vierter Satz ſagen.

Daß hier eine Scheidung des mit der administratio sacramentorum und mit dem ministerio verbi divini betraueten von der Kirche amtlich geweiheten Dieners der Kirche in derſelben Perſon, — von dem eignen Ich als im Menſchen geſetzt iſt, hebt die Zuſammengehörigkeit beider nicht auf, weiſet uns aber andererſeits die einzige Brücke, die uns in unſerer Zeit der Laienſchaft näher führt und unſerem Einfluſſe auf ſie den Weg zeigt. Unſere Zeit iſt ja darin krankhaft reizbar. Ihre Loſungsworte ſind Freiheit und Gleichberechtigung. Sie wirft jede Autorität weg, mag keinen bevorzugten Stand, mag keine excluſive Richtung, — und meiner Meinung nach würden wir Unrecht thun, ſie in dieſem Streben zu richten und zu verdammen, — es macht ſich darin etwas ſehr Richtiges und Wahres geltend, falls ſie nämlich die Freiheit in innerer Selbſtgebundenheit, und die Gleichberechtigung in richtiger Selbſtſtellung findet. Unſer Bemühen ſoll es ſein, ſie zum richtigen Verſtändniß beider Ideen zu fördern, damit Freiheit nicht werde Zügelloſigkeit, und Gleichberechtigung nicht werde Anmaßung, — und das können wir nur, wenn wir uns, was wir ja auch ſind, hinſtellen als Glieder in die Reihen der Laien und mit ihnen um die rechte Freiheit werben, — mit ihnen die wahre Gleichberechtigung in Anſpruch nehmen, — wie dort Chriſtus zu den Juden ſich ſtellete, die da behaupteten, Abrahams Samen und nie keines Knechte geweſen zu ſein, und ihnen bezeugete, daß, wenn ſie von der Sünde frei würden, indem ſie der Wahrheit gehorchten, ſie zur wahren Freiheit gelangten.

Hierin hatte die ältere Kirche Recht, wenn ſie der Theologie nicht blos einen Charakter, ſondern auch einen habitus vindicirte. Ihr Charakter erhebt die Theologie über den ganzen Complex der Wiſſenſchaften, ſie mögen Namen haben wie ſie wollen, und man räumt ohne Widerrede dem Doctor der Theologie den erſten Rang ein unter allen Doctorengraden; — aber vermöge ihres habitus entäußert ſie ſich wiederum aller dieſer menſchlichen Bevorzugungen, und macht ſich zur serva, wenn ſie nur irgend wie an dem wahren Geiſte und Leben ihres Herrn und Heilandes ſich betheiligt. Ohne das ſinkt ſie zuſammen zu einem nichtigen Schemen, einem widrigen Phantom, das wohl die Geſtalt des Gottmenſchen annimmt, aber ein leeres Geſpenſt iſt ohne Weihe und Kraft. Ohne dieſen habitus iſt die ganze theologiſche Wiſſenſchaft nur ein tönend Erz und eine klingende Schelle.

Wenn einer, ſo hat das Luther richtig empfunden und vielfach ausgeſprochen, und es iſt unſeres Gebetes und unſeres innerſten Seelenſtrebens werth, ihm darin zu folgen. Ausſprüche Luther's ſind zahlreich zuſammengeſtellt in Oettingen's Abhandlung unter dem Motto: „Theologie macht Sünder", — z. B. Heidelberger Disputation v. J. 1518 (Luth. W. Leipz. Ausg. Band 17, S. 153, Theſe 22 und 24), „die wahre, rechtſchaffene Theologie ſtehet in der Praktik, Brauch und Uebung, und ihr Fundament und Grundfeſte iſt Chriſtus, daß man ſeine Leiden, Sterben und Auferſtehung mit dem Glauben ergreife", ferner „der Menſch, der die Theologie nicht unter dem Kreuz ſtudiret, mißbraucht auch alles Gute zum Böſen. Das iſt die rechte theologia crucis."

Das nur gar zu bemerkbare Verlaſſen und Verſäumen jenes Weges hat einen Schriftſteller unſerer Tage bis zu

dem harten Ausſpruche getrieben: „Die Wiſſenſchaft ſei ein Fluch für die neuere Theologie geworden, — ja für dieſe Theologie ſei das Ganze des concreten, organiſchen Lebens noch gar nicht da, — es ſolle erſt aus den einzelnen Theilen gefunden werden". Wäre das der Fall, ſo ſtände es heutzutage ſchlechter denn je um unſere Kirche. Denn die Kirche iſt ja gerade der Organismus, in den die Wiſſenſchaft mit ihren Lebensadern hineinwachſen ſoll. — Wäre das der Fall, ſo müßte man unſerer Kirche alle Lebensfähigkeit abſprechen. Aber, es iſt Gottlob anders, — es iſt umgekehrt. Unſere Kirche iſt früher da geweſen, als die Wiſſenſchaft, und früher als die Kirche iſt wiederum die heilige Schrift da geweſen, und vor der heiligen Schrift war der Eckſtein der heiligen Schrift der Herr Jeſus Chriſtus. Auf dieſem Eckſteine ruhet nun das ganze Gebäude, und an dem ſoll niemand rütteln. Die Kirche iſt blos ein Ausbau des Eckſteines auf dem Grunde der heil. Schrift, — und die ganze theologiſche Wiſſenſchaft iſt nur die Grammatik zum Verſtändniſſe der heiligen Schrift. Die Zöglinge dieſer Grammatik haben alſo die heilige Schrift interprete spiritu divino gewiſſenhaft zu interpretiren, und rücken ſie ins Amt, „Handreichung zu thun in willigem Gehorſam, auf daß ſie ſich und die Gemeinde erbauen als die lebendigen Steine zu einem geiſtlichen Hauſe und zum heiligen Prieſterthume, zum Opfern geiſtlicher Opfer, die Gott angenehm ſind durch Jeſum Chriſtum" (1 Petri 2, 5). Das will mein vierter Satz ſagen.

Schließlich den Inhalt meines Wortes zuſammenfaſſend, gebrauche ich den Ausſpruch der lutheriſchen Dogmatik von Kahnis (S. 2): „Theologie iſt alſo nicht eine objective Wiſſenſchaft, wie Jurisprudenz, Medicin, Ge-

)ichte u. ſ. w., ſondern das Bewußtſein eines Theologen,
ıd zwar nicht ein blos theoretiſches, ſondern ein in dem
ben der Kirche begründetes und die Erbauung der Kirche
zielendes" — und laſſe den praeceptor germaniae, den
r. Philippus ſprechen, um ein Bekenntniß ihrer Bedeu-
ng abzugeben in dem Worte: „Ego mihi conscius sum,
)n aliam ob causam unquam τεθεολογηκεναι, nisi
; vitam emendarem."

So ſollte es immer ſein. Die Theologie ſollte Sünder
achen, nach Luther, und ſie unter das Kreuz ſtellen und
s theologia crucis mit dem Sündenbewußtſein hinaus-
hren unter die Menſchen, ins Leben, ins Amt, in die
emeinde, ins Geſchäft, damit ſie in demüthiger, treuer
achfolge dem Herrn anhingen, mit ihm die Sünder ſuch-
n, ihnen zur Buße riefen, und ſo eine heilige geiſtliche
itterſchaft des Kreuzes übten nach dem Muſter Johannis
ieologi.

Alſo: Nicht die Wiſſenſchaft macht den Theologen zum
heologen, ſondern der vom Geiſte des Herrn im Schooße
r rechten Wiſſenſchaft wiedergeborene und unter dem Kreuze
ı der unendlichen Liebe des Herrn großgezogene und er-
ırkte Menſch.

2.

Was hat eine Reviſion des lettiſchen Bibeltextes ins Auge zu faſſen?

Vorgetragen auf der kuriſchen Provinzialſynode zu Mitau im Auguſt 1865,

von A. Bielenſtein, Paſtor zu Neu-Autz.

H. H. u. Br. Im Juni d. J. erhielt Referent ein Schreiben vom rigaſchen Sectionscomité der Bibelgeſellſchaft mit der Mittheilung, daß die Stereotypplatten der lettiſchen Octavbibel bald außer Gebrauch geſetzt und neue Platten angefertigt werden müßten, und mit der Aufforderung, die Frage, ob ein in der That ſo vielfach mangelhafter Text nochmals ſtereotypirt und dadurch mindeſtens für die Dauer einer ganzen Generation fixirt werden dürfe, auf unſerer Synode ernſtlich und dringend zur Sprache zu bringen.

Die Reviſion des lettiſchen Bibeltextes ſoll ſchon auf früheren Synoden in Kur- und Livland verhandelt worden ſein, namentlich 1861 auf Anregung deſſelben rigaſchen Sectionscomité's der Bibelgeſellſchaft. Ich habe in den Protokollen der kuriſchen Synoden ſeit 1861 nichts darüber finden können außer im Protokoll von 1863 ein Referat unſeres dermaligen Gaſtes, Paſtor Neiken, über die livländiſchen bis jetzt aber wohl nur noch privaten Beſtrebungen zur Herſtellung eines emendirten lett. Bibeltextes und eine Aufforderung deſſelben, wir kurländiſchen Paſtoren möchten uns betheiligen an dieſem für unſere Zeit in mehrfacher Hinſicht unabweisbaren Werk, wodurch ſich die deutſchen Pfleger lettiſcher Bildung ein bleibendes Denkmal ſetzen würden. Von ſelbſtſtändigen eingeſandten Arbeiten und ein-

gehenden Beſprechungen der Synode habe ich ſeit 1861 nichts finden können.

Erinnern wir uns an die kürzlich im Magazin der lettiſch-literäriſchen Geſellſchaft veröffentlichte, in vieler Hinſicht gewiß ſehr anerkennungswerthe neue Ueberſetzung des Römerbriefes von Neiken, ſo bitte ich zu beachten, daß es ſich im Sinn des rigaſchen Sectionscomité's um eine radicale Umgeſtaltung des Textes durchaus nicht handelt. Die Geiſtlichkeit ſoll ſich bereits dagegen geäußert haben und zwar aus genügend guten Gründen. „Der gegenwärtige Text iſt ja ein Eigenthum des Volkes geworden und darf nicht unbeſonnen geändert werden. Wenn irgend wo hiſtoriſche Continuität der Entwickelung noth thut, ſo gewiß auf dieſem Gebiete des Bibeltextes". Es fehlt alſo in der That das Recht zu einer radicalen Umgeſtaltung des Bibeltextes.

Sodann fehlt der Synode als ſolcher auch die Macht. Zu einer neuen Bibelüberſetzung bedarf es eines Mannes von ganz bedeutenden Gaben und vielen ganz beſonderen Eigenſchaften. Ein ſolcher Mann muß durch Gottes Fügung da ſein und ſich finden. Wir Menſchen können ihn nicht ſchaffen. Es bedarf der beſten Kraft eines Menſchenlebens. Freie Begeiſterung muß dieſe Kraft opfern. Es handelt ſich um individuelle Arbeit, die durch Beſchlüſſe oder Deſideria einer Synode höchſtens angeregt und ermuntert werden kann.

Endlich vor allen Dingen iſt auch zu jeder Textemendation, wenn ſie gründlich und umfaſſend ſein will, ſehr viel Zeit nöthig. Die uns vorliegende concrete Frage iſt aber die, ob und was emendirt werden ſoll jetzt, in der Kürze der Zeit, wo bald neue Stereotypplatten zum Druck der lett. Octavbibel nothwendig ſein werden?

Schon daraus folgt, daß unſere Erwägung ſich nur auf das allernothwendigſte beſchränken muß, auf das, was unter günſtigen Umſtänden in mäßiger Zeit könnte ins Werk geſetzt werden, und was nicht die ganze Kraft eines Menſchenlebens erfordert.

Sollte nun von jemand behauptet werden, unſer lettiſcher Bibeltext ſei ſo gut, daß er nothwendiger Weiſe gar keiner Emendation bedürfe, ſo läßt ſich dieſe Differenz durch gemeinſame Prüfung des Bibeltextes bald und leicht zum Austrag bringen.

Zweierlei muß an einer Ueberſetzung richtig ſein:

1) der Sinn des Originals muß richtig wiedergegeben ſein,

2) die Sprachform muß dem Geiſt und Mund des Volks entſprechen, für welches überſetzt wird.

Es iſt wohl anerkannt, daß Abweichungen von dem Sinn des Urtextes in unſerer lett. Bibel verhältnißmäßig wenig vorkommen und ſelten von weſentlicher Bedeutung ſind. Jedoch iſt nicht zu überſehen, daß die Mängel in der genauen Wiedergabe des Sinnes ſich unſerm Auge entziehen, ſofern wir Paſtoren ſelten die lett. Bibel in fortlaufender Vergleichung mit dem griech. oder hebr. Text leſen, überhaupt die lett. Bibel meiſt nur zu praktiſchen, ſei es homiletiſchen, ſei es katechetiſchen Zwecken in die Hand nehmen.

Die ſprachlichen Mängel liegen weit mehr auf der Hand und können ſich in keiner Weiſe vor uns verſtecken, wenn wir überhaupt nur einen Sinn für genuines Lettiſch haben.

Als ich im Juni d. J. das erſte Schreiben aus dem rigaſchen Sections-Comité erhielt, machte ich mich daran, die erſten Kapitel der Geneſis und des Marcusevange-

liums, einen Pſalm, ein Kapitel des Jeſaias und ein Kapitel des Römerbriefes genau rückſichtlich der Letticität zu prüfen. Ich fand gewiſſe Klaſſen von ſprachlichen Fehlern, die hier zuſammenzuſtellen nöthig iſt, damit uns zum Bewußtſein komme, ob und was zu emendiren wäre.

Es iſt ſicher, daß bei genauem Durchgehen aller bibliſchen Schriften auch die Zahl der Klaſſen von Fehlern und Mängeln ſich noch größer herausſtellen wird, aber jedenfalls wird das bereits Ermittelte genügen um klar zu machen, ob der alte Text unverändert nochmals ſtereotypirt werden darf.

Wir finden:

1) orthographiſche Inconſequenzen im Gebrauch des ẖ u. ſ. w.;

2) falſche Declinationsformen, z. B. vielleicht immer die Nominativform für die Vocativform bei den Eigennamen auf —us, Jeſus! für das allein richtige Jeſu! Minder anerkannt iſt die Schreibung des Dat. Pl. der i-Stämme mit ẖ: — ihm, wo unſere Bibel falſch, aber freilich in Uebereinſtimmung mit der übrigen lett. Literatur — im ohne ẖ hat. Cf. ferner den Genitiv pehrkona f. pehrkona (Marc. 3, 17), den Accuſ. pawahrdu f. pawahrdi (Marc. 3, 16);

3) falſche Verbalformen, zum Theil freilich auch in Uebereinſtimmung mit der übrigen lett. Literatur: d. 3. P. Prät. — e ſtatt — a, tappe f. tappa (Marc. 1, 5), worin ich, wenn keinen Fehler, doch ein zu großes ſich gehen laſſen finde. Ferner d. 1. 2. P. Pl. Prät. — am, — at ſtatt — ahm, — aht, (turrejam, Jeſ. 53, 5), was ſicher eine ungerechtfertigte Incongruenz zwiſchen der Schreibung und der Volksſprache iſt. Hier wäre die Frage, ob nicht auch ausgemerzt werden müßten die Präteritformen

mit e ſtatt a, wie mettehs ſt. mettahs (Mc. 1, 32), die an ſich durchaus nicht falſch, aber nur local noch gebräuchlich ſind und auf die meiſten Letten einen Eindruck machen müſſen, wie auf einen Deutſchen Formen wie geuß, fleuß u. dgl.

Endlich gehören hierher viele andere Verbalformen, die durch claſſiſchere erſetzt werden könnten z. B. noeetam (Marc. 1, 38) f. noeimam. Geradezu falſch iſt ſchuh f. ſchuiſ oder ſchuſ, iſſalzis (Mc. 2, 25) f. iſ=alzis.

Streitig könnte ſein, ob der Imperativ zeekees (Marc. 2, 11) ganz unſtatthaft ſei f. zeelees, obſchon ſpeeſchees Niemand ſagen wird für ſpeedees.

4) Wir finden überhaupt eine Menge obſoleter Formen noch außer den ſchon erwähnten halbobſoleten Präterit=Endungen auf — ehm, — eht, — ehs ſtatt — ahm, — aht, — ahs, namentlich in den Partikeln, z. B. laid (4 Moſ. 35, 4. 12) f. lai, daß, damit; in der Frage irra—g, arri—g (Mc. 3, 2), wo die alte enclitiſche Fragepartikel total unverſtändlich geworden iſt.

5) Wir finden Dialectiſch=giltiges, was aber kaum ein Recht haben dürfte vor der ganzen Nation, z. B. maggums (1 Cor. 13, 9. 10) f. maſums; woi, ob, (hochlettiſch) f. wai.

6) Wir finden Uebertragungen von Ortsnamen und Völkernamen, die nicht dem Genius der lett. Sprache gemäß ſind und nicht einmal eine Rechtfertigung in der deutſchen Bibel finden. Ich will da nicht das Wort reden einer radikalen Ausrottung aller — eri und — teri, aber doch einer Einſchränkung auf das nothwendige Maaß z. B. einer leichten Wandelung des monſtröſen Greekeris in das ſicher Anklang findende Greekis und ſo noch wohl in anderen einzelnen Fällen.

7) Wir finden falſchen Gebrauch der Caſus, cf. Mc. 1, 30: gulleja drudſi f. ar drudſi. Ein ander Mal finden wir Präpoſitionen, wo der Lette viel lieber ohne auskommt, z. B. no wella apfehſts (Mc. 1, 32) f. das einfache, ächt lettiſche wella apfehſts. Bei Verben cf. Germanismen wie: juhſu eegahdajohs, ich erinnere mich eurer, f. d. Accuſ. juhs eegahdajohs oder beſſer juhs atminnu. Cf. Mc. 8, 38: kas mannis un manna wahrda kaunahs . . ., ta paſcha arridſan tas zilweka dehls kaunefees, für etwa: kam es eſmu par kaunu, tas tam zilweka dehlam arri buhs par kaunu.

8) Wir finden oft falſchen Gebrauch der Präpoſitionen z. B. pee mit dem Accuſativ ſtatt Genitiv: pee winnu nahze (Mc. 1, 40. 2, 3. 13), pee winnu fuhtija (Mc. 3, 31); ar mit dem Genitiv ſtatt Accuſativ: kas ar winna bij (Mc. 2, 26); peepildits ar wiſſas netaiſnibas (Röm. 1, 29), apkahrt mit dem Genitiv f. ap mit dem Accuſativ: apkahrt winna (Mc. 3, 31. 32. 34); no ſtatt par im Sinn des lat. de. — Hier wäre auch die in der Bibel wie ſonſt in Kurland allgemeine aber unrichtige Schreibung der Präpoſitionen aiſ, beſ, iſ, uſ mit kurzem (ſcharfen) ſtatt mit dem langen undurchſtrichenen ſ zu erwähnen.

9) Wir finden ſehr oft die indefinite Adjectivform ſtatt der definiten, deren Weſen und Gebrauch bis in die neueſte Zeit faſt unverſtanden geweſen iſt. Cf. arge Fehler wie: tas neſchkihſts gars (Mc. 1, 26) f. tas neſchkihſtais gars; tas jauns eelahps (Mc. 2, 21); tas jauns wihns (Mc. 2, 22); tohs taiſnus (Mc. 2, 17) f. tohs taiſnohs; tee neſchkihſti garri (Mc. 3, 11) f. tee neſchkihſtee garri; zeenigs Weſtus! (Act. 26) f. zeenigais Weſtu!

10) Wir finden den unbeſtimmten Artikel ohne Noth oder für kahds, gebraucht als Germanismus: weena fauzeja balſs tukſneſi (Mc. 1, 3); weenu dwehſeli glahbt woi maitaht (Mc. 3, 4).

11) Wir finden ſehr oft den groben Fehler, daß der Gebrauch des reflexiven Perſonal- oder Poſſeſſivpronomens verabſäumt iſt, wo der Lette ihn unbedingt fordert: es ſuhtu mannu engeli (Mc. 1, 2); ka es tur arridſam mannu wahrdu ſluddinaju (Mc. 1, 38); paņemm tawu gultu un aiſeij uſ tawu nammu (Mc. 2, 11); es mannam Deewam pateizu (Röm. 1, 8); Deews kam es kalpoju mannâ garrâ (Röm. 1, 9); allaſchin mannâs peeluhgſchanâs luhgdams (Röm. 1, 10); tâdehl no mannas puſſes, es eſmu gattaws (Röm. 1, 15).

12) Wir finden Activ- und Paſſivformen, wo der Lette unzweifelhaft Medialformen vorziehen würde, z. B. redſeja to garru ſewi nolaiſcham (Mc. 1, 10) ſ. redſeja to garru nolaiſchamees; tas wihns tohp iſgahſts Mc. 2, 22) ſ. iſgahſchahs.

13) Wir finden das Particip Präſ. Act. auf — dams attributiv gebraucht, was dem Letten ein Gräuel iſt: eekſch ſchihs laulibu pahrkahpdamas un grehzigas tautas (Mc. 8, 38).

14) Wir finden den Germanismus und groben Fehler, daß in negativen Sätzen zu negativen Pronominen keine Verbalnegation geſetzt iſt: neweens eeleij (Mc. 2, 22); neweens warr (Mc. 3, 27)!

15) Wir finden Conjunctionen falſch gebraucht und verwechſelt z. B. ka für lai in Finalſätzen: (Mc. 3, 14) eezehle diwipadſmitus, ka tee ar wiņņa buhtu; ferner correlativ: ja — tad, wenn ſo, (Mc. 1, 40) ſtatt des

allerdings erſt in neuerer Zeit ermittelten, entſchieden richtigeren: ſa — ta.

16) Wir finden zahlloſe und dem Letten ſehr anſtößige Fehler in der Wortſtellung, z. B. das Subject als Germanismus in Frageſätzen ohne Fragepartikel nach dem Verbum: warri tu to Lewiſatanu ſweiſoht? (Hiob 41, 20); mahki tu? (Hiob 41, 21) darrihs winſch weenu derribu ar tewim? (Hiob 41, 23).

Oder: das Subject vor irr oder bija, wo der Lette es nachſtellt: kam nokaltuſi rohka bij (Mc. 3, 1. 3) für: kam bij nokaltuſi rohka.

Oder: das Object vor ſeinem Verb, während der Lette namentlich den als Object anzuſehenden Infinitiv nachſtellt: kur tee dſihwoht warr (4. Moſ. 35, 2. 11) ſ. kur tee warr dſihwoht.

Oder: das Attribut, namentlich den attributiven Genitiv nachgeſtellt, der unbedingt voranſtehen muß: tas eeſahkums ta ewangelijuma Jeſus Kriſtus, ta Deewa dehla (Mc. 1, 1) ſtatt Jeſus Kriſtus, ta Deewa dehla, ewangeliuma eeſahkums, wenn nicht eine Umſchreibung mit Präpoſitionen gewählt werden ſoll; to preezasmahzibu tahs Deewa walſtibas (Mc. 1, 14); neweens warr tohs rihkus kahda warrena pohſtiht (Mc. 3, 29) ſ. neweens newarr kahda warrena rihkus pohſtiht; eekſch tahs preezigas ſluddinaſchanas winna dehla (Röm. 1, 9); es eſmu parahdneeks tik labb to Greekeru, ka Barbaru (Röm. 1, 14).

17) Wir finden überhaupt zuweilen einen Satzbau, namentlich einen ſo complicirten in den Epiſteln, daß dem Letten der Sinn ganz unverſtändlich wird. Cf. Röm. 1, 3–6.

18) Wir finden außer dem Erwähnten noch vieles Unlettiſche z. B. 1 Moſ. 1, 5: Deews nofauze to gaiſmu

deena un to tumſibu ſauze winſch nakts v. 8 tad tappe no wakkara un rihta ta ohtra deena! Mc. 2, 3: tur pee winnu nahze, kas weenu melmenufehrdſigu atwedde kas no tſchetreem tappe neſts! Mc. 2, 15: un ta notikkahs, tam winna nammâ pee galda ſehſchoht, tad arri dſan daudſ muitineeki peeſehdehs.

19) Endlich finden wir eine Menge von Fehlern, wo ein anderes Synonym beſſer an ſeiner Stelle wäre. Nur beiſpielshalber ſei erwähnt Mc. 1, 38: tuwakôs meeſtôs f. klahtejôs m. Mc. 1, 45 weentulâs weetâs f. etwa tukſneſi; 2, 21: eeplihſums jo nikns f. jo leels oder dgl. — 2, 27: ſwehtdeena ta zilweka dehl tappuſi f. eezelta; 3, 5 rohka tappa weſſela darrita f. palikka weſſela oder tappa ſaglahbta.

---

oNch eine andere Zahlen-Angabe wird inſtructiv ſein. In Marc. 1, 1—45 laſſen ſich nachweiſen 9 grobe grammatikaliſche Fehler, 20 geringere Sprachmängel; in Pſalm 104, 1—35: 10 grobe Fehler, 7 geringere; in Jeſaias 52, 13—53, 13: 11 grobe Fehler, 5 geringere; in Geneſis 2, 1—25: 18 grobe Fehler (!), 9 geringere. Und bei dieſen Ziffern ſind manche geringer wiegende Klaſſen von Mängeln z. B. in der Orthographie oder wie in der 3. P. Prät. — e für — a, 1, 2. P. Pr. Prät. — am, — at f. — ahm, — aht, gar nicht mitgezählt.

Ich brauche mich bei dem Nachweis obiger Thatſachen doch wohl nicht gegen den Vorwurf zu vertheidigen, daß ich das im Großen und Ganzen ſo vortreffliche Werk unſerer Vorväter, die lettiſche Bibelüberſetzung unſeres Glück und Fiſcher herabgeſetzt habe oder habe herabſetzen wollen. Meines Lobes bedarf Fiſcher's und Glück's Werk nicht. Und ich meine, es iſt nur im Sinn dahingeſchiedener großer

Männer gehandelt, und eine Art dankbarer Anerkennung gegen ſie, wenn in deren nachgelaſſenem Werk die damals geradezu nicht zu vermeidenden Mängel mit pietätsvoller und wahrheitsliebender Hand gebeſſert werden.

Wir müſſen uns die Frage nun beantworten: darf ein ſo beſchaffener Bibeltext ohne Reviſion von neuem ſtereotypirt werden? Erlaubt es das immer mehr erwachende Urtheil unſerer Gemeinden? Erlaubt es unſere Treue gegen das Kleinod des Wortes Gottes? Erlaubt es unſere, der Landesgeiſtlichkeit Ehre?

Giebt es jemand, der die Mängel unſeres Bibeltextes nicht gebeſſert wiſſen möchte, ſo fühlt ein ſolcher dieſelben nicht, meine ich, und iſt unfähig ſich in das Gefühl des Letten hinein zu verſetzen, während doch derſelbe ſicher einen ähnlichen deutſchen Bibeltext ganz unerträglich finden würde. Wollen wir uns nicht täuſchen über das Sprachgefühl, das der Lette ſicher hat, und über das Urtheil, das im Volk immer mehr erwacht. Man ſorgt dafür, daß bald Alles kritiſirt würde, auch das höchſte und heiligſte. Wollen wir das Unſere thun, daß Mängel der menſchlichen Form nicht ſcheinbaren Grund geben auch an dem ewigen Inhalt Anſtoß zu nehmen und ihn verwerflich zu finden. Das Licht des heiligen Geiſtes in der heil. Schrift ſoll ſein ein Edelſtein in Gold gefaßt. Freilich bleibt der Edelſtein auch im Staube ein Edelſtein, aber er ſchwebt doch in Gefahr verkannt und zertreten zu werden. Die Faſſung des Edelſteines, die Sprachform des Wortes Gottes iſt Menſchenwerk, daher kann und daher muß ſie gebeſſert werden. Wir halten keine Ueberſetzung für inſpirirt und infallibel. Unſere Gemeinden müſſen es von uns lernen, daß der Buchſtabe tödtet, der Geiſt aber lebendig macht, ſie müſſen zu der Freiheit kommen, daß ſie auch Aenderungen des

Bibelwortes ertragen. Sie müſſen erkennen, und das iſt in der Gegenwart ſehr nöthig, daß wir conſervativ ſind, aber doch nicht der Stabilität huldigen. Nur dann werden ſie unſere conſervativen Beſtrebungen anerkennen. Die Wahrheit ſoll conſervirt werden, nicht die Mängel und Fehler, ſobald wir uns derſelben bewußt geworden. Laſſen wir aber durch Scheingründe uns bewegen mit dem Inhalt des Evangeliums auch die mangelhafte Sprachform unverbeſſert der folgenden Generation zu überliefern, ſo iſt es gewiß, daß uns, wenn nicht etwas Schlimmeres, ſo doch zum wenigſten Mangel an Muth und Thatkraft und mit Recht wird vorgeworfen werden.

Alſo was iſt zu thun?

Ich erlaube mir der Synode folgende Reſolutionen zu proponiren.

1) Der lettiſche Bibeltext iſt in unveränderter Geſtalt nicht noch einmal zu ſtereotypiren, ſondern vorher einer Reviſion zu unterziehen.

2) Bei derſelben muß unbedingt corrigirt werden, was anerkanntermaßen ſprachlich falſch iſt, als namentlich z. B.:

a. die falſchen Declinations- und Conjugationsformen;
b. der falſche Caſusgebrauch bei Verben und Präpoſitionen;
c. der falſche Gebrauch der indefiniten Adjectivform für die definite;
d. der falſche Gebrauch der unreflexiven Pronomina für die reflexiven;
e. die Auslaſſung der Verbalnegation in negativen Sätzen;
f. der falſche Gebrauch von Conjunctionen;

g. die falſche Wortſtellung;

h. die Inconſequenz in der Schreibung.

3) Obſolete Formen, die dem Verſtändniß des Volkes i Großen und Ganzen entſchwunden ſind, müſſen durch uere erſetzt werden. Sind aber die älteren Formen einiger=aßen noch lebendig im Volksmund, ſo ſind ſie zu bewahren.

4) Hochlettiſches und Tahmiſches iſt auszumerzen und r mittlere Schriftdialect herzuſtellen auf wiſſenſchaftlicher aſis, nach wiſſenſchaftlichen Normen, ohne irgend klein=her Eiferſucht und Rivalität zwiſchen einzelnen Gegenden er auch zwiſchen den Provinzen Kur= und Livland Raum geben.

5) Sehr zart und vorſichtig iſt zu verfahren:

a. bei einmal eingebürgerten Formen von fremden Eigennamen;

b. bei der Einſchränkung des unbeſtimmten Artikels (weens);

c. bei der Reduction von activen und paſſiven Wendungen auf mediale;

d. bei der Auflöſung und Vereinfachung allzu verwickelter Perioden;

e. bei der Wahl anderer Synonymen;

f. überhaupt bei der Zurückführung von Germanismen auf reineres Lettiſch.

Motiv für dieſe Vorſicht iſt die Schwierigkeit, hier Gren=i zu ziehen, wie weit geändert werden ſoll, und die hier waltende Gefahr, bei Aenderungen neue Fehler zu machen, il hier keine ſtrengen Geſetze ſich als Norm nehmen laſſen.)

6) Die Fehler in Wiedergabe des Original=innes, ſoviel in der Kürze der Zeit ſich als von we=ntlicher Bedeutung ermitteln laſſen, ſind ebenfalls nach laßgabe des hebräiſchen und griechiſchen Textes zu berich=

tigen. Beſtehen die Ungenauigkeiten nicht in einem Widerſpruch mit dem Urtext, ſondern nur in einer freieren Wiedergabe des Gedankens mittelſt irgend einer Umſchreibung, ſo können ſie unbeſchadet der Wahrheit bleiben.

Eine Textreviſion nach obigen Grundſätzen dürfte von keiner Seite beanſtandet oder mißdeutet werden können. Die Landesgeiſtlichkeit wird damit gewiß ihre Competenz nicht überſchreiten. Die Freunde des Gotteswortes, und ſind es auch die einfachſten Leutchen, werden dadurch nicht an ihrem Heiligthum irre werden können. Die Feinde des Evangeliums werden einen Angriffspunkt verlieren. Denen, die außerhalb unſerer Kirche ſtehen, werden wir Achtung abnöthigen vor unſerem Streben, aus Irrthum zu Wahrheit zu gelangen, und unter Gottes Beiſtand alles dasjenige immer und immer zu vervollkommnen, das zu der menſchlichen irdiſchen Form des Reiches Gottes und der Kirche Jeſu Chriſti gehört.

Zum Schluß nur noch eins: wer übernimmt die Arbeit? ſie iſt nicht klein, nicht leicht! Es kann nicht Einer, ſondern müſſen mehrere ſein. Es kann nicht eine Commiſſion ſein, die vielleicht gegen ihren Willen von den Brüdern erwählt wird. Die Männer müſſen freiwillig dem Werk ſich widmen. Die Männer müſſen viele, ſelten verbundene Eigenſchaften beſitzen:

1) frommen Sinn,
2) zarte Hand,
3) exegetiſche Einſicht,
4) ſprachliche Einſicht (ins Lettiſche),
5) keine Spur von Eigenſinn,
6) große Arbeitskraft,
7) endlich die nöthige Muße.

ott helfe, daß ſolche Männer ſich finden und mit
r Kraft ans Werk gehen, und daß ihr Werk unſerer
und insbeſondere unſerem Lettenvolke zum Segen
e.

3.

Dialog über die baptiſtiſche Lehre.

Von

H. Wendt in Libau.

. Alſo wiederum vom Baptismus. Für uns bleibt
nfalls eine der wichtigſten, wenn nicht geradezu die
ſte unter den religiös-kirchlichen Fragen der Gegen-

. Noch im dritten Hefte der „Mittheilungen", Jahr-
1865, iſt Paſtor Rottermund auf die Frage, einge-
, ob die ſtaatliche Anerkennung dieſer Secte wün-
verth und zeitgemäß ſei. Er beantwortet ſie bejahend,
n er im erſten Theile ſeiner Abhandlung eine com-
e Darſtellung ihrer Lehre mit der evangeliſch-luthe-
gegeben, und zwar in Anknüpfung an die einzelnen
des baptiſtiſchen Glaubensbekenntniſſes, aus dem
e von Onken, 3. Auflage, Hamburg 1860. Da
Rottermund indeß nur eine weitere Betrachtung an-
wollte, iſt es mir lieb, daß du einwilligſt, mich mit
treffenden Gegenſtande näher bekannt zu machen.

. Dazu wollen wir gleichfalls das genannte Glau-
kenntniß als Grundlage nehmen und daneben auch
Rottermund's Abhandlung berückſichtigen.

. Um die einzelnen Artikel der Reihe nach durch-
hen, oder nur auf die Differenzpunkte mit unſerer
liſch-lutheriſchen Lehre einzugehen?

A. Das Letztere möge uns das Wichtigere bleiben, und doch wollen wir versuchen, auch das Erstere, soviel als möglich, einzuhalten.

B. Ohne Zweifel liegt, worauf schon der Name der Secte hindeutet, nicht nur der Hauptunterschied, sondern auch der Mittelpunkt des Baptismus in der Lehre von der Taufe.

A. Mir erscheint die Prädestinationslehre im Gegentheil als der eigentliche Nerv des Systems, aus welchem sich sowohl die Lehre von der Taufe, als auch alle übrigen Differenzen von selbst ergeben.

B. Ein derartiger Zusammenhang ist nicht sogleich zu erkennen.

A. Wir wollen nicht vorgreifen. Ich hoffe, daß du am Schlusse mit mir übereinstimmen wirst, da wir ohnehin im Laufe unseres Gespräches darauf zurückkommen müssen. Beginnen wir, so bleibt uns für den 1. Artikel vom Worte Gottes keine Bemerkung. Er ist mit der ev.-luth. Lehre gleichlautend, da die Weglassung der Apokryphen keine eigentliche Lehrdifferenz begründet.

B. Doch hätten sie dem Kanon der heiligen Schrift als gut und nützlich zu lesende Bücher und als historische Bindemittel zwischen dem Alten und Neuen Testamente angefügt bleiben können.

A. Darin hast du Recht. Weitere Anknüpfungspunkte haben wir für diesen Artikel nicht, so daß wir zur folgenden Lehre von Gott übergehen dürften. Auch hierin wollen wir uns der Uebereinstimmung mit den Baptisten freuen, da in ihrem Glaubensbekenntnisse die Trinität stark und kräftig hervorgehoben wird.

B. Pastor Rottermund will in den göttlichen Eigen-

aften, welche dieſer Artikel anführt, eine Hindeutung auf
: ſpätere Prädeſtinationslehre finden.

A. Das ſcheint nicht der Fall zu ſein; denn denken
r daran, daß die genannten Eigenſchaften nur zu ſtärke-
n Nachdrucke dienen ſollen, ſo ſind ſie gewiß ohne andere
ſicht gewählt.

B. Auffallend bleibt es immer, daß weder Gerechtig-
t, noch Barmherzigkeit, oder Güte und Gnade genannt
rden.

A. Wenn es auch hier nicht geſchieht, ſo ſind ſie dem
laubensbekenntniſſe nicht fremd, zumal ſchon Artikel 4
d 5 von der Gerechtigkeit, der erbarmenden Liebe u. ſ. w.
det. — Die folgende Lehre von der Sünde iſt gleichfalls
bibliſcher Faſſung, doch ſteht ſie inſofern unter der Ein-
rkung der Prädeſtinationslehre, als bei der Anerkennung
eicher Erlöſungsbedürftigkeit aller Menſchen die Möglich-
t einer gläubigen Aneignung der Erlöſung nur für die
ädeſtinirten zugegeben wird.

B. So hat Paſtor Rottermund Recht, wenn er das
ld, welches im 3. Artikel von der Menſchheit entworfen
rd, ein ſo ſchauriges nennt, „daß nur der tiefſte Schlag-
atten, aber nicht der leiſeſte Schimmer eines Lichtſtrahles
: unſer geiſtiges Auge tritt.“

A. Nicht ganz. Die Untüchtigkeit des natürlichen,
ßerhalb der Gemeinſchaft mit Gott ſtehenden Menſchen
d ſeine Unluſt zum Guten, dagegen ſeine Geneigtheit zu
em Böſen iſt in Röm. 3, 9—23 und andern Stellen
: heiligen Schrift klar ausgeſprochen, ſowie auch aus
m. 14, 23 hervorgeht, daß alle Conformität ſeiner Hand-
ıgen mit dem göttlichen Geſetze nichts zu ſeiner Recht-
tigung vor Gott beitragen könne, ja die hervorragendſten

Tugenden, nach Auguſtin, nur splendida vitia ſein möchten, wenn ſie nicht aus dem Glauben kommen.

B. Soviel ergiebt ſich wenigſtens aus deiner angeführten Einwirkung der Prädeſtinationslehre auf den Artikel von der Sünde, daß die Baptiſten ein perſönliches Verhalten des ſündigen Menſchen zu der göttlichen Gnade überhaupt verneinen müſſen.

A. Freilich, und hierin liegt der alleinige Unterſchied unſerer Lehre im Vergleich mit der baptiſtiſchen.

B. Daraus muß ſich eine ähnliche Rückwirkung der Prädeſtinationslehre auf den 4. Artikel von ſelbſt ergeben, indem er die Beſtimmung der Erlöſung nur auf die Prädeſtinirten kann bezogen ſein laſſen.

A. So iſt es auch bei ſonſtiger Uebereinſtimmung mit uns. Im Weiteren haben wir dann mit der Lehre von der Erwählung zur Seligkeit den eigentlichen Nerv der baptiſtiſchen Lehrauffaſſung erreicht. Wie gewöhnlich, wird ſie auch hier auf den von Ewigkeit her beſtimmten, unabänderlichen Vorſatz Gottes, Sünder — nicht die Sünder — zu erlöſen, gegründet*).

B. Schrecklich iſt der Gedanke an eine wohlverdiente ewige Verdammniß; ſchrecklicher wird er, wenn Gottes Liebe nicht für alle die gleiche Möglichkeit einer Errettung bieten wollte. Ja, es könnte im Hinblick darauf das zügelloſeſte Sündenleben eine Wonne der Verzweiflung für alle ſein, welche ſich aus Mißverſtand des göttlichen Wortes von der göttlichen Gnade für ausgeſchloſſen hielten.

---

*) Der Name „Jehovah", der in dieſem Artikel für Chriſtus gebraucht wird, iſt, wenn auch ungewöhnlich, doch nach Phil. 2, 10, Hebr. 13, 8, 1 Petri 1, 10 nicht unbibliſch. Patripaſſianiſche Anſchauungen werden im Glaubensbekenntniſſe damit nicht verbunden.

A. Aber auch Hochmuth erweckend für diejenigen, lche ſich als allein von Gott Erwählte betrachten.

B. Eine gefährliche Klippe, an der noch ſo viele eitern. Wie wenig läßt ſich die Prädeſtinationslehre t der vollkommnen Liebe Gottes vereinigen. Mir will als eine Unvollkommenheit derſelben erſcheinen, wenn bei gleicher Hülfs- und Heilsbedürftigkeit aller Menſchen ht alle in den ewigen Liebesrathſchluß der Erlöſung auf- hmen wollte.

A. Wenn du mit deiner Speculation auch zu keinem riftwidrigen Reſultate gekommen biſt und ſich dennoch drerſeits eine freie Selbſtbeſchränkung des göttlichen Liebes- llens, als in Gottes Macht liegend, denken ließe, ſo iſt bei der Wichtigkeit dieſer Lehre keineswegs überflüſſig, nn wir einen Blick auf die bibliſchen Beweisſtellen wer- ı, welche dem Glaubensbekenntniſſe beigegeben ſind.

B. Die Ueberſicht derſelben iſt, wie ich ſehe, leicht macht. Durch geſperrte Schrift werden diejenigen Aus- ücke hervorgehoben, auf welche es vorzüglich ankommt. ie Stellen ſelbſt ſind vorherrſchend pauliniſch und aus m Römerbriefe.

A. Auch aus den Evangelien und der Apoſtelgeſchichte. ehen wir im Allgemeinen auf ſie ein, ſo handelt es ſich ı die bibliſche Faſſung der Begriffe „Vorſatz, verordnen - und auserwählen.“ Mit Ausnahme des erſteren ſind : übrigen ſynonyme Bezeichnungen ein und deſſelben.

B. Ihr gemeinſamer Grundbegriff iſt natürlich der r Ausſonderung aus einer größern Menge zur Erfüllung ıes beſtimmten Zweckes.

A. Schon bei ſolcher Beſtimmung kann nicht der lei- te Gedanke an eine göttliche Willkür oder Selbſtbeſchrän- ng gegen die Nichterwählten aufkommen.

B. Ich verstehe dich nicht. Das Auserwählen ist allein Sache des Auswählers, und die betreffenden Personen oder Sachen haben keinen Einfluß darauf.

A. Ich dächte doch. Wenn von einer Auserwählung die Rede ist, so setzt diese zugleich ein geistiges Abwägen, ein Vergleichen des Verschiedenen gegen einander voraus.

B. Damit hebst Du ja die göttliche Gnade auf, wenn du von einer größern oder geringeren Verdienstlichkeit der Einzelnen vor Gott redest.

A. Verstehe mich recht. Von einer verschiedenen ethischen Beschaffenheit kann bei gleicher Unwürdigkeit und Ohnmacht aller Menschen keine Rede sein.

B. Worauf sollte sich sonst dein ausgesprochenes Abwägen oder Vergleichen beziehen?

A. Sehr einfach, auf das persönlich verschiedene Verhalten zu der entgegenkommenden Gnade Gottes.

B. In der That. Es ist das, was der Herr sagt: „Ihr habt nicht gewollt." Matth. 23, 27.

A. Daher kann auch die ewige Erwählung nicht in göttlicher Willkür oder Selbstbeschränkung liegen, sondern allein in dem gleich ewigen Vorherwissen des Verhaltens der Einzelnen zur göttlichen Gnade. Röm. 8, 29. Sehr wohl läßt sich auf solche Weise nicht der göttlich gewollte, sondern menschlich hervorgerufene Unterschied von Erwählten und Nichterwählten mit der Allgemeinheit des Vorsatzes, d. i. des ewigen Liebesrathschlusses der Erlösung, vereinigen, wie er klar ausgesprochen ist in 1 Tim. 2, 4: Gott will nicht, daß jemand verloren werde, oder 2 Petr. 3, 9: Gott will, daß allen geholfen werde. Daher auch 1 Joh. 2, 2 Christus die Versöhnung für die Sünde der ganzen Welt ist.

B. Zu welchen Aussprüchen ferner die Worte des

rrn gehören Luc. 19, 10: Des Menſchen Sohn iſt ge-
mmen, zu ſuchen und ſelig zu machen, was verloren iſt,
er der Taufbefehl Matth. 28, 19: Machet zu Jüngern
e Völker.

A. Um ſo auffallender erſcheint nun die Auffaſſung
n Joh. 17, 6. 9. 11. 24. Worten des hohenprieſterlichen
betes Chriſti, aus denen gleichfalls die Prädeſtinations-
re erwieſen wird, wenn der Herr die Seinen der Welt
genüberſtellt und hervorhebt, daß er für dieſe nicht bitte.

B. Wahrlich eine eigenthümliche Auffaſſung in Folge
gmatiſcher Befangenheit.

A. Gilt es nicht ebenſo wie oben, daß der feindliche
genſatz der Welt zu den Kindern des Reiches kein gott-
vollter oder gottbeſtimmter iſt, und die Kinder der Welt
ht aus der Zahl dieſer ausgeſchloſſen ſind, ſobald ſie
n Liebesrufe des Herrn zu widerſtreben ablaſſen? Daß
der Herr hier aus ſeinem Gebete ausſchließt, ſpricht
der dagegen, noch unterſagt es die Bitte für ſie. Es
gt ja auf der Hand, daß der Herr in dem Gebete, in
lchem er um Erhaltung und Stärkung des Glaubens
r Seinen bittet, es nicht auch für die Welt thun konnte.

B. Es iſt ein wohlbegründeter Unterſchied zwiſchen
m Beten und Nichtbeten für die Welt.

A. Ebenſo geſchieht die Beſchränkung von Joh. 10,
und 16 und anderer Stellen durch die Prädeſtinations-
re. Gehen wir weiter, ſo zeigt ſich ihr Einfluß auf das
ptiſtiſche Bekenntniß am ſchroffſten im 10. Artikel von
r Gemeinde des Herrn und den davon abhängigen Lehren
s 6., 7. und 8. Artikels, daher wir mit erſterem fortzu-
hren haben. Der nähere Zuſammenhang mit dem Vori-
n iſt folgender: Da die Erlöſung nur für die Prädeſti-
rten vollbracht iſt, und ſie allein als die wahren Jünger

des Herrn zur Gemeinde gehören, hat ſich dieſe durch Fern-
haltung derjenigen Glieder, welche als Nichtprädeſtinirt
eo ipso von ihr ausgeſchloſſen ſind, auch ſichtbar als di-
heilige darzuſtellen.

B. Abgeſehen von dem Einfluſſe der Prädeſtinations-
lehre möchte die Lehre von einer Gemeinde der Heilig-
nicht völlig unrichtig ſein.

A. Auch wir glauben nach der Schrift an eine h-
lige chriſtliche Kirche, aber weil wir an ſie glauben, ſuch
wir ſie nicht in dieſer oder jener beſtimmten Gemeinde o
Kirche.

B. Richtig iſt gleichfalls die baptiſtiſche Beſtimmung
der heiligen Gemeinde, wenn ſie ſagt, daß nur die wahren
Jünger des Herrn, die Gläubigen, zu ihr gehören. Warum
ſollten ſie nicht, mit Ausſchluß der Uebrigen, zu einer ſicht-
baren Gemeinſchaft der Heiligen geſammelt werden kön-
nen?

A. Deshalb nicht, weil es gegen den ausdrücklichen
Befehl des Herrn und unmöglich iſt.

B. Unmöglich? Kennzeichen für die Unterſcheidung
von Gläubigen und Ungläubigen giebt es doch.

A. Es iſt daſſelbe, was die Baptiſten behaupten, in-
dem ſie das gute Bekenntniß und den Wandel als ſolche
Kennzeichen anſehen.

B. So meinte ich auch.

A. Und wo du Beides vereinigt findeſt, kannſt du
da ſchon mit untrüglicher Gewißheit auf den Glauben des
Herzens ſchließen, fällt damit — ohne von Mißtrauen gegen
den Nächſten erfüllt zu ſein — jede Möglichkeit fort, daß
die That nur Geſetzes- und nicht Liebesthat, und das Be-
kenntniß nur ein Bekennen des Herrn mit den Lippen ſein
kann, während das Herz ferne von ihm iſt?

B. Du haſt Recht; wir Menſchen ſehen, was vor Augen iſt, aber der Herr ſiehet das Herz an.

A. Wenn nun der Erlöſer durch das Gleichniß vom Unkraute unter dem Weizen, Matth. 13, 30, für die Kirche das Zuſammenbleiben ſeiner wahren Jünger und der bloßen Namenchriſten verlangt, ſo beſtätigt er nicht nur die leicht mögliche Verwechſelung beider, ſondern er läßt auch ſeine Liebesabſicht merken, welche das irrende Schaf ſeiner Heerde nicht aufgeben will.

B. Uns bleibt für dieſen Artikel noch ein Wort über das Amt und die Gemeindeverfaſſung.

A. Erſteres wird von Seiten der Baptiſten inſofern als göttlich geordnetes anerkannt, als es auch die letztere iſt.

B. Mit welchem Rechte denn ſie?

A. Sage lieber mit welchem Unrechte. Nur der Glaube iſt die Sache des Evangelii und nicht geſetzliche Beſtimmungen. Darum findet ſich im N. Teſtamente, mit Ausnahme der Stiftung des Amtes, keine ausdrückliche Verordnung über Verfaſſung oder Regierung der Gemeinden; konnten doch in dieſer Beziehung die Bedürfniſſe nicht für alle Zeiten und in allen Stücken dieſelben bleiben. Auch geſchahen die apoſtoliſchen Anordnungen hinſichtlich der Verfaſſung überhaupt meiſt in Anknüpfung an jüdiſche oder heidniſche Formen, die mit dem chriſtlichen Geiſte nicht in Widerſpruch ſtanden und erſt durch ihn rechte Weihe und Leben erhielten. Deshalb betrachteten die Apoſtel die äußern Formen der Verfaſſung als etwas Untergeordnetes, Röm. 4, 15, Gal. 1, 1—10, 1 Cor. 7, 12. Das verkennen die Baptiſten. — In Kurzem geſtaltet ſich nun die Organiſation ihrer Gemeinden alſo: Von den drei Aemtern, der Aelteſten, der Lehrer und der Diener oder Diakonen, können die beiden erſten auch durch ein und dieſelbe Perſon

verwaltet werden. In ihrer Trennung unterſcheiden ſie ſich von einander dadurch, daß dem Aelteſten der Vorſitz, die Leitung und Ausführung der Beſchlüſſe der Gemeindeverſammlungen, ſowie die ſpecielle Seelſorge anvertraut iſt, während dem Lehrer die Verkündigung des Wortes und die Verwaltung von Taufe und Abendmahl obliegt. Die Diener oder Diakonen unterſtützen die Aelteſten und Lehrer, und haben als beſondere Pflicht die Verwaltung der zeitlichen Angelegenheiten der Gemeinde. Dieſe letztern ſind, wie die Wahl zu den Gemeindeämtern, Gegenſtände der Berathung in den Gemeindeverſammlungen; in ihnen werden durch Stimmenmehrheit auch die Aufnahme neuer Glieder und die Ausſchließung unwürdiger entſchieden.

B. Ich denke, wir können weiter gehen.

A. Und zwar zu den übergangenen Artikeln, deren Beziehung zu dem eben betrachteten ſich in ſolcher Weiſe herausſtellt: Da nur die Auserwählten zur Gemeinde gehören dürfen, kann ſie nur diejenigen aufnehmen, welche ſich als ſolche erweiſen. Conſequent muß die baptiſtiſche Lehre daher einerſeits die Berechtigung der Kindertaufe leugnen, andrerſeits die Reihenfolge der Gnadenmittel als göttlich anbefohlene zu rechtfertigen ſuchen. Letzteres geſchieht im 6. Artikel. Zunächſt wendet ſich das Wort Gottes an die verlorene Menſchheit im Allgemeinen, um aus ihr die Prädeſtinirten zu ſammeln, welche nach ihrer Bekehrung durch die Taufe in die Gemeinde der Heiligen aufgenommen werden. Mit dieſer feiern ſie dann das Abendmahl zur innigſten Gemeinſchaft mit dem Herrn.

B. Alſo drei Gnadenmittel in ſolcher Ordnung: Wort Gottes, Taufe und Abendmahl.

A. Gegen die Dreizahl ließe ſich nichts einwenden, denn die genannten ſind es in der That, die auch wir mei-

ı, wenn wir nur von zwei Gnadenmitteln, dem Worte ›ttes und den Sacramenten, reden. Allein Taufe und endmahl laſſen ſich nach baptiſtiſcher Auffaſſung nicht ter dem gemeinſamen Begriffe eines Sacramentes ver=igen. Nicht nur iſt dieſer Name dem Glaubensbekennt=ſe überhaupt fremd, ſondern von beiden hat nur das endmahl den ſacramentalen Charakter bewahrt.

B. Mir iſt deine Bezeichnung, ſacramentaler Charak=, nicht recht geläufig, darum wäre mir eine Erklärung lieb.

A. Beide Gnadenmittel, Wort Gottes und Sacra=nt, haben zwar ein und dieſelbe göttliche Gnade zu ihrem halte, unterſcheideu ſich jedoch dadurch von einander, daß s Wort, ohne an die ſichtbaren Zeichen geknüpft zu ſein, ie Gnade nur im Allgemeinen bietet, während ſie im acrament perſönlich nahe gebracht und dargereicht wird.

B. Noch vermag ich nicht die Anwendung auf die ptiſtiſche Lehre von der Taufe zu machen.

A. Wir werden darauf zurückkommen. Fahren wir unſerm Artikel fort, ſo haben wir uns nach dem gött=hen Befehle der angeführten Ordnung im Gebrauche der nadenmittel umzuſehen.

B. Erlaube den Einwand, daß die nach außen miſ=nirende Kirche dieſelbe Reihenfolge einhält.

A. Allerdings. Allein wir behaupten deshalb nicht e die Baptiſten, daß der bereits Wiedergeborne durch die ufe in die Gemeinde aufgenommen werde, ſondern daß r Täufling die Wiedergeburt erſt in der Taufe empfange. arnach läßt ſich die Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes vor d nach der Taufe etwa ſo unterſcheiden, daß man ſagen nnte, dort wirke er eine Bekehrung zur Taufe, hier eine kehrung zur Seligkeit in der Kraft der Wiedergeburt. ch hiefür muß ich dich auf Baldiges verweiſen.

B. Worauf berufen ſich alſo die Baptiſten für die göttliche Ordnung der Gnadenmittel?

A. Auf den bekannten Ausſpruch des Herrn, Marc. 16, 16: Wer da glaubet und getauft wird, der wird ſelig werden. Dieſer wird unter den angeführten Schriftſtellen im Glaubensbekenntniſſe dadurch als der wichtigſte hingeſtellt, daß die beiden Theile der erſten Hälfte durch a u. b auseinander gehalten werden.

B. Liegt nicht wirklich darin ausgeſprochen, was behauptet wird?

A. Ich glaube nicht. Einmal weil dieſe Stelle kritiſch nicht ganz beglaubigt iſt, und ſelbſt wenn das wäre, Marcus hier keineswegs von einer nothwendig einzuhaltenden Reihenfolge der göttlichen Gnadenmittel redet, alſo daß die Lehre der Taufe vorangehen müſſe, ſondern von der Nothwendigkeit des Glaubens, indem er darauf hinweiſet, daß die Taufe nur dem Gläubigen zur Seligkeit gereichen kann.

B. Ich verſtehe dich.

A. Ferner kann in dieſem Artikel das angegebene Verhältniß des Gebetes zu den genannten Gnadenmitteln zum Theil mißverſtanden werden, wenn es heißt: „Doch iſt das Gebet die Seele aller dieſer Mittel und des Gnadenſtandes überhaupt". Unbedingt möchte nur das Letztere zuzugeben ſein, das Erſtere auch inſofern, als wir beten müſſen, um des Heiles theilhaftig zu werden. Dieſes ſcheint auch die Meinung des Satzes zu ſein. Unrichtig erſcheint er aber, als nach ihm die Wirkſamkeit der Gnadenmittel ohne das Gebet geleugnet werden könnte, wo z. B. das verkündigte Wort nicht mit dem Gebete des Verkündigenden verbunden iſt, oder daß die Taufe ohne das Gebet des Täuflings kein Bad der Wiedergeburt ſei. Dieſes

ir beiläufig, da im Glaubensbekenntniſſe ſelbſt nichts von r richtigen Faſſung dieſes Satzes abhängt.

B. Darum wenden wir uns zum Artikel von der ekehrung.

A. Er ſteht in engſter Beziehung zu dem achten von r Taufe, daher wir beide gemeinſam zu betrachten haben. ie ſie durch die Prädeſtinationslehre beeinflußt werden, be ich dir bereits angegeben. Gerne können wir der ptiſtiſchen Lehre von der Bekehrung des Sünders eine ebereinſtimmung mit der unſrigen zugeſtehen, da Bekeh= ung ohne menſchliche Mitwirkung allein durch den heiligen eiſt gelehrt wird. So viel nämlich ergiebt ſich mit Ge= ißheit aus dem 7. Artikel, aber es läßt ſich auch die un= bliſche Faſſung des Uebrigen in Betreff der Wiedergeburt, otz der Unklarheit und Mißverſtändlichkeit des Ausdruckes, kennen.

B. Wie ich ſehe, wird die Wiedergeburt als Wieder= rſtellung des Kindesverhältniſſes zu Gott bezeichnet.

A. Ganz recht. Das iſt auch nicht unbibliſch. Die nklarheit und Mißverſtändlichkeit, von denen ich ſprach, erden im Glaubensbekenntniſſe dadurch hervorgerufen, daß ch ſowohl behaupten läßt, es identificire die Wiedergeburt it der Bekehrung, als auch, daß es unter Wiedergeburt ie Rechtfertigung des Glaubens begreife.

B. Wofür entſcheideſt du dich? — Ich finde bei wie= rholtem Leſen des Artikels, daß Beides gemeint ſein nn.

A. Die Entſcheidung darüber nehme ich nicht auf ich. In beiden Fällen liegt die unbibliſche Trennung der Biedergeburt von der Taufe offen zu Tage.

B. Erkläre dich näher.

A. Ich meine nämlich, daß nach heiliger Schrift von

einer Wiedergeburt durch das Wort Gottes allein nicht geredet werden könne, ſondern ihr realer Anfang nicht anders als in der Taufe zu ſetzen ſei.

B. Die im Glaubensbekenntniſſe angeführte Stelle, 1 Petr. 1, 23: „Als die wiederum geboren ſind, nicht aus vergänglichem, ſondern aus unvergänglichem Samen, nämlich aus dem lebendigen Worte Gottes" ſcheint für die baptiſtiſche Auffaſſung zu ſprechen.

A. Durchaus nicht, ſondern ſie dient im Gegentheil zur Verſtärkung deſſen, was ich ſagte, indem ſie die wiedergebärende Kraft des Wortes Gottes in der Taufe bezeugt. Unſer Herr Jeſus Chriſtus ſagt ausdrücklich Joh. 3, 5: „es ſei denn, daß jemand geboren werde aus dem Waſſer und Geiſt, ſo kann er nicht (d. h. mit Ausſchluß jeder andern Möglichkeit) in das Reich Gottes kommen, daher auch dem Apoſtel Paulus die Taufe Tit. 3, 5 das Bad der Wiedergeburt iſt. Um ſo willkürlicher iſt es nun, wenn das Glaubensbekenntniß in Joh. 3, 5 den alleinigen Nachdruck auf den Geiſt im Worte legt, als ob es getrennt von dem ſichtbaren Zeichen des Waſſers das Wiedergeburtsmittel ſein könne. Beide, Waſſer und Geiſt, gehören nun einmal heilsordnungsmäßig in der Taufe zuſammen, ſo daß weder eine Wiedergeburt durch das Wort allein, noch eine Taufe ohne die wiedergebärende Kraft deſſelben ſein kann. Dieſer untrennbare Zuſammenhang der Wiedergeburt mit der Taufe wird auch ſonſt in heiliger Schrift bezeugt, wenn ſie ſagt 2 Cor. 15, 17: „Iſt jemand in Chriſto, ſo iſt er eine neue Creatur", und Gal. 3, 27: „Wie viel euer getauft ſind, die haben Chriſtum angezogen."

B. Was ergiebt ſich daraus für die Bekehrung und Rechtfertigung?

A. Gewiß nicht die baptiſtiſche Lehre, daß ſie mit

: Wiedergeburt gleichbedeutend ſind, ſondern daß die
iedergeburt die Bedingung für jene iſt. Und auch da,
› ſie nicht als Folge eintreten, wird die göttliche Gnade
ht aufgehoben, nur daß der unbekehrte und ungläubige
›riſt ſie zur eignen Verdammniß ungenützt liegen läßt.
ehen wir den Schluß. Kann nach baptiſtiſcher Lehre nur
r bereits Wiedergeborne die Taufe empfangen, ſo hört
ſelbſt auf ein Bad der Wiedergeburt zu ſein.

B. Alſo auch ein Sacrament.

A. Dieſes tritt im 8. Artikel noch deutlicher hervor,
:un ausdrücklich gelehrt wird, daß nicht Gott dem Täuf=
ng entgegenkommt und ihm ſeine Gnade darreicht, ſon=
rn dieſer die Erſtlingsfrucht ſeines Glaubens Gott in der
aufe entgegenbringt.

B. Und Gott?

A. Gott giebt nichts, als die Beſtätigung deſſen, was
r Täufling bereits vor der Taufe empfangen hat.

B. Wie nahe liegt hier der Schluß, daß da, wo von
eiten Gottes kein Glaube zu beſtätigen iſt, die Taufe zur
›ßen Scheinhandlung wird.

A. Nicht ſo ganz, denn wenn ſie als Sacrament auch
nichts zuſammenfällt, bleibt ſie inſofern heilige Hand=
ng, als ſie zur Aufnahme neuer Gemeindeglieder von dem
:rrn geboten iſt.

B. Wohl geht aus Allem hervor, daß die baptiſtiſche
ichtanerkennung der Kindertaufe weniger in eigentlicher
illkür liegt, als vielmehr in der Conſequenz ihrer Lehre,
:lche von der Prädeſtination gänzlich beeinflußt wird.

A. Zugleich hoffe ich, daß dasjenige, was ich über
: Beziehung der Wiedergeburt zur Taufe geſagt habe,
nreichend geweſen iſt, um dir darzuthun, daß die Kinder=
ufe dem Weſen der bibliſchen Taufe nicht widerſpreche.

B. Die Gründe, die man zu ihrer Rechtfertigung dem Baptismus gegenüber anführt, wie das Vorbild der Beſchneidung, das Beiſpiel der Apoſtel und die übrigen ſind mir bekannt. Hier liegen ſie uns ferner, daher für dieſen Artikel noch der formelle Unterſchied des Untertauchens bei der Taufhandlung geblieben iſt.

A. Auch dieſes wird auf göttlichen Befehl und das Beiſpiel der Apoſtel zurückgeführt. Was den erſteren betrifft, ſo wird Röm. 6, 5 „So wir aber ſammt ihm gepflanzt werden zu gleichem Tode, ſo werden wir auch der Auferſtehung gleich ſein" geltend gemacht. Allein dieſe Stelle geht weniger auf die Art und Weiſe des Vollzuges der Taufhandlung, als ſie vielmehr auf die enge Beziehung hindeutet, in welcher wir mit Chriſto durch die Taufe zum Sterben der Sünde geſetzt ſind.

B. So behalten die Baptiſten wenigſtens das Beiſpiel der Apoſtel für ſich.

A. Wenn auch das Untertauchen apoſtoliſcher Gebrauch war, ſo wurde die Taufe doch nicht verweigert, wo Waſſer zum Untertauchen fehlte, wie bei der Taufe der 3000 zu Pfingſten oder im Thurme zu Philippi. Ueberhaupt kommt es in dieſer Hinſicht vornämlich darauf an, daß das Waſſer in Gottes Gebot gefaſſet und mit Gottes Wort verbunden ſei.

Mit dieſem 8. Artikel endet der Haupteinfluß der Prädeſtinationslehre auf die Faſſung des Glaubensbekenntniſſes. In wieweit die folgenden Artikel noch davon influirt ſind, wollen wir bei den einzelnen anmerken. Wir können ſie der Reihe nach durchgehen und kommen ſomit zur Lehre vom heiligen Abendmahle.

B. Du ſagteſt bereits, der ſacramentale Charakter deſſelben ſei bewahrt worden.

A. So iſt es, denn der Gläubige empfängt unter dem Brode und Weine den Leib und das Blut des Herrn zur Vergebung der Sünden.

B. Und der Unwürdige?

A. Von ihm konnte im Bekenntniſſe natürlich keine Rede ſein. Da die baptiſtiſche Gemeinde das Abendmahl als Gemeinſchaft der Heiligen feiert, giebt es keinen unwürdig Genießenden in ihr.

B. Paſtor Rottermund führt häufig vorkommende Mißbräuche in Bezug auf eigenmächtige Wahl der Elemente an, ſo daß an Stelle des Brodes Pfefferkuchen gebraucht würden; auch ſpricht er von der Feier der Agapen.

A. Es mag in der Praxis vorkommen. Im Glaubensbekenntniſſe liegt weder der Hinweis auf das Eine, noch auf das Andere vor. Der einzige Unterſchied iſt der formelle des Brodbrechens.

B. Unzweifelhaft mit der ſymboliſchen Hindeutung auf den Leib des Herrn, der im Tode gebrochen ward.

A. So häufig dieſe Auffaſſung auch iſt, ſo wenig möchte ſie begründet ſein. Denn Chriſtus, als er das Abendmahl ſtiftete, knüpfte an die Feier der jüdiſchen Paſſahmahlzeit an, bei welcher der Hausvater das Brod zum Behufe des Genießens zu brechen pflegte. Das iſt der Sinn und der Zweck des Brodbrechens. Dazu that es der Herr, ohne es als einzuhaltende Form bei der Abendmahlsfeier anzuordnen.

Der 11. Artikel von der Heiligung iſt bibliſch. Sie wird als die Erneuerung des Lebens in der Kraft des heiligen Geiſtes und als Folge der Rechtfertigung des Glaubens betrachtet.

B. Läßt der Artikel vielleicht durchblicken, daß die

Heiligen nicht mehr ſündigen könnten? Paſtor Rottermund führt derartige Behauptungen aus ſeiner Amtserfahrung an.

A. In der Theorie geſchieht's nicht, da das Glaubensbekenntniß ausdrücklich ſagt, daß die Erneuerung des Lebens es hier auf Erden nicht zur Sündloſigkeit bringen könne, im Gegentheil der Friede mit Gott häufig durch Schwachheit und Sünde getrübt werde. — Ebenſo ſchriftgemäß iſt auch der 12. Artikel vom göttlichen Geſetze bis auf die Beſchränkung, den er durch die Prädeſtinationslehre erleidet. Der ſündigen Menſchheit iſt der Dekalog als Zügel der rohen, unbändigen Leidenſchaften gegeben; den Auserwählten allein kann er ein Zuchtmeiſter auf Chriſtum Gal. 3, 14 und in der Heiligung eine Leuchte auf dem rechten Wege der Vollkommenheit werden, indem ſie nicht aus Zwang, ſondern aus Liebe zu Gott nach der Erfüllung ſeiner Gebote trachten.

B. In der beſondern Betonung des 3. Gebotes ſoll nach Paſtor Rottermund eine Unterſchätzuug der übrigen liegen.

A. Ich will's nicht behaupten, da die gleiche Würde und Heiligkeit aller 10 Gebote gelehrt wird. Die Hervorhebung des 4. vom Sabbathe möchte vornämlich zur Rechtfertigung der ſtrengen Sabbathsfeier geſcheheu ſein, welche unter den Baptiſten üblich iſt.

B. Du ſprichſt vom dritten als vom vierten Gebote?

A. Ich hielt mich an dem Ausdrucke des Bekenntniſſes, wonach die reformirte Anordnung der Gebote unter den Baptiſten als gebräuchlich hervorgeht. — Selbſt der nun folgende 13. Artikel über die Ehe iſt von der Prädeſtinationslehre nicht ganz unberührt geblieben.

B. Wie ſollte das hierin möglich ſein?

A. Die Ehe wird in Form der Monogamie als gött-

liche Stiftung anerkannt, aber nur unter den Gläubigen gestattet mit Berufung auf 1 Mos. 6, 1—3 und Jos. 23, 12 und 13. Die erstere Stelle handelt von den Ehen der Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen, die zweite von der göttlichen Warnung an die Israeliten vor einer Verheirathung mit den cananitischen Völkern.

B. Das heißt ja nichts anders, als die Gleichstellung der übrigen Christen mit den Heiden! Wie steht es in solchen Fällen, in denen erst nach der Schließung der Ehe der eine oder der andere Theil als ungläubig und unwürdig aus der Gemeine auszuschließen ist?

A. In diesem Falle wird nach 1 Cor. 7, 12. 13 u. 15 eine Ehescheidung gestattet, wenn es der wiedergeborne Theil verlangt; auch im Falle des Ehebruches kann die Ehe gelöst werden.

B. Nach Art der Civilehen, theilt Pastor Rottermund gleichfalls mit, sollen Copulationen auf 5 Jahre unter den Baptisten vorgekommen sein.

A. Möglich wäre es, im Glaubensbekenntnisse wird indeß die lebenslängliche Verbindung der Eheleute zur Pflicht gemacht.

B. Nun zum vorletzten Artikel von der bürgerlichen Ordnung.

A. Er ist gleichfalls mit uns übereinstimmend zu nennen.

B. Und doch, sagt Pastor Rottermund, soll es mit dem baptistischen Gehorsam gegen die Obrigkeit mißlich genug aussehen.

A. Auch hiezu kann ich dir keinen Beleg, weder für — noch gegen durch Vorführung concreter Fälle geben und nichts als die leicht vorkommende Möglichkeit deiner Behauptung zugestehen. Nach dem Bekenntnisse ist die

Obrigkeit eine göttliche Ordnung, gegen welche jeder Baptist als Unterthan zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet ist, unter dem Vorbehalte des petrinischen „Man muß Gott mehr gehorchen als Menschen". Apostgsch. 5, 29.

B. Das kann sehr leicht mißverstanden und Manches ohne jede Berechtigung auf den Glauben bezogen werden.

A. Möglich. Als der göttlichen Ordnung gebührt der Obrigkeit neben dem Gehorsam die Ehrerbietung, und es ist die weitere Pflicht der Unterthanen, sie im Gebete vor Gott zu bringen und ihre schwere Aufgabe durch ein stilles, ruhiges Leben zu erleichtern.

B. Dieses an sich Richtige wird theilweise durch die Baptisten dadurch wieder aufgehoben, daß sie die Leistung des rechtmäßig geforderten Eides und des Kriegsdienstes von der Ueberzeugung des Einzelnen abhängen lassen.

A. So verhält es sich in der That nach dem Glaubensbekenntnisse, und ich gestehe dir gerne zu, daß Pastor Rottermund im Hinblick darauf Recht gehabt hat, auszusprechen, es sehe mit dem baptistischen Gehorsam gegen die Obrigkeit im Ganzen mißlich aus.

B. Unter allen Umständen bleiben diese Concessionen willkürlich, zumal die heilige Schrift keine Berechtigung dazu giebt.

A. Wegen der Unvollkommenheit des Reiches Gottes auf Erden stehen ihr im Gegentheil sowohl die Rechtmäßigkeit des Eides, als auch des Kriegsdienstes fest. Das Bekenntniß selbst weiset für den ersteren auf die Eide des Bundesgottes Israels und das Beispiel des Apostels Paulus in seinen Briefen hin, übergeht aber Matth. 26, 63 Christus vor dem Hohenpriester.

B. Ich merke, daß du damit sagen willst, die baptistische Concession in Betreff des Eides hieße nichts an-

deres, als Fälle conſtatiren, in denen das Beiſpiel des Erlöſers umgangen werden könne.

A. Mit Recht geht dem Glaubensbekenntniſſe ferner die bibliſche Anerkennung für die Nothwendigkeit zu leiſtender Kriegsdienſte daraus hervor, daß es Beiſpiele Johannis des Täufers und der Apoſtel anführt, nach denen ſie Krieger tauften, ohne daß ſie dieſelben beim Uebertritte zum Chriſtenthum veranlaßt hätten, ihren Beruf zu verleugnen.

B. Um ſo mehr fällt die Conſequenz der Baptiſten auf und läßt manchen Zweifel gegen ihre Aufrichtigkeit aufkommen.

A. Endlich können wir auch dem letzten 15. Artikel, welcher von der Wiederkunft des Herrn, der Auferſtehung der Todten und dem jüngſten Gerichte handelt, beiſtimmen, bis auf die nicht ausgeſprochene, aber durchfühlbare Beſchränkung der Seligkeit auf die Prädeſtinirten.

B. Damit wären wir an das Ende unſerer Unterredung über die baptiſtiſche Lehre gekommen. Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß ihre Differenzen mit uns den alleinigen Grund in der conſequenten Durchführung der Prädeſtinationslehre haben.

A. Dadurch prägt ſich der Baptiſten-Gemeinſchaft der ſeparatiſtiſche Charakter einer Secte auf,

B. welcher wegen der Verfaſſung zugleich ein ungeſchichtlicher iſt.

4.
Veranlaßte Bemerkungen über Predigen und Kirchenzucht.

Ich weiß nicht, ob die Erlanger „Zeitſchrift für Proteſtantismus und Kirche" überall in den Kreiſen geleſen wird, wo man unſere „Mittheilungen" hält. Sie wird, wie ich höre, trotzdem, daß die Namen von drei Erlanger Profeſſoren — v. Hofmann, Heinr. Schmid und v. Scheurl an der Spitze als Herausgeber ſtehen, um der vielen „ſchwachen" Aufſätze, die ſie enthält, nicht ſehr hochgeſtellt: ſie entſpreche ſo etwa dem Durchſchnittsbedürfniß der Dekanate Bayreuth, Anſpach und Umgegend, wird geurtheilt; von gediegenen, einſchlagenden, wenn auch kurzen Erörterungen kirchlicher Zeitereigniſſe und literäriſcher Erſcheinungen, die mit Recht oder Unrecht Aufſehen erregen, ſei wenig mehr anzutreffen: alles bewege ſich in einem gewiſſen bayeriſchen Familienkreiſe, wo die Glieder bis auf die kleinſten herab ihre freundliche Berückſichtigung fänden; aber ſo eigentlich in erſter Linie könne ſich die Erlanger z. B. mit der Ev. K.-Z. (Hengſtenberg) nicht gleich ſtellen. Wie dem auch ſein mag; wir meinen, man müſſe ſich ſolche Beſtrebungen theologiſch-kirchlicher Arbeit ſo gefallen laſſen, wie ſie ſich eben darbieten, indem bei der nicht unterzuſchätzenden Mannigfaltigkeit der vorhandenen theol. Zeitſchriften für alle Bedürfniſſe hinlänglich Spielraum gewährt wird. Warum ſoll der unüberſehbare Stoff immer nach gleicher Schablone aufgetragen werden? Dabei iſt indeß die Thatſache nicht zu überſehen, daß allerdings die „Erlanger" von den Profeſſoren der Univerſität ſelbſt nicht gerade in hervorragender Weiſe mit bedeutenderen Arbeiten ausgeſtattet iſt, ſo daß dieſes Blatt in dem Chore der

übrigen etwa mit einer bestimmten Signatur gekennzeichnet dastände, wie das von anderen gesagt werden kann. Das Septemberheft gibt aber zwei Aufsätze, auf die wir hinweisen, weil sie Dinge enthalten, die auch bei uns die Geister vielfach beschäftigen, und über welche noch immer nicht das letzte Wort gesprochen ist, eine vielseitige Erörterung darum stets wünschenswerth bleibt, auch beide in die pastorale Praxis tief eingreifen.

Wir lesen dort zuerst einen Vortrag, den Professor Dr. Luthardt auf der Leipziger Pastoralconferenz den 8. Juni 1865 gehalten hat „über die apologetische Aufgabe der Predigt in der Gegenwart". Die deutsche protestantische Theologie ist in Leipzig durch Luthardt, Kahnis und Brückner trefflich vertreten, das wissen wir und deß freuen wir uns. Wo Männer dieses Schlages treu zusammenhalten, da ist für den Ausbau unsrer Kirche und die Bildung eines guten Nachwuchses gut gesorgt, und zwar deshalb, weil ihr Bestreben ersichtlich dahin geht, die protestantische Theologie und Kirche nicht zu isoliren, sondern die ihr zugewiesene Aufgabe den Bedürfnissen der vorhandenen Constellation der übrigen Geistesarbeit unsrer Gegenwart, wie sie einmal ist, anzupassen. Das nennen wir nicht „Accommodationstheorie". Es hat nämlich, ich glaube in Elberfeld auf einer dortigen Conferenz, Jemand einen Vortrag gehalten über das Verhalten und die Vortragsweise Jesu, gegenüber a) den Massen, b) den Gegnern, und c) seinen Jüngern. Das scheint richtig unterschieden. Solche Betrachtungsweise ist auch ein Zeichen der Zeit, das sich geltend macht, und nicht zu übersehen ist. Auch dieser Vortrag Luthardt's gehört zu den Stimmen, die nicht hell und vernehmlich genug in unsre Zeit hineinrufen können. Die Kirche darf sich nicht

iſoliren, und beim Predigen muß man wiſſen, für wen man predigt. Es iſt nicht genug, daß man „reine Lehre" betont, ſondern daß man aus dem Beſitzſtande der reinen Lehre heraus das predigt, was und wie es noth thut. „Wir müſſen die Dinge nehmen, wie ſie ſind." Das iſt's! „Die Predigt iſt nun einmal thatſächlich das wichtigſte Stück im Gottesdienſt und damit auch im geiſtlichen Amte. Die öffentliche Verkündigung des Wortes iſt von jeher die Hauptmacht der kirchlichen Wirkſamkeit geweſen." So L. Gewiß. „Je größer die Bedeutung der Predigt iſt, um ſo mehr müſſen wir bekennen, daß die Wirkung der Predigt dieſer ihrer Bedeutung nicht entſpricht." Woran fehlt's? Das iſt die Frage. Und damit kommt L. auf ſeinen Gegenſtand. Iſt die Predigt zu wenig populär? zu hoch? oder was ſonſt?

In unſrer Stellung zu der Sache werden wir durch den Luthardtſchen Aufſatz nur noch mehr beſtärkt und befeſtigt. Luthardt ſagt heute 1865 Summa Summarum ganz daſſelbe, was ſchon früher von Anderen geſagt worden iſt, nur mit dem Unterſchiede, daß Luthardt ein angeſehener Leipziger Profeſſor und Dr. theol. iſt, in der ganzen theologiſchen Welt wohl renommirt, auch bis jetzt — man denke an Kahnis — in Betreff der „reinen Lehre" noch unangefochten. Freilich nicht ganz. Wenn Kliefoth gegen die ganze Erlanger Facultät in Bauſch und Bogen ſein Anathema ſchleudert, Philippi dem berühmten Hofmann ſpeciell allen Boden unter den Füßen innerhalb der Kirche der reinen Lehre wegzieht, ſo wäre es nach gerade an der Zeit, nachdenklich zu werden. Luthardt hat, wodurch für ihn die Sache ſich allerdings erleichtert, die ganze deutſche proteſtantiſche Kirche zu ſeiner Zuhörerſchaft; er plaidirt mit einer Stimme, die weit über die nächſten

Localgrenzen reicht, und die man nicht nach ein paar Entgegnungen sofort todtschweigen kann. Luthardt spricht Grundsätze aus, die wir in diesen Blättern, so oft sich eine Gelegenheit bot, stets vertreten und geltend gemacht haben, und die, wie es scheint, nicht oft genug wiederholt werden können. „Die Aufgabe der Predigt ist zu allen Zeiten dieselbe und doch in den verschiedenen Zeiten eine verschiedene. Die verschiedenen Zeiten und ihre Bedürfnisse tragen auch verschiedene Aufgaben mit sich, auch für die Bezeugung und Vertretung der christlichen Wahrheit. Wir predigen dem Geschlecht unserer Tage, und nicht einem vergangenen oder einem Geschlecht von Menschen in abstracto. Unsre Zeit ist lebhaft bewegt von der religiösen Frage. Wir befinden uns in einer religiösen Krisis. Das Bildungsleben der Gegenwart, das Kulturleben der Gegenwart zieht sich vom Christenthum zurück und schließt sich gegen dasselbe ab. Das natürliche Leben ist so reich, die Bestrebungen auf diesem Gebiete sind so mannichfaltig und erfolgreich geworden, daß man darin einen genügenden Besitz zu haben glaubt; man meint das Christenthum der Kirche entbehren zu können. Die Kirche hat vielfach die Anziehungskraft für die Gebildeten, für die wirklichen nicht minder wie für die eingebildeten verloren; man steht in diesen Kreisen auf einem etwas gespannten Fuß mit der Kirche. Wollen wir jene Kreise fahren lassen? (Anm. d. Red.: bei manchen Predigtgattungen scheint man sich in der That zu begnügen mit dem dixi, animam salvavi. „Wer's nicht glaubt, nämlich was ich (!) sage, der fahre hin!" Als wenn das liebe Ich mit dem Herrn Jesu, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, sich identificirt habe. Distinguendum est, nur nicht so hitzig!) Sie sind soviel werth als die Andern, und sie sind die Einflußreichen. Das

Heidenthum iſt zuletzt die Bauerreligion geworden. Noch manche Gegenden mögen von der modernen Kultur noch nicht beleckt ſein. Aber es wird nicht lange dauern (Anm. Gewiß. Was dann?). Das iſt unaufhaltſam. Im Vordertreffen ſtehen gegenwärtig nicht die Dörfer, ſondern die Städte, und voran die großen Städte. Von ihnen gehen die Geiſter, die guten wie die böſen, aus in das Land und beſtimmen den allgemeinen Charakter. Wir müſſen auf die Möglichkeit gefaßt ſein, daß in weiten Kreiſen das „unbewußte" Chriſtenthum als bewußte Ablöſung des geſchichtlichen, offenbarungsmäßigen endigt. „So ſtehen die Dinge", ſagt L., und fragt: „welche Aufgabe erwächſt hieraus der Predigt? Vor Allem müſſen wir uns ſagen: wir müſſen mit den Thatſachen rechnen und nicht etwa mit unſeren Wünſchen. Die moderne Bildung, die moderne Kultur iſt eine Thatſache. Darein müſſen wir uns finden. Es iſt vergeblich darüber zu klagen, und es iſt Thorheit, ſie wegzuwünſchen. Es wäre weder klug, noch wäre es recht. Es wäre nicht klug, denn die Verſtimmung und die Säure verdirbt nur und hilft nichts. Und es wäre auch nicht recht, denn die moderne Bildung und Kultur iſt nicht an ſich und ohne Weiteres verwerflich. Wir müſſen Gott anerkennen in der Geſchichte. (Anm. d. R. Wir wollen dieſe beherzigenden Worte nicht durch — Anmerkungen unterbrechen.) Er hat unſerer Zeit ihre beſondere Aufgabe geſtellt, ſie muß dieſelbe löſen, und man muß unſre Zeit loben: ſie läßt ſich's angelegen ſein, ſie zu löſen; ſie ſetzt alle Kräfte ihres Geiſtes (A. d. R. den manche freilich für den Geiſt des Antichriſt und des Teufels halten) daran und läßt ſich keine Anſtrengung verdrießen. Nicht blos die vergangenen Zeiten hatten ein Recht zu ſein. Unſre Zeit mit ihrer Art hat ſo gut ein Recht wie jene. Wir klagen

über unsre Zeit? Man hat zu allen Zeiten über die Gegenwart geklagt. Die folgenden Geschlechter waren immer gerechter gegen die Vergangenheit als die Zeitgenossen selbst. So wird es auch jetzt sein. Also, wir müssen unsre Zeit anerkennen in ihrer Art; wir müssen sie gelten lassen und müssen mit dieser Thatsache rechnen. Was wollten wir auch? Wir können doch aus unsrer Zeit nicht hinausgehen? Wir sind lauter moderne Menschen, und recht verstanden sollen wir's auch sein. Wir stehen im Umkreis der Macht des modernen Geisteslebens. Es kann jetzt keiner mehr ein Quenstädt und Calov sein. Und wenn er's könnte, was sollte er? Er wäre ein Fremdling in seinem Geschlecht; er verstände es nicht und würde von ihm nicht verstanden. Wir sollen aber heimisch sein in unserm Geschlecht und nicht Fremdlinge. Denn wir sollen unserm Geschlecht predigen, wir sollen den modernen Menschen predigen. Gewiß, der moderne Mensch ist der alte Mensch, wie er seit Adams Tagen auf der Erde wandelt. Es ist dieselbe Sünde, die er hat, und dieselbe Gnade, die er braucht; so denn auch dieselbe Predigt, die man ihm halten muß, die Predigt von Buße und Glaube." „Und doch braucht der Mensch des 19. Jahrhunderts eine neue Predigt. Denn er ist ein anderer geworden, sein Gedankenkreis, seine Interessen, seine Denkweise, das gesammte geistige Material, u. s. w. das hat sich alles verändert. Damit auch seine Bedürfnisse und seine Gefahren. Welches ist seine Gefahr? Sie liegt im Charakter der modernen Zeit. Das ist seine Gefahr, daß er seine Genüge findet im Weltleben, daß er sich abschließt in demselben, als ob das natürliche Dasein, und wenn es auch noch so reich und noch so edel ist, in sich selbst eine Einheit, eine Harmonie wäre. Irdischer Sinn ist freilich

zu allen Zeiten geweſen. Aber jetzt iſt er zur Theorie, zur ausgebildeten Weltanſchauung geworden. Das iſt die Illuſion, die wir dem gegenwärtigen Geſchlecht zerſtören, das der Bann, den wir durchbrechen müſſen, um dann hier einzuſetzen und das Chriſtenthum als das Nothwendige und allein Wahre zu zeigen." Man kann ſagen: die ſo denken, kommen nicht in die Kirche; für dieſe zu predigen iſt alſo ganz vergeblich; wohl aber kommen in die Kirche die hungrigen und durſtigen Seelen; denen ſoll man die Speiſe nicht entziehen und verderben durch überflüſſige Rückſicht auf die Andern, die ſich doch nicht einfinden. Ob die Kirchengänger ſo ſehr hungrige und durſtige Seelen ſind, weiß ich nicht. Vielmehr, glaube ich, muß der Hunger und Durſt in der Regel erſt in ihnen erweckt werden. Und daß ſie auch Kinder der Zeit ſind, daß der Geiſt der Zeit auch in ihnen, in uns allen einen natürlichen Bundesgenoſſen hat, daß wir alle in der geiſtigen Atmoſphäre der Gegenwart leben und keiner ſich derſelben völlig entziehen kann, das weiß ich. Alſo wird, was ſie brauchen, *ihnen ſo gegeben werden* müſſen, daß auf dieſe Gefahr, der ſie alle ausgeſetzt ſind, zugleich Rückſicht genommen wird"... „Wir ſollen nicht Abhandlungen geben, *wir ſollen nicht Theologie treiben auf der Kanzel*, aber die chriſtliche Wahrheit als eine göttliche Harmonie, *ein großes Syſtem* (Kol. 1, 17) göttlicher Gedanken und Thaten in *uns ſelbſt tragen*, und ſo ſoll es *durch alles Einzelne*, was wir geben, *hindurchſcheinen*." „Das Syſtem göttlicher Gedanken und Thaten hat eine dreifache Geſtalt gewonnen: in der Offenbarung, in der Schrift, in der Lehre der Kirche. Man darf es vielleicht (A. d. R. Wir ſagen: gewiß) als einen *Vorzug* der neueren Zeit und Theologie und des höheren geſchichtlichen Sinnes, der

ihr eignet, bezeichnen, wenn wir für den großen Gang und innern Zuſammenhang der göttlichen Offenbarung, wie ſie hinter der Schrift ſteht (A. d. R. ſehr gut geſagt), einen helleren und reicheren Blick und eine vollſtändigere Erfaſſung derſelben gewonnen haben. Und nicht minder iſt es ein Vorzug unſerer Tage, daß wir in Folge deſſelben auch von dem Ganzen der Schrift und ihrem reichen Organismus ein geſchichtlicheres und umfaſſenderes Verſtändniß zu gewinnen wenigſtens begonnen haben als frühere Tage. Und von da aus fällt nothwendig ein volleres Licht auch auf die Lehre und ihren innern Zuſammenhang. Der Prediger nun ſoll im Ganzen ſtehen und aus dieſem Ganzen heraus, aus dem Verſtändniß deſſelben heraus reden"... „Unſere Zeit verlangt auf allen Gebieten Thatſachen. Sie hat ſich mit Ideen oder Phantaſien überſättigt, nun iſt ein Rückſchlag eingetreten: ſie iſt in hohem Grade realiſtiſch geworden. Wir können uns dieſer Richtung der Zeit nicht entziehen. Wir müſſen in Thatſachen einſetzen, um die Thatſache des Chriſtenthums zu erweiſen"... Die Predigt hat es mit dem „individuellen Seelenleben" zu thun. „Ich muß vom Menſchen ſprechen, von einem Seelenleben, von der ſittlichen Wirklichkeit, den Gedanken, Beſtrebungen, Stimmungen, Intereſſen, Urtheilen ꝛc. des Menſchen, um nachzuweiſen, wie dies Alles den Chriſten fordert. Dieſe Forderung iſt denn der Punkt, an den die chriſtliche Wahrheit anknüpft. Es wäre eine leichte Aufgabe die chriſtliche Wahrheit zu verkündigen, wenn dieſe Forderung ihr bereits allenthalben entgegenträte. Aber ſo iſt es nicht. Wir müſſen Stimmungen, Gedanken, Empfindungen, Erkenntniſſe, Bewegungen des innern Lebens erſt hervorrufen, mit denen dann das Wort des Heils ſich in Zuſammenhang ſetzen kann. Das Gefühl unſerer Be-

ſtimmung, das Bewußtſein unſerer Aufgabe müſſen wir erwecken, das Ziel unſeres Daſeins; von hier aus haben wir weiterzugehen . . . Dazu müſſen wir aber den Menſchen kennen, genau kennen; und nicht blos nach den allgemeinen Kategorien der Dogmatik, ſondern nach den Spezialitäten der Wirklichkeit" . . . Die Predigt ſoll ſich nach Ausführung und Gedankenbewegung „auch in die Sprache der Gegenwart kleiden. Denn jede Zeit denkt anders und ſpricht anders. Gewiß, die Sprache der Predigt ſoll die Sprache der Schrift, ſoll die Sprache Kanaans, jene Sprache nicht der weltlichen Schönheit, ſondern des heiligen Gewiſſens ſein. Aber das iſt der Reichthum dieſer Sprache, daß ſie in die verſchiedenſten Zeitformen ſich kleiden kann, ohne ihr Weſen zu verleugnen. Wir predigen dem modernen Geſchlecht, alſo ſo wie dieſes Geſchlecht es verſteht, ſo wie es geeignet iſt, daß unſere Gedanken und Worte ſich einfügen in das Denken der Gegenwart und von derſelben verſtanden werden. Doch das wandelt ſich mannichfaltig nach denen, zu denen wir reden, und nach denen, die reden. Es hat Jeder ſeine Weiſe. Wenn es nur nicht Worte ſind, die er bringt, ſondern die Sachen ſelbſt, und wenn er ſie nur ſo bringt, daß er die Herzen und Gewiſſen und Geiſter der Gegenwart damit trifft."

Wir fügen kein Wort weiter hinzu. Das Weitere kann in der Erlanger Zeitſchrift ſelbſt nachgeſehen werden.

Wir wenden uns aber nunmehr zum zweiten Aufſatz, mit dem wir nicht ſo vollkommen übereinſtimmen, während manches brauchbare Material darin nicht verkannt werden ſoll. Dieſer Aufſatz handelt von der Kirchenzucht. Das iſt nur ſo ein altüberkommenes Wort, bei dem manchem unwillkürlich ſogleich alle Angſt- und Schreckeninſtrumente

der heiligen Hermandad einfallen, Folterkammer, Sünderſchemel, Auferbſenknien, Geißel- und Ruthenhiebe, Eſelsohren, Schandpfahl u. ſ. f., der ganze Apparat einer hochpeinlichen geiſtlich-criminaliſtiſchen Zwangs- und Martertheorie, Alles zur Ehre Gottes, bis auf das letzte Mittel, aus dem Lande peitſchen, auch verbrennen, wie noch zu des mannhaften trefflichen erſten livländiſchen Generalſuperintendenten Hermann Samſon's Zeiten, der die Kirchenzuchtfrage eingehend erörterte und zwar, ob man die „Zauberinnen und Heren", die ſich gegen Gott, Kirche, Menſchheit und Obrigkeit durch ihr ſataniſches Unweſen vergangen, hängen, verbrennen, köpfen oder aus dem Lande peitſchen ſolle, wobei er für ſeine Perſon, für damalige Zeiten ſehr aufgeklärt, da Chriſtian Thomaſius noch nicht geboren war, ſich für das letztere erklärte. Heutzutage will der Begriff Kirchenzucht natürlich ganz anders gefaßt ſein. Mit der Theorie, der einfach mittelalterlichen, wäre man wohl bald fertig, aber die Praxis, das Schwerſte an der Sache, macht Kopfbrechen.

Es iſt ziemlich ausgemacht, daß in allen Dingen der Theorie die Praxis vorausgeht; erſt liebt der liebe Gott, und daraus fängt der Menſch an zu erkennen, was Liebe iſt, und macht ſich endlich ein Syſtem von der Liebe fertig; erſt die Thatſache, erſt eine Ilias, und dann eine Theorie, eine Poetik. Darum möchten wir unvorgreiflich denen, für welche die Kirchenzuchtfrage eine „brennende" iſt, rathen, ſofort ans Werk zu gehen, und bei ſich eine Kirchenzucht zu etabliren in correcter Wirklichkeit, wie ſie ſich dieſelbe in einer idealen Gemeinde denken, und wir würden nicht die letzten ſein, die ſich die Mühe nicht verdrießen ließen, auch allenfalls eine Reiſe dahin zu machen, um aus eigner Anſchauung eine klare Vorſtellung zu gewinnen, was eigent-

lich geſchehen ſoll, und wie die Meiſter in der Handhabung einer geſunden kräftigen und wahrhaft „poſitiven" Kirchenzucht verfahren. Gute Beiſpiele und Muſter ſind und bleiben immer die beſten Lehrer. Kirchenzucht auf dem Papier, beſonders wenn ſoviele „wenn" und „aber" dabei mitunterlaufen, bleibt etwas äußerſt Schemenhaftes, Aſchgraues, Ungeſtaltiges und Unfertiges. Alle Kirchenzuchtheorien, die wir bis dahin aus der Feder ziemlich vorurtheilsfreier Gönner dieſer Heilsunternehmungen geleſen haben, die allezeit fertig ſind ins Zeug zu gehen, haben etwas Aalglattes; ſowie man meint: nun hat man's, die wahre echte „poſitive" Kirchenzucht, entſchlüpft das räthſelhafte Ding, und es ſoll dann „vorläufig" bei der „negativen" Kirchenzucht ſein Bewenden haben. Kurz wir bitten uns eine Kirchenzucht in optima forma aus, wie es dem erleuchteten Geiſt vorſchwebt, und zwar praktiſch hingeſtellt und ausgeführt, und wir werden das Arcanum bewundern.

Mit der „Kirchenzucht" geht es aber ſo wie mit dem „Arbeitshauſe." Welche Maſſe von nichtsnutzigen Bettlern, Faulen, Bummlern, Tagedieben, liederlichen, verkommenen Menſchen, — alſo Arbeitshaus! Ein Jeder, der über Mangel an Arbeit klagt, — Arbeitshaus! Da fängt aber gleich die Noth an: ob ein Arbeitshaus mit Zwang oder Freiwilligkeit. Es geht eine Ahnung um, daß mit dem Prinzip der Freiwilligkeit das Arbeitshaus leer bleiben würde, und die Bettler nach wie vor zur Qual der wirklich arbeitenden Menſchheit, denen die Zeit das koſtbarſte Eigenthum iſt, umherſchweifen werden. Soll aber Zwang eintreten, ſo wird es geradezu ein Gefängniß, und der Strafort nicht ohne vorhergegangenes Strafurtheil zu beziehen ſein. Soll ich nun einen Jeden, der nach meinem moraliſchen Urtheil reif zum Zwangsarbeitshauſe iſt, ein-

fangen (wie? quibus auxiliis?), anklagen, Verhöre und Unterſuchungen, ſeien ſie auch noch ſo ſummariſch, mitmachen, vielleicht wegen mangelnder Beweiſe abgewieſen werden, wobei ich zum zweitenmal auf ſolche unerfreuliche Beſchäftigung mich gewiß nicht einlaſſen werde; den Hohn dabei und die Selbſtanklage über verlorene Zeit hat man noch obendrein. Und doch iſt ein ſolches Zwangsarbeitshaus ein Bedürfniß, ein ſchreiendes, aber weil die Sache unmöglich der Privatthätigkeit „chriſtlichgeſinnter" Männer anheim gegeben werden kann, ſo hat der Staat dafür zu ſorgen. Kirchenzucht iſt gleichfalls eine Sache, die ohne Zwangsmaßregeln nicht denkbar iſt. Das iſt ganz einfach und kurz zu erweiſen — Kirchenzucht, wie das Wort ſchon ſagt, hat zu ſeiner Vorausſetzung den Beſtand der Kirche, einer Gemeinſchaft von Gläubigen, wo Gottes Wort rein und lauter gelehrt und die Sacramente nach der Stiftung des Herrn verwaltet werden. Wie dieſe Gemeinſchaft nicht ohne Gottes Wort und Sacrament, ſo kann ſie auch ohne „Gläubige" nicht exiſtiren, d. h. ſolche, die mit Herz und Mund ihren Glauben an den Herrn Jeſum Chriſtum bekennen. Mit Herz und Mund aber ſeinen Glauben bekennen, iſt ein Act tiefinnerlicher Freiwilligkeit: und wer ſo glaubt, der mag ein Glied dieſer Gemeinſchaft ſein. Das Bekenntniß des Herzens und Mundes hat aber zu ſeinem nothwendigen Correlat das Bekenntniß der That im Gehorſam gegen Gottes Willen. Wer dieſes Bekenntniß nicht mag, bleibt „draußen"; wer aber ſich ihm darbietet, hört mit dem Bruch ſeines Bekenntniſſes auf ein Gläubiger zu ſein, und ſchließt ſich eo ipso aus dieſer Gemeinſchaft aus; wer trotz dem, daß er innerlich und äußerlich vom Bekenntniß ſich ablöſt, doch Antheil haben will an den Wohlthaten des Wortes und Sacramentes, muß zur Selbſterhaltung der Gemeinſchaft der Gläubigen ausgeſchieden werden, und zwar, da das beregte Individuum nicht will, auf dem Wege des Zwanges. Das ſcheint ganz klar und evident zu ſein. Das iſt der Selbſtſchutz, den die Gemeinſchaft der Gläubigen ſich gönnen muß, und der ihr unbezweifelt nach göttlichem Recht zukommt. Wo dieſe „Kirche" iſt, da muß ſie „Zucht", d. h. Zwangsmaßregelung, die ganz einfach in Entziehung der kirchlichen Wohlthaten beſteht, nicht blos zulaſſen, ſondern fordern. Volenti non fit injuria. Ganz richtig. Wenn, wie geſagt, die factiſchen Vorausſetzungen vorhanden ſind.

Aber exiſtiren dieſe factiſchen Vorausſetzungen heutzutage? Man wird mir eine Beſchreibung der factiſchen Sachlage erlaſſen, da ein Jeder ſie ſich ſelbſt zurechtlegen kann. Nur Eins: die Prämiſſe der Freiwilligkeit der Zugehörigkeit zu der Gemeinſchaft der Gläubigen iſt factiſch eine ſo illuſoriſche, daß Jemand nicht mit Unrecht die ecclesia eine congregatio von Lahmen und Blinden, Krüppeln und Gichtbrüchigen, ein Krankenlazareth, aber nicht eine congregatio sanctorum genannt wiſſen will; und zwar ein Lazareth von ſolchen Kranken, damit ich es gleich hinzufüge, deren Krankheit eben darin beſteht, daß ſie ihre Krankheit weder erkennen noch fühlen. Bei dieſer „moraliſchen" Krankheit iſt ſchon ein bedeutender Schritt zur Geneſung da, daß man zur Erkenntniß ſeiner Krankheit kommt. Wo ſoll nun das Tribunal der Heiligen-Elite, die vielleicht noch aufzutreiben wäre, „die reine Braut des Lammes," das „kleine Häuflein," anfangen, wo aufhören, um dieſes Netz mit faulen und lebendigen Fiſchen, dieſen Garten voll Unkraut, zu unterſuchen und das Faule und Verderbliche auszuwählen, auszuſcheiden und auszujäten? Wo Kirchenzucht geübt werden ſoll, da muß Kirchenmacht und Kirchengewalt vorhanden ſein, ſei es in Kraft übernatürlicher Wunderbegabung, wie in der apoſtoliſchen Zeit, vergleiche den ſachen Tod des Ananias und der Sapphira (Ap. G. 5), oder einer ſolchen Exiſtenzform der Kirche, wie wir ſie in der römiſchen Kirche des Mittelalters wahrnehmen, wo die Hierarchie ſich einer irdiſchen Machtvollkommenheit und einer praktiſchen Ausübung des compelle intrare erfreute, die wir weder bibliſch noch evangeliſch-reformatoriſch rechtzufertigen im Stande ſind. Kirchenzucht verlangt eine energiſche Handhabung zwingender Kirchenmacht; wer nicht den Satzungen der Kirche freiwillig ſich unterwirft, der fühle ſofort die ſtrafende Macht der Kirche, die Gewalt über ihn hat, und beuge ſich entweder vor der Gewalt in unfreiwilligen Glaubensäußerungen, mögen dieſe auch ſeiner innerſten Ueberzeugung widerſtreiten, oder leide das Unvermeidliche, das der Renitenz droht. Vor Alters gab es nur Eine Macht im ganzen Abendlande, obgleich vielfach angefochten, doch Jahrhunderte lang ſich einer hohen Stellung erfreuend, nämlich die kirchliche, die in Rom gipfelte. Wie Ein Herr und Gott Himmel und Erde beherrſcht, ſo gebe es Einen menſchlichen Stellvertreter und infallibeln Verkündiger ſeiner göttlichen

Machtgebote, und alle weltliche Macht, weß Namens ſie auch ſei, ſei eine legitime nur, wenn ſie den Beifall und die Anerkennung Gottes, d. h. ſeines durch den apoſtoliſchen Primat des römiſchen Papſtes in Kraft des heiligen Geiſtes ausgeſprochenen Willens erhielte. Ungehorſam und Renitenz gegen die Kirche, die im Primat gipfelte, war nach dieſer Anſicht moraliſcher Selbſtmord. Und das war alles correct und conſequent. Obgleich es hieß: ecclesia non sitit sanguinem, ſo übergab ſie doch den Widerſpenſtigen dem ſtrafenden Arme der weltlichen Obrigkeit, welche die Kirche zu „ſchützen" habe. Mit der Reformation ſchlug das Princip der Subjectivität und der perſönlichen Selbſtentſcheidung durch, und wenn auch die proteſtantiſche Kirche in ihrer hiſtoriſchen Erſcheinung zur Vertheidigung ihrer Exiſtenz nach Innen wie nach Außen ſich häufig einer Syllogiſtik bediente, die der von ihr verworfenen ſehr ähnlich kam, und oft einem Territorialſyſtem huldigte, der die Inſaſſen eines Landes als ihr verfallen zu maßregeln und zu vergewaltigen keinen Anſtand nahm, wobei das Princip der freiwilligen Zuwendung zum angebotenen Heil ziemlich außer Acht gelaſſen ward, ſo drängt nunmehr die Zeit immer ernſter heran, die Anderes verlangt. Der Tag iſt nicht mehr fern, wo die Gewiſſensfreiheit, die Gleichſtellung aller Confeſſionen vor dem Staatsgeſetz unter allen Völkern modern chriſtlicher Civiliſation proclamirt werden muß. Wenn China und die Türkei der Macht der Ereigniſſe weichen müſſen, wie ſollte Europa zurückbleiben? Je freier und zwangsloſer eine Kirche den Austritt aus ihrer Gemeinſchaft geſtattet, um deſto ſtrenger kann ſie — in proteſtantiſchem Geiſt und auf evangeliſchem Schriftwort ſtehend — alsdann, aber auch nur alsdann — Kirchenzucht üben, d. h. den Gliedern, die ihre Geſetze und Ordnungen, ihre Lehren und Hoffnungen nicht theilen, einfach die Mitgliedſchaft an den von ihr geſpendeten Gnadenmitteln verſagen. Dieſe Vorausſetzung muß vor Allem da ſein. Ohne dieſe Vorausſetzung, d. h. bei mangelnder Freiheit des Einzelnen, die factiſch vorhandene Kirchengemeinſchaft zu verlaſſen, oder ſich ihr fern zu halten ohne Heuchelei, iſt freilich Jahrhunderte lang Kirchenzucht geübt, aber eben diejenige, welche nur der Ultramontanismus und das ihm Verwandte gut heißt, und wogegen ſich die ganze Neuzeit in Folge der durch die Thaten des 16. Jahrhunderts wach gerufenen Gewiſſensfreiheit auflehnt, und

ſo lange Proteſt einlegen wird, bis es zum vollſtändigen Bruch mit der ultramontanen Kirchenzucht gekommen iſt. Dann, ja dann iſt die irgendwie organiſirte Kirchengemeinde im Recht und in der Lage, zu „ſtrafen" durch Ausſchluß. Bis es dazu aber kommt, — was thun? Nun, „tröſte mein Volk! rede mit Jeruſalem freundlich!" So wird's heißen müſſen. Des Herrn Beiſpiel zum Muſter nehmen, wenn er die „Mühſeligen und Beladenen" einlud, und ihnen verſprach: „ich will euch erquicken, denn mein Joch iſt ſanft und meine Laſt iſt leicht." Und wer dennoch nicht will? Da ſchütteln wir, nach der Regel des Herrn, den Staub von unſeren Füßen. Den laſſen wir einſtweilen. Und wer unwürdig das Gnadenmittel empfängt, der mag, wenn das Wort ihm vergeblich gepredigt iſt, ſich ſelbſt einſt vor den Herzenskündiger ſtellen; wenigſtens wird kein „Haushalter der Geheimniſſe Gottes, kein Diener der Kirche" die Garantie der wirklich vollzogenen Abſolution an jedem Einzelnen übernehmen. In unſern Tagen iſt der „Seelſorge" ein weites Feld geöffnet. Wer kann ſagen, daß er darin genug gethan hat? Wo iſt der Augenblick, wo man ſagen darf: jetzt iſt's mit der Seelſorge, die langmüthig iſt und geduldig, zu Ende, jetzt muß die „Kirchenzucht" heran? Für Seelſorge iſt immer Zeit, wo der Kranke ſich dem Seelenarzt darbietet. Aber „poſitive" Kirchenzucht iſt nur ausführbar in einem organiſch geſtalteten Gemeindeleben, wo das Princip der freiwilligen Zugehörigkeit aufrecht erhalten wird. Daß eine organiſch gegliederte Geſtalt eines concret gegebenen Gemeindelebens auch in unſern Tagen und bei unſern Verhältniſſen, wo die Beanſpruchung der kirchlichen Handlungen und Dienſtleiſtungen nur zu oft eine rein äußerliche weltliche Baſis hat, möglich und ausführbar iſt, ſoll ganz und gar nicht geleugnet werden. Nur gehört dazu ein angeregtes Bewußtſein in einem vorhandenen Kern warm kirchlicher und evangeliſch lebendiger Gemeindeglieder, es gehören dazu Perſönlichkeiten, es gehört, um ſolches auch nur annähernd zu Stande zu bringen, vielleicht ein Menſchenalter hinopfernder Liebe und Selbſtverleugnung. Wer mit der „Kirchenzucht" anfangen will, die ans Ende zu ſtellen iſt, legt den Beweis ab, daß er von Seelſorge nichts verſteht.

Was die „Erlanger" über dieſe Sachen ſchreibt, will ich hier nicht weiter erörtern. Wer will, kann ſelbſt nachleſen.

II.

Zur Literatur.

Geſchichte der kirchlichen Trennung zwiſchen dem Orient und Occident von den erſten Anfängen bis zur jüngſten Gegenwart. Von Dr. A. Pichler, Privatdocent der Theologie an der Univerſität München. Φιλτέρα γὰρ ὑπὲρ τοὺς ὁμογενεῖς ἡ ἀλήθεια. II. Band. Die Ruſſiſche, Helleniſche und die übrigen orientaliſchen Kirchen mit einem dogmatiſchen Theile. München, M. Rieger'ſche Univ.-Buchhandlung. 1865. XXVI u. 789 S.

Wir erfüllen ſehr gern den Wunſch, dieſen zweiten Band eines voluminöſen inhaltreichen Werkes hier etwas ausführlicher zu beſprechen, ſoweit freilich der Raum es geſtattet. Gerade vor einem Jahr (Mitth. XXI, 6) kam hier der erſte Band zur Anzeige. Wir konnten nicht anders, als mit einer gewiſſen Verwunderung unſern ungetheilten Beifall dem Inhalte deſſelben erkennen zu geben. Denn Verwunderung mußte es jedenfalls erregen, einen römiſch-katholiſchen Privatdocenten der Theologie an der Univerſität München ſich in ſo unbefangener Weiſe, worauf ſchon das Motto nach der Melodie magis amica veritas hinweiſet, über die Stellung der römiſchen Kirche zu den übrigen Confeſſionen, dogmatiſch und hiſtoriſch erwogen, ausſprechen zu hören. Daß zu München ſchon lange eine Luft weht, die von der altbayeriſchen, in der die dicken Köpfe wuchſen, himmelweit verſchieden iſt, und ein König Maximilian, Ludwig und Max nach einander mit liberalen, künſtleriſchen und ſtreng wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen die ultramontanen Gelüſte nicht aufkommen ließen, wo ein F. H. Jacobi als Präſident der Akademie, ein Schelling, ein Prinzenerzieher Schubert, ein Frohſchammer, Harleß, Ranke, Gieſebrecht u. ſ. w. mit Erfolg und Zuſtimmung proteſtantiſche Grundſätze vertraten, und ein Döllinger verfängliche hiſtoriſche Ergebniſſe ungehindert proclamirte, wußten wir ſchon lange. Daß aber auch ein jüngeres Geſchlecht des kath.-theologiſchen Alumnats ſolcher Docenten, wie Hrn. Dr. Pichler, ſich erfreue, und die Facultät ſolch unliebſame Geiſter, wie einer in dieſem Buche auftritt, nicht ſtark genug iſt, ſich fern zu halten, und ſie ertragen muß, deutet auf eine noch ſtärkere Macht, die vorhanden iſt. Der 1. Bd. die-

ſes Buches kam auf den Index der von Rom verbotenen Bücher; auch dieſen zweiten dürfte ein gleiches Schickſal treffen, falls der Verf. nicht bei Zeiten einlenkt und die Segel ſtreicht, worauf die Cenſur „laudabiliter revocavit“ folgt, wobei es immer merkwürdig bleibt, wie man auf ſolche Revocationen rein äußerlicher Natur auch nur den geringſten Werth legen kann. Soviel ſteht feſt: es regen ſich namentlich auch in der katholiſchen Kirche Deutſchlands, die mit Univerſitäten und theologiſchen Facultäten reichlich verſehen iſt, Geiſter, die nur dem äußeren Druck unter Umſtänden, nach der Schwachheit der menſchlichen Natur, erliegen, die aber im Handumdrehen ſchnurſtracks entgegengeſetzte Richtungen innerlich keineswegs zu vertreten im Stande ſind.

Dr. P. gibt in dieſem Bande eine „vollſtändige“ Darſtellung der kirchl. Trennung und beſchäftigt ſich, nachdem der 1. Bd. ſich mit Byzanz beſchäftigt hatte, mit den Verhältniſſen der ruſſiſchen, helleniſchen und der übrigen Zweige der orientaliſchen Kirche. Er „war nach Kräften bemüht“, alles, was ihm erreichbar war, zu benutzen. Er glaubte ſich bei dieſem Geſchäft um den ihm gemachten Vorwurf einer „unzeitigen Hingabe an akatholiſche Autoren“ nicht kümmern zu ſollen. Auch iſt er in dieſem Bande dem Grundſatze ſtrengſter Objectivität und Unparteilichkeit, dem der Friedensliebe und Verſöhnlichkeit gefolgt, unbekümmert um die gegen ihn „erhobene Anklage der Impietät.“ Gegen Proteſtanten und Orientalen, ſagt der Verf. in der Vorrede, kann einer das albernſte Zeug ſchreiben, die größten Ungerechtigkeiten begehen und die gröbſten Einſeitigkeiten ſich zu Schulden kommen laſſen, ohne von einer gewiſſen Partei, die vorzugsweiſe katholiſch zu ſein und die katholiſchen Intereſſen zu vertreten ſich rühmt, einen Tadel befürchten zu müſſen. Sobald aber einer ſagt, die Schuld müßte getheilt werden, ſo erhebt man ein Zeter- und Mordio-Geſchrei, man beginnt zu verdächtigen und zu verketzern, ja man droht mit dem Anathem. Nun, das iſt das alte Lied und ſollte Wunder nehmen, wenn der Verf. ſich das Alles nicht ſelbſt vorausgeſagt hätte. Uebrigens iſt es ſchon ſehr gut, wenn es beim — „Drohen“ bleibt.

Nach ſolchen Vorſätzen iſt der freiſinnige und aufrichtig den Thatbeſtand darlegen wollende Verfaſſer ans Werk geſchritten. Wir wollen ſehen, wieweit es ihm geglückt iſt, ſeine Grundſätze einzuhalten.

Auf den erſten 144 Seiten wird eine kleine Kirchengeſchichte Rußlands von der Gründung der ruſſiſchen Kirche bis auf Peter den Großen gegeben. Die Quellen, nach denen er gearbeitet, ſind ziemlich umfangreich z. B. Schlözer's Ruſſiſche Annalen 1802, Neſtor's Chronik 1860, Murawjew's Geſch. d. Ruſſ. K. 1857, Karamſin, Strahl, Geſch. d. Ruſſ. K., Theiner, die neueſten Zuſtände d. kath. K. in Polen u. Rußland 1841; Schloſſer, die morgenl. u. orth. K. Rußlands 1845, Daniel u. Gagarin Origines catholiques de l'eglise russe jusqu'au 12. siècle 1857. Gfrörer, Gregor VII. 1859, Ewers ꝛc., Schmidt, Harmonie d. morgenl. u. abendl. K. 1863, Herberſtein, Rerum Moscovitarum etc. 1557. Röpell, Geſchichte Polens, Turgenieff, Monumenta, Gebhardi, Geſch. v. Liefland ꝛc., Voigt, Geſch. Preußens, Theiner, Vetera monumenta Poloniae etc. 1860, Tolſtoi, le catholicisme romain en Russie 1863, Kojalowicz, Historia Litthuania, Häberlin, Analecta medii aevi, 1764, Vincenz v. Beauvais, Speculum historiale, Lelewel, Histoire de la Lithuanie, 1861, Raynald, Fiedler, Galitzin, la Russie au 18. siècle 1863, Tappe, Geſch. Rußl., Martens, Récueil des traités de l'Europe, 1791, Pauli Olderborni, Vita Joh. Basil. Magni Moscoviae dens, Poſſevin, Moscowia, 1577, Heidenſtein, De bello Mosc. 1584, Engel, Geſch. d. Ukraine, Herrmann, Geſch. d. Ruſſiſch. Staats, Kraſinsky, Scherer, Annales de la Petite-Russie 1788, Dolgorukow, la vérité sur la Russie, 1860, King, die Gebräuche u. Ceremonien der griech. K. in Rußland, 1773, Mayerberg, Iter in Moscoviam, Olearius, viel vermehrte Moscow. u. Perſ. Reiſebeſchr., 1696, Korb, diarium itineris in Moscoviam, 1700, Jean Perry, Etat présent de la Grande Russie, 1717, Iwan Golowin, Historie de Pierre I., 1861, das glückſelige Rußland unter der Kaiſerin Anna, 1736, Büſching, Geſch. d. evang.-luth. Gem., in Rußland, 1766, Cerri, Etat présent de l'eglise romaine 1716. Wichmann, Chronologiſche Ueberſicht, Théophile Hallez, Mémoires secrets 1853, Das veränderte Rußland 1721. Joh. Fr. Buddäus, Ecclesia Romana cum Ruthenica irreconciliabilis 1718. Kohl, Ecclesia graeca lutheranicans 1723. Heineccius, Abbildung der alten und neuen Griech. K. 1711, Bergmann, Peter d. Gr. u. ſ. w.

Das ſind ſo ungefähr die literariſchen Hilfsmittel, die dem Verfaſſer zu Gebot ſtanden, die in der That nicht gering ſind, wie das auch bei einem ſo weitſchichtigen Werk nicht anders zu erwarten ſtand. Ob aber der Geſchichtsforſcher bei den geſteigerten Anforderungen der heutigen Geſchichtskunde nicht noch mehr „Quellen" verlangen wird, um, ſoweit es menſchenmöglich iſt, die Thatſachen einer Zeit „unbefangen" und richtig darzuſtellen, muß der Beurtheilung Anderer überlaſſen werden. Will es doch ſcheinen, als ob man gegenwärtig mit all dem vorhandenen Material der hiſtoriſchen Zeugen allein eine richtige Geſchichtserzählung aufzuſtellen für bedenklich hält. Auch die Geſchichtsforſchung und Darſtellung iſt heutzutag in einer gewaltigen Kriſis begriffen, und von mehr als einem Helden der Vergangenheit kann geſagt werden: „Von der Parteiengunſt entſtellt, ſchwankt ſein Charakterbild in der Geſchichte." Soweit das Material reicht, hat der Verfaſſer gewiß mit großem Fleiß und aufrichtigem Wahrheitsſinn die dunkle Vergangenheit uns in lichtvoller Weiſe vorzuführen ſich bemüht. Daſſelbe gilt im Ganzen auch vom zweiten Abſchnitt (S. 144 bis 305), wo er die Verhältniſſe der ruſſiſchen Kirche bis auf die Gegenwart darſtellt. Was Dr. P. von der Stellung der Lutheraner in den Oſtſeeprovinzen (S. 260 f.) erzählt, entzieht ſich unſrer genaueren Beurtheilung. Nur ſoviel müſſen wir ſagen, wie ſchwer es doch iſt, fern liegende Zuſtände richtig zu würdigen, vollends wenn etwa „Menzel, Geſchichte der letzten vierzig Jahre" I. 462 das urkundliche Zeugenprotocoll liefern ſoll. So heißt es dort: „Zum Anſchluß der Lutheraner an die Ruſſiſche Kirche trug namentlich bei, daß die lutheriſchen Paſtoren von dem gemeinen Volk ſich vornehm fern hielten und daher zur entſcheidenden Stunde keinen Einfluß auf daſſelbe zu üben vermochten." So kann nur eine völlige Unbekanntſchaft mit unſern Verhältniſſen urtheilen, was wir dem Verfaſſer indeß nicht anrechnen wollen, in Anbetracht der Schwierigkeiten, aus den vorhandenen gedruckten Quellen etwas Richtiges zu geben, zumal wenn die Autopſie fehlt. Es kann hier nur vorläufig Proteſt eingelegt werden gegen eine Vorſtellung, nach der „die lutheriſchen Paſtoren in den Oſtſeeprovinzen ſich von dem gemeinen Volk vornehm fern halten." Das iſt ein ganz haltloſes Gerede. Der Dalai-Lama in Tibet hält ſich gewiß „vornehm fern von dem gemeinen Volk", — genießt doch abgöttiſche Verehrung,

ja je vornehmer er ſich fern hält, um deſto heiliger gilt ſeine Perſon allem gemeinen Volk. Ein Fraterniſiren, wie das in Transtevere mit zur volksthümlichen Staffage eines Genrebildes aus der römiſchen Oſterie gehört, wo der Bruder Barfüßler mit der hölzernen Schnupftabaksdoſe, dem Bettelſack und den darin befindlichen Artiſchocken und ſonſtigem gemüthlich ſelbſt ein Kind des Volks mitten im „gemeinen Volk" flanirt, während Cardinal Antonelli vornehm mit Vieren vor dem Wagen und zwei betreßten Livrébedienten hintenauf durch den Corſo rollt, macht's auch nicht. Was unſre Letten an Bildung des Geiſtes und Herzens ſeit ihrer Chriſtianiſirung bis jetzt empfangen haben, iſt ihnen einzig und allein durch die unermüdliche Arbeit ihrer lutheriſchen Paſtoren zu Theil geworden. Dieſe haben ihnen erſt eine Literatur geſchaffen, ſoweit ſolche dem Bauernſtande noth thut, und ihnen auf Grundlage ſolcher elementaren Vorſtufe die Möglichkeit eröffnet, ſich nun auch anderen Berufszweigen zuzuwenden, womit natürlich ein Uebergang zu höherer Culturſphäre mit allem, was dieſe verlangt, gegeben iſt. Der lutheriſchen Paſtoren ganze Lebensthätigkeit iſt darauf hingewieſen, das „gemeine Volk" — nun ja, wenn man den Bauernſtand ſo nennen will! — aus der Dumpfheit einer geiſtig gedrückten Stellung zu heben, und haben immer neben den Gottesdienſten in erſter Linie nach Volksſchulen geſtrebt und dafür Sinn und Theilnahme zu wecken unabläſſig getrachtet. „Vornehm ſich fern halten" iſt in dieſem Zuſammenhange ganz unverſtändlich und irre leitend. Die Löſung zu dem Räthſel des ſcheinbar ſo leicht erfolgten „Uebertrittes" von Tauſenden iſt in ganz anderen Dingen zu ſuchen, worüber Ref. auf Verlangen das ſchönſte Licht anzuzünden bereit wäre. Der Abſchnitt: „die Ruſſiſche Theologie über die kirchliche Autorität und das Papſtthum" auf 35 Seiten (305 bis 339) iſt fleißig und belehrend behandelt. Wir hören da die Stimme des berühmten Theologen Rußlands, die des Erzbiſchofs von Petersburg und Nowgorod und Präſidenten des dirigirenden Synods, Theophan Prokopowitſch, aus ſeiner Christiana orthodoxa theologia 1773. Wir leſen von dem berühmten Erzbiſchof von Cherſon, Eugen Belgar († 1806, 91 J. alt), bezeichnende Stellen aus ſeiner *ἐπιστολὴ κατὰ λατίνων*. Des gelehrten Metropoliten von Moskau († 1812), früheren Lehrers des Großfürſten Paul, Platon „Rechtgläubige Lehre" 1770, die Considerations sur la doctrine et

l'esprit de l'église orthodoxe (1816) von Alexander v. Sturdza werden uns vorgeführt. Es wird des Buches von dem Rector der geistlichen Akademie in Petersburg, Mascarius Introduction à la théologie orthodoxe, traduite par un Russe, Paris 1857, eingehend erwähnt, was alles aber einer genaueren Betrachtung hier sich entzieht.

Sehr interessant sind nicht minder die folgenden Abschnitte: „Die Hellenische Kirche, 1) Beziehungen der Griechen zum Patriarchat von Constantinopel und zur ganzen Christenheit im Befreiungskampfe; 2) Kirchliche Verfassung und Stellung des Königreichs Griechenland; sodann „die übrigen orientalischen Kirchen", die Nestorianische, Armenische, Jakobitische, Koptische, Abessinische und Maronitische Kirche, wobei als Anhang „die neuere protestantische Mission unter den Christen in der Levante nach ihren Bestrebungen und bisherigen geringen Erfolgen." Auch der heutige Stand der orientalischen Frage wird in Erwägung gezogen. Der Verf. bedient sich dabei der Worte des Herrn v. Harthausen: „Was der Theologie bisher nicht möglich war, gelingt der Tochter des occidentalischen Christenthums, der modernen Cultur. Sie dringt langsam aber unaufhaltsam in den Orient ein, wandelt allmälig das sociale Leben um und bringt jedenfalls zunächst nur staatliche Bildungen, wie wir an den vielen Versuchen, in der Türkei, in Indien, in Aegypten, in Persien (allerdings sehr langsam! A. d. R.) täglich vor Augen sehen. Zur Vermittlerin dieser neuen Weltperiode scheint Rußland berufen (Gewiß, wir segnen jede weitere Besitzergreifung der Länder in Centralasien, von Taschkend bis Bokhara und Chiwa. A. d. R.), dessen Volksstämme dem Occident, dessen religiöse Anschauungen dem Orient angehören."

Der zweite Theil dieses Bandes gibt (S. 583—748) ausführlich eine „Historisch-dogmatische Darstellung des Papstthums", gegenüber der orientalischen Auffassungsweise derselben und handelt vom Primat in seinem Verhältniß 1) zur Kirche, 2) zu den Patriarchen und 3) zum Dogma. Hier kommt nun allerdings die Achillesferse unseres wahrheitsliebenden Forschers zum Vorschein, der nicht von vornherein mit seinem System fertig ist, und dabei keineswegs gewillt ist, stillschweigend von der kirchlichen Autorität das Facit schlechthin nur zu empfangen, höchstens mit der Erlaubniß, es unter allen Umständen mit guten und schlechten, alten und neuen Gründen zu stützen

und aufzuſchmücken. Ihm iſt es vielmehr eine Gewiſſens- und Herzensſache mit der Frage, die nun ſchon, ſeitdem die cathedra Petri zu Rom aufgerichtet iſt, beſtritten und ſtets mit Hartnäckigkeit auf die höchſte Spitze getrieben wird. Bis auf die äußerſte Spitze päpſtlicher Forderungen kann Dr. P. allerdings nicht folgen; dazu ſind ihm die hiſtoriſchen ſowol als dogmatiſchen Gründe zu gewaltig. Aber ein Abkommen ſucht ſein Herz. Und das findet er auch. O hätten wir bei allem Lehr- und Meinungsſtreit in den höchſten und heiligſten Intereſſen des Menſchenlebens eine allzeit parate vom Himmel herab unfehlbare tönende Stimme, das Ja oder Nein entſcheidend ausſprechend für jeden einzelnen Fall! Scriptura sacra, — aber hic liber est, in quo quaerit et invenit quisque dogmata sua, — die perspicuitas und sufficientia derſelben, bei allem Reſpect vor ihrer normandi facultas, ſcheint an der realen Wirklichkeit zu ſcheitern; alſo eine untrügliche Gottesſtimme, die allen Hader ſchlichtet. Es ſcheint, als wenn der Verf., unbefriedigt von dem Suchen nach Wahrheit und nicht minder von dem Widerſpruch der Menſchen unter einander über das, was ſie gefunden zu haben meinen, ſich mit der ganzen irrenden Menſchheit unter den Primat einer vorhandenen Autorität zu ſtellen hiſtoriſch ſowol als dogmatiſch für das einzig heilbringende erachtet. Soweit werden die Ultramontanen an Dr. P. nichts auszuſetzen haben. Aber nun kommt das ſpaltende Dilemma. Der Verf. citirt hiſtoriſch treu alle Ausſprüche der Concilien, Päpſte, Cardinäle und Theologen, die in der Perſon des Papſtes gewiſſermaßen den incarnirten heiligen Geiſt veneriren, und demſelben, auf Grund vorhandener Machtſprüche, die weltliche und geiſtliche Oberinſtanz vindiciren. Von der anderen Seite kann der hiſtoriſch gewiſſenhafte Dr. nicht umhin, ebenſo treu auch alle die entgegengeſetzten Ausſprüche, namentlich von Seiten der gallicaniſchen Kirche, wiederzugeben, die nichts weniger als mit einer ſolchen Uebertreibung und Ausartung des Dogmas von der Oberinſtanz der Kirche einverſtanden ſind, und die entſcheidende Richtergewalt einerſeits nur auf die geiſtlichen Dinge eingeſchränkt wiſſen wollen, andererſeits dieſelbe nicht einem einzigen menſchlichen Individuum, dem jedesmaligen Inhaber der pontificalen Würde, ſondern nur einer — freilich etwas unbeſtimmt gehaltenen — Mehrzahl von Repräſentanten der Kirche und öffentlichen Meinung, einem Collegium, Concil oder

dgl., deſſen Haupt und Präſes der Papſt ſei, anzuvertrauen geneigt ſind. Zu dieſer letzten Auffaſſung ſtimmt der Verf. Wir natürlich nicht. Wir eignen uns vielmehr den vortrefflichen Spruch des gelehrten Erzbiſchofs von St. Petersburg Theophan Prokopowitſch an, der (ſ. S. 305) in ſeiner „Christiana orthodoxa theologia, 1773, 1, 99 ſich alſo vernehmen läßt: Nos pro certo affirmamus et breviter confirmamus, Deum ita voluisse et ita constituisse, ut homo non aliunde nisi ex scriptura sacra, postquam eam accepit ab eo, et se et alios instituat.

Jedenfalls iſt dieſes Buch des Dr. Pichler ſehr belehrend und verdient ſtudirt zu werden. Wir ſind dem aufrichtigen und treuen Forſcher zu allem Dank verpflichtet. Möge es ihm vergönnt ſein, auf ſeiner eingeſchlagenen Bahn muthig und getroſt fortzuſchreiten.

Semiten und Indogermanen in ihrer Beziehung zur Religion und Wiſſenſchaft. Eine Apologie des Chriſtenthums vom Standpunkte der Völkerpſychologie. Von Rudolf Friedrich Grau, lic. theol., Repetent und Privatdocent der Theologie zu Marburg. Stuttgart, Lieſching. 1864. 244 S.

Alt-Aſiatiſche Gottes- und Weltideen in ihrer Wirkung auf das Gemeinleben der Menſchen, dargeſtellt von J. C. Bluntſchli. Fünf öffentliche Vorträge. Nördlingen. 1866. 168 S.

Wir bringen dieſe beiden Bücher zuſammen zur Anzeige, weil ſie vielfach denſelben Gegenſtand berühren und die höchſte Beachtung nach Form und Gehalt in Anſpruch nehmen. Wir müſſen es uns verſagen, näher auf den Inhalt beider einzugehen; iſt dieſer doch zu reich, als daß man wüßte, wo anfangen und wo aufhören. Beide Verfaſſer ſind im Beſitz der Kunſt, kurz zu ſchreiben; in unſrer Zeit ein großer, nicht genug zu ſchätzender Vorzug. Beide geben mit wenig Worten viel. Solche Bücher ſind nur in der neueſten Gegenwart zu ſchreiben möglich geweſen, nachdem die hiſtoriſche Forſchung, namentlich der vergleichenden Sprachſtudien, Wege eingeſchlagen hat, wodurch die geſchichtliche Betrachtung der Dinge der Vorzeit eine neue Ausbeute verſpricht. Wir können es aber doch nicht bei einer kurzen Notiz der Exiſtenz dieſer beiden nicht umfangreichen und höchſt leſenswerthen Schriften bewenden laſſen,

vielmehr drängt es uns, ein paar Worte zur näheren Bezeichnung deſſen, was wir darin gefunden haben, zu ſagen.

Hr. Lic. Grau hat durch ſeine Schrift zu den ſchönſten Hoffnungen für die Zukunft Anlaß gegeben, daß wir in ihm einen aus der jüngeren anſtrebenden Theologenwelt begrüßen, der mit der Zeit noch manches gewichtige und bedeutſame Wort ſagen wird. Wir werden bald wieder auf ihn zurückkommen. Was nun die Frage nach dem völkerpſychologiſchen und welthiſtoriſchen Verhältniß der Semiten und Indogermanen (oder Arier) betrifft, ſo iſt dieſelbe bereits nach den Studien eines Eugen Burnouf, Renan (deſſen l'histoire des langues sémitiques) u. A. in ein Stadium getreten, daß man ſie in die ernſtere Betrachtung ziehen muß, da mit ihr und durch ſie die intereſſanteſten Reſultate in Ausſicht ſtehen und ein ganz neues Licht über die Urvorzeit Aſiens und Europas zu dämmern beginnt. Von beiden Völkergruppen erſtreckt ſich die eine, der Indogermanen, in gewaltiger Völkerkette von Indien, durch Vorderaſien und ganz Europa bis in die neue Welt; Inder, Perſer, Slaven, Romanen und Germanen in der Gegenwart; der Vergangenheit nach die Griechen, Römer und Kelten. Wo dieſer Volksſtamm auftritt, erringt er die Herrſchaft über das Land. Auf dieſer Menſchenraçe ruht die Cultur und der Fortſchritt der Menſchheit in Kunſt, Wiſſenſchaft, Induſtrie und Handel. Aber ſie ſteht bezüglich des wichtigſten aller Culturmomente in Abhängigkeit von den Semiten. Die Religion derſelben, das Chriſtenthum iſt, wie das Judenthum, ſemitiſchen Urſprungs. Dagegen iſt das Chriſtenthum in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt ein weſentlich indogermaniſches, wenn auch ſemitiſchen Urſprungs. Als die indogermaniſchen Völker zum Chriſtenthum übergingen, da war eine Ehe geſchloſſen zwiſchen dem ſemitiſchen Geiſt und japhetiſchen Weſen. Und es iſt daraus Großes hervorgegangen. Aber der japhetiſche Geiſt ſcheint ſich jüngſt (in Strauß und Renan, die beſonders laut und ſtark den Ton angeſchlagen haben) wider das Erbe aus Sem aufzulehnen, und will für ſich und aus ſich an Stelle des Chriſtenthums eine Religion Japhets, d. i. eine „Religion des Diesſeits", ſetzen, mit Ablehnung alles Uebernatürlichen. Wie nun dieſes Sträuben des indogermaniſchen Geiſtes gegen den ſemitiſchen deutet, welcher an Stelle des Evangeliums vom Kreuz das Evangelium des Losſeins

von Gott als Wiſſenſchaft ſetzen will, — darüber leſe man dort nach.

Wir rathen einem Jeden, der Sinn für ſolche Betrachtungen hat, wie das von jedem Leſer unſrer Mittheilungen ſtillſchweigend als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt wird, ſich dieſes Buch von Grau, das auch die angenehme Eigenſchaft hat, daß es nicht theuer iſt, zu kaufen. Da es mit der Einleitung aus 8 „Stücken" oder Abſchnitten beſteht, ſo eignet es ſich vorzüglich in Leſerkreiſen zum Vorleſen und Beſprechen.

Etwas andersartig iſt freilich die Schrift von dem berühmten Heidelberger Profeſſor Bluntſchli, aber nicht minder hat auch dieſe uns ungemein gefeſſelt und angeregt, wenn wir auch nicht mit allen Reſultaten übereinſtimmen können. Im Einzelnen gibt der Verf. doch ſo viel Gutes und Wahres und hiſtoriſch Wiſſenswürdiges, das uns in lichtvollſter und anſprechendſter Weiſe und ſchöner Form aufgerollt wird, daß wir die Schrift mit geſteigerter Spannung nicht eher aus der Hand legen konnten, als bis die letzte Seite mit einem: „Schade, ſchon zu Ende!" erreicht war. Und wer will nicht gern von der Brahma-, Buddha-, Kongfutſu- und Jahve-Religion in dieſer Weiſe von einem ſolchen Manne, wie B., etwas hören, wenn er auch der letzteren nicht die volle Gerechtigkeit widerfahren läßt? — Was die Beurtheilung der bezeichneten beiden großen Völkerfamilien betrifft, ſo trifft B. in vielem mit G. überein. B. erklärt ſich dahin: Aſien erſcheint höchſt fruchtbar an großen Religionen, während in Europa keine einzige entſtanden iſt, ſondern immer nur die in Aſien entſtandenen Religionen weiter ausgebildet worden ſind; ebenſo merkwürdig iſt die andere Thatſache, daß die höhere Staatenbildung, daß insbeſondere alle Volksſtaaten erſt in Europa, nicht ſchon in Aſien entſtanden ſind. In Aſien offenbart ſich die religiöſe Zeugungskraft, in Europa die politiſche. — „Von größter und fortwirkender Bedeutung iſt der Gegenſatz der Ariſchen und der Semitiſchen Völkerfamilie. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts noch wußte ſelbſt die gelehrte Welt Europa's nicht von einer Verwandtſchaft der zahlreichen und mächtigen Nationen, welche wir heute unter dem alten und ehrwürdigen Namen der Arier zuſammenfaſſen ꝛc." „Aber noch heute werden die Unterſchiede der beiden Völkerfamilien in Charakter und Geiſt nicht genug beachtet. Die eigentliche Stärke der Semiten iſt vorzugs-

weiſe in der Religion zu erkennen, nicht in der Wiſſenſchaft. Dort liegt ihre welthiſtoriſche Bedeutung. Die Ideen der Einheit und der Perſönlichkeit Gottes wurden an den ſemitiſchen Religionsſtiftern voraus mit unbeugſamer Energie und inbrünſtigem Ernſte geoffenbart ꝛc.", „die ſemitiſchen Religionen ſind Offenbarungen des gläubigen und gotterfüllten Gemüthes ꝛc." „Im Chriſtenthum ſelbſt zeigt ſich der merkwürdige Uebergang aus dem ſemitiſchen in den ariſchen Bereich. Jeſus ſelbſt und ſeine Jünger und Apoſtel waren ſämmtlich Genoſſen und Glieder eines ſemitiſchen Volks, aber ſo ſehr erhob ſich Chriſtus über das eng-ſemitiſche Weſen, daß keine ſemitiſche Nation ihn begriff, und daß ſeine Religion, verworfen von den Semiten, zur Religion der ariſch-europäiſchen Nationen, und nunmehr zur Religion der höchſt gebildeten Menſchheit wurde."

Der Beweis des Glaubens. Monatsſchrift zur Begründung und Vertheidigung der chriſtlichen Wahrheit für Gebildete. Unter leitender Mitwirkung von Dr. O. Zöckler, Prof. d. Th. zu Gießen, und Lic. R. Grau, Privatdoc. zu Marburg, herausgegeben von O. Andreae, Pfarrer zu Reheim, und E. Brachmann, Pfarrer zu Werdohl. Gütersloh. Preis für 12 Hefte, à 3 Bogen, 1½ Thlr., alſo ſehr billig.

Von dieſer neuen Zeitſchrift liegen uns die erſten 4 Hefte, Juli bis October 1865, vor. Der Name Grau (ſiehe oben) iſt für uns ſchon empfehlend. „Auf kirchlichem und wiſſenſchaftlichem Gebiete vielgeltende Männer" haben dem Programme „ihre Zuſtimmung" zugeſichert, wir nennen einige: Ackermann, Oberhofpr. in Meiningen, Baur, Paſt. in Hamburg, Braune, Gen.-Sup. in Altenburg, Cranz, Gen.-Sup. in Poſen, Dorner, Prof. in Berlin, Eberhard, Prof. in Erlangen, Erdmann, Gen.-Sup. in Breslau, Fabri, Miſſ.-Inſp. in Barmen, Frank, Prof. in Erlangen, Fricke, Prof. in Leipzig, Harleß, Prof. in München, Hoffmann, Gen.-Sup. in Berlin, Kapff in Stuttgart, Kliefoth in Schwerin, Liebner, Oberhofpr. in Dresden, Münchmeyer in Osnabrück, Oſterzeen in Utrecht, Wichern in Berlin, u. ſ. w. Man ſieht ſchon aus dieſen Namen, daß die Herausgeber es vorläufig verſtanden haben, von den verſchiedenſten Seiten Intereſſe für ihr Unternehmen zu gewinnen. Auch wir begrüßen dieſe neue Zeitſchrift mit freudigem Erwarten, die über die beſten

Kräfte zu disponiren scheint, und nach den vorliegenden Heften zu urtheilen, auch bereits ihre Aufgabe aufs beste zu lösen begonnen hat. Es ist erfreulich, wenn immer und immer wieder ein solcher Ton angeschlagen wird, wie er in unsern Zeiten eben noth thut: fest ruhend auf dem Grunde der Offenbarung und Schrift, und der Entwickelung und Umgestaltung des ewig Alten und Neuen zugewandt. Die Themata der einzelnen Aufsätze sind alle sehr zeitgemäß, und die Ausführung ansprechend: Psychologie und Materialismus (Brachmann). Die Vertheidigung des Christenthums und die päpstliche Encyclika (Grau). Die neuesten Versuche zur Ausgleichung der bibl. Schöpfungsgeschichte mit der Geologie (Zöckler). Die apologetische Thätigkeit der alten Kirche mit Rücksicht auf die Gegenwart (Burk). Beitrag zum Verständniß der Lehre von der Ausgießung des heil. Geistes (Ziese). Besonders verdient der von Grau am 17. August 1865 zu Barmen auf der allgemeinen kirchlichen Conferenz gehaltene Vortrag: „Ueber Glauben als die höchste Vernunft," hervorgehoben zu werden. Auch sind nicht zu übersehen „Briefe über den ersten Protestantentag", von Bagge, wobei die Red. folgende Anmerkung macht: „Obgleich die Redaction den Standpunkt des Hrn. Verf. weder in kirchlicher noch in politischer Hinsicht durchaus zu vertreten gesonnen ist, hat sie doch diesen Briefen die Aufnahme nicht versagen wollen, da sie möglichst alle auf positivem Glaubensgrunde stehenden Zeugen in dem Werk gemeinsamer Begründung und Vertheidigung der christlichen Wahrheit betheiligt zu sehen wünscht." Im folgenden Heft: „Um Mißverständnissen zu begegnen, bemerken wir (die Redaction), daß eine Erwiederung auf die Briefe erfolgen wird ꝛc."

Nachschrift. Wir werden wahrscheinlich auch bald in der Lage sein, einen kleinen Bericht über jenen Eisenacher Protestantentag in diesen Blättern zu lesen, dem wir in Erwägung des audiatur et altera pars die Spalten gönnen, vorbehaltlich einer Rechtfertigung unsres Standpunktes, den wir schon zweimal, wenn auch nur kurz, vertreten haben, und von dem wir begierig sind zu erfahren, mit welchen Gründen er überwunden werden soll. Die Red.

III.

Nachrichten.

Correſpondenz aus London, von E. M—n.

Die menſchliche Natur iſt im Allgemeinen dem Conſervatismus hold, ſie fügt ſich lieber in beſtehende überlieferte Verhältniſſe, mit allen ihren anerkannten Mängeln und Nachtheilen, ehe ſie ſich in einen Kampf, der immer mit Reformen verknüpft iſt, einläßt. Sie fürchtet Unruhe, Umwälzungen und vermeidet den Kampf, bis die Zeit reif geworden und Männer auf den Kampfplatz ruft, die dann, durch Geſinnungstreue und Ueberzeugungskraft mächtig auf die Menge wirkend, gegen unhaltbar gewordene Verhältniſſe und Einrichtungen zu Felde ziehen. Das bleibt wahr nach allen Richtungen hin, in Politik, in Beziehung auf ſociale Zuſtände, Kunſt und Wiſſen, wie für die Religion. Einen ſolchen beginnenden Kampf finden wir nun in England, vorzugsweiſe das Land, das immerwährend in einer Reformbewegung bald nach dieſer, bald nach jener Richtung ſich befindet, und fürwahr, ſo ſehr man auch bei jeder Gelegenheit auf England, als das Land, wo Alles vollkommen und vortrefflich ſein ſoll, hinweiſt, es giebt hier gewaltig viel zu reformiren. — Ich will nur von den Reformverſuchen auf geiſtlichem Gebiete reden. Die Mißſtände ſind nachgerade unerträglich geworden, im ſchreiendſten Widerſpruch mit unſerer Zeit, und werden von Laien, wie Geiſtlichen gleich ſtark gefühlt. Von der einen Seite verlangt man Radikalreform, von der andern, der conſervativen Partei, iſt man zu Conceſſionen geneigt, indem man eine Reviſion der Liturgie, oder genauer des Prayerbook, für möglich und zuläſſig erklärt. Eine der intereſſanteſten Erſcheinungen nun iſt Mr. Spurgeon, der nicht nur in ſeiner Baptiſtengemeinde, ſondern ſelbſt in der Hochkirche eine große Anzahl Anhänger zählt. Sein „Metropolitan-Tabernacle“, ein großes Gebäude, iſt jedesmal überfüllt; ſeine gedruckten Predigten befinden ſich in aller Menſchen Händen, einzelne dieſer Predigten haben eine großartige Auflage erlebt, wie z. B. die berühmte über die „Baptismal Regeneration“ — Wiedergeburt durch die Taufe —, die in mehr als 200,000 Exemplaren curſirt. — Wo dieſes

Thema die Grundlage der Bewegung bildet, werde ich Auszüge aus den betreffenden Predigten geben, die ein Bild von den beſtehenden Zuſtänden, wie auch von der eigenthümlichen Perſönlichkeit des Redners geben. Die ſchon genannte Predigt über die „Baptismal Regeneration“ hielt er am 5. Juni 1864. Sein Thema war: Marcus 16, 15. u. 16. „Und er ſagte zu ihnen: Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium“ ꝛc. Er beginnt zu zeigen, wie Gott den Apoſteln, einfachen Menſchen wie wir, eine ſolche wichtige Aufgabe zutheilte, auf daß wir nicht die Kraft des Wortes in vortrefflichen Menſchen ſuchen, ſondern nur in Gott allein, die wir ſeinen Schatz beſitzen in irdenen Gefäßen. In wenig Worten zeichnete er ihre Aufgabe, deren Erfüllung die Apoſtel oft Widerſpruch, Verfolgung, ja den Tod erfahren ließ. — „Niemals dachten ſie daran, das Evangelium unterzuordnen „den unheiligen Neigungen oder Vorurtheilen des Volkes, „ſondern mit beiden Händen ließen ſie das mächtige Schwert „des Geiſtes niederſchmettern, geradezu und furchtlos, auf „das Haupt des widerſtrebenden Irrthums (brought down „upon the crown of the opposing error). — Dieſen „Morgen werde ich im Namen des Herrn der Geiſter, mein „Helfer und mein Hort, daſſelbe zu unternehmen haben, „und ich werde einige Feindſchaft hervorrufen — wenn ich „durch das Predigen deſſen, was ich für wahr halte, die „Freundſchaft einiger verliere und die Feindſchaft anderer „errege; ich kann dem nicht wehren. Die Bürde des Herrn „ruht auf mir und ich muß meine Seele befreien. — Ich „bin ungern genug an das Werk gegangen, aber ich bin „dazu getrieben durch das ehrwürdige und überwältigende „Gefühl (awful and overwhelmius sense) heiliger Pflicht. „Da ich vielleicht bald vor den Schranken meines Herrn „erſcheinen muß, will ich heute, wenn jemals in meinem „Leben, Zeugniß für die Wahrheit ablegen und alle Ge„fahr laufen. — Ich bin zufrieden, ausgeſchieden zu werden „als ſchlecht (evil), wenn es ſein ſoll, aber ich kann nicht, „ich darf nicht Frieden halten. Der Herr weiß, ich habe „nichts in meinem Herzen, als die reinſte Liebe zu den „Seelen derjenigen, die ich in des Herrn Namen zu ta„deln mich mächtig getrieben fühle. — Unter meinen Hö„rern und Leſern werden Viele mich tadeln, wenn nicht „verdammen, aber ich kann dem nicht helfen. Wenn ich „eure Liebe für die Sache der Wahrheit einbüße, bin ich

„betrübt euretwegen, aber ich kann, ich darf nicht anders „handeln — habe ich jemals um eure Billigung gebuhlt? „Es iſt angenehm, Jedes Beifall zu erlangen, aber wenn „des Anſehns und des Beifalls der Menſchen wegen irgend „ein chriſtlicher Geiſtlicher einen Theil ſeines Zeugniſſes „zurückhält, wird einſt ſein Herr und Meiſter es von ihm „verlangen."

„Ich finde, daß der große Irrthum, den wir durch „ganz England (und er wird größer und größer) zu be„kämpfen haben, in directem Widerſpruch mit meinem Texte „iſt, euch wohl bekannt als die Doctrin der täuflichen „Wiedergeburt. Wir wollen dieſem Dogma begegnen mit „der Verſicherung, daß Taufe ohne Glauben Niemanden „rettet. Der Text ſagt: Wer glaubet und getauft wird", u. ſ. fort führt er die Behauptung durch und fährt dann fort: „Ich weiß nicht, daß irgend eine proteſtantiſche Kirche „in England die Doctrin der täuflichen Wiedergeburt pre„digt, als mit Ausnahme einer: die Corporation, die, „wie es ſich trifft, ſich ſelbſt mit nicht zu geringer Demuth „nennt die Kirche von England. Dieſe ſehr mächtige „Secte predigt nicht dieſe Doctrin durch eine Section ihrer „Geiſtlichen, die barmherzigerweiſe bezeichnet werden könnte „als ſchlechte Zweige des Weinſtocks, ſondern ſie erklärt „offen, kühn und frei dieſe Doctrin in ihren eigenen beſtä„tigten Regeln (appointer standard), dem „Book of „Common Prayer", und das in ſo bezeichnenden Worten, „daß weil die Sprache das Mittel iſt, verſtändigen Sinn „zu vermitteln (is the channel of connexius intelligible „sense), kein kurzer gewaltthätiger Prozeß, um den klaren „Sinn zu bemänteln (of violent wrestuis zu verſtümmeln), „kann ſie je etwas anderes ſagen laſſen. Hier ſind die „Worte, wir führen ſie aus dem Catechismus an, welcher „für den Unterricht der Jugend beſtimmt iſt, und daher „ſehr offen und einfach, da es thöricht wäre, die Jugend „mit metaphyſiſchen Feinheiten zu beunruhigen. Das Kind „wird nach ſeinem Namen gefragt, und dann weiter be„fragt: „Wer gab Euch dieſen Namen?" „Meine Tauf„väter und Taufmütter bei meiner Taufe, durch welche ich „gemacht wurde zu einem Gliede Chriſti, ein Kind Gottes „und ein Erbe des himmliſchen Reichs." — Er greift nun an das „member of Christ", „child of God" und Erbe des himmliſchen Reichs in klarer, ſarcaſtiſcher Weiſe, wie die fernern Worte bei der Taufe, — geht dann auf die

Prieſter über, die nicht an die Wiedergeburt durch die Taufe glauben, und doch jeden Sonntag und bei jeder Gelegenheit die Verſicherung des Glaubens daran predigen. So critiſirt er die ganze Taufhandlung, die Verſicherung und die Gelübde der Taufzeugen im Namen des Kindes, ſchildert dann den fernern Lebensgang des Kindes, das oft nichts weniger als göttlich, und doch iſt daſſelbe ein Erbe des himmliſchen Reichs. — „Unbekehrte Sünder geloben „für das Kind, daß es alle Gebote Gottes halten werde, „während ſie ſelbſt jeden Tag offen dieſelben brechen! „Wer kann dieſes Alles ertragen außer dem langmüthigen „Gott? Was! nicht dagegen reden? Die Steine auf „den Straßen möchten aufſchreien gegen die Infamität ver„derbter Männer und Weiber, verſprechend, daß ein An„derer werde entſagen dem Teufel und ſeinem Werke, wäh„rend ſie ſelbſt dem Teufel dienen und mit Gierigkeit ſeine „Werke thun. Als eine Klimax zu allem dieſem verlangt „man, daß ich glauben ſoll, daß Gott annehme ſolch ſün„diges Verſprechen, und als eine Folge laſſe wiedergeboren „werden das Kind. Ihr könnt nicht glauben an eine „Wiedergeburt durch dieſe Handlung, ob Heilige oder Sün„der die Ausübenden ſind. — Nehmen wir an, ſie ſeien „göttlich, dann haben ſie unrecht, zu thun, was ihr Ge„wiſſen verdammen muß; betrachten wir ſie als ungöttlich, ſo „haben ſie unrecht, zu verſprechen, was, wie ſie wiſſen, ſie „nicht erfüllen können; und in keinem Falle kann Gott „ſolche Verehrung annehmen, noch weniger Wiedergeburt „anknüpfen an eine ſolche Taufe."

Und ſo fort! — Dann: „Nun, was kann der Einfluß „ſolchen Predigens ſein auf unſer geliebtes England? auf „mein theures und geſegnetes Vaterland? Was als nur „das Schlimmſte von allen Uebeln? Wenn ich mein Vater„land nicht liebte, ſondern mich mehr, möchte ich hier „ſchweigen, aber, geliebtes England, ich kann nicht und „darf nicht, und da ich bald vor Gott Rechenſchaft abzu„legen habe, deſſen Diener, ich hoffe, ich bin, muß ich mich „ſelbſt von dieſem Uebel, wie von jedem andern befreien, „oder auf mein Haupt kommt das Verderben der Seelen. „Hier laßt mich eines andern Punktes erwähnen. Es iſt „eine leider nur ſehr zu fürchtende Thatſache, daß in kei„nem Zeitalter ſeit der Reformation das Papſtthum ſolche „erſchreckende Fortſchritte in England gemacht hat, als in „den letzten wenigen Jahren" — führt er nun dafür

Beweiſe an. „Und was iſt die Urſache?“ fragt er weiter. „Ich ſage mit jedem Grunde der Wahrſcheinlichkeit, daß „es kein Wunder iſt, wenn das Papſtthum (Popery) ſich „ausbreite, da ihr zwei Dinge habt, die zu ſeinem „Wachsthum beitragen. Das erſte vor allem, die Falſch„heit derjenigen, die einen Glauben lehren, der ihnen ſelbſt „fremd iſt, was ganz entgegengeſetzt iſt der Ehrenhaftigkeit „des Römiſchen, der durch falſche Lehre und gute Lehre „ſeinem Glauben Stand hält, und dann zweitens, dieſe „Form des Irrthums, bekannt als täufliche Wiedergeburt „und gewöhnlich genannt Puseyism, was nicht eigentlich „Puſeydismus iſt, ſondern Church of Englandism, weil „es im Prayerbook enthalten iſt, ſo klar, als Worte es „vermögen; ihr habt dieſe täufliche Wiedergeburt als vor„bereitende Stufen, den Menſchen es leicht zu machen nach „Rom zu gehen. — Ich habe nun meine Augen ein wenig „zu öffnen, um Romanismus von allen Seiten in Zukunft „aufſchießen zu ſehen, denn ihre Wurzeln ſind überall in „der Gegenwart ausgebreitet.“ — In einem unſerer Ge„richtshöfe bezeigte letzten Dienstag ein Lord Oberrichter „ſeinen Aberglauben, ausrufend: „welche Gefahr für Kin„der, die ungetauft ſterben!“

Dann ſpricht er von der zunehmenden Verehrung für Ceremonien, Verehrung von Altären, Kirche ꝛc. „Wir „müſſen John Knox wieder haben. Sprecht mir nicht von „milden und gütigen Männern, von feinen Manieren und „gewählten Worten; wir brauchen den kühnen Knox, und „ſelbſt wenn ſeine Heftigkeit ſollte „unſere Kanzeln in „Schwerter verwandeln“; es wäre gut, wenn nur unſere „Herzen wieder zur That erweckt würden. Wir brauchen „Luther, den Leuten die Wahrheit zu ſagen in offenen ver„ſtändlichen Worten. — Es iſt das Wort (er drückt ſich „kräftiger aus: the velvet has got into our minister's „mouths of late) im Munde unſerer Prieſter Sammt ge„worden, aber wir müſſen uns entäußern der weichen Klei„dung, und Wahrheit muß geſprochen werden, und nichts „als Wahrheit, denn von allen Lügen, die Millionen nieder zur „Hölle gezogen haben, ſehe ich auf die eine als die abſcheu„lichſte — daß in einer proteſtantiſchen Kirche diejenigen ge„funden werden ſollten, die da ſchwören, daß Taufe die Seele „rettet. — Nenne einen Mann, einen Baptiſten oder einen „Presbyterianer, oder einen Diſſenter, oder einen Kirch„mann (Churchman), es iſt mir gleich — ſagt er, daß

„die Taufe die Seele rette, fort mit ihm, fort mit ihm „(out upon him), er behauptet, was Gott nie gelehrt, was „die Bibel nie niedergelegt und was nie von Männern „aufrecht erhalten werden ſoll, welche behaupten (lehren), „daß die Bibel, und die ganze Bibel, die Religion der „Proteſtanten iſt." — Er geht dann über zur Durchführung des Themas, zum zweiten Punkt, daß „Glauben ein noth„wendiges Erforderniß zur Rettung ſei" — und geht dann über zum Schlußpunkt, daß „die Taufe im Texte offenbar verbunden iſt mit Glauben." Wer da glaubet und getauft wird, ſoll ſelig werden.

In einer andern Predigt am 26. Juni 1864, deren Text war: Hebr. 13, 13. „So laſſet uns nun zu ihm hinausgehen aus dem Lager und ſeine Schmach tragen", beginnt er: „Moderne Profeſſoren haben einen recht leich„ten Weg zur Religion entdeckt. — Wo iſt eine Methode, „durch welche ein Mann zu großer Reputation als Chriſt „gelangen kann und doch zu vermeiden wiſſe alle Unter„ſuchungen betreffend des Gläubigen Zuſtand. — Er mag „durch die Welt gehen, findend den Pfad ſo zartmooſig als „das Fleiſch nur wünſchen kann, beglückt durch die ſüßen „Blicke befreundeter Formaliſten und durch die Bewunderung „der Gottloſen, mag er wandeln von ſeinem erſten Eintritt „in die Kirche zu ſeinem Grabe, ohne zu erfahren ſo viel, „als nur einen einzigen Schauer ſeine Entzücken zu dämpfen; im Gegentheil, die Sonne mag ſüß über ihm „lächeln auf ſeinem ganzen Wege, die Vögel ſingen, nicht „ein Rabe mag wagen zu krähen noch eine einzige Eule zu „ſchreien; ſein Weg zum Ruhm und zur Unſterblichkeit wird „ſein wie nur die Bequemlichkeit es wünſchen kann. — „Laßt ihn annehmen die moderne Theorie univerſeller „Wohlthätigkeit, laßt ihn glauben, daß eine Lüge Wahrheit „iſt, und daß, ob Lüge, ob Wahrheit, es von keiner Folge „im Ganzen iſt, laßt ihn zuvorkommend ſein gegen Jeder„mann und mit weicher und öliger Zunge einſtimmen in „Jedermanns Principien in Ermangelung irgend welcher „nennenswerthen eignen; laßt ihn die Segel wenden jedes„mal wenn der Wind ſich ändert, laßt ihn in allem thun „in Rom, wie Rom thut, laßt ihn zu allen Zeiten gemüth„lich mit dem Strome ſchwimmen und er wird in den „Hafen gelangen — doch ich fürchte, nicht in den gewünſch„ten!" — und ſo fort. — Er theilt dann ſein Thema in 4 Punkte, 1) des Gläubigen Pfad, 2) ſein Führer, 3) ſeine

Last, 4) seinen Grund diesen Pfad zu verfolgen. — Ich führe einige Stellen an aus Punkt 1. „Gewöhnlich, als „Regel, ist niemand so gut als seine Religion, und gewiß „niemand ist besser als seine Religion; wenn du nicht be„kennst zu stehen auf Christus Seite, mit aller Wohlthä„tigkeit sind wir genöthigt, dein eigenes Bekenntniß anzu„nehmen, keine Theilnahme für Jesus zu haben. — Kommt „heraus, Christen, Euer Meister befiehlt's Euch und warnt „Euch, wenn Ihr Euch seiner schämt hier in dieser Welt, „er wird sich Eurer schämen am Tage seiner Glorie. — „Er fordert ihn zu bekennen, denn wenn ihr ihn vor den „Menschen bekennt, wird er Euch anerkennen, wenn er kom„men wird in der Glorie seiner Engelschaar. Ich bitte „Euch daher, kommt heraus, indem Ihr den Namen eines „Christen annehmt. — Wie, was ist da zu schaudern da„vor? Bist Du ein Soldat und willst nicht Deines Capi„tains Uniform tragen? Was, liebst Du Christus und „schämst Dich es zu bekennen? Du solltest erfreut sein Dich „der gesegneten Anschuldigung schuldig zu bekennen — „warum steht ihr hinten? Laßt nicht Furcht oder Scham „Euch zurückhalten. — Seid Ihr Christen, so ist in der „That nichts schimpfliches darin, — auf und steht Schulter „an Schulter mit Gottes Volk und sprecht: „Ich will gehen „mit Euch, weil der Herr ist mit Euch." — —

Dann in einer dritten Predigt am 24. Juli 1864. Marc. 10, 13 - 16. Und sie brachten junge Kinder zu ihm u. s. w., wo er das Thema der Taufe eingehend behandelt — und endlich in einer am 25. September 1864 gehaltenen vierten Predigt über denselben Gegenstand, Text Ezechiel 11, 5: „So spricht der Herr", — oder das Buch of Common Prayer, gewogen in der Wagschaale des Heiligthums. — Im 5ten Punkt dieser Predigt beginnt er: „Wenden wir „weiter um (im Prayerbook), so gelangen wir zu einem nicht „häufig von gewöhnlichen Lesern beachteten Theil, „von „der Ordinirung der Geistlichen," oder dem Wege, auf dem „Priester gemacht werden. — Warum Priester? Ist ein „Gläubiger mehr ein Priester als ein anderer, wenn alle „zum königlichen Priesteramt berufen sind? Lassen wir „das. — In Kürze, meine Brüder, die Priester werden „gemacht durch Bischöfe, wie die Bischöfe gemacht werden „durch Lord Palmerston, oder Lord Wesley oder durch einen „andern politischen Leiter, der an der Spitze der Geschäfte „sich findet. — Der Premierminister von England ist die

„treue Quelle, aus der alle Biſchöfe hervorfluthen, und die „Prieſter ſind geringere Emanationen, ſich abzweigend mehr „von der Mitra als von der Krone —" und ſo fort — und ſchließend mit dieſer Art der Prieſter-Creirung ruft er aus: „Proteſtantiſches England, willſt du länger dieſe „Blasphemie erdulden? Land of Wicklef, Geburtsort „der Märtyrer von Smithfields, iſt dieſes noch lange zu „ertragen? Ich bin klar darüber vor dem Allerhöchſten, „oder hoffe zu ſein, ehe ich im Grabe ruhe und einmal „in die Poſaune geſtoßen, ſoll ſie tönen, bis meine Lippen „ſtumm ſind — wollt ihr mir ſagen, es iſt nicht meine „Sache? Es iſt nicht die Nationalkirche? ruht die Sünde „nicht auf jedem Manne und jedem Weibe in der Nation, „Diſſenter und Kirchmann, der nicht durch offene Mißbilli„gung ſich davon losſagt? — Erhebe dich, Britannia, Volk „der Freien, und ſchüttele dein Gewand frei vom Staube „dieſes ſchimmeligen Aberglaubens (superstition). Im 6ten Punkt ſpricht er von dem Dankgebet, wie es vorgeſchrieben am 20. Juni, der Thronbeſteigung, und welche Vorſchrift gezeichnet iſt von Lord Ruſſel. „Iſt Lord Ruſſel „auch unter den Propheten? Und auf der andern Seite „des Blattes, damit die Tories ſo gut wie die Whigs die „Kirche bauen helfen, ſehe ich die Handſchrift von S. St. „Walpole. Iſt er auch ein Vorſtand in Chriſtus Kirche? „Hat der Herr dieſen Männern Macht gegeben für ſeine „Kirche, oder Mandate zu zeichnen für ſie zur Befolgung?" — Und ſo geht er das ganze Buch des common prayer critiſirend durch.

Ich will nun noch einiges über die Perſönlichkeit Mr. Spurgeons ſagen. — Es war vor einigen Jahren, wenn ich anders recht unterrichtet bin, daß er in einer kleinen Kirche predigte, Aufſehen erregte durch die Originalität ſeiner Predigten, durch einen gewiſſen Schwung, Kühnheit in der Sprache und feſſelnde Beredſamkeit. — Die Kirche, oder vielmehr eine Chapel ward zu klein, es wurden Büchſen ausgeſtellt für Mr. Spurgeon, und Schillinge und Sovereigns kamen in ſolcher Menge ein, daß er das gegenwärtige Tabernacel bauen laſſen konnte, das nun ſein Eigenthum iſt, und ſoll er außerdem ein ſchönes eignes Vermögen erworben haben. — Das Gebäude iſt groß, aus Stein erbaut, in Form einer Baſilika, innen ein großes längliches Oval bildend, Platz bietend für 3—4000 Perſonen, mit zwei großen Gallerien, jede 4—6 Reihen Sitze

enthaltend. — Das Publikum füllt den ganzen Raum, von kirchlichen Attributen iſt nichts zu ſehen, wie Orgel oder Kanzel, oder Altar, nur am einen Ende des Ovals, etwas höher als der Flurzuſchauerraum, iſt ein beſonderer Raum durch ein Geländer getrennt, mit einem großen Tiſche, an dem Frauen und Männer ſitzen, einige der letztern mit Schreiben beſchäftigt; was dieſer Raum bedeutet, weiß ich nicht. Von dort führen Treppen hinauf zur Plattform, in der Höhe mit der erſten Gallerie, durch nichts getrennt vom Zuſchauerraum, auf der Mr. Spurgeon ſich befindet. An der Decke eine Uhr. — Beim Beginn werden Pſalmen geſungen von der ganzen Verſammlung, dann ſteht Mr. Spurgeon auf, ein Mann in den beſten Jahren, mittlere, etwas weniges beleibte Geſtalt, ſieht wohl aus, macht einen guten Eindruck, in gewöhnlicher ſchwarzer Kleidung, nur eine weiße Cravatte, ſpricht erſt ein kurzes Gebet und beginnt dann ſeine Predigt. Sein Organ iſt wohltönend, friſch und überall zu hören, er ſpricht raſch, ohne zu ſtocken, variirt wenig im Ton, nur zuweilen wird er wärmer, nein, er iſt immer ziemlich warm, ich will ſagen heftiger. — Seine Rede iſt klar, verſtändlich, zuweilen in Metaphern, ja zuweilen ein Schwung Poeſie, aber immer populär und verſtändlich. Das iſt Mr. Spurgeon. Reverend darf man ihn nicht nennen, das hat er ſich verbeten.

Eine andere, leider betrübende Erſcheinung iſt die katholiſirende Richtung der engl. Highchurch. Da iſt z. B. ein Prieſter, der bemüht iſt, den liturgiſchen Dienſt mit katholiſchen Dingen auszuſchmücken, als Weihrauch, bunten Gewändern u. ſ. w. Ein anderer, Brother Ignatius, gründet einen „Englisb Order of St. Benedikt“, und hat ziemlichen Erfolg. Er ſelbſt geht einher wie ein katholiſcher Mönch, barhäuptig und barfüßig, mit einer Kutte bekleidet. — Zu Weihnachten wurden Extra-Abendunterhaltungen eingeführt; ich kann im Augenblick nur nicht ſagen, ob in einer katholiſchen oder engliſchen Gemeinde, mit Thee und Kuchen und einem Tänzchen, unter Theilnahme der Prieſter. — Warum nicht, ein Tänzchen in Ehren ꝛc. — Dann kommen andere Kurioſa vor, z. B. die Rede des bekannten Benj. d'Israeli über die Nothwendigkeit der Errichtung eines „Ecclesiastical Court of final appeal“, wie du aus der Bezeichnung entnehmen wirſt, eines Appellhofes in geiſtlichen Sachen. Näher hierauf einzugehen, erlaubt der Raum nicht, nur will ich bemerken, daß es

nichts weiter bedeutet, als ein politiſcher Kunſtgriff der Tories, um der Geiſtlichkeit zu ſchmeicheln und ſie zu gewinnen, da die liberale Partei, d. h. in der Politik, die Stellung der Conſervativen cidevant Tory, ungemein erſchwert und ſie nun alle möglichen Mittel ergreift, um eine unſichere Stellung zu behaupten. In dieſes Thema ſchlägt der noch unentſchiedene Colenſoſche Streit, ſein Appell an den höchſten Gerichtshof, bis jetzt — in geiſtlichen Dingen, an den Committee of Privy Council, wegen der Jurisdiction des Biſchofs von Cape Town. — Das Urtheil iſt noch nicht erfolgt, und ſonach Biſchof Colenſo noch nicht deſtituirt von ſeinem Poſten.

Vielen Scandal verurſachte die Reſiſtance-Geſchichte. Der Schiffsprediger Gutteres ward von dem Commandeur des Schiffes Reſiſtance zur Haft verurtheilt, weil er ſich geweigert hatte, den Befehlen des Capitains Folge zu leiſten, der einen Midſhipman verurtheilt hatte, wegen irgend eines Vergehens, zu Extrabeiwohnung eines gewiſſen Strafgottesdienſtes während 3 Monate, und Berichterſtattung, ob beſagter Offizier auch der Strafe Folge geleiſtet, wofür der arme Prediger 4½ Tage eingeſpunnt ward, bis er ſich fügte. — Die Admiralität hieß öffentlich das Verfahren des Capitains gut, gab aber „privatim und confidentiell" allen Schiffs-Commandeuren die Weiſung, von den Schiffs-Caplanen „not to expect any duty of an executive „character, the chaplain must be regarded as the „friend and adviser of all on board." — Nicht wahr, recht hübſch.

Dann findet man alle Tage Annoncen von Verkäufen von einträglichen Kirchenämtern, wie z. B. Messrs. Fox and Bonsfield (Auctionatores) boten zum Kauf in Auction in Garraway das Patronatsrecht, mit dem Rechte der nächſten Präſentirung zur Rectorſchaft von Pickworth, angeführt in den „Clergy List", wie in dem „Clerical directory", als dem Herzog von St. Albans (als Patronatsherrn) gehörig. Der Auctionator wies auf das Factum hin, daß die Pfründe belegen war in den Hochlanden, nahe bei Folkingham und Grantham, grenzend an die Domainen verſchiedener Edelleute und Männer von Rang, und daß es eine angenehme Sphäre geiſtlicher Thätigkeit darböte. Er fügte hinzu, daß der jetzige Pfründen-Inhaber ein Mann von 80 Jahren ſei, alſo bald ſcheiden könnte. — Es war vorhanden ein ſteinernes comfortables Rectorhaus,

mit Garten und Land, und das Einkommen war 400 Pfd. St. das Jahr. Für dieſe Pfründe ward 4000 Pfd. St. verlangt. Niemand ſchien darauf entriren zu wollen. Endlich bot ein Kühner 1500 Pfd St. Dann gingen die Gebote bis auf 2950 Pfd. St., und dabei blieb man ſtehen, und alle Verſuche des Auctionators, ein höheres Gebot zu erlangen, blieben vergeblich; es wurde daher der Zuſchlag verlangt. — Der Rector braucht kein Geiſtlicher zu ſein, in welchem Falle er dann die Stelle des Predigers wieder vortheilhaft anbringen kann. — Der Erzbiſchof von York hielt zu Sheffield eine Rede bei Gelegenheit der Church Extension Movement, die ſehr intereſſant iſt. Es werden und ſollen noch mehr Kirchen gebaut werden. — Der Biſchof von London hat einen „Bishop of London fund“ gegründet, zum Zwecke, innerhalb 10 Jahren eine Million Pfd. St. zuſammenzubringen zu ähnlichen Zwecken, wie die Guſtav-Adolph-Stiftung und unſere ähnliche Stiftung. Im erſten Jahre haben ſie ſchon 100,000 Pfd. St. zuſammengebracht und 70,000 Pfd. St. ſind zugeſichert. Nun aber Embarras in Beziehung auf die Anwendung. — Die reformirte Gemeinde in Paris führt auch heftige und eben nicht ſehr erbauliche Kämpfe, den Kampf der feindlichen Brüder unter einander. Willſt du das Glaubensbekenntniß Garibaldi's haben? Hier iſt es; aus einem Briefe deſſelben an ein Mitglied der Piſaer Univerſität: „Sie fragen mich um die beſten „Mittel zur Erziehung ihrer jungen Zöglinge (um was man dieſen famoſen Flibuſtier nicht fragt). Sie müſſen „ſie erziehen in der Liebe zu allem, was wahr iſt. Wenn „ich hinausſtarre in den Raum und meiner Einbildungs„kraft die Zügel ſchießen laſſe, erkenne ich die Werke des „Allmächtigen, wie die mathematiſche Harmonie, in wel„cher ſie erdacht und durch welche ſie bewegt werden, das „verkündet einen höchſten Künſtler. — Belebt durch ſolchen „Glauben, unfähig mein Sein in einer materiellen Exi„ſtenz, die mir widerſtrebt, zu beſchreiben, und beſorgt, den „eingebornen Inſtinct der Unſterblichkeit der Seele zu be„friedigen, liebe ich nachzuhängen (mich zu erfreuen) in „dem erhebenden und wohlthätigen Gedanken, daß meine „Seele, ſo unendlich gering ſie auch ſei, einen Theil bildet „der unendlichen Intelligenz, welche über das Univerſum „herrſcht, und hier dogmatiſire ich nicht, es iſt der Aus„druck meines Glaubens, und wenn irgend Jemand mich

„eines beſſern zu belehren vermag, werde ich mit Begier „es glauben."

Die engl. Zeitungen melden von einer Verfügung aus Preußen, daß Ehen, eingeſegnet von diſſentirenden Prieſtern und nicht von Predigern der evangeliſchen oder katholiſchen Kirche, officiell ungültig ſind, die Kirche nicht legitim ſei und durchaus keine geſetzlichen Rechte beſitze. In allen officiellen Liſten (als Cenſur-, Polizeiliſten ꝛc.) und in allen gerichtlichen Verhandlungen führt die Mutter ihren Mädchennamen. — Iſt das wahr? Das wäre ein neuer Fortſchritt.

Ernſt v. Bunſen's neueſtes Werk: „The Hidden Wisdom of Christ and the Key of Knowledge; or the History of the Apocrypha" — wird eingehend und ziemlich günſtig beurtheilt. Der Kritikus macht nur auf rare Sprachfehler aufmerkſam. Bunſen nimmt nämlich Pauls Ausſpruch: „caller to be saints" in der Meinung, daß wenn auch berufen, ſind ſie noch nicht vollkommen zur Heiligung. — Er ſollte aber aufmerkſam geweſen ſein, daß in der engl. Verſion „to be" gebraucht worden, weil „caller saints" einen ganz andern Sinn geben würde. Die correcte Ueberſetzung von kletoi hagioi würde ſein „Heilige" (oder heilige Männer), die berufen ſind, who have been caller, denn das Particip Paſſ. iſt gebraucht, und einige andere Ausſtellungen. So viel von kirchlichen und geiſtlichen Sachen, aber wo bleibt Politik, Wiſſenſchaft, Literatur, Erziehungsweſen ꝛc. — Ich kann für heute nur zurufen: Vale! Den 31. J. 1865, London.

Zwei Monat ſpäter. „Die Convocation der Kirche von England" trat faſt zu gleicher Zeit, als das Parlament eröffnet wurde, zuſammen. — In einem Lande wie England, wo, wie kaum in einem andern, die Religion in den Vordergrund tritt, ob mehr äußerlich und förmlich als innerlich, Gemüth bewegend, bleibe unberührt —, ſollte man nun glauben, daß eine ſolche Verſammlung der höchſten, hohen und niedern Prieſter der Hochkirche allgemeines Intereſſe erregen müſſe, die Zeitungen ausführliche Berichte liefern und intereſſante Reſultate aus den Berathungen hervorgehen würden. — Von allem dem nichts; dieſe Convocationen ſind todtgeboren, ohne Leben, eine reine Förmlichkeit ohne Bedeutung und Wirkung, daher laſſen ſie das Publikum kalt, theilnahmlos, ja wenn, wie dieſes mal, ein Thema auftaucht, die trockenen kalten Gemüther der Glie-

der der Verſammlung etwas erwärmt werden und ſich hie und da Geneigtheit zeigt, brennende Fragen der Zeit eingehender zu behandeln, wird die Berathung unterbrochen, vertagt, ja ſogar die Zeitungsreporter erſucht, keine Berichte zu geben. — Das ſind ſonderbare Zuſtände in dem Lande der freien, weitverbreiteten Preſſe. — Ein Tagesblatt entwirft folgendes Bild. „Convocation iſt in Theorie das „Parlament der Kirche, verknüpft mit dem Staatsparlamente „durch die Suprematie des Herrſchers und in frühern Zeiten gewöhnlich einberufen und vertagt mit demſelben zu „gleicher Zeit. — In ihrer Zuſammenſetzung gleicht ſie der „National-Verſammlung, der Erzbiſchof nimmt einen metaphoriſchen Wollſack ein, das Oberhaus der Biſchöfe gleicht „der Pairskammer; das Unterhaus, beſtehend aus Repräſentanten der verſchiedenen Diöceſen und von jedem Capitel in derſelben, gleicht dem Hauſe der Gemeinen mit „ihren Rittern aus den verſchiedenen Grafſchaften (shires) „und den Gliedern der Flecken. Es beſitzt officiale Formen, Terminologien und Traditionen gleich den großen „Inſtitutionen, von denen ſie ein Spiegelbild ſein ſollte. — „Es ſcheint nun, daß dieſer Spiegel hoffnungslos geborſten, „er reflectirt nichts als verzerrte Bilder und Antiquitäten, „die Debatten arten aus in Schwätzereien und alterthümliche Formen werden lächerlich unter den Händen der right „reverend and reverend Gentlemen, die jährlich Synode „ſpielen in der Jerusalem chamber oder in Königin Annas „Bounty Room. — Sie begannen thöricht und bleiben „thöricht. — Ja 1717 benahm ſich die Convocation ſo „ſchlecht in Sachen des Dr. Hoadley, Biſchofs von Bangor, „daß ſie aufgelöſt wurde, und ſeitdem ſie wieder ins Leben „gerufen, macht ſie uns nicht ärgern, ſondern lachen. — „Nun, wir ſollten eigentlich nicht lachen über die Convocation, die eine ſehr ernſte, reverende und nützliche Verſammlung ſein ſollte, ſorgſam in ihren Grenzen, all das „möglich Beſte für die Religion thun in ſolchen Grenzen." — Der Artikel ſchließt dann mit folgender Schilderung: „Wir „ſprechen nicht blos von den mittelalterlichen Phraſen, mit „denen das Geſchwätz in beiden Häuſern beladen iſt — gravamina articuli cleri u. ſ. w. —, es iſt der allgemeine „Charakter der Vorgänge in der Convocation, der lächerlich „erſcheint. — Da iſt z. B. ein Gentleman genannt der „Prolocutor, der immerwährend hin und her läuft mit „Botſchaften, die er zu übergeben ſcheint oder nicht, wie

„es gerade dem Oberhause beliebt. — Da sind reformirende, „umstürzende, subversive Resolutionen, von denen niemand „rechte Kenntniß hat, wichtige Motionen, die erst angenom„men, dann wieder in Berathung gezogen und in der Zwi„schenzeit ein vom Zaune gebrochenes Geträtsch, welches „die Herzen denkender Geistlichen mit Unmuth füllt. — Ein „keckes Buch ist verurtheilt, gelegentlich mit gewaltigerem „Schalle orthodoxer Posaunen, als die, durch welche Jericho „fiel, nur bald darauf, — thatsächlich eine ganze Session „darnach —, weisen die wachsamen Glieder der Versamm„lung darauf hin, daß nicht nur eine synodale Verdam„mung eine widerrechtliche Anmaßung sei, sondern, wenn „selbst dieses nicht der Fall wäre, um das Urtheil auch „nur des Papiers werth zu machen, es nothwendig sei, daß „der Primat es in Gegenwart der ganzen Convocation „unterzeichne und Ihre Majestät es bestätige. — Was soll „aus einer debattirenden, gelehrten Versammlung werden, „welche die Sachen auf so schwache Weise behandelt. — „Dann, den Hut herumsendend zur Einsammlung der Sub„scriptionen nach dem Tarife von 2 Pfd. St. für Decane, „1 Pfd. St. 10 Schill. für Erzdiakone und 1 Pfd. St. für „Procuratore und niedere Geistliche, beschäftigt sich das „Unterhaus mit der Frage, betreffend den Begräbnißdienst „(Burial service). — Da trottirt der Prolocutor herein „mit der Mahnung, daß sie diese Reformfrage auszusetzen „haben. — Ein Canon beantragt, daß, da sie schon einmal „unterbrochen, sie lieber nicht der Mahnung folgen wollten, „welchen Wunsch nun der Prolocutor den höheren Autori„täten überbringt und gleich darauf mit der Botschaft zurück„kehrt, daß diejenigen, die diesen Wunsch geäußert, sich „vorzusehen hätten, was sie in Berathung zögen. — In „der nächsten Sitzung ist das Unterhaus gerade dick in der „Discussion einer Proposition, wie sie Ihrer Majestät Ge„heimrath beseitigen und eine nur aus geistlichen Gliedern „bestehende Sternenkammer erlangen könnten, als der Pro„locutor die interessante Debatte mit der Meldung unter„bricht, daß sie Alle nach Hause zu gehen hätten and to „be very good wenn sie im Mai wiederkehrten."

Das ist eine etwas drastische Schilderung, aber sie ist leider nur zu wahr, denn so wurden die, eine Lösung, eine Reform heischenden wichtigen kirchlichen Fragen behandelt, und deren giebt es eine Menge, und ohne irgend ein Re*sultat* geliefert, irgend einen Beschluß gefaßt zu haben,

ging die Verſammlung auseinander, die Reiſeſpeſen ſind ganz umſonſt geweſen.

Ein tüchtiger, regſamer, praktiſcher Mann iſt Dr. Tait, der Biſchof von London, der, lebhaft die Bedürfniſſe und Mängel der Kirche fühlend, ſich nicht damit begnügt, dieſe nur anzudeuten, auf ſie hinzuweiſen, ſondern Hand anlegt zur Abhülfe. — Im November 1862 wurde auf ſeine Anregung beſchloſſen einen Fonds zu bilden, zur Verwendung in ähnlicher Beſtimmung für die Londoner Diöceſe wie in Deutſchland der Guſtav-Adolph-Verein und anderwärts ähnliche, nämlich 1) für Miſſionsgeiſtliche und additionelle Pfarrer, 2) Bibelleſer, 3) Miſſionsfrauen, 4) Wohnungen der Geiſtlichen, 5) Schulen, 6) Miſſionsräume oder Schulkirchen, 7) Aufbeſſerung alter und neuer Diſtricte, 8) Aufbeſſerung der Lage der Pfarrer, 9) Kirchenbau. — Im December 1864 wurde der erſte Bericht abgeſtattet von dem Executiv-Comité des „Bishop of London fund.“ — Es waren eingegangen hunderttauſend Pfund und weitere 72,000 Pfund zugeſagt. Der ganze Fonds ſoll auf Eine Million Pfund während 10 Jahren, alſo jährlich 100,000 Pfund gebracht werden. Das Bedürfniß iſt aber auch ein gewaltig großes, denn nach den ſtatiſtiſchen Nachweiſungen war, abgeſehen von allen Anſtrengungen der Nonconformiſten, noch zu ſorgen für 500 Geiſtliche und 600 Laien, Agenten, Männer und Frauen, für dieſe Diöceſe allein, in der eine Million Menſchen geiſtlicher Pflege ermangeln. Ferner nach Maaßgabe der jährlich um 40,000 Menſchen wachſenden Londoner Bevölkerung in 200 Kirchſpielen Kirchen zu bauen mit 250,000 Plätzen und Schulen für 100,000 Kinder. — Von den eingegangenen Geldern ſind nun ſchon verwendet worden: 1) zur Anſtellung von 88 Extramiſſionsgeiſtlichen und Pfarrern, 44 Bibelleſern und 15 Parochial-Miſſionsfrauen, 2) für die Errichtung von 31 temporairen Kirchen oder Miſſionsſtationen und für den Bau von 24 permanenten Kirchen, von denen einige ſchon eingeweiht und andere der Vollendung nahe. Dann Zuſchüſſe zum Bau von 12 Schulen und 1000 Pfd. der London Diocesan Board of Education, um durch kleinere Zuſchüſſe die Errichtung von einer größern Anzahl additioneller Schulen zu ermöglichen ꝛc. — Nicht wahr, das ſind große Zahlen nicht nur, ſondern Erfolge, wenn man ſie vergleicht mit z. B. den großen Schwierigkeiten, mit denen wir in Riga Jahrzehnte hindurch zu kämpfen ge-

habt, um endlich zum Bau einer und zwar recht dringend nothwendigen Kirche zu gelangen. Es ſcheint, es fehlt nur der rechte Muth, man ſoll weniger Berathen und Bedenken groß werden laſſen, ſondern friſch, mit Vertrauen Hand ans Werk legen, das Uebrige wird ſich finden. — Ich habe mich wohl auch z. B. über die Kühnheit gewundert, die man in Reval bewieſen, wo man, Jahre hindurch berathend über den nothwendigen Bau einer Kirche für die Landgemeinde, zu keinem Beſchluſſe gelangen konnte, weil die Mittel fehlten, und ſiehe da, in Folge mancherlei Conflicte zwiſchen Stadt und Dom, entſtehen nun zwei Kirchen. — Freilich, Vergleiche der Art zwiſchen London der Weltſtadt und kleineren Städten ſind eben nur in Bezug auf moraliſche Hülfsmittel, wie Erkenntniß, Energie, Vertrauen anzuſtellen, — welche Summen für kirchliche Zwecke in dieſem Lande geſpendet werden, iſt enorm, aber — und das iſt ein anderes langes Capitel — es geſchieht nicht auf die rechte Weiſe, es iſt kein Syſtem und ſo werden Millionen zwecklos hergegeben ohne wohlthätige Folgen. — Nun, da Dr. Tait's Abſichten mit ſo gutem Erfolge gekrönt, fand vor ein paar Tagen eine Verſammlung im erzbiſchöflichen Palaſte zu Lambeth auf Anregung des Dr. Sumner, des Biſchofs von Wincheſter, ſtatt, zur Bildung eines Fonds zu ähnlichen Zwecken für ſeine Diöceſe Süd-London. Auch hier iſt das Bedürfniß dringend, denn es geſchah bis jetzt zu wenig im Vergleich zu der enorm raſch ſteigenden Bevölkerung. Vor 30 Jahren befanden ſich im Kirchſpiele Lambeth ein paar Capellen und 1 Kirche, nun ſind vorhanden 25 Kirchen, und in den 3 Dekanaten, Lambeth, Southwark und Streatham, die das Bisthum Wincheſter bilden, 71 Kirchen und 203 Diſtrictſchulen, für deren Unterhalt jährlich 20,000 Pfd. St. verausgabt wurden, während in dieſer Zeit die Bevölkerung von 200,000 auf 521,000 Menſchen angewachſen war, von denen die meiſten nie etwas von Gotteswort gehört, nie eine Kirche beſucht haben. — Den Schluß bildete natürlich eine Subſcription, die 8600 Pfd. St. lieferte, der Biſchof von Wincheſter mit 2000 Pfd. St. obenan; er muß ein wohlbehäbiger Mann ſein, da er ſchon früher für ähnliche Zwecke 15 bis 16,000 Pfd. St. geſpendet.

Jedoch, es ſind Bedenken erhoben worden, ob bei der Verwendung des „Bishop of London fund“ auch ein richtiges Princip beobachtet wird, ein Princip, das gründ-

liche und nachhaltige Abhilfe verspricht. Es scheint nicht ganz. Im Laufe von 10 Jahren soll eine Million Pfd. St. zusammengebracht und das vorerwähnte Programm ausgeführt werden. Nun wohl, man fängt damit an, um nicht das Geld im Kasten liegen zu lassen, da die Bedürfnisse dringend sind, gleich Hand ans Werk zu legen, und hat schon 40—50,000 Pfd. St. ausgegeben, nicht Zinsen eines Capitals, sondern das Capital selbst angegriffen, und für diese Summe eben nur wenig thun können im Vergleich zu den umfangreichen Bedürfnissen. Im Laufe von diesen 10 Jahren wird man dann das halbe Capital ausgegeben haben und die Bedürfnisse werden, wenn man Rechnung hält der steigenden Bevölkerung, nicht nur dieselben sein, sondern größere Dimensionen angenommen haben, und man wird dann für die nächsten 10 Jahre nicht eine Million, sondern zwei nöthig haben.

Wie die englische Kirche, in alten Formen erstarrt, in denen und unter deren Schutze die höhere Geistlichkeit nach hierarchischer Suprematie strebt, so äußert sich auch das Wohlthätigkeitswesen. Welche Summen werden z. B. nur für das auswärtige Missionswesen ausgegeben, wie von der Church Missionary Society jährlich etwa 150,000 Pfd. St. — Nun wohl, es liegt die Frage nahe, was geschieht für solche runde Summe, was ist errungen durch so gewaltige Mittel? Wenig genug, Zahlen auf dem Papier thun's nicht allein, sie beweisen jedenfalls etwas, nur nicht das, was sie beweisen sollten. Wenn man so das Wesen und Treiben der Missionaire im Allgemeinen ansieht, wenn man Gelegenheit hat, die Mittheilungen von Augenzeugen zu erhalten, so ist wenig Erbauliches, was man da erfährt[1]). Die Missionaire betrachten vor allen Dingen — und nur wenige Ausnahmen sind zuzugeben — ihre respectiven Stellen als livings, als eine Stelle, von der sie leben können. Ich möchte z. B. wohl wissen, wie viel Seelen Dr. Livingstone bekehrt hat, der als Missionair ausging und als Handelsreisender — freilich auch eine Art Missionair nach englischen Begriffen — heimkehrte, durch gehörige Benutzung der Presse und Freunde und Gönner sich einen Namen machte, allerlei fabelhafte Berichte einsandte, jedenfalls etwas für all das Geld, sonst aber weder auf dem Felde der Seelenbekehrung, noch auf dem der Exploration des Landes für

[1]) Diese Beurtheilung scheint doch nicht ganz gerecht zu sein (A. d. R.).

Handelszwecke irgend was geleiſtet hat. Er hat aber ſich einen Namen gemacht, wird von ſeinen Landsleuten angeſtaunt, und es iſt nicht viel zu verwundern, wenn er eines Tages ſich auch ein M. P. hinter den Namen ſetzen kann, wie Mr. Layard und ſo viele andere.

Aus einer religiöſen Revue über das verfloſſene Jahr 1864 will ich einige Mittheilungen machen. Die Controverſen, welche die Kirche von England 1864 bewegten, ſowohl in Beziehung auf Doctrin wie Disciplin, ſind größtentheils unerledigt geblieben, und ihre endliche Löſung muß ſehr materiell beeinflußen beides, die innern Beziehungen der Staatskirche zu den Colonialkirchen, wie die Stellung der ganzen Kirche zum Staate, zur Wiſſenſchaft und zu Gottes Wort.

Faſt jedes kirchliche Ereigniß war in einer oder der andern Form durch die Publikation der bekannten Essays and Reviews veranlaßt. Großen Alarm hat die Einführung Dr. Stanley's, als Dechant von Weſtminſter, veranlaßt. Ein genialer Charakter und eine literäriſche Macht, erregte ſeine Berufung unter den orthodoxen Geiſtlichen, wegen ſeiner bekannten Hinneigung zur „liberalen theologiſchen Schule", große Befürchtungen unter einem großen Theile der Geiſtlichkeit. Einer der Kanoniker der Kirche, über welche nun Dr. Stanley zu präſidiren hat, Dr. Wordsworth, hat ſich zu einem Proteſte veranlaßt geſehen, und machte am Sonntage nach Dr. Stanley's Einführung, im Abendgottesdienſte in der Weſtminſter-Abtei, in ſeiner Predigt Anſpielungen auf dieſe Ernennung, während Dr. Stanley ebendaſelbſt in dem Morgengottesdienſte gewiſſermaßen ſein Glaubensbekenntniß ablegte. Aus allen Discuſſionen, Schriften und Adreſſen des Decans Dr. Stanley leuchtet hervor, daß er ein Mann von ſolchen ernſten und vermittelnden Geſinnungen und von ſo aufrichtigem Wunſche beſeelt, zu fördern das religiös Gute ſeines Gefährten, und von ſo ächtem, chriſtlichem Tone und Geiſte, daß ſeine Ausſchließung von der Kirche ein empfindlicher Verluſt geweſen wäre, daß jedoch ſeinen Gegnern ſeine Auffaſſung einiger der wichtigſten fundamentalen Wahrheiten des Chriſtenthums ſo unbeſtimmt und unangemeſſen (hazy and inadequate) erſcheint, daß eine mögliche ſpätere Berufung zu einem der Häupter der Kirche von England ein Ereigniß wäre, das man fürchtet.

Dann der Fall mit Dr. Colenſo, dem Biſchof von

Natal. Seine Schrift über den Pentateuch erlitt eine Verdammung von der „English Episcopal Bench“, wie bekannt. Dieſer ganze Handel wäre ziemlich in Vergeſſenheit gerathen, wenn nicht die eigenmächtigen Maßregeln des Dr. Gray, des Biſchofs von Cape Town, der ſich als Haupt der afrikaniſchen Colonialkirche betrachtet und Dr. Colenſo ſeines Biſchofſitzes in Natal verluſtig erklärte, den letztern veranlaßt hätten, an den „richterlichen Comité des Geheimen Raths, Judicial Committee of the Privy Council“, zu appelliren, oder mit andern Worten an den Souverain, als Haupt der Kirche, deſſen Urtheilsſpruch in Kurzem zu erwarten iſt. Dieſe ganze Angelegenheit hat nun die kirchliche Reformfrage wieder in den Vordergrund gebracht. Der Biſchof von Cape Town will nicht den Geheimen Rath als vorgeſetzte Behörde betrachten, der Erzbiſchof von Canterbury und die Maſſe der heimiſchen Geiſtlichkeit theilen dieſe Anſicht, entgegen den organiſchen Geſetzen des Landes, dem Statute Heinrich VIII., und verlangen einen geiſtlichen Synod als Behörde in Sachen des Glaubens und Gewiſſens. Das Volk will aber von einem Papſte, denn als ein ſolcher würde dann der Primas erſcheinen, nichts wiſſen. Conſervative Parlamentsglieder, wie z. B. Mr. d'Israeli, ſtellen ſich auf die Seite der Geiſtlichen und befürworten die Creirung eines oberſten geiſtlichen Appellhofes, um ſich den Einfluß der Geiſtlichkeit in politiſcher Hinſicht zu ſichern. So ſteht nun die Sache, und wir werden wohl bald mehr hören. Das Volk iſt entſchieden für eine kirchliche Reform, wenn auch nicht aus eigner religiöſer Ueberzeugung, es hat aber das inſtinctive Gefühl, daß eine ſolche nothwendig ſei, daß das alterthümliche Formenweſen nur die katholiſirenden und hierarchiſchen Tendenzen der Geiſtlichkeit fördere, und Freiheit in Sachen der Ueberzeugung und des Glaubens allein die chriſtliche Religion lebendig erhalten und zu fördern vermag.

Ein anderes Evenement war das Urtheil des Geheimen Raths in Beziehung auf die Essays and Reviews, nach welchem ein Geiſtlicher die göttliche Autorität irgend eines Theiles der Bibel leugnen, nicht anerkennen mag, aber nicht das Buch als Ganzes, wie auch, daß er ohne geſetzliche Cenſur die künftige Erlöſung ſowohl des Sünders wie des Gerechten behaupten mag, eine Entſcheidung, die natürlich von den Liberalen mit Jubel begrüßt, von den Klerikalen als unheilvoll beklagt und Veranlaſſung

zu der bekannten Adreſſe an die Erzbiſchöfe von Canterbury und York bot, in der das Verhalten dieſer Prälaten, die gegen eine ſolche Entſcheidung mit der Minorität geſtimmt, als ungemein tapfer anerkannt wird, ſie hätten ſich um die Kirche verdient gemacht, u. ſ. f.

Eine Frage beſchäftigt die Gemüther und zwar in den weiteſten Kreiſen, und zumal die Nächſtbetheiligten, eine Frage von tiefer Bedeutung, deren Löſung allein Frieden und Ruhe in die Herzen ſo Vieler zurückführen mag.

Es handelt ſich nämlich um Veränderung der bis jetzt geforderten unterſchriftlichen Erklärung des Geiſtlichen bei ſeiner Ordinirung, nach welcher er die „Artikel" unterſchreiben, nach dem 36ſten Canon die Suprematie der Königin und ferner anerkennen mußte, daß die Artikel übereinſtimmten mit dem Worte Gottes, daß das Prayerbook nichts dem Worte Gottes zuwider enthalte, und daß er die in dieſem Buche vorgeſchriebenen Formen des öffentlichen Gebetes gebrauchen wolle und keine anderen. — Bei jeder Beförderung mußte ferner immer wieder ein neuer Eid geleiſtet werden. Eine Reform wurde vielfach beantragt und endlich eine königliche Commiſſion ernannt, die nun folgende Formel proponirt: „Ich A. B. mache hiemit folgende feierliche Erklärung: ich anerkenne die 39 Religionsartikel und das Buch des Common Prayer, wie die Ordination der Biſchöfe, Prieſter und Decane in demſelben enthaltend. Ich glaube an die Doctrin der vereinigten Kirche von England und Irland, wie in demſelben ſich findend, als übereinſtimmend mit dem Worte Gottes, und in öffentlichem Gebete und bei Adminiſtration der Sacramente will ich die im beſagten Buche vorgeſchriebene Form und keine andere gebrauchen, oder es ſoll durch geſetzliche Autorität anders beſtimmt werden." — Wie bei allen andern Reformfragen, wagt man auch hier nicht ein Ganzes zu thun, ſondern ſucht ſich mit theilweiſen Veränderungen zu helfen. Es iſt nur eine ſcheinbare Befreiung von der frühern Laſt der Subſcription, die die Gewiſſen band. Ein theologiſches (liberales) Blatt ſagt: „Es iſt müſſig zu behaupten, daß die unterſchriftliche Erklärung eine loyale Garantie biete für geſunde Doctrin und ein Pfand bilde für Geſinnungseinigkeit in der Kirche, denn alle Welt weiß, daß größere Abweichungen von Geſinnung und Doctrin, als ſie gegenwärtig in der Kirche vorhanden, einfach unmöglich ſind. — Der gänzliche Mangel einer Subſcription könnte nicht Männer

zulaſſen, die mehr antiproteſtantiſche und unbibliſche Doctrinen predigen, als es gegenwärtig von vielen Kanzeln der etablirten Kirche der Fall." — Dieſe Frage hat um ſo größere Bedeutung, als gerade dieſe Subſcription den Austritt aller Diſſidenten, die nur die verſchiedenen Sectionen der Nonconformirten bilden, aus der Established Church veranlaßten. — Der verſtorbene Erzbiſchof Sumner ſchon erklärte: „Ich weiß nicht, was ich geſagt haben möchte in einer frühern Zeit, aber meine gegenwärtige Anſicht iſt, daß wenn es mir geſtattet wäre nur 20 Worte in dem Prayerbook zu verändern, ich 20,000 Diſſidenten in die Kirche zurückbringen würde." — Ich hätte noch viel zu ſagen über die liturgiſche Reformfrage, muß mich aber hiemit begnügen. — Ebenſo muß ich abſehen von der intereſſanten Controverſe zwiſchen Dr. Kingsley und Dr. Newman, der, nach ſeinem Uebertritte zur katholiſchen Religion, eine höchſt intereſſante und als aus der Feder eines ſo gelehrten Mannes, der einer der Pfeiler der Hochkirche war, hervorgehend, zugleich ſehr werthvolle Kritik des gegenwärtigen Zuſtandes der engliſchen Kirche gegeben, wie auch von dem in anderer Beziehung intereſſanten Conflicte, hervorgerufen durch die Entſetzung des Profeſſors der griechiſchen Sprache und Literatur zu Oxford, Mr. Jowett (nebenbei bemerkt eine Stelle, die nur mit 40 Pfd. ſalarirt war, jetzt jedoch in Folge des Streites auf 500 Pfd. gebracht iſt), durch den Dekan und das Capitel der Christ Church, der berühmten Lehranſtalt, wegen häretiſcher Anſichten ꝛc.

Eine intereſſante Epiſode bildet der Beſchluß der vier wichtigſten Inns of Court — Advokaten-Innung, nämlich, daß einer Aufnahme der dem geiſtlichen Stande angehörigen Perſonen in die Advokaten-Innung nichts entgegen ſtände, ſonach Geiſtliche Proceſſe führen, vor einem Gerichtshofe plaidiren mögen ꝛc. Darüber natürlich große Aufregung unter den Geiſtlichen. Der Biſchof von Oxford bemerkte, daß es danach nichts ungewöhnliches wäre, einen Geiſtlichen die ganze Woche in Old-Bailey plaidiren und am Sonntage auf der Kanzel predigen zu ſehen. — Dieſe Maßregel iſt von Wichtigkeit. Viele junge Leute erwählen den geiſtlichen Stand, bevor ſie ſich hinlänglich geprüft, ob ſie auch die innern Qualificationen beſitzen, häufig nur um eine Stelle bemüht, die ihren Mann ernährt. — Geriethen ſie nun ſpäter in Conflict mit ihrem Gewiſſen, mit ihren

Ueberzeugungen, so fanden sie sich für immer gebunden, „once a priest always a priest.“ — Nun ist ihnen die Möglichkeit gewährt, eine andere Carriere einzuschlagen. — Doch was soll nun der Bischof thun mit einem solchen abtrünnigen Geistlichen? Nach dem 76sten Canon ist den Geistlichen jede weltliche Beschäftigung bei Strafe der Excommunication untersagt. Eine Acte jedoch, die „Pluralities Act“ unter der jetzigen Regierung, gestattete Geistlichen gewisse Ausnahmen, sie konnten z. B. Directoren von Versicherungs-Gesellschaften, Banken ꝛc. sein. — Hier erinnere ich mich eines kürzlichen Falles mit einem reverenden Herrn, der Vorsitzender (Chairman) im Directorium einer Bank war, die schlecht verwaltet worden, große Verluste erlitt, nun liquidiren muß. Das Directorium wird verantwortlich gemacht für gewisse Unterschleife u. dgl., kurz eine sehr unangenehme Geschichte. Der reverende Chairman, der selbst mit etwa 10,000 Pfd. Actien betheiligt ist, hat natürlich sehr viel Unliebsames zu hören in den stürmischen Sitzungen der Shareholders, so daß er, all der Tracasserien müde, endlich in einer der letzten Zusammenkünfte erklärte, er würde gerne 10,000 Pfd. geben, wenn man ihm gestattete, sich zurückzuziehen und aller und jeder fernern Verantwortlichkeit enthöbe. Das Anerbieten ward angenommen und nun hat der speculative Herr Ruhe, freilich theuer genug erkauft.

Nun, um auf die erwähnte Maßregel zurückzukommen, so hat man von Seiten der Kirche eine Commission ernannt, die berathen und Vorschläge machen soll, ob ein solcher Geistlicher temporair zu suspendiren oder gänzlich aus der Gemeinschaft auszuscheiden sei.

Dann sind Veränderungen im Lehr- und Begräbnißdienst in Aussicht gestellt. Es ist kein Geringes, wenn die eisgefrorne Oberfläche, welche die Kirche in der Form, in welche sie vor 300 Jahren gebracht worden, durchbrochen wird. — Die englische Kirche steht zwischen dem Puritanismus und den römisch- und griechisch-katholischen Bekenntnissen, welche Stellung nun hier einen Versuch zur Union der verschiedenen Kirchen hervorgerufen hat. Verhandlungen haben einestheils mit den amerikanischen Kirchen, andererseits mit den griechischen Kirchen in Rußland, den Donau-Fürstenthümern ꝛc. stattgefunden. — Daß katholisirende Neigungen vorhanden und unter der Mehrzahl der Geistlichen weit verbreitet sind, hat man Ge-

legenheit genug zu bemerken. — Nicht zu reden von den Verſuchen hie und da zur Einführung eines pomphaften Rituals, Chorknaben, Weihrauch, Ohrenbeichte u. dgl., es ſpricht dafür ferner die Errichtung von Conventen, deren einer der eifrigſten Förderer, der rev. Mr. Lyne, ſich ſelbſt brother Ignatius nennend, einherwandelt als Barfüßler in mönchiſcher Kutte. — So hat er bekannt gemacht, daß am 29. März a. c. ein 40ſtündiges Gebet in dem Monaſterium gehalten werden wird, mit unausgeſetzter Verehrung des heiligen Sacramentes und die heilige Hoſtie (sacred Host) wird vom Tabernakel genommen und auf dem Altar ausgeſetzt ſein. — Publikum wird zugelaſſen; wer 1 Pfd. zahlt, als Beitrag zum Bau einer Kirche, für den wird gebetet werden. — Kein Wunder, daß ſolche Vorgänge vom Volke mit ſteigendem Mißtrauen betrachtet werden, während der Katholicismus mehr und mehr Boden gewinnt. — Dann und wann werden Vorgänge bekannt, wie mit Mary Ryau, die für geiſteskrank ausgegeben, gewaltſam nach Belgien in ein katholiſches Irrenhaus gebracht, wie mit der Miss M'Dermoll, die hier in ein Convent einzutreten verleitet wurde und andere. — Das Volk verlangt, die katholiſchen Convente ꝛc. ſollen unter Regierungsinſpection geſtellt werden. Die Regierung weicht dem Drängen aus. Von 1831—41 wuchs die katholiſche Bevölkerung um 14%, die Zahl der Prieſter um 25%; von 1841—51 wuchs die kathol. Bevölkerung um 13%, die Zahl der Prieſter um 45%; von 1851—61 wuchs die kathol. Bevölkerung um 12%, die Zahl der Prieſter um 37½%. 1830 waren 434 Prieſter, 1864 waren dagegen 1242 Biſchöfe und Prieſter; 1830 exiſtirten dagegen 410 katholiſche Chapels, 1864 waren 900 Cathedrale und Chapels, nicht gerechnet die Monasterii und Conventual Chapels, 1830 waren 16 Convente, 1864 dergleichen 162 —, 1830 exiſtirte kein einziges männliches Kloſter, 1850 waren 11, und 1864 waren 53. — In London waren

1821	Convente	1,	Prieſter	48	mit	24	Kirchen,
1851	„	9,	„	113	„	46	„
1863	„	25,	„	200	„	102	„

Solche Zahlen ſprechen deutlich genug.

Nun noch einige Mittheilungen über die Diſſenter-Gemeinden. Die wesleyaniſchen Methodiſten feierten das hundertjährige Beſtehen ihrer Miſſionsgeſellſchaft und auf der jährlichen Conferenz ihrer Geiſtlichen zu Bradford

ward die Mittheilung gemacht, daß ihr Jubiläums-Fond 190,000 Pfd. St. betrage. — Eines ihrer Organe jedoch macht folgende Bemerkung in Beziehung auf den abgestatteten Rapport. „Niemals floß so viel Geld in die Methodisten-Koffer, nie früher sind so viele neue und schöne Kapellen gebaut, niemals wurden so viele Candidaten in das Geistlichen-Amt gepreßt und doch — zur selben Zeit, wo die materielle Entwickelung solche Fortschritte gemacht, ist die geistliche zum Stillstand, wenn nicht Rückschritt, wenn auch vor der Hand einem unerheblichen gekommen."

Die Congregationalisten haben große Thätigkeit sowohl in der innern Mission, wie in der Errichtung von Kapellen gezeigt. — Man berechnet, daß für letztere Zwecke allein sie in England jährlich 200,000 Pfd. — zweimalhunderttausend Pfund, also gegen 1½ Million Rubel Silber spenden, welche Summe im vorigen Jahre sogar überschritten worden.

Die Baptisten besitzen in England und Wales nun 1119 Kirchen, 1888 Geistliche und 135,836 Glieder. — Diese Zahl von etwa 136,000 scheint mir zu geringe, denn man versichert mich, es müsse gegen 1 Million sein. — Diese Ziffern jedoch sind dem Almanach der Baptisten entnommen und müssen schon richtig sein, wenn nicht ein Druckfehler vorliegt. — Am meisten hat sich Mr. Spurgeon bemerkbar gemacht. Sein Geistlichen-Seminar ist eine beachtenswerthe Institution. — Begonnen 1856 mit 1 Lehrer und 1 Studenten, zählt es jetzt einen ganzen Stab von Tutors und Studirenden, die Tisch, Wohnung, Erziehung, Bücher und in manchen Fällen Kleidung frei haben. — In Verbindung mit diesem Seminar ist eine Abendschule, in der circa 200 Laien unterrichtet werden. — Die jährlichen Ausgaben für diese Anstalten betragen nahe an 3000 Pfd. — welche Summe durch den Verkauf der Spurgeonschen Predigten und durch freiwillige Beiträge aus den Büchsen im Tabernakel gedeckt werden.

Aus folgender kurzen Zusammenstellung wird man sehen, was durch sämmtliche protestantische religiöse Gemeinschaften in diesem Lande für christliche Zwecke geleistet worden, soweit die aufgewandten Geldmittel einen Maßstab für die Leistungen gestatten. — In dem Mai-Monat jeden Jahres finden Versammlungen der meisten religiösen Gesellschaften in London Statt, aus deren Berichten folgende Zusammenstellung gemacht worden, wobei angenommen ist, daß das

Einkommen der Bibel- und Tractat-Gesellschaften zu $\frac{3}{4}$ zu Hause, im Lande selbst, nur $\frac{1}{4}$ auswärts verausgabt werden.

1) Innere Mission und Erziehung:
Church of England 179,380 Pfd. St.
andere Gemeinschaften 137,984 „
317,364 Pfd. St.

2) Auswärtige und Colonial-Missionen:
Church of England 325,873 Pfd. St.
andere Gemeinschaften 281,381 „
607,254 Pfd. St.

924,618 Pfd. St.

Nach diesen Zahlen sähe es aus, als ob man mehr für die Fremde als für das eigne Land thäte. — Das ist nicht der Fall, denn in den obigen Zahlen sind nicht einbegriffen die Diöcesan-Gesellschaften, nicht die Kirchen- und Kapellen-Bauten, keine solche Unternehmungen als der Bischof von London Fond oder die Congregational Surrey Union und Andere. — Es handelt sich aber nur um Gesellschaften, die in London ihre Meetings halten und nicht um andere Local-Contributionen. — Was solche letztere sein mögen, kann wohl annähernd zusammengestellt und geschätzt werden auf etwa drei Million Pfd. St., die im vereinigten Königreiche contribuirt werden. — Außerdem werden jährlich etwa 90 neue Kirchen in England gebaut mit einem Kostenaufwande von 5000 Pfd. St. — jede einzelne. — Dann spenden die Congregationalisten 200,000 Pfd. St. jährlich in Kapellenbauten, wie vorhin erwähnt, und die Ausgaben aller andern Nonconformisten ist wohl denen der Congregationalisten gleich. — Sonach würden sich die für geistliche Zwecke in England contribuirten Summen belaufen als durch die Londoner Gesellschaften auf 300,000 Pfd. St.
Local-Contributionen . . . 3,000,000 „
Kirchen- und Kapellen-Bauten 850,000 „
Zusammen 4,150,000 Pfd. St.

Wie Verdienste populairer Geistlichen anerkannt werden, dafür einige Beispiele. — Im Januar ward dem Dr. Campbell, einem der thätigsten Herausgeber und Mitarbeiter des Journal „Nonconformist“ und anderer geistlicher Werke, ein Banquet unter dem Vorsitze Lord Shaftesbury's gegeben und ihm zur Sicherung seiner alten Tage ein Geschenk *von 3000* Pfd. St. gemacht. — Vor einigen Wochen

dem Rever. Dr. Guthrie ein Geschenk von 5000 Pfd. St. und ein Theeservice, Werth 125 Pfd. St.

Die Wittwe eines Mr. John Scott hat verschiedenen religiösen Gesellschaften für Mission, Bibelverbreitung u. s. w. ein Vermächtniß von 60,000 Pfd. St. gemacht.

Im Beginn dieses Jahrhunderts hat ein Mr. James Farmer 15,715 Pfd. St. legirt zu dem Zwecke, daß alle 25 Jahre an seinem Todestage 500 Pfd. St. dem würdigsten Mädchen aus der geistlichen Waisen-Corporation, einer Mädchen-Lehranstalt, ausgezahlt werden soll. — In diesem Jahre nun fand eine solche Ceremonie Statt.

Eben ist nun auch das Urtheil des „Judicial Committee of the Privy Council" erschienen in der Appellsache des Dr. Colenso. — In der That ein gar interessantes Actenstück. — Der Lordkanzler als Vorsitzender erklärt zuvörderst, daß die Krone gar kein Recht habe, neue Bischofssitze zu creiren, — das ist ein Prärogativ des Parlaments, oder in den Colonien ein Recht der Legislatur, wo eine solche existirt. — Der Bischof von Capetown ist daher kein Metropolitan, hat keine Jurisdiction, also auch kein Recht, einen andern Geistlichen abzusetzen. — Ich bemerke, daß es sich hier nur um juridische Maßregeln handelt und nicht um religiöse Ansichten und Ueberzeugungen. — Dr. Colenso kann also wieder Besitz von seinem Bisthum nehmen, wenn die Eingepfarrten ihn haben wollen, was von einer Seite in Abrede gestellt wird, was aber Dr. Colenso auf einen Versuch ankommen lassen und im Juni nach Natal zurückkehren will. — Großes Erstaunen hat die Entscheidung verursacht, namentlich in Beziehung auf die Gründe, nach welchen also die Ernennungsdecrete der Regierung, redigirt von den ersten Männern des Landes, versehen mit dem großen Staatssiegel, registrirt ꝛc., nichts werth seien.

Anzeige.

Auf Wunsch der Livländischen Synode werden die seit zwei Jahren bei H. Hansen in Narva erscheinenden „**Mittheilungen aus der Heidenwelt**“ mit dem Januar 1866 in veränderter Gestalt erscheinen, unter dem Titel:

Missionsblatt
für die evangel.-luth. Kirche Rußlands,

herausgegeben von

W. Hansen, Pastor zu Paistel. und R. Vogel, Pastor adj. zu Laudohn.

Dieses Blatt soll ein Missionsmagazin sein, also das ganze Gebiet evangelischer Mission an Heiden, Juden und Muhamedanern umfassen, und darum Schilderungen der Missionsgebiete, geschichtliche Darstellungen der Missionsarbeit der evangelischen Kirche neuerer und neuester Zeit bringen, womöglich sämmtliche wichtige Erscheinungen auf dem Gebiete evangelischer Mission der Gegenwart registriren, klare Anschauungen über die rechte Art des Missionsbetriebes verbreiten ꝛc.; namentlich aber möchte es darüber Bericht erstatten, was in unserem Lande und durch von uns ausgegangene Missionare für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter Nichtchristen geschieht; zu gemeinsamer Arbeit auf diesem heiligen Gebiete möchte es alle Glieder unserer Landeskirche vereinigen, und so an seinem Theile ein neues Liebesband um die zerstreuten Lutheraner Rußlands schlingen.

Monatlich erscheint ein Heft; Preis pro Jahrgang mit Zusendung per Post 1 Rbl. 50 Kop. S.

Bestellungen und Pränumerationszahlungen auf dieses Blatt nehmen an:

Für das Innere des Reiches: Herr Pastor C. Bertoldy in Peterhof und Pastor adj. R. Vogel in Laudohn pr. Jacobstadt;
„ Estland, Oesel und das estnische Livland: Past. W. Hansen zu Paistel pr. Fellin;
„ das lettische Livland: Pastor adj. R. Vogel zu Laudohn pr. Jacobstadt;
„ Kurland: Hr. Consistorialrath Pastor prim. Neander in Mitau;
„ Riga: Hr. Pastor H. Poelchau.
In Narva: die H. Hansensche Buchhandlung.

Sämmtliche Herren evangel. Prediger und Lehrer Rußlands werden um freundliche Hilfe bei Verbreitung des Blattes, alle ſonſtigen Freunde des heiligen Miſſionswerkes um rege Theilnahme an dem neuen Unternehmen gebeten.

Den Herren Predigern in den Oſtſeeprovinzen ſteht es frei, die Pränumerationszahlungen entweder ſogleich den oben genannten Agenten zuzuſenden, oder ſie erſt auf den reſp. Jahres-Synoden ihrer Conſiſtorialbezirke zu machen.

Schließlich wird um recht baldige Beſtellung und recht genaue Angabe der Adreſſen gebeten.

„Und der Herr, unſer Gott, ſei uns freundlich und fördere das Werk unſerer Hände bei uns; ja das Werk unſerer Hände wolle Er fördern!“

W. Hanſen. R. Vogel.